Essays

Essays

von

Franz Xaver Kraus.

Erste Sammlung.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1896.

Sr. Königlichen Hoheit

meinem durchlauchtigsten Landesherrn

Großherzog Friedrich von Baden

zum siebenzigsten Geburtstag

ehrfurchtsvoll

zugeeignet.

Vorwort.

Die in diesem Bande zusammengestellten Aufsätze sind bis auf einen sämmtlich im Laufe der letzten zehn Jahre in der „Deutschen Rundschau“ erschienen. Man pflegt den Wiederabdruck derartiger „Ferienschriften“ damit zu motiviren, daß dem Verfasser zahlreiche Aufforderungen zu einer neuen Ausgabe derselben zugegangen seien. Bedarf es einer derartigen Rechtfertigung? Ein Schriftsteller schreibt, um gelesen zu werden; man kann ihm nicht verdenken, wenn er seinen Schriften möglichst große Verbreitung wünscht. Das Publicum hat dann zu beurtheilen, ob sie einer solchen werth sind oder nicht. Wer die hier vorliegenden „Essays“ gelesen hat, wird nicht verkannt haben, daß sie alle im Zusammenhang einer bestimmten idealistischen Auffassung stehen; die Absicht dieser zu dienen, gehört zur Lebensaufgabe, die der Verfasser sich gestellt oder von der er glauben muß, daß sie ihm gestellt ist. Er kann daher nur verlangen, von Freund und Feind gelesen zu werden und bietet daher dem Einen wie dem Andern von Neuem eine Unterhaltung über Menschen und Dinge dar, welche sicherlich nicht zu den am wenigsten anziehenden aus Vergangenheit und Gegenwart gehören.

Seine Kgl. Hoheit der Großherzog von Baden hat geruht, die Widmung dieses Bandes zu Allerhöchstseinem siebenzigsten Geburtsfeste entgegenzunehmen. Es war mir eine wahre Genug-

thuung, diese „Sammlung" einem Fürsten widmen zu dürfen, welcher, seit ich in Badischen Diensten stehe, stets das wärmste Verständniß und die huldvollste Förderung meiner Absichten bewiesen hat. Indem ich diese Blätter zur Feier des 9. September darbiete, gebe ich nur der tiefen und unauslöschlichen Dankbarkeit Ausdruck, welche mich der Allerhöchsten Person und dem durchlauchtigsten Hause meines Landesherrn verknüpft.

Freiburg i. Br., im Juli 1896.

Franz Xaver Kraus.

I.

Ludwig Spach.[1]

(1880.)

[1]) Nach dem Tode Ludwig Spach's ersuchte die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" den Verf. um einen Nekrolog desselben, welcher in den Nrn. 306 und 307 des Jahrgangs 1879 erschien. Da der Aufsatz sich einige Freunde erwarb, veranlaßte Herr Gustav Spach, Generalsecretär des Straßburger Bürgermeistereiamtes, einen neuen Abdruck desselben, welcher nicht in den Handel gelangte.

Dieser Ausgabe wurde außer einigen Berichtigungen, bezw. Erweiterungen des Textes, eine Bibliographie der Spach'chen Werke beigegeben, bei deren Zusammenstellung Herr L. Mohr in Straßburg den Verf. wesentlich unterstützt hat.

Bei dem jetzigen, dritten Abdruck sind die bibliographischen Beilagen weggeblieben.

Ludwig Adolf Spach war, nach Ausweis der Standesregister, am 27. September (nicht 8. November) 1800 in Straßburg als der Sohn des Kaufmanns Samuel Jakob Spach und dessen Gattin Maria Dorothea Röderer geboren. Ob letztere eine Anverwandte des bekannten Grafen Röderer war, scheint unentschieden. Als dieser in der Geschichte des Directoriums und des ersten Kaiserreiches vielgenannte Mann im Jahr 1814 während der ersten Blockade Straßburgs als kaiserlicher Commissär daselbst regierte, drangen Verwandte und Bekannte in Spachs Vater ein: er möge sich die vermuthliche Verwandtschaft mit dem Machthaber zu Nutzen machen, um so mehr, als er als Capitän der Nationalgarde leicht Zutritt zu dem Grafen haben konnte. „Der Capitän, ein einfacher, schlichter, anspruchsloser Mann erwiderte: wozu? und ließ die Sache auf sich beruhen." So erzählt unser Spach selbst, und gibt uns damit, ohne es zu wollen, einen Zug jener Bescheidenheit und Uneigennützigkeit zum Besten, der, ein hervorstechendes Erbtheil, von dem Vater auf den Sohn, sagen wir die Söhne, übergegangen ist. Spach hatte zwei Brüder, von denen der eine, der langjährige Hausgenosse Ludwigs, als Generalsecretär der Mairie, ein hochgeschätzter Beamter, ihn lange überlebte (st. 1895), der jüngere im Frühling 1879 als Conservator am Jardin des plantes zu Paris gestorben ist. Hervorragende Organe haben seiner Zeit nicht ermangelt, auf die Verdienste dieses aus-

gezeichneten, hochverdienten und dabei unglaublich anspruchslosen Gelehrten hinzuweisen.

Seine ersten Studien machte Spach in Straßburg in einer französischen Pensionsanstalt, in der er zwei und ein halbes Jahr zubrachte. Dann ward er, wohl mit Rücksicht auf seine Gesundheit, einem Landpfarrer seiner Confession (der protestantischen) anvertraut (1812); er selbst hat darüber Aufzeichnungen hinterlassen. „Es wurde mir", erzählt er in seiner Skizze eines protestantischen Pfarrhauses im Elsaß, „unter dem ersten Kaiserreich in meiner Knabenzeit das unverhoffte Glück, beinahe ein Jahr lang als Pensionär in einer elsässischen Landpfarre zu verleben. Das war ein Silberblick in einer nicht immer durch Sonnenschein verklärten Lebensperiode. An den ländlichen Aufenthalt denke ich noch oft mit Freude, an den geistlichen Inhaber des Pfarrhofes mit Verehrung. Das Dorf hieß Lampertheim (eine Meile nordwestlich von Straßburg), der Pfarrer hieß Vierling. Mein etwas jüngerer Bruder hatte bereits das Jahr zuvor (1811) unter der Obhut des Ehrenmannes zugebracht; mehreremal hatte ich mit meinen Eltern das Dorf besucht, meines Bruders Loos beneidet. In freier Luft, in heiterer Umgebung, mit zwei oder drei Schulgenossen, mitten in einer liebreichen Familie, mit Arbeitsstunden durchaus nicht überladen, schien er mir ein beglückter Junge. Das Anziehendste in der Lage war besonders die zwanglose Art des Unterrichts und die Persönlichkeit des Hausherrn, eine halb ernsthafte, halb joviale Natur; witzig, liebreich und mild, doch an der Hausregel festhaltend; häufige Spaziergänge in der anmuthigen, fruchtbaren Gegend; keine Spur von Zwang; einfache, halb städtische, halb ländliche Kost, dem stets wachen Appetit des Knaben angemessen; Gastfreiheit und häufige Besuche von Stadt- und Landbewohnern; eine realisirte Idylle, eben so schön wie die von Sesenheim, ohne deren Kehrseite."

Wer Spach's Dichtungen kennt, wird kaum daran zweifeln, daß diese ersten Jugendeindrücke noch lange nachgewirkt und

manchem Bilde, das er später gemalt, die eigenthümliche „Stimmung“ gegeben. „In Lampertheim“, fährt er fort, „ging mir überhaupt ein neues Leben auf. Ich bepflanzte ein mir eigen zugewiesenes Gartenbeet und faßte es ein mit den üppig sprossenden Frühlingspappelzweigen. Kleine Vögel durfte ich hegen; sie gediehen wenig unter meiner Hand; die entseelten begrub ich im Beisein meiner Kameraden und componirte dazu Grabrede und Leichengesang. Schienen es doch Vorbereitungen zu einem künftigen Beruf; der Apfel fiel jedoch weit vom Stamm.“

Eine Erkrankung, welche der Knabe sich auf dem Wege zur Stadt in rauher Winterszeit zugezogen, veranlaßte die Eltern, ihn nach Straßburg zurückzubringen und dem dortigen protestantischen Gymnasium zu übergeben, dessen Studienkreis er rasch und mit glänzendem Erfolg durchmaß. Mit 16 Jahren bestand er sein Examen als Bachelier-ès-lettres und trat, da er dem theologischen Studium bestimmt war, ins protestantische Seminar ein, wo er, wie es scheint, den vollständigen Cursus zurücklegte und Baccalaureus in der Theologie wurde. Man sagt mir, ein längeres Brustleiden[1]) habe ihn veranlaßt, dem theologischen Studium Lebewohl zu sagen und sich dem der Rechte zuzuwenden, welchem er von 1820—1823 an der Straß-

[1]) Diese Erkrankung führte ihn nach Lausanne, wo er im Hause eines Oheims Aufnahme und liebreiche Pflege fand. Der Genfer See blieb seither der Mittelpunkt seiner köstlichsten Erinnerungen. Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen der Jüngling die Stätten betrat, an welchen Rousseau seine neue Heloise hatte leben, lieben, leiden lassen. Die Schweiz ward ihm überhaupt seither eine zweite Heimath, und es ist nicht zufällig, daß zwei Charakterrollen seiner später geschriebenen Romane „Henry Farel“ und „Roger de Manesse“, in denen ein gutes Stück von dem Autor selbst steckt, dem Lande der freien Berge angehören, dem er auch den Pseudonym (Louis Lavater) entlehnte, unter welchem er zuerst in der Litteratur auftrat. Später hat er die Schweiz vielfach durchwandert. Als er infolge des römischen Klimas und geistiger Anstrengungen zwischen 1835—1840 sehr leidend war, suchte und fand er in ihr, diesmal in Gais in Appenzell, wiederum Kräftigung. Mit besonderer Genugthuung erzählte er von einer Reise durch das Vorderrheinthal, die wohl in dieselben Jahre fällt.

burger Juristen-Facultät oblag. Ich vermuthe, daß Spach's Neigung für den geistlichen Stand, wenn er eine solche überhaupt je empfunden, sehr früh erkaltet war. Die Zeit und Welt, in welcher der junge Mann aufwuchs, war nicht religiös gestimmt; sein äußerst lebhafter Geist hatte ihn früh mit Dingen bekannt gemacht, welche den Bruch mit den religiösen Ueberzeugungen seiner ersten Jugend herbeiführen mußten. Er hat mir, als wir von Rousseaus „Confessions" sprachen, einmal gestanden, welchen Einfluß dieses Buch auf ihn geübt, als es ihm in seinen Jünglingsjahren in die Hände fiel. Um es ungestört zu lesen, flüchtete er sich mit demselben auf die Bänke der Ruprechtsau oder des Contades; er verschlang die „Bekenntnisse" mit leidenschaftlicher Neugierde, und sie wurden ihm eine furchtbare, sein ganzes Wesen aufregende, wenn auch in vieler Hinsicht ihn anwidernde Offenbarung.

In diese Zeit (1822—1823) fallen Spach's erste kleine Triumphe und sein Eintritt ins Leben. Für seinen frühreifen Geist mußte es ein großer Genuß sein, in dem Salon der Freifrau von Lewezow einen Kreis anziehender Persönlichkeiten kennen zu lernen, über welchen er in dem schönen Aufsatze „Un salon à Strasbourg sous la Restauration" (gelesen in einer Sitzung der Société des sciences und der Société littéraire, 26 déc. 1869), eingehende Mittheilungen macht. Diese schöne und geistreiche Polin hatte die Absicht, Spach als Hauslehrer mitzunehmen; das Nichtzustandekommen dieses Projektes beraubte ihn des Vergnügens, Goethe kennen zu lernen. Als die Baronin Straßburg verließ, wandte sie sich nach Karlsbad; hier war es, wo ihre Tochter Ulrica einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den greisen Dichterfürsten machte, welche diesen sogar an eine Verbindung mit dem kaum herangewachsenen Mädchen denken ließ. Eine andere Begegnung, welche noch in Spach's Studienzeit fiel, war die mit dem General Foy. Eine Einladung des großen Fabrikbesitzers Hartmann, in Münster (Sainte-Marie-aux-Mines), führte ihn dorthin, wo ihm der Auf-

trag wurde, an diese damals das Elsaß bereisende politische Celebrität eine poetische Anrede zu halten. Er that dies, und noch in alten Tagen konnte er sich an diesem seinem ersten halböffentlichen Erfolge erfreuen.

Nach diesen Lehrjahren folgten lange Wanderjahre. Eine bestimmte Laufbahn eröffnete sich unserm Freund offenbar nicht; vielleicht konnte der freie, höheren geistigen Regionen zustrebende junge Mann sich nicht entschließen, sich in einer Beamten-Laufbahn an die Scholle und ans Brett zu binden. Er ward also Hofmeister; aber sein guter Stern führte ihn in ein Haus, das zu Ende der Restauration und unter der Juliregierung einer der glänzendsten Mittelpunkte der damaligen Pariser Geburts- und Geistesaristokratie war. Der Graf von St.-Aulaire übergab unserm jugendlichen Elsässer seine Kinder zur Erziehung und nahm ihn später, als er nach dem Sturz der Bourbonen De la Ferronnays' Nachfolger als französischer Botschafter zu Rom wurde, dorthin als Privatsecretär mit. Spach muß in hohem Grade das Vertrauen dieser ausgezeichneten Familie gewonnen haben. Die Gräfin von St.-Aulaire, eine der bedeutendsten Frauen jener Zeit, wurde für ihn das Ideal einer geistvollen und edlen Weltdame, und ich zweifle nicht, daß er ihrem Umgang einen guten Theil seiner innern Durchbildung verdankte. Ihre Tochter, die spätere Marquise d'Harcourt, ward Spach's Lieblingsschülerin; daß sein Unterricht an ihr nicht verloren war, zeigte der rasch aufblühende Geist dieser hochgebildeten Frau, wie wir ihn früh schon aus Doudan's Correspondenz kennen lernen. Für Spach war es ein wahrer Trost, noch bis in die letzten Jahre seines Lebens Beweise der Aufmerksamkeit von einer Familie zu erhalten, der er so ganz ergeben war[1]).

[1]) Ueber den Aufenthalt Spach's in der Familie St. Aulaire und seine Reisen in der Schweiz und Italien existiren zwei längere Berichte von seiner Hand, ein älterer französischer, und ein in den letzten Jahren vor seinem Tode als Anfang einer Autobiographie niedergeschriebener in

In Paris, zum Theil im Hause der St.-Aulaire, wurde Spach mit der Mehrzahl der litterarischen Celebritäten jener Tage bekannt, die an großen Talenten eben so reich wie die Napoleonische Zeit an solchen arm waren. Guizots, Villemains, Cousins Vorlesungen, dann denjenigen St.-Marc Girardins wohnte er fleißig bei und lernte bei ihnen die elegante Manier des spätern Conferenciers. Mit Männern, wie Thiers, Beugnot und Lamartine, kam er im Hause der St.-Aulaire zusammen; eben da mußte er Aug. de Staël, Broglie u. a. m. oftmals sehen. Er sah aber auch noch die Récamier, und war der einzige, der mir noch aus eigener Anschauung jenen merkwürdigen Salon schildern konnte, in welchem der alternde Châteaubriand sich vergöttern ließ. Ob Spach in nähere Beziehungen zur George Sand trat, kann ich nicht sagen; indessen läßt sein vertrautes Verhältniß zu David Richard, dem Gründer von Stephansfeld, dem treuen, auch nach seinem Uebertritte zum Katholicismus von ihr nicht verlassenen Freund, wohl darauf schließen, daß ihm die Dichterin der „Indiana" nicht fremd geblieben. Ein anderer Freund Richards, der Abbé Félicité de La Mennais, konnte für Spach kaum etwas Sympathisches haben. Dagegen verkehrte er viel mit Doudan, dessen Briefwechsel die bisher nur Wenigen bekannte Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes enthüllt hat. Spach, welcher der Doudan'schen Correspondenz eine eingehende Studie gewidmet hat, spricht sich in derselben also aus: „während sechs bis acht

---

deutscher Sprache. Beide sind offenbar auf Grund von Tagebüchern verfaßt und bieten eine Fülle interessanter Erinnerungen, über deren Verwerthung für die Oeffentlichkeit bis jetzt nichts entschieden ist. Das Gleiche gilt von einer kurzen Autobiographie, welche, ebenfalls in französischer Sprache und in den letzten Lebensjahren Spach's verfaßt, ein abgerundetes Bild seiner Jugend bis 1840 bietet. Alle diese Aufzeichnungen glänzen ebenso durch die Lebhaftigkeit und Anmuth der Darstellung wie durch die Fülle interessanter Notizen, und verdienten durchaus die Veröffentlichung. Der Verfasser ist durch Verfügung des Hrn. Gustav Spach in den Besitz dieser Aufzeichnungen gelangt.

Jahren kannte ich den Verfasser dieser originellen Briefe ziemlich genau, verkehrte oft mit ihm, eine ähnliche Beschäftigung in zwei befreundeten Häusern führte uns zusammen; aber da ich ihm doch ferner stand, als die hundert und abermals hundert Celebritäten, mit welchen er in seiner langen Laufbahn in Berührung kam, so glaube ich, mein Urtheil über ihn ist ganz unparteiisch; es mischt sich nur in den persönlich sympathischen Antheil, den ich an dem liebenswürdigen Abgeschiedenen jetzt nach so vielen Jahren nehme, eine unbezwingliche Wehmuth — die Erinnerung an die längst geschwundene Jugendzeit und der Unwille gegen mich selbst, dieses intellectuelle Verhältniß nicht besser begründet und die wenigen fragmentarischen Andenken von ihm nicht bewahrt zu haben. Während den Bekümmernissen, Aufregungen und Befürchtungen der Februar-Revolution gingen alle meine epistolarischen Errungenschaften in Rauch auf. Ich gäbe vieles darum, mehrere derselben aus der immer noch glimmenden Asche des unseligen Autodafé's wieder herausziehen zu können, sollte ich mir auch dabei die Finger verbrennen". Diese Vernichtung seiner ganzen vor 1848 fallenden Correspondenz hat Spach überhaupt oft bitter beklagt; sie würde, wäre sie erhalten, sicherlich ein hochinteressanter Beitrag zur innern Zeitgeschichte bilden.

Der Aufenthalt in Rom (1831—1832), welches Spach mit den St.-Aulaire bereits im Jahre 1826 kennen gelernt hatte, war für ihn eine Quelle höchsten Genusses. Sprach man von Rom und seinen Monumenten, so leuchtete ein Stück Jugendsonne in seinen Augen. Der Umgang mit Gerhard weihte ihn in die archäologischen Bestrebungen ein; eine Reise nach Neapel führte seiner Seele einen neuen Schatz von Poesie zu. Aber schließlich scheint ihn das Klima Roms aus Italien vertrieben zu haben; oft behauptete er mir gegenüber: daß die Sommermonate, welche er in seiner amtlichen Stellung in Rom zuzubringen genöthigt gewesen, den Grund zu dem überhandnehmenden Leiden seines Nervensystems gelegt hätten.

In diese Zeit fällt die Ausarbeitung von Spach's erstem größern Werke, sagen wir es gleich, der litterarisch bedeutendsten That seines Lebens. Die beiden Bände, welche er unter dem Pseudonym „Louis Lavater" und unter dem Titel: „Henri Farel", Paris 1834, bei Ad. Guyot herausgab, gehören jetzt zu den seltensten Nummern des alsatischen Büchermarktes und sind kaum mehr aufzutreiben[1]). Daß Elsaß nicht bloß den landwirthschaftlichen Hintergrund der Erzählung bildete, sondern auch gewisse thatsächliche Familiengeschichten hier stark verwerthet waren, konnte man dem Verfasser niemals ganz in seiner Heimath verzeihen; die strengen Protestanten des Elsasses nahmen an der unbefangenen Besprechung gewisser Pariser Sittenzustände nicht weniger Anstoß, als an der unleugbaren Verwandtschaft, welche der Roman in seinen Motiven und seiner Entwickelung mit Goethe's „Wahlverwandtschaften" und der eben (1832) erschienenen „Indiana" der George Sand aufwies. So erklärt sich, daß man das Buch möglichst verschwinden machte und daß der Autor selbst, in seine Heimath zurückgekehrt, mit Rücksicht auf seine puritanischen Freunde und Freundinnen, nichts that, um es der Vergessenheit zu entreißen. Und doch hatte St.-Marc Girardin den „Henri Farel" mit glänzendem Lob in die französische Litteratur eingeführt; die Sand hatte den Verfasser für einen vollkommenen Kenner des weiblichen Herzens erklärt. Erst in den letzten Jahren seines Lebens hatte Spach die Genugthuung, das Werk seiner Jugend gewissermaßen wieder „ausgegraben" zu sehen; kein Geringerer war es als Wilhelm Scherer, der dem „Henri Farel" endlich zu seinem Recht verhalf und, der erste unter den deutschen Kritikern, auf die hohe Bedeutung dieser Leistung hinwies, welche er unbedenklich den

[1]) „Henri Farel" ist vor einigen Jahren in der „Straßb. Post" in deutscher Uebersetzung von Ludwig erschienen. In meinem Besitz befindet sich die von L. Spach selbst geschriebene Uebertragung, bezw. Ueberarbeitung des Romans, welche in die letzten Jahre vor seinem Tode fällt.

Erzählungen von Erckmann-Chatrian vorzog[1]). Scherer's Analyse ist nicht blind für die Schwächen dieser Erstlingsarbeit; „aber neben einzelnen Fehlern, welchen bedeutenden Eindruck empfängt man doch im Ganzen! Welche reichen Anlagen, welche tiefergreifenden Situationen, welche Kenntniß des weiblichen Herzens, welche drastischen Erfindungen! Wie schade, daß diesem ersten Schritt keine weiteren folgten, daß der Verfasser sein Talent nach dieser Seite nicht ausbildete! . . . . Soll ich zu schildern versuchen, welchen verhängnißvollen Einfluß die Rückgabe des Elsasses an Frankreich in den Pariser Verträgen von 1814 und 1815 auf Ludwig Spach ausgeübt hat? — Was hätte ein Mann von diesen wissenschaftlichen und poetischen Gaben für die deutsche Litteratur werden können! Was für einen Geschichtsschreiber hätten wir an ihm gewonnen mit dieser glücklichen Anmuth und Leichtigkeit der Sprache, mit dieser vergegenwärtigenden Phantasie, mit dieser Gabe zu charakterisiren, mit diesen allseitigen Culturinteressen und dem sichern Blick für politische Verhältnisse."

Wenn es in dem Angeführten heißt: Spach habe in der Richtung des Romans nicht weiter gearbeitet, so ist das nicht ganz genau; er schrieb später noch Romane, den „Nouveau Candide" und „Roger de Manesse"; beide sind jetzt unauftreibbar. Spach selbst besaß lange Zeit kein Exemplar des „Nouveau Candide" mehr; er hatte sein Handexemplar vor vielen Jahren einer Bekannten, der französischen Generalin H., anvertraut; als er es zurückbegehrte, gestand ihm die Dame, daß sie das Buch auf Veranlassung ihres Beichtvaters ins Feuer geworfen habe. Bei dem Thema des Romans und der zuweilen stark realistischen Malerei italienischer Sitten und Zustände begreift sich das einigermaßen; auch ich kann manche Ausführungen in dem „Nouveau Candide" nicht loben, so wenig, wie ich das Thema

---

[1]) W. Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich. Berl. 1874, S. 422 ff.

oder die tragische Lösung des Konflikts in „Henri Farel" gutzuheißen vermag; ein in Empfindung, Ausdruck und Tendenz unsittliches Buch hat dagegen unser Spach nie geschrieben, und Scherer sagte nicht zu viel, wenn er meinte: „wer sich in den Bann seiner Persönlichkeit begibt, der betritt eine Region des Friedens. Alles, was Anstoß erregen könnte nach irgend einer Seite hin, das ist daraus verwiesen; es ist vorsichtig verhüllt oder discret angedeutet, es ist gemildert und des Stachels beraubt." Spach's wunderbar ausgebildeter Tact und der angeborene Adel seiner Empfindung schützten ihn hier vor Ausschreitungen, denen allerdings ein Geist ausgesetzt war, der eine so entschiedene Einwirkung Rousseau's und Goethe's erfahren hatte.[1])

Die Jahre 1835—1839, welche Spach theils in Straßburg und der Schweiz, theils in Paris zubrachte, waren eine Periode anhaltender Krankheit. Der Wunsch, eine selbständige Stellung zu erlangen, führte ihn, nachdem er in verschiedenen Familien als Hauslehrer gewirkt, endlich in die Vaterstadt zurück. Er hatte eine Zeit lang sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, in die politische Laufbahn einzutreten, mit der ihn sein Aufenthalt in Rom bekannt gemacht. Andrerseits lockte ihn die Aussicht auf eine Professur der ausländischen Litteratur an der Straßburger Facultät: man zog ihm eine andere Persönlichkeit vor, die mehr den Anstrich fachmännischen Wissens haben mochte. So entschloß er sich endlich, die damals (1839) neu creirte

---

[1]) Der „Nouveau Candide" spielt in seinem ersten Theile in Rom; der zweite ist nie geschrieben oder wenigstens nie vollendet worden. Es ist nicht schwer, in Samuel, dem Helden des Romans, ein Stück von Ludwig Spach wieder zu erkennen, wie er die Denkmäler der Vergangenheit und die Menschen der Gegenwart studirend in den Ruinen Roms umherwandelte. Auch „Roger de Manesse", der Held des letzten von Spach geschriebenen Romans, trägt die Familienähnlichkeit an sich. Wer Spach in seinen jungen Jahren nicht gekannt hat, mag sich seine geistige Physiognomie aus dem Studium dieser mit sichtlicher Vorliebe behandelten Doppelgänger reconstruiren.

Stelle eines Departemental-Archivars anzunehmen. Spach war für ein solches Amt nicht speciell vorbereitet; die paläographischen Studien hatten ihm bis dahin fern gelegen, die Technik des archivalischen Dienstes mußte ihm fremd und konnte seinem lebhaften, auf ästhetischen Genuß ausgehenden Geiste kaum anders als antipathisch sein. Um so höher ist die Treue und Hingebung anzuerkennen, mit der er sich seinem neuen Berufe widmete. Ueber manche unerfreuliche Episoden desselben hat sich Spach selbst in den in der „Straßburger Zeitung“ 1877 veröffentlichten „Fragmentarischen Erinnerungen eines alten Archivars“ verbreitet. Das Departemental- (jetzige Bezirks-) Archiv des Unterelsasses besteht, in seiner historischen Abtheilung, aus der archivalischen Hinterlassenschaft der in der Revolutionszeit aufgehobenen Stifte und Klöster; ein wichtiger Bestandtheil desselben ist das einstmals von dem berühmten Abbé Grandidier verwaltete fürstbischöfliche Archiv, dessen Inventar der im 35. Lebensjahre verstorbene Grandidier in 36 Foliobändeu hinterlassen hat. Auf Grandidier's Spuren und voll warmer Verehrung für seinen Vorgänger ging Spach weiter. Das in 38 Foliobänden hinterlassene Inventar seines Archivs bildet ein bleibendes Zeugniß der Hingebung und Ausdauer, mit welcher er seiner Aufgabe oblag; einen übersichtlichen Auszug dieses Repertoriums geben die in 6 Bänden, Straßburg 1863—1872, zum Theil also noch unter der deutschen Verwaltung, veröffentlichten „Inventaires sommaires“, bei denen man nur mit dem Verfasser selbst bedauern muß, daß ihm das Pariser Reglement eigenthümliche, den wissenschaftlichen Anforderungen keineswegs allweg entsprechende Normen vorschrieb. Nach einer anderen Richtung suchte Spach seinem Beruf als Archivar gerecht zu werden, indem er zahlreiche Urkunden veröffentlichte und viele Partien der elsässischen Geschichte mit Hülfe seiner archivalischen Quellen neu bearbeitete. Eine Sammlung seiner kleineren historischen und archäologischen Aufsätze besitzen wir in den „Oeuvres choisies“ (5 Bände, 1866—1871), welche infolge des Brandes,

der vor einigen Jahren das Haus Berger-Levrault in Nancy heimsuchte, jetzt selten geworden sind. In seinen „Lettres sur les Archives départementales du Bas-Rhin“ (Straßb. 1862) gab Spach in gefälliger Form dem großen Publicum Nachricht über die reichen Hülfsmittel, welche sein Archiv für die Geschichte Straßburgs und des Elsasses bietet; in der „Histoire de la Basse-Alsace et de la Ville de Strasbourg“ (1860) verarbeitete er das Material zu einer kurzen, aber gewandt geschriebenen und noch jetzt lesenswerthen Geschichte seiner Heimath. Ein verwandtes Thema behandelt die von ihm auf dem Straßburger Kongreß von 1842 gehaltene Rede „La Ville et l'Université de Strasbourg en 1770“ (Congrès scientifique de France, X, I, 65).

Spach's amtliche Thätigkeit beschränkte sich aber nicht auf das Archiv. Vierzehn Jahre hindurch bekleidete er außerdem die wichtige Stellung eines Cabinetschefs des Präfekten (1839 bis 1853), welche ihm Gelegenheit gab, auf dem Gebiete der Verwaltung vielfach thätig zu sein. Nach einander wurde ihm das Referat über die Rheinschiffahrt und Rheinkorrektion, über die Kanalbauten, das Unterrichtswesen, die Gefängnisse, die Einleitung zum Bau der Pariser Eisenbahn anvertraut. Auch die Archive der Städte und Landgemeinden besuchte er, um im Auftrage des Ministeriums eine Inventarisirung und bessere Ordnung derselben anzubahnen. Die „Description du Département du Bas-Rhin“, erst 1871 in Paris publicirt, ist das letzte Zeugniß seiner Thätigkeit nach dieser Richtung. Endlich war unser Spach auch den kirchlichen Angelegenheiten Straßburgs nicht fremd geblieben. Eine Umwälzung im protestantischen Directorium hatte im Jahre 1848 eine weitere Zulassung des Laien-Elements herbeigeführt: die nun eingesetzte Kommission der Zehn ernannte ihn zu ihrem Schriftführer und 1849 zum Generalsecretär des Directoriums, welcher Stellung er indeß aus principiellen Bedenken 1854 entsagte.

Man hätte denken sollen, daß eine so umfassende amtliche Thätigkeit Spach's ganze Kraft in Anspruch genommen hätte.

Aber weit gefehlt. Seine besten Stunden schenkte er selbst in diesen Jahren gelehrten und litterarischen Aufgaben, die ihn immer und immer wieder zu der schönen Litteratur zurückführten. Die namhafteren Journale Straßburgs, die von Spach's Freund Schnitzler (1832—1846) herausgegebene „Encyclopédie des gens du Monde", die „Revue d'Alsace" zählten ihn zu ihren thätigsten Mitarbeitern. Die „Gesellschaft für Erhaltung der historischen Denkmäler" verehrte in ihm einen ihrer Gründer und, bis 1873, ihren langjährigen Präsidenten; vor allem aber war er, bereits alternd, immerhin die Seele der „Société littéraire", und die von diesem Verein seit 1863 organisirten Conferenzen verdankten ihm vorzüglich ihr Aufblühen und ihre Wirkung. Spach sprach, wie er schrieb, mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit. Was er in seinen Vorträgen hauptsächlich bezweckte, das war die geistige Vermittelung zwischen Frankreich und Deutschland. Von früher Jugend an war Spach bemüht gewesen, in den Geist unserer großen deutschen Classiker einzudringen. Goethe und Schiller waren sein ästhetisches Evangelium geworden; das Verständniß ihrer Dichtungen seinen elsässischen und französischen Zuhörern aufzuschließen, war ihm ein Herzensbedürfniß. In den Publicationen der „Société littéraire", wie in den „Mélanges de critique littéraire" (5 Serien, bis 1870) ist eine Fülle geistreicher Analysen und köstlicher Studien niedergelegt. Der Trieb aber, poetisch zu gestalten, trat jetzt in den dreißig Jahren von 1840—1870 zurück; ein Band deutscher Gedichte, der 1839 erschien, hatte kein besonderes Glück gemacht, wie denn überhaupt der Vers seine starke Seite nicht war. Auch das Singspiel „Kaiser Sigismund in Straßburg" (Straßburg 1866) ging ohne einzuschlagen vorüber.

So kam das Jahr 1870, welches für Spach's inneres Leben wie für wenige Andere bedeutend werden sollte. Er hatte sechs Wochen lang, krank, das Bombardement Straßburgs miterlitten; aufgerieben durch beständiges Wachen, war er dann nach Baden-Baden geflüchtet, wo er mit zerrüttetem Körper am

23. September ankam. Aber der pflichttreue Beamte hatte seinen Posten nicht verlassen, ehe er die kostbarsten Archivalien in eiserne Behältnisse des unter dem Archiv befindlichen Stockwerks untergebracht. Am 6. Oktober konnte Spach nach Straßburg zurückkehren und sich den deutschen Behörden zur Verfügung stellen. Die ausgeräumten Archivalien wurden mit Hülfe preußischer Landwehrleute wieder eingeräumt, bald stand alles wieder an der alten Stelle; aber Spach's geistige Welt hatte sich umgedreht.

Als die Wasser sich verlaufen, stand Spach vor der Frage nicht bloß ob er im Staatsdienst bleiben wolle, sondern vor der viel größeren, ob er das fait accompli innerlich anerkennen und sich selbst politisch zu Deutschland bekehren könne, wie er demselben ästhetisch längst angehörte. Damals haben, ich bin dessen sicher, nicht Moltke und Bismarck, wohl aber Goethe und Schiller über ihn gesiegt. Es war kein kleiner Entschluß. Spach konnte sich nicht verhehlen, daß sein Uebertritt zu uns ihm tausenderlei Widerwärtigkeiten zuziehen werde, daß er mit vielem brechen müsse, für das ihm vielleicht keine Entschädigung geboten werden könne.

Leider war Spach, als er mit dem Jahre 1870 in seine geistige Heimath zurück trat, ein von Leiden gebrochener Greis; Sein äußerst erregbares Nervensystem war seit Jahren krank. schlaflose Nächte und endlose Beängstigungen quälten ihn. So konnte von der Entfaltung einer bedeutenden öffentlichen Thätigkeit nicht mehr die Rede sein. Nur zweimal trat er meines Wissens seither öffentlich auf: das eine Mal als er bei der Neugründung der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek als der anerkannte Vertreter aller geistigen Interessen und litterarischen Bestrebungen über Goethe sprach; zum letzten Mal als er am 6. März 1873 in der Generalversammlung der „Gesellschaft für Erhaltung der historischen Denkmäler“ den Rechenschaftsbericht über seine Verwaltung in den stürmischen Zeiten des Uebergangs ablegte und damit zugleich das Präsidium der

Gesellschaft niederlegte. Die Chauvins, welche in keinerlei Berührung mit den eingewanderten Deutschen treten wollten, hatten Spach in Folge seiner versöhnlichen und entgegenkommenden Haltung aufs tiefste gekränkt und in unwürdigster Weise mißhandelt. Keine Zurede konnte Spach bestimmen, das Präsidium fortzuführen oder auch nur jemals wieder den Fuß in den Verein zu setzen.

Aber einen wunderbaren Beweis seiner geistigen Frische und Spannkraft gab Spach in der litterarischen Thätigkeit, welche er seit der Annexion entfaltete. Es war ihm, als schulde er es seinem neuen Vaterlande, seine ganze Kraft da einzusetzen, wo es galt Elsaß und die Elsässer geistig Deutschland wieder anzugliedern. Mit richtigem Gefühle fand er bald heraus, daß, sollte dieses Unterfangen gelingen, die Eroberer selbst wissen müßten, mit wem sie zu thun hatten. Ihn schmerzte es tief auf Seite der Sieger nicht immer jenes rücksichtsvolle Verständniß für die Dinge und Menschen seiner elsässischen Heimath zu finden, welches er im Interesse beider Theile wünschen mußte. Dieser Empfindung entsprangen seine „Moderne Culturzustände im Elsaß" (3 Bände, Straßburg 1873—74), welche allgemein als eine hochwillkommene Einführung in die Kenntniß des Elsasses und seiner Bewohner aufgenommen wurden. Aber Spach konnte sich der Heimath Goethe's und Schiller's nicht wiedergegeben fühlen, ohne daß sofort seine dichterische Ader wieder sich regte. Jene glänzende Anerkennung, die nun endlich seinem „Henri Farel" zu Theil wurde, bewog ihn, das Buch in deutscher Sprache gänzlich umzuarbeiten: die Veröffentlichung aber unterblieb mit Rücksicht auf Personen, deren Gefühle er um keinen Preis verletzen wollte. Sehr bezeichnend für das Vorwalten ästhetischer Interessen bei dem unermüdlichen Greis ist aber, daß er, eben aufathmend nach den Schrecknissen der Belagerung, sich mit einer Reihe dramatischer Entwürfe trug, von denen mehrere Fleisch und Blut gewonnen haben. Zuerst erschien (1875) „Heinrich Waser", dann kamen (1876) die „Dra-

matischen Bilder aus Straßburgs Vergangenheit" (2 Bände) — Dichtungen, denen freilich kein ungetheilter Beifall zu Theil wurde, die aber dennoch ihren ehrenvollen Platz in der Litteratur behaupten werden. Gewiß, bühnenfähig mag keines dieser Dramen gewesen sein; aber ich kann auch heute nur wiederholen, was ich seiner Zeit geäußert („Allg. Ztg." 1875, Nr. 42): daß, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, nur wenige dramatische Werke der letzten Jahrzehnte auch nur entfernt an die feine Empfindung, an die prächtige Charakterisirung der Hauptgestalten dieser Dichtungen heranreichen. Der eingehenden Beurtheilung dieser Schöpfungen aber bescheide ich mich gern, einer bessern und fachmännischen Feder diese Aufgabe überlassend.

Neben diesen Arbeiten schrieb Spach fleißig in das Feuilleton der „Straßburger Zeitung", des freilich lange Zeit wenig glücklich redigirten Organs der eingewanderten Deutschen. Einmal nur hat er, meines Wissens, auch der „Deutschen Rundschau" einen Beitrag geliefert („Daniel Stern", im Juliheft 1876). Kleinere Beiträge sandte er auch der A. „A. Z." zu. Spach besprach in der „Straßburger Zeitung" alle einigermaßen bemerkenswerthen Erscheinungen der elsässischen Litteratur. Mit besonderer Vorliebe aber wendete er seine Blicke von Zeit zu Zeit der Litteratur jenes Volkes zu, dem er selbst so lange angehört hatte. Es that ihm weh, wenn er auf deutscher Seite nicht selten derselben Unkenntniß französischer Zustände und Litteratur, demselben anmaßenden Absprechen über die Nachbarn begegnete, das wir so oft bei den Franzosen beklagen. Wehmüthig dachte er dann jener herrlichen Stunden, die er in den hochgebildeten Salons der Pariser Welt einst verlebt — und ich fürchte, der Vergleich ist nicht immer günstig für uns ausgefallen. Er nannte es den letzten Sonnenblick seines Lebens, als ich im Juli 1878 ihn mit einer der geistvollsten Frauen des High-life, die damals, von Paris kommend, einige Stunden in Straßburg zubrachte, bekannt machen durfte. Von selbst ergab sich das Bestreben, die glänzenden Erscheinungen des Pariser

Büchermarktes und des nationalen Lebens der Franzosen den deutschen Lesern jetzt nahe zu bringen: diesem Bedürfniß seiner Seele entsprang das letzte Werk, welches er uns geschenkt: „Zur Geschichte der neueren französischen Litteratur" (Straßburg 1877). Auch in diesem Buche liegt ein Stück von seinem besten Selbst; es spricht aus ihm, was seine ganze Haltung seit 1870 bedingte. Nichts konnte Spach tiefer schmerzen, als diese seine Haltung vielfach mißverstanden zu sehen. In einem seiner Briefe äußert er sich mir gegenüber also: „en attendant mon départ définitif, je suis heureux de trouver chez quelques amis nouvellement conquis un accueil qui me fait défaut ou que je dédaigne de chercher chez des amis infidèles. On a dû me juger sévèrement, je le comprends; mais celui qui lit dans les consciences, sait quelle pureté d'intention a été la source de toute ma manière d'être et d'agir depuis les cinq cruelles années que je viens de traverser. Je tâche de comprimer les ressentiments, que je serais en droit d'avoir au point de vue mondain; je ne suis pas un chrétien accompli" u. s. f. Aber nicht immer gelang es dem trefflichen Greise, die Bitterkeit zu verwinden, wenn Personen, denen er einst seine Hülfe, ja seine Freundschaft geschenkt, ihn nun als einen Ueberläufer und Verräther behandelten oder einheimische wie Pariser Blätter mit schlecht verdeckter Perfidie seinen Namen angriffen. Es war begreiflich, daß Spach's völlig zerrüttetes Nervensystem solche Dinge ohne die schmerzlichste Aufregung nicht mehr ertragen konnte; nur Wenige wissen, was er dabei gelitten, und es war verzeihlich, wenn ihm zuweilen der Zweifel kam, ob er im Interesse seiner Ruhe nicht besser gethan, mit dem Jahr 1870 seine öffentliche Laufbahn zu schließen und sich zu seinen Freunden in die Schweiz zurückzuziehen.

Es hat Spach an äußeren Auszeichnungen seitens der neuen deutschen Regierung nicht gefehlt. Als die Universität Straßburg ins Leben trat, ernannte man ihn zum Honorarprofessor in der philosophischen Facultät; leider erlaubten ihm Alter und

Kränklichkeit nicht mehr, seine seltene Kenntniß der französischen Litteratur und seine leichte und anmuthige Beredtsamkeit im Dienste dieser Hochschule zu verwerthen. Man sah ihn in den Räumen der Universität nur hie und da, nicht um Vorlesungen zu halten, sondern um deren zu hören. Namentlich waren es Scherer's Vorträge über Goethe, die ihn bis zuletzt anzogen.

Außer jener Ernennung sah sich Spach bald als Inhaber einer Reihe von Orden, mit welchen der Kaiser, der Großherzog von Baden, der König von Bayern, der Großherzog von Hessen seine Verdienste anerkannten; das Ritterkreuz der Ehrenlegion hatte er bereits in früheren Jahren (1847) empfangen. Ehrenmitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften, war er 1870 zum correspondirenden Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu München ernannt worden; im darauffolgenden Jahre ertheilte ihm die philosophische Facultät zu Tübingen den Doctortitel.

Im Frühling des Jahres 1879 hatte Spach, wie oben bemerkt, den Schmerz, seinen Bruder, den Botaniker, zu verlieren. Er hatte ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht gesehen; nun traf ihn die Todesnachricht unerwartet und hart. Gewiß hat sie seiner Gesundheit einen neuen Schlag versetzt. Jahrelange Leiden hatten Spach zwar fast täglich an das Aeußerste erinnert; andauernde Schlaflosigkeit, die nur dem fortgesetzten Gebrauche des Chlorals, und auch nicht immer, wich, hatte in den letzten Jahren seine Nerven völlig in einem Maß erschüttert, daß wir uns längst frugen: wie es möglich sei, daß in diesem geschwächten Organismus noch ein so lebhafter, ja bis in die letzten Wochen so thätiger Geist wohnen könne. Eine Krankheit des Herzens, verbunden mit Wassersucht, trat schließlich hinzu, um seinem Leben ein Ziel zu setzen. Die letzten Wochen seiner Krankheit waren ein wahres Martyrium: qualvolle Schlaflosigkeit, asthmatische Beschwerden rieben bald den Rest der Kräfte auf. Ohne eigentlichen Todeskampf entschlief er am Donnerstag, den 16. Oktober 1879 um 11 Uhr Vormittags. Am folgenden

Sonnabend, den 18., wurde seine Leiche auf dem Friedhofe des heil. Gallus vor dem Weißthurm-Thor, an derselben Stelle, wo 1831 seine Mutter ihr Grab gefunden hatte, beigesetzt. Die höchsten Behörden des Landes erwiesen ihm mit den hervorragendsten Vertretern der deutschen, wie der einheimischen Bevölkerung die letzte Ehre; die Leichenrede hielt Pfarrer Härter, während Professor Baumgarten dem Verstorbenen im Namen der Universität einen beredten Nachruf widmete. Der Statthalter-Feldmarschall von Manteuffel, welcher an demselben Tage zu Sr. Majestät dem Kaiser nach Baden berufen war, drückte sein Bedauern aus, daß er dem Leichenzuge nicht habe anwohnen können.

Fassen wir Spachs schriftstellerische Bedeutung näher ins Auge, so muß man sagen, daß dieselbe wesentlich auf dem Gebiete des Aesthetischen lag. Er hat als Archivar, wie als Gelehrter mit großem Erfolg auf dem Gebiete der elsässischen Geschichte gearbeitet: wenn hier seine Leistungen vielfach jene Strenge der Methode und jene fachmännische Schulung vermissen lassen, welche man in Deutschland jetzt von dem Forscher in historischen Dingen fordert, so ersetzt seine Darstellung diesen Abgang durch eine vollendete Anmuth und Leichtigkeit der Sprache, durch die seltene Klarheit und Schärfe seines Blickes in der Beurtheilung von Zuständen und Menschen, durch die überlegene Art, wie er die historische Entwickelung durchschaut und den Dingen auf den Grund sieht. Aber trotzdem ist sein eigentliches Element die litterarisch-ästhetische Kritik. Er ist für das Elsaß gewesen, was der unersetzte Sainte-Beuve für Paris, für Frankreich gewesen. Schwerlich haben viele Menschen gelebt, die gleich ihm von dem Geiste des deutschen, wie des französischen Classizismus zugleich berührt und erfüllt waren.[1])

[1]) Wie unbefangen Spach selbst über seine Stellung zwischen zwei Litteraturen dachte, lehrt eine Aeußerung seiner Autobiographie: „hélas, cette malheureuse fluctuation, ce tiraillement entre deux nationalités, entre deux idiômes et deux séries d'affections, ont fait de l'auteur

Spachs litterarische Kritiken werden den Historiker überleben, sie sind ein Schatz, der meist zu wenig gewürdigt wurde. Sie sind, wie ein Denkmal seines fein beobachtenden und zergliedernden Geistes, zugleich ein Denkmal seines wohlwollenden Gemüthes. Jouberts Wort konnte als sein Motto gelten: „quelque aménité doit se trouver même dans la critique; si elle en manque absolument, elle n'est plus littéraire. . . Où il n'y a aucune délicatesse, il n'y a point de littérature." Eine Seele, die so fein empfand, mußte selbstverständlich dem Cult des Schönen in allen seinen Formen huldigen. Spach war kein Kunstgelehrter, noch war er Sammler oder was der Franzose „Amateur" nennt, aber die bildende Kunst hatte ihn, besonders in früheren Jahren, in hohem Grade gefesselt, und mit wahrem Heimweh dachte er an die Schätze der römischen und florentinischen Museen zurück. Reiste ich nach dem Süden, so vernahm er es nicht, ohne einen wehmüthigen Ausdruck liebenswürdigen Neides, wie ihn nur der kennt, der selbst ein Stück seiner Seele drüben über den Alpen gelassen. „Vous me reportez", schrieb er mir einmal, „aux temps heureux, où j'étudiais Winckelmann à Rome: ces souvenirs, hélas, sont bien loin derrière moi, bien effacés, et j'aurai un grand besoin de les refraîchir avant de trépasser. Le culte du beau a été, pour moi, comme pour vous, l'un des articles principaux de mon catéchisme: was wir als Wahrheit hier empfunden, wird einst als Schönheit uns entgegengehen."

Doch genug von dem Schriftsteller. Wenn Spach uns theuer war, so war es nicht nur der Historiker, der Dichter, der vielbelesene Kritiker: es war vor allem der Mensch, den wir in ihm ehrten und liebten. Freilich war er nicht immer leicht zu behandeln, sein krankes Nervensystem spielte ihm manchmal übel

---

de ‚Henri Farel' et des poésies de ‚Ludwig Lavater' un être amphibie qui aspirait à la qualité d'utriusque sermonis peritus, mais n'arrivait point à se faire pardonner son double développement par les puristes exclusifs d'en deçà et d'au delà des Vosges."

mit, und man mußte stets mit seiner Empfindlichkeit rechnen. Aber dabei — welche Einfachheit und Lauterkeit des Herzens, welche unbestechliche Treue und Wahrheit des Charakters! Sein Umgang war voll Grazie, seine Rede floß, sei es in französischer, sei es in deutscher Sprache, rein, klar dahin, in bewegten Momenten erhob sich seine Conservation zu wahrer Beredtsamkeit. In der Causerie war er ganz der geistvolle und liebenswürdige Franzose. Man konnte von ihm sagen, was man von Madame Récamier gesagt: „elle a dans le caractère, ce que Shakespeare appelle *milk of human kindness* . . . Elle voit les défauts de ses amis, mais elle les soigne en eux comme elle soignerait leurs infirmités physiques.“

Man hätte Spach manchmal entschiedener, männlicher gewünscht. Aber seine Natur war einmal weiblich — im guten Sinne — angelegt. Es gibt Dinge, physischer wie moralischer Art, welche nur Frauen empfinden. Spach gehörte zu den wenigen Männern, die in der einen wie in der andern Hinsicht, in physischer wie in moralischer, es den Frauen an Feinheit und Erregbarkeit der Empfindung fast gleich thun. Daß eine solche Natur sich von der Frauenwelt mächtig angezogen fühlen mußte, ist natürlich. Auch er hatte geliebt, unglücklich geliebt — und nicht vergessen, wenn auch sich gefaßt. Das Aufhören mancher ihm theuren Beziehungen, seit 1870, war eine der schwersten Prüfungen seines Alters. Durch seine ganze Natur angewiesen auf den Verkehr und täglichen Austausch mit Freunden, hat er überhaupt wie Wenige die Bitterkeit jener Vereinsamung gekostet, welche das gemeine Erbtheil eines hohen kinderlosen Alters ist. Das Jahr 1870 hatte ihm in Folge der Auswanderung so mancher Familien einige seiner nächsten Freunde entführt; andere wandten ihm den Rücken, weil er offen zu Deutschland übertrat, nur wenige Häuser besuchte er noch: eine treue Freundin aus alter Zeit blieb sein Trost, sie hat ihn in den letzten Wochen seiner Krankheit als eine wirklich barmherzige Schwester gepflegt. Unter den Deutschen aber, die

nun ins Elsaß kamen, traten nur Wenige ihm näher: die Neuheit der Verhältnisse drückte, erschreckte den anspruchslosen bescheidenen Greis. Nur drei Häuser waren es, in denen er Hausfreund wurde. Hier war es, wo wir den ganzen Reichthum seines menschlich schönen Wesens kennen lernten. Er brachte, so oft er kam, jene reizende Urbanität und Anmuth des Benehmens mit, die, ein Erbtheil der romanischen Völker, bei uns so selten, auch in Frankreich immer mehr ausstirbt, je stärker der demokratische Zug der Zeit sich gesellschaftlich geltend macht. Seine Gegenwart war mir stets wie eine köstliche Erinnerung an jene Salons, in denen sich die Crême einer Weltstadt begegnete. Aber sein Verhältniß zu den jüngern Freunden war kein oberflächliches, er ging auf alles ein und nahm an allem Theil; wie Frau v. Sévigné an ihre Tochter schrieb: „j'ai mal à votre poitrine", so empfand seine gefühlvolle Seele alles, was die Freunde freudig oder schmerzlich bewegte.

In Ludwig Spach hat das Elsaß einen seiner edelsten Söhne verloren, den einzigen, dessen litterarisches Wirken in der Gegenwart weit über die Grenzen der Provinz hinausgriff. In ihm ging ein Typus zu Grabe, den gekannt zu haben hinreicht, um Elsaß und die Elsässer für immer ins Herz zu schließen.

II.

Joubert's „Gedanken" und Briefwechsel.[1])

(1887.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.' 1887, 348 f.

Joubert, wer ist Joubert? frug mich neulich eine geistvolle und hochgebildete Frau, die in der ausländischen Litteratur zu den belesensten ihres Geschlechts zählen dürfte. Aber auch gelehrte Männer wissen bei uns meist nicht mehr von ihm, und ich vermuthe stark, daß die Mehrzahl der verehrlichen Leser sich dieselbe Frage stellen wird, mit welcher meine Freundin mir antwortete. Und doch war er Keiner der letzten unter unseren Zeitgenossen, der Mann, dessen „Gedanken" Chateaubriand zusammenlas und als Goldkörner seiner Nation darreichte; der Schriftsteller, auf den der feinste und sinnigste aller modernen Kritiker, Sainte-Beuve, immer und immerfort zurückzukommen liebte. Freilich war Joubert kein Mann der That, und sein Leben verfloß ruhig, fast unbetheiligt und darum unbeachtet inmitten der ungeheueren Ereignisse, welche den Ausgang des vorigen und das erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts bezeichnen. Er selbst gibt die Charakteristik seines Lebens da, wo er sich über das verbreitet, was das beglückende Element in dem Dasein eines Metaphysikers bilden könne. „Ich denke mir," sagt er, „das Glück eines solchen Denkers gleicht dem jenes Karthäusermönches, welcher Angesichts des Todes auf die Frage: welche Freuden er in seinem Leben genossen, mit zufriedener Miene die Antwort gab: cogitavi dies antiquos et annos aeternos in mente habui — ich beschäftigte mich mit der Betrachtung der Vergangenheit und der Ewigkeit."

Joseph Joubert war 1754 zu Montignac im Périgord geboren und um 1778, 24 Jahr alt, nach Paris gekommen, um seine Studien zu vollenden. Er lernte dort sehr bald die geistigen Koryphäen der Zeit Ludwig's XV. und XVI. kennen und sah unter Anderen Marmontel, La Harpe, d'Alembert, vorzüglich aber Diderot viel. Die bewegliche und verführerische Art Diderot's hatte einen großen Einfluß auf den jungen Mann, und wenn dieser sich schließlich der von dem „Philosophen" vertretenen Richtung gänzlich zu entziehen wußte, so läßt sich doch der Einfluß des großen Aesthetikers in der feinen und graziösen Ausbildung nicht verkennen, welche der Geist und der Stil des Schülers gewannen. In seiner Abwesenheit von seinen Landsleuten zum „Friedensrichter" gewählt — dies Amt war eben durch die neue Gesetzgebung geschaffen — kehrte Joubert ein Jahr nach dem Ausbruch der Revolution in die Heimath zurück. Er fand bald, daß er nicht an seinem Platze sei, oder daß die Verhältnisse in der damaligen so wirren Zeit ihm nicht gestatteten, nach Wunsch und Ueberzeugung zu wirken: so lehnte er 1792 eine Neuwahl ab und kehrte nach Paris zurück. Bald darauf verehelichte er sich mit Fräulein Moreau de Bussy, einem burgundischen Edelfräulein, das er kurz zuvor zu Villeneuve-sur-Yonne hatte kennen gelernt. Von da ab lebte er abwechselnd in oder bei Villeneuve und in Paris. Nur vorübergehend nahm er eine öffentliche Stellung ein, indem sein Freund, de Fontanes, als Großmeister der napoleonischen Universität ihm die Functionen eines Raths und Generalinspectors der Universität übertrug. Seine Gesundheit gestattete ihm nicht lange, dieses Amtes zu walten, in welchem er, wie es scheint, hervorragende Dienste geleistet hat. Die letzten Jahre seines Lebens füllen beständige körperliche Leiden aus; er steht fast nicht mehr vom Krankenbette auf; der Salon Joubert, der in den glänzenden Tagen des Kaiserreichs die Elite der Geister versammelt, war in das Schlafzimmer des Kranken verlegt, dessen Lager von treuen und geistvollen Freunden und Freundinnen, vorab von Chateaubriand

und den Herzoginnen de Duras und de Lévis, fleißig besucht ward. Joubert starb 1824. Viele Jahr nach seinem Heimgange stellte Chateaubriand aus seinen Aufzeichnungen, Tagebüchern u. s. f. eine Sammlung von „Pensées“ zusammen, welche zunächst für die „Intimen“ unter den Bekannten bestimmt waren; es entstand bald große Nachfrage nach dem Bändchen, dessen Erscheinen Sainte-Beuve begrüßt hatte (1838), und darum entschloß sich Joubert's Neffe, Paul de Raynal, zu einer allgemeinen zugänglichen und vollständigen Ausgabe der „Pensées“, welche 1842 zuerst und seither öfter erschienen[1]). Der Sohn des dritten Herausgebers, ein jüngerer Paul de Raynal, hat dann kürzlich zuerst im „Correspondant“, später in einem selbstständigen Bande die Correspondenz Joubert's publicirt, soweit dieselbe, allerdings nur unvollständig sich beibringen ließ[2]). Der Briefwechsel umfaßt den Zeitraum von 1785 bis 1822. Er ist, obgleich vorwaltend intimer Art und nur vorübergehend öffentliche Ereignisse oder wissenschaftliche Gegenstände berührend, gleichwohl ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der ersten Decennien unseres Jahrhunderts, namentlich zur inneren Geschichte der damaligen Menschen, welche über den gewaltigen Thatsachen des äußeren und politischen Lebens nur zu oft in unserer Betrachtung zurücktritt oder zu kurz kommt. Versuchen wir es durch einen Einblick in diese Correspondenz, dem „inneren Menschen“ von damals näher zu kommen; es hat seinen eignen Reiz zu sehen, wie das zarte und empfindsame Element unter der blutigen Sonne des ersten Kaiserreichs noch zu gedeihen vermochte.

---

[1]) Eine zweite Ausgabe veranstaltete 1850 Arnauld Joubert, der Bruder unseres „Penseurs“ (gest. 1854), die dritte ein anderer Verwandter desselben, Louis de Raynal (1862).

[2]) Les Correspondants de Joubert 1785—1822. Lettres inédites de M. de Fontanes — Mme de Beaumont — M. et Mme de Chateaubriand — M. Molé — Mme de Guitaus — M. Frisell — Melle de Chastenay. Publiées par Paul de Raynal. Avec les portraits de Mesdames de Chateaubriand et de Beaumont. Paris, Calman Lévy, éditeur. 1883.

I.

Der erste unter den Correspondenten Joubert's, zugleich sein ältester und innigster Freund, war Fontanes, der Dichter, nachmaliger Chef der kaiserlichen Universität und Präsident des gesetzgebenden Körpers. Er hatte ihn bald nach seiner Ankunft in Paris kennen gelernt. Der Versuch der beiden jungen Freunde, eine vorzugsweise das Ausland ins Auge fassende neue Revue zu begründen, kam allerdings nicht zur Ausführung, aber er führte Fontanes 1785 nach London und erweiterte seinen Gesichtskreis durch die Bekanntschaft mit England und den Engländern. Es ist interessant, stellenweise auch amüsant zu sehen, wie sich das Land der constitutionellen Freiheit in den Augen des jungen, bisher nur seine akademische Schablone gewohnten Franzosen ausnimmt. Fontanes schrieb häufig an Joubert, den er einmal „den einzigen Menschen" nennt, welchen er ohne „Vorbehalt achte, liebe und ehre"; die Briefe sind eine Art Journal, in welches er seine Eindrücke frisch und unverfälscht eintrug. London ist ihm „die Stadt der Handelsleute, ein großes Kontor"; „die Paulskirche findet er prächtig und allen unseren Kirchen überlegen" — St. Paul ist bekanntlich eine Nachahmung von St. Peter in Rom. Das Urtheil, ganz im Zusammenhang mit den um dieselbe Zeit in Frankreich durch Cochin und Diderot verbreiteten Kunstvorstellungen, ist bezeichnend genug für die absolute Unkenntniß und Verachtung der Gothik, wie sie damals und noch lange Zeit später in dem Heimathlande des Dichters so gut wie bei uns zu Hause war — trotz des Aufschreis an die Manen Erwin's, den der junge Goethe, selbst fast unbewußt dessen, um was es sich handelte, kurz zuvor in Straßburg hatte ergehen lassen. So wenig wie der fein geschniegelte akademische Franzose die mittelalterliche Baukunst, so wenig konnte er Shakespeare und die englische Gartenkunst goutiren. Ueber den Park von St. James spricht er abfällig. „Hyde-Park taugt etwas mehr." Es fällt ihm schwer, sich in ein Land zu schicken, „wo die Polizei so zu sagen null ist". „Die Masse der Nation

ist, trotz des bißchen Politur aus der Zeit Karl's II. und der Königin Anna, immer barbarisch geblieben." Doch muß er zugeben, daß „dies Volk in Wirklichkeit viel religiöser ist, als das französische", während ihm der englische Geist in wissenschaftlichen Dingen selbständiger als der seiner Landsleute vorkommt. Oft kehrt der Tadel wieder, daß England nur „das Land des Handels und des Goldes ist, nicht das der schönen Künste, der Liebe und des Vergnügens". Ungünstig urtheilt er auch von der eben aufstrebenden englischen Malerschule, die damals durch West und Raynolds glänzend vertreten war; „sie wird," meint er, „nie große Fortschritte machen, das Land und die Sonne Englands und der Geist seiner Bewohner hindern solche." Nicht minder bezeichnend für das Urtheil der Zeit in Dingen der litterarischen Kritik wie die angeführten Aeußerungen für die Kunstkritik ist es, wenn Fontanes mit Befriedigung des Engländers Langhen Lieblingswort wiederholt: „wir werden in der Litteratur so lange nichts taugen, bis England, in dieser Beziehung, eine Provinz Frankreichs geworden ist." „Ihr Shakespeare," schreibt er ein ander Mal an seinen Freund, „macht mir selten Vergnügen." „Mein Endergebniß," heißt es in demselben Briefe, „ist, daß dies englische Volk in der Nähe besehen weniger werth ist, als es aus der Ferne scheint." Und dem entspricht dann das ziemlich ungünstige Bild, welches sofort von der geistigen wie körperlichen Physiognomie desselben gegeben wird: keine Grazie, keine Eleganz. „Alle Engländerinnen haben unerträgliche Füße und Waden; sie gehen ganz wie Männer daher und sind mit der sonst ihrem Geschlechte zum Vorwurf gemachten Kunst zu gefallen vollkommen unbekannt." Doch gibt er zu, daß „die Engländer erzogen sind im Respect vor ernsten Dingen, während die Franzosen gewohnt sind, sich über dieselben lustig zu machen."

Fontanes ward eine politische und litterarische Größe, seit das Gestirn des Ersten Consul am Himmel Frankreichs aufstieg. Die Veröffentlichungen der letzten Jahre, vorzüglich die Schriften

Lanfrey's, die Erinnerungen der Gräfin de Remusat, das Buch Jung's über die Jugend Napoleon's I. haben uns allmählich gewöhnt, das Bild des Kaisers in immer schwärzerem und unvortheilhafterem Lichte zu sehen. Auf die traditionelle Anbetung folgte eine ungemessene Herabsetzung. Man muß spontane Aeußerungen bedeutender und edler Menschen, wie die Joubert's und Fontanes' aus den Jahren 1798—1804 lesen, um sich ein richtiges Urtheil über Bonaparte oder wenigstens über das Licht, in welchem er einem Theil der Besten seiner Zeitgenossen sich darstellte, zu bewahren. Seit Fontanes in einem Schreiben vom 15. August 1797 den glorreichen Führer der italienischen Armee voll Begeisterung apostrophirt hatte, gehörte er ihm mit Leib und Seele an. Man kann sagen, Napoleon hat ihn dafür honorirt. Aber Joubert, der nie etwas vom Kaiser erwartete und verlangte, schreibt schon im Jahre 1800: „. . . Bonaparte ist ein bewundernswerther Zwischen-König. Das ist kein Emporkömmling, sondern Einer, der an seinen richtigen Platz gekommen ist (cet homme n'est point parvenu; il est arrivé à sa place); ich liebe ihn." Das Wort ist werth, ein historisches zu werden; der geschichtliche Moment, unter welchem Napoleon emporgestiegen, kann nicht glücklicher und richtiger bezeichnet werden. Wir werden sehen, wie Joubert der spätern Entwickelung Napoleon's gegenüber stand; darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß jenes Wort vom Jahre 1800 dem größten Theil der Franzosen aus dem Herzen herausgesprochen war: man begrüßte mit namenlosem Enthusiasmus den Mann, der die Hydra der Revolution gebändigt, die Invasion zurückgetrieben und obendrein der Nation es eben ersparte, zu den verhaßten Bourbonen zurückkehren zu müssen.

An zweiter Stelle tritt uns als Correspondentin Joubert's eine der anziehendsten und zugleich der unglücklichsten Frauen des Revolutionszeitalters entgegen. Frau von **Beaumont** war die Tochter des Grafen Marc de Montmorin-St.-Hérem, der unter Ludwig XVI. Gesandter in Madrid, dann seit Eröffnung

der États généraux bis zum Ende der Assemblée constituante Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Kaum achtzehn Jahre hatte sie, 1786, den erst siebzehnjährigen Neffen des Erzbischofs von Paris, den Grafen Christoph François de Beaumont geheirathet. Von ihrem leichtfertigen Gatten nicht verstanden und vernachlässigt, zog sie sich in das väterliche Haus zurück: die Revolution raubte ihr Alles — Verwandte und Vermögen; sie selbst entrann mit genauer Noth dem Fallbeil. Wie ein gehetztes Wild war die edle Frau vor der Verfolgung auf dem platten Lande umhergeirrt, bis einige Bauern in Etigny bei Passy sich ihrer erbarmten. Joubert, der davon erfuhr, nahm sich der Unglücklichen an: Frau von Beaumont fand in seinem Hause eine Zuflucht und treue Freunde an ihm und seiner Gattin. Sie war, wie er sie selbst nach ihrem Tode schildert, eine Frau von außerordentlicher Intelligenz, die ihre Züge auch noch verschönte, als die Frische der Jugend längst durch Kummer und Noth zerstört und ihre Gesundheit unheilbar angegriffen war. Chateaubriand, der sie erst einige Jahre später kennen lernte, schildert sie in seinen „Mémoires d'outretombe" eher häßlich als schön von Gestalt, ihr Antlitz bleich und abgemagert; „ihre mandelförmig geschnittenen Augen hätten", fügt er hinzu, „vielleicht zu starken Glanz ausgestrahlt, wäre ihr Blick nicht durch eine außerordentliche Anmuth gemildert gewesen; so leuchtete ihr Auge sehnsüchtig auf, gebrochen wie ein Lichtstrahl, der das Krystall des Wassers durchschneidet." Joubert verglich ihre Erscheinung „jenen Gestalten der Wandgemälde in Herculanum, die, kaum von einem Körper umflossen, geräuschlos die Lüfte durchschweben". Eine gute Radirung, die dem Bande beigegeben ist, gewährt eine annähernde Vorstellung von dem Aussehen der Gräfin; eine vollkommenere von ihrem Wesen gewähren uns ihre Briefe und die Aufzeichnungen ihrer Freunde, unter denen Joubert und Chateaubriand die vornehmsten waren: aus beiden spricht das, was Sainte-Beuve „l'âme aërienne de madame de Beaumont" genannt hat. Da sind Züge in der Beurtheilung

von Menschen und Dingen, die Pascal's und Labruyère's würdig sind; Notizen in Fülle, die der Culturhistoriker der Zeit nicht übersehen darf [1]).

Die Gräfin war eine Bekannte der Frau von Staël, jener merkwürdigen und so verschieden beurtheilten Frau, deren volles und gesichertes Bild uns hoffentlich bald durch die Feder Lady Blennerhassett's festgestellt wird. [2]) Der Briefwechsel enthält Manches, was der Charakteristik der Dichterin durch unsere edle Freundin dienen wird. Im Mai 1796 äußert sie sich über das erste Werk der Baronin und fügt hinzu: „ich war tief gerührt, sie wieder zu sehen nach zwei Jahren der Trennung und Jahrhunderten des Unglücks. Wäre sie auch nicht so bedeutend durch ihren Geist, als sie es in Wirklichkeit ist, sie wäre doch verehrungswürdig ob ihrer Güte, ihres erhabenen, edlen, alles Großen, Edlen und Generösen fähigen Sinnes. Sie ist in Wirklichkeit das, wofür Madame Roland sich hielt, aber sie denkt nicht daran, es sich anzurechnen; sie hält alle Welt für eben so gut und edelmüthig, wie sie es selbst ist. Wie liebenswürdig ist doch diese Einfalt ihres Sinnes, und wie erhöht sie ihr Verdienst, während der Stolz der Frau Roland mich fast ungerecht gegen sie macht; ich muß, um ihr zu verzeihen, mich stets daran erinnern, daß sie unter dem Beil gefallen ist; und trotz ihres Todes bleibt sie mir immer nur „die Vorsehung des 10. August". Frau de Beaumont begegnete damals bei Joubert einer ähnlichen Bewunderung für Frau von Staël. „Von allen Frauen, die in Druck geben, mag ich nur sie und Madame de Sevigné leiden"; so schreibt er um dieselbe Zeit. Als „Corinne" erschienen, wird diese Bewunderung bei ihm herabgemindert; er wirft der Verfasserin vor, daß sie die menschlichen Leidenschaften als das Schönste habe malen wollen, daß sie das Ungeheuerliche für großartig angesehen und so einen

[1]) Vgl. jetzt Bardoux La Ctesse de Beaumont, Par. 1884.

[2]) Seither erschien Lady Blennerhassett's „Frau von Staël", Berlin 1889.

difformen Roman zu Stande gebracht habe (Pensées II., 387. Brief an Mme. de Ventimille I. 237). Weit strenger ist das Urtheil beider Freunde über Voltaire. „Er hat", schreibt Joubert einmal, „wie der Affe reizende Bewegungen und scheußliche Züge durch einander. Immer sieht man an ihm, durch eine geschickte Hand hindurch, ein häßliches Gesicht." Frau von Beaumont verlangt von einer bändereichen Ausgabe Voltaire's, die ihr eine Last ist, befreit zu werden. „Sie Ihnen, nach diesem Geständnisse, anbieten, wäre eben so geistreich als das Benehmen jenes Bauern, der seinem Pfarrer einen Korb Pflaumen brachte und dabei versichert, seine Schweine wollten sie nicht." Frau von Beaumont war in jenen Tagen zu dem Glauben ihrer Kindheit, in dem sie später von dieser Erde schied, noch nicht zurückgekehrt: ihr Geist war noch in voller Gährung, und ihr Herz konnte die Ruhe nicht finden. Ein Zug ihres Wesens, vielleicht auch Familientraditionen, führten sie auf den Weg nach Port-Royal, dessen Einsiedler ihr in hohem Grade imponirten. „Bestände Port-Royal noch, so wäre ich im Stande, da einzutreten. . . . Mir scheint, ich würde an einem Christen den Verstand jansenistisch und das Herz ein bißchen molinistisch wünschen." Sie liest allerlei durcheinander, ohne Befriedigung zu finden; einmal beschwört sie der Freund, d'avoir le repos en amour, en estime, en vénération, und lieber, seinem Beispiele folgend, selbst keine Zeitungen mehr zu lesen. Das war leichter zu rathen als zu befolgen. „Ich muß ihr Mitleid erregen: ich finde mich in meiner Einsamkeit wieder mit übler Laune, ich beschäftige mich mit Ekel an der Arbeit, ich gehe spazieren ohne Erquickung, ich träume, ohne daß der Traum mich beglückt, und ich bin nicht im Stande, einen trostreichen Gedanken aufzutreiben. Der Zustand kann, ich weiß das wohl, nicht lange dauern; aber damit geht die Jugend vorbei, die Hülfsquellen des Geistes versiechen, und es bleiben nur — des regrets." Einige Jahre später hat sich ihre äußere Situation geändert. Längst thatsächlich, seit 1800 auch gesetzlich von

ihrem rohen Gatten getrennt, hat sie sich in Paris niedergelassen, und ihr bescheidener Salon wird das Stelldichein der glänzendsten Namen jener Tage. Fontanes und Bonald, die Sainte-Beuve die geistvollsten Männer ihrer Zeit nennt, Pasquier, Molé, Chênedollé, Mussy, die Ventimille, Frau von Krüdner, die Herzoginnen von Duras und Lévis belebten diese Räume, die nur zu bald sich schließen sollten; ihr wahrer König aber, le Dieu du Temple, wie ihn Joubert's Biograph nennt, war Chateaubriand, der 1800 grade von England nach Paris zurückgekehrt war. Von da ab lebt der Dichter der „Atala" mit Joubert, Frau von Beaumont, Fontanes, ein geistiges Familienleben. Das neu aufsteigende Genie offenbarte sich 1801 in der „Atala" und bereitete eben den „Génie du Christianisme" vor, dessen Entstehen die Freunde mit begreiflicher Spannung verfolgten. Das Buch, welches ein so unermeßliches Echo haben sollte und wie wenig andere „öffentliche Meinung" gemacht hat, ist zum größten Theil unter ihren Augen, während Chateaubriand's Aufenthalt unter ihnen, entstanden. Frau von Beaumont gibt zuweilen den Anderen Nachricht von dem „Wilden", dessen großartige Eigenart trotz seiner Fehler das Entzücken des kleinen und edlen Kreises bildet. Joubert sah ganz klar die geschichtliche Rolle, welche Chateaubriand zugefallen war. „Unser Freund soll uns nur gewöhnen, das Christenthum mit einigem Wohlwollen anzusehen, den Weihrauch, den es dem Himmel bietet, mit etwas Vergnügen zu athmen, nicht mit Widerwillen seine Lobgesänge zu hören; gelingt ihm das, so hat er gethan, was zu erreichen war und seine Aufgabe ist vollbracht: der Rest muß das Werk der Religion selbst sein." Das, aber auch nicht mehr, hat der „Geist des Christenthums" in der That geleistet. Liest man das Werk jetzt, so erstaunt man nicht selten über die Schwäche der Beweisführung und über den Mangel einer ausreichenden und umfassenden Belesenheit; aber nach der ästhetischen, oder wenn man sagen will, poetischen Seite hat Chateaubriand's berühmte Schöpfung das

Höchste vollbracht, dessen sich die moderne katholische Romantik zu rühmen hatte. Als der Dichter bald nachher als Attaché der französischen Gesandtschaft nach Rom kam, nahm ihn der Papst, laut seiner eignen Mittheilung an Frau von Beaumont, überaus gütig auf; bei der ersten Audienz ergriff er seine Hand, nannte ihn „son cher Chateaubriand“ und lud ihn ein, sich neben ihn zu setzen. Die Freundin, welcher er diese Vorgänge in begeisterter Stimmung aus Rom meldete, ging unterdessen einem raschen Verfall ihrer Kräfte entgegen. Im August 1803 unternahm sie eine Badereise nach dem Montdore, die sie in anschaulichster Weise schildert; wer ein Bild der damaligen Reisegelegenheiten und Reisebequemlichkeiten gewinnen will, mag ihren Brief vom August und Semptember des betreffenden Jahres (S. 147—163) in unserem Briefwechsel lesen. Es war zu verwundern, daß die Kranke lebend aus diesem Bade entkam; aber kein Wunder, daß sie bald darauf dem Klima Roms erlag. Frau von Beaumont, von Verlangen nach Italien und von Sehnsucht nach dem Freunde ergriffen, hatte den damals noch so mühsamen Weg über die Alpen genommen. Schon von Mailand aus lauteten ihre Nachrichten schlecht; der letzte Brief, den sie an Joubert richtete, trug so sehr den Stempel der Niedergeschlagenheit und Ermattung, daß ihm die Thränen beim Lesen in die Augen traten (S. 167). Am 4. November 1803 hauchte sie ihre Seele aus. In Saint-Louis-des Français sieht man das Denkmal aus weißem Marmor, welches Chateaubriand ihr setzen ließ. Es stellt die Todte in liegender Gestalt dar und zeigt über ihr Medaillons mit den Bildnissen ihrer während der Schreckenszeit hingerichteten Verwandten. Die melancholische Inschrift, welche der Dichter auf den Stein setzen ließ, lautet: „Quia non sunt.“ Den ganzen Winter hindurch blieb Chateaubriand „schweigsam und in seinen Schmerz gehüllt“; nie hat er sich ganz über den Hingang dieser jungen Frau getröstet, „die in diesem Leben nur erschienen war, um alle Uebel desselben zu leiden.“

Es war ein eignes Verhältniß, die Stellung Joubert's und

Chateaubriand's, der beiden Freunde, zu der Gräfin de Beaumont. Beide waren verheirathet, beide in der Ehe glücklich, wenigstens wies Joubert's Ehe nie ein Nachlassen des ersten Glücks auf. Aber beide waren reiche und complicirte Naturen, denen das Haus unmöglich genügen konnte, und denen die Freundschaft eines weiblichen Wesens unentbehrlich schien, in welchem sie ihr eigenes erweitertes Ich wieder fanden. Die französische Gesellschaft und die Welt des napoleonischen und des Restaurations-Zeitalters ist reich an Verbindungen dieser Art gewesen, die nicht immer bei der Reinheit der Beziehungen stehen blieben, wie sie aus Frau von Beaumont's Freundschaft mit den Genannten hervorleuchtet.

Chateaubriand's Bekanntschaft mit Joubert datirte vom Jahre 1800 und war durch Fontanes vermittelt; erst der Tod unterbrach ein Verhältniß, das an Aufrichtigkeit und Herzlichkeit unter den Größen der Litteratur seines Gleichen sucht. Leider ist die Correspondenz der beiden Männer beinahe vollständig zu Grunde gegangen und wahrscheinlich von Chateaubriand selbst aus Versehen verbrannt worden. Was uns davon erhalten ist, bringt eine Anzahl schöner und charakteristischer Züge zu dem Gesammtbild des Dichters bei. Wenn er in seinen jungen Jahren von den Versuchungen der Selbstvergötterung und Eitelkeit nicht frei war, welche später den Freund der Madame Récamier mehr als billig befielen, so zeigen seine Ergüsse an Joubert doch durchgängig eine überaus offene, empfindsame Seele, die eher versucht ist mit ihren Schwächen als ihren Tugenden zu coquettiren. „Ich hatte," schreibt er auf der Reise nach Italien 1803, „bei der Abreise mich tapfer gestellt; aber kaum war ich allein, so fing ich an zu weinen." Er durchfährt die schönen Wälder hinter Fontainebleau und Melun, und es steigen ihm Gedanken wie einem Kinde auf. „In einem drei- bis vierjährigen Bestande sah ich die Aeste unten und innen mit vertrocknetem und geröthetem Laub des vergangenen Jahres besetzt, während die Spitzen der Zweige neue Blätter vom zartesten

Grün trugen; ich verglich diese Erscheinung einem Herzen, das so manchen Kummer vergangener Jahre mit sich herumträgt, und das doch neue Hoffnungen hervorzutreiben beginnt. Ein anderer, sehr verschiedenartiger Vergleich stieg mir auf, als ich die Seine trotz heiteren Wetters trüb gefärbt sah: wenn der Ursprung unseres Lebens stürmisch war, so mag der Rest desselben unter dem heitersten Himmel dahinfließen, der Strom bleibt von dem Regen getrübt, und wenn er sechzig Meilen geflossen, läßt sich wie sechzig Jahre nach dem Gewitter der trübe Anfang des Flusses wie unseres Lebens noch erkennen.“ Der stolze Geist, der vor keinem Kaiser noch König niederkniete, hat Anwandlungen nach Abhängigkeit von einem geliebten Wesen. „Wissen Sie,“ schreibt er in demselben Briefe, „daß ich einmal gern der Sklave eines guten Herrn gewesen wäre?“ Auf der Reise sind es bald die Menschen, bald die Natur, die seinem so lange kranken Gemüthe Erquickung bieten: jene, wenn sie ihre Söhne bringen, in denen der „Geist des Christenthums“ den alten Glauben von Neuem angefacht und die Hoffnung auf eine geistige Wiedergeburt geweckt hat; diese, wo sich die Wunder der Allgewalt entfalten und die Ahnungen jenseitiger Dinge wachrufen. Auf dem Simplon sieht er gerade das erste Aufleuchten der Morgenröthe, und es stellt sich ihm sofort ein metaphysisches Gleichniß dar: „um aus der Finsterniß herauszugehen, genügt es, sich gen Himmel zu erheben.“ Italien vollends verjüngte ihn freilich, ohne ihn seiner träumerischen Schwermuth zu entreißen; „denn der Kummer ist sein Element, und er findet sich nur wieder, wenn er unglücklich ist.“

Chateaubriand schrieb für Andere und lebte für sich; er war das Gegentheil seiner Frau, welche, namentlich in der zweiten Hälfte ihres Lebens, nur Anderen und dem Dienste der Nächstenliebe gehörte. Céleste de Lavigne war die Tochter eines bretonischen Edelmannes und wohnte, siebzehn Jahr alt, in Saint-Malo bei ihrem Großvater, als Chateaubriand (1792) aus Amerika zurückkehrte und sie kennen lernte. Nach der Ehe

waren die Gatten in Folge des Eintrittes des Vicomte in die Armee der Prinzen und seines langjährigen Exils viele Jahre getrennt, und selbst nach seiner Rückkehr nach Paris 1801 begannen sie erst 1804 wieder zusammenzuleben. Frau von Chateaubriand trat bald zu Joubert in die herzlichsten Beziehungen, von denen eine beträchtliche Anzahl von Briefen Zeugniß gibt. Es spricht aus dieser Correspondenz ein überaus liebenswürdiger, heiterer, aufgeräumter Geist, der sich sprudelndem Scherz und beißendem Spott nicht selten überläßt, nie aber anders als wohlwollend und hingebend sein kann. Später wandte sich Frau von Chateaubriand ganz Liebeswerken zu, deren Gedeihen sie durch allerlei Unternehmungen zu sichern suchte. Die „Vicomtesse de Chocolat“, wie sie sich scherzend oft nannte, scheute keine Mühe, um die von ihr gestiftete „Infirmerie de Marie-Thérèse“ finanziell sicher zu stellen und ein Werk der Wohlthätigkeit zu schaffen, welches seine Urheberin überlebt hat, und dem Chateaubriand in seinen Memoiren aus seinem eigenen Leben nichts an die Seite zu stellen weiß. Frau von Chateaubriand starb am 8. Februar 1847, ein Jahr vor ihrem Gemahl, dessen Ruhm sie in den Schatten stellte — sicher mit Unrecht, denn sie muß zu den anziehendsten und trefflichsten Frauen ihrer Zeit gezählt haben, um deren Freundschaft und Correspondenz Joubert von Allen zu beneiden war.

Nur reiche und vielseitige Naturen vermögen auf die Dauer mit ganz verschieden gearteten Menschen geistig zusammenzuleben. Der Freund Chateaubriand's war zugleich der älteste und beste Freund eines der nüchternsten, kältesten Staatsmänner, welche das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts aufzuweisen hatte. Molé's Jugend war durch die Hinrichtung seines Vaters (1794) und die Einziehung der Familiengüter verdüstert und bedroht worden; sein Charakter bewahrte für immer einen Zug ernster Strenge und Herbheit. In der Umgebung der Gräfin de Beaumont hatte Joubert den zwanzigjährigen Jüngling kennen gelernt, sofort seine hohe Begabung erkannt und seine

Bedeutung vorausgesagt. Molé hatte sich mit allem Ernste philosophischen und politischen Studien hingegeben, die Theorie der Freiheit mit den Principien der Religion und Ethik, wie mit den Erfahrungen einer gesunden Psychologie in Einklang zu bringen gesucht, und verlangte von dem alten Freunde eine ehrliche und eingehende Kritik seines ersten jugendlichen Versuches. In den ideologischen Fragen neigte er sich dem damals von Condillac vertretenen Sensualismus einigermaßen zu; Joubert, enthusiastischer Platoniker, konnte sich mit ihm betreffs des Ursprungs der Ideen nicht verständigen und äußerte Anschauungen, die oft nicht fachmännisch philosophisch klingen, die aber unleugbar eine scharfe Beobachtung und Apprehension der Thatsachen des Bewußtseins aussprechen. Der Ontologismus, der, seit Malebranche fast vergessen, eben in der Speculation des Cardinals Gerdil wieder zu Ehren kam, um später, in gemäßigter Form, in Antonio Rosmini seinen bedeutendsten Vertreter zu finden, war Joubert's eigentliches philosophisches Credo. „Die Ideen, die Ideen", ruft er einmal aus: „sie bestehen vor allem und gehen in unserm Geiste allem voraus." Es mag ihm nicht gelungen sein, Molé zu seiner Ideologie zu bekehren; aber auf die schriftstellerische Entwickelung des künftigen Staatsmanns hat er zweifelsohne einen nachhaltigen und vortheilhaften Einfluß geübt. So war es ein guter und treu befolgter Rath, wenn Joubert dem jungen Manne (1803) schrieb: „bemühen Sie sich, so zu schreiben, daß ein geistreiches Kind Sie ungefähr verstehen kann und ein tiefer Geist Stoff zum Nachdenken bei Ihnen findet." Beachtenswerth ist auch die Bemerkung über den Unterschied von „ouvrage" und „livre". „Zwischen einem Werk und einem Buch besteht derselbe Unterschied, wie zwischen einer Rede und einem Geplauder (babil). Ein Buch macht man mittelst Tinte, Feder, Gedächtniß und geistiger Unenthaltsamkeit (intempérence d'esprit). Ein Werk schafft man mittelst einer Idee und eines Sujets, die zu einander passen, mit der Fähigkeit, beide in unzertrennbarer Weise in einander zu verschlingen,

was freilich nur ein geübtes Talent und eine ausdauernde Geduld vermag."

Ein merkwürdiges Beispiel von früher Selbständigkeit des Urtheils wie des Charakters gibt Molé in seinem am 10. Juli 1804 datirten Brief, in welchem er Joubert's und Chateaubriand's Berichte über den Tod der Frau von Beaumont bespricht. Molé gibt der Darstellung des Ersteren den Vorzug vor derjenigen Chateaubriand's, welche ihm so geziert scheint, daß er sie nicht natürlich finden kann. „Ich glaube", fügt er hinzu, „man muß von dem Tod und den letzten Pflichten nur mit Einfachheit sprechen; die Art, wie wir unseren Schmerz ausdrücken, soll jede Uebertreibung, ja jede zu große Sorgfalt des Stils (toute recherche dans le style) ausschließen." Gleichwohl unterläßt er nicht, zu bemerken, daß auch Joubert's Bericht in Gedanken und Ausdruck gewählt und glücklich war . . . „Ich hätte Sie nicht aussi curieux, aussi amoureux de style geglaubt . . . Ihr Kopf und vielleicht auch Ihre Papiere enthalten einen ganzen Band, voll der seltensten Gedanken, der geistvollsten und weitausschauenden Ansichten, die alle auf das Glücklichste Ausdruck finden." Joubert selbst urtheilte in diesem Punkte mit vollem Bewußtsein seines Werthes, aber auch seiner Begrenzung, also: „ich bin," sagt er einmal, „wie Montaigne, untauglich zu zusammenhängenden Reden . . . ich tauge wohl um auszusäen, nicht aber um zu bauen und zu gründen. — Ich besitze viele Formen der Ideen, aber zu wenig Formen für den Ausdruck (formes de phrases)"; und er fügt die Lection hinzu: „sei nachsichtig gegen Alle, nicht aber gegen Dich."

Molé's bestimmte, klare und prompte Art machte ihn bald zu einem der Männer, auf welche Napoleon sein Auge warf und auf welche er für die Zukunft zählte. Der Kaiser ernannte diesen Sprößling eines alten, im Dienste der königlichen Justiz berühmten Hauses sehr bald zum Auditeur erster Klasse im Staatsrath — einer Behörde, welche damals manche bedeutende Männer, wie Pourtalès, Henrion de Ponsey, Trailhard, unter

ihren Mitgliedern zählte und welche in ihren Sitzungen nicht selten Gelegenheit hatte, den genialen Blick und die unglaubliche Uebersicht zu bewundern, welche Napoleon als Organisator entwickelte. Um dem jungen Beamten Gelegenheit zu geben, sich auch in der Verwaltung umzusehen, machte der Kaiser im October 1807 Molé zum Präfecten der Côte-d'Or, und diese Stellung brachte ihn in Beziehung zu einer anderen Freundin Joubert's, der geistvollen und liebenswürdigen Gräfin de Guitaut, welche das alte Schloß d'Epoisses bei Saumur bewohnte und zu den Eingesessenen des Molé's Leitung unterstellten Departements gehörte. Joubert kündigt seiner Freundin die bevorstehende Ankunft des neuen Präfecten in einem Briefe voll Humor an und meint zum Schluß: „jedenfalls haben Sie nichts von ihm zu fürchten. Ich bin gewiß, wenn er genöthigt wird, sein Departement aufzufressen, wird er Sie zuletzt verspeisen und sicher mit großem Bedauern." Molé blieb nur kurze Zeit in der Côte-d'Or und kehrte schon 1808 als Staatsrath und zugleich als Generaldirector der Verkehrsmittel nach Paris zurück. Er blieb dem Kaiser auch während der hundert Tage treu und war nach der Abdankung desselben einer der letzten Zeugen seiner Vereinsamung und seines Schmerzes. Seine eigentliche politische Rolle begann erst nach der Restauration und erreichte ihren Höhepunkt unter Ludwig Philipp. Er war Ministerpräsident, als ihm eines der ersten Exemplare der Joubert'schen „Pensées" überreicht wurde, und er beeilte sich, seine Freude über diese Publication auszusprechen und zu erklären, Joubert sei einer der Männer gewesen, die er am meisten geliebt und verehrt habe. Der Staatsstreich von 1851 veranlaßte ihn, sich aus dem politischen Leben zurückzuziehen; er starb 1855. Nie hat ihn die Volksgunst gehoben oder verdorben; nie haben aber auch Ereignisse oder Menschen, nie der Palast oder das Trottoir ihn vermocht, an seinem politischen Glaubensbekenntniß irre zu werden — einem Credo, das Tacitus bereits formulirte, da, wo er von der Kunst spricht, zwei ehe-

dem (leider auch jetzt meist!) unversöhnbare Dinge — res olim dissociabiles — principatum et libertatem, Ordnung und Freiheit mit einander zu versöhnen. Man hat sich gewöhnt, mit Geringschätzung von dem doctrinären Constitutionalismus, oder sagen wir von dem constitutionellen Doctrinarismus der Juliregierung zu sprechen; und doch — wie hoch stand dieser Doctrinarismus in seinen edelsten Vertretern — und als solche betrachte ich Molé neben Royer-Collard — an Geist und Charakter über dem zweiten Empire und der dritten Republik!

Die letzten Briefe, welche diese Correspondenz uns bringt, gehen eben von der Gräfin de Guitaut, ihrem Hausfreunde, dem Engländer Frisell, und Fräulein de Chastenay aus. Es sind keine historisch bedeutende Persönlichkeiten, die uns hier entgegentreten; aber interessante und treffliche Menschen, reizende Individualitäten aus der alten Zeit, die sich über die Schrecken der Revolution, mühsam genug, herübergerettet, um Angesichts der neuen Verhältnisse die traditionellen Vorstellungen der nun todten royalistischen Jahrhunderte in Anstand und Ehren zu begraben. Sie sind der letzte Trost Joubert's und die letzten Zeugen seiner Existenz; es ist wie ein Motto seines Lebens, was Fräulein de Chastenay dem Freunde schreibt: er komme ihr vor wie eine Seele, „die ganz zufällig zu einem Körper gekommen sei, und sich, so gut es eben gehe, mit ihm abfinde — qui s'en tire comme il peut." Joubert fand das Wort nicht unpassend. Die Krankheit, welche ihn sein ganzes Leben hindurch plagte und zuletzt zum Gefangenen machte, gestattete ihm nicht, sich dem großen Luftzug des öffentlichen Lebens auszusetzen. Die Abstention war das Gebot seiner kranken Nerven, nicht das seines geistigen Temperamentes: „Blut und Fleisch sind, statt meiner, capriciös," schrieb er einst an Molé: „nichts kann sie bändigen, als ein großes, vom Herzen kommendes Motiv." Chateaubriand aber, der ihn besser als ein Anderer gekannt, fügt in den „Mémoires d'outre tombe" dieser Selbst-

schilderung des Freundes hinzu: „Joubert's ganze Prätension war die Ruhe — und Niemand war unruhiger als er, er überwachte sich sorgfältig, um alle seiner Gesundheit nachtheiligen Emotionen zu meiden oder zu hemmen — und stets störten seine Freunde die von ihm getroffenen Maßregeln. Denn er konnte sich nicht versagen, mit ihnen traurig oder froh zu sein; er war ein Egoist, der nur für Andere lebte." Nur solch' ein Egoist der seltensten Art konnte das bescheidene Wort aussprechen, das sich in einer Aeußerung Joubert's an Molé findet: „das bißchen Freude, welches mein Geist hier und da während meines Daseins Anderen schenkte, wird die einzige Belohnung oder die einzige Entschädigung für all' die Sorge sein, welche ich für seine Ausbildung gehabt: wie es Gott gefällt — comme il plaira à Dieu! das ist mein Motto (mon mot d'habitude) und mein Heilmittel gegen alle Uebel."

„Ein Egoist, der nur für Andere lebt!" O ihr Menschen des neunzehnten Jahrhunderts! Kommt und seht, was ihr nicht glauben könnt — daß es noch Menschen gibt, die nur für Andere, für Euch gelebt, und das mitten unter Euch! Und du, einst so große und edle Nation, der Joubert angehörte, wer gibt sie dir zurück, die „Egoisten, die nur für Andere leben"; die Einzigen, die dich vom Abgrunde zurückzuziehen und dem Leben wiederzugeben vermöchten?

II.

Aber kehren wir noch einmal zu Joubert's Pensées zurück: nicht um sie völlig zu excerpiren oder in ihrer ganzen Ausdehnung dem Leser vorzuführen: wohl aber, um einen Geschmack dessen zu geben, was der Autor selbst am Kopfe desselben als seine „Blüthen und seine Frucht" bezeichnet. „Ich habe meine Blüthen und meine Frucht dahin gegeben; nun bin ich nur noch ein hohler Stamm. Aber, wer immer sich in meinem Schatten niederläßt und auf mich hört, wird weiser werden." Sich selber malt er als einen Schmetterling, der nach dem

Lichte fliegt, wenn er sich auch die Flügel daran verbrennt. „Es muß, wenn ich mich entfalten soll, rings um mich schön, mein Geist muß von einer milden Temperatur umflossen sein, von dem Klima gegenseitiger, freundlicher Duldung": er nennt seinen Geist und seinen Charakter „frileux", um Etwas auszudrücken, was schwer zu übersetzen, aber leicht zu verstehen ist. — Die Lebensklugheit liebt Joubert nicht, wenn sie nicht moralisch ist. „Ich habe eine schlechte Meinung von dem Löwen, seit ich weiß, daß er im Zickzack geht." Begegnete sich unser Autor, als er diese Worte schrieb, im Geiste mit Görres, der nach seinem ersten Zusammentreffen mit Bonaparte seinen Coblenzer Freunden rieth, den Suetonius zur Hand zu nehmen: der neue Tiberius sei fertig, er habe ihn an seinem Zickzackgange erkannt? Die alte Meinung, daß man auch dem Schlimmen immer eine gute Seite abzugewinnen streben müsse, drückte Joubert also aus: „statt mich zu beklagen, daß die Rose Dornen hat, wünsche ich mir Glück, daß die Dornen Rosen tragen und auf der Hecke Blumen wachsen." Er ist kein Freund des Disputs, dessen Vortheile seiner Ansicht nach weit überwogen werden durch das ihm entspringende Unbehagen. „Alles Streiten macht den Geist taub, und wenn die Anderen taub werden, bin ich stumm." Lieber sind ihm diejenigen, „welche das Laster liebenswürdig machen, als die, welche die Tugend degradiren." Zur ausgebildeten Rede (dem discours continu) fühlt er sich gleich Montaigne unfähig; was er zu sagen hat, sind nur „die Träume eines Schattens." Aber gern vergleicht er sich der Pappel, einem Baume, der jung aussieht, auch wenn er alt ist. Dann beklagte er sich, zu viel Gehirn im Kopf zu haben, so daß die Masse in ihrem Etui nicht hinreichend Spielraum habe; das was man idées intermédiaires nenne, fehle ihm ganz, oder langweile ihn. Darum eben drängte es ihn, seine Gedanken, wie man Münzen schlägt, in feste Gestalt zu bringen.

Die Theologie Joubert's ist die eines weiten und noblen

Geistes. „Wir glauben immer, Gott gleiche uns selbst; die Nachsichtigen nennen ihn nachsichtig, Menschen von Bitterkeit und Haß predigen einen schrecklichen Gott.“ „Alles, was geistvoll ist, Alles, woran die Seele wahrhaft Antheil nimmt, führt zu Gott, zur Frömmigkeit zurück. Die Seele kann sich nicht bewegen, nicht erwachen, ihr Auge nicht öffnen, ohne Gott wahrzunehmen. Man empfindet Gott mit der Seele, wie man die Luft mit dem Leibe fühlt.“ „Im Jenseits, glaubt er, werden unsere Erinnerungen einen wichtigen Bestandtheil unserer Freuden wie unserer Leiden darstellen.“ „Der Himmel ist für die, die an ihn denken.“ „Ihm, dem Himmel, muß man nachzugeben, Menschen zu widerstehen wissen.“ „Die Religion ist die Poesie des Herzens; sie birgt in sich einen Zauber, der unserer Sittlichkeit zu Gute kommt. Unsere Tugend und unser Glück sind ihr Geschenk.“ Ihren socialen Einfluß erklärt er eben daher, daß Millionen von Menschen, entzückt von ihrer Schönheit, sich durch sie beglückt fühlen. Es scheint ihm, daß man vom Christenthum nicht ohne Liebe, gegen dasselbe nicht ohne Zorn sprechen könne. Bemerkenswerth sind die Aeußerungen über die Physiognomie der historischen Religionen: „alle Religionen sind fanatisch, bis sie regiert haben. Die alten Religionen gleichen dem alten Wein: er erwärmt das Herz, ohne den Kopf heiß zu machen.“ „Die strengen Secten genießen am meisten Ansehen; aber die gemäßigten dauern am längsten.“ Wie milde er über Andere dachte, zeigt die Sentenz: „man darf über die Religion eines Anderen sich betrüben, nie aber darüber lachen.“ Die Schönheit und Kindlichkeit seiner Seele sprechen aus Aeußerungen wie dieser: „seien wir Männer mit den Männern, aber vor Gott immer Kinder. Denn in seinen Augen bleiben wir das doch immer, und selbst das Greisenalter ist angesichts der Ewigkeit nur der erste Augenblick eines Morgens.“ „Wer niemals andächtig war, weiß nicht, was eine zarte Seele ist.“ „Wie das Temperament des Arztes häufig in seiner Medicin mitspielt, wie der Moralist sich in seiner

Moral von seinem Charakter beeinflussen läßt, so macht oft der Theologe seine Theologie mit seinem Temperament."

Wer schreibt uns, möchte ich hier einschalten, einmal die Geschichte des Einflusses, welchen persönliches und nationales Temperament auf die Ausgestaltung unserer Theologie geübt hat?

Es ist hervorgehoben worden, daß Joubert gerne die Schriften der großen Jansenisten las. Er übersah aber durchaus nicht, was an ihrer Richtung einseitig und krankhaft war. „Ihre Theologie ist nur die Hälfte einer Scheibe; ihre Moral sieht Gott nur mit Einem Auge." Nicht was sie sagen, ist so schlimm, aber daß sie verschweigen, was sie auch sagen sollten, darin liegt der Schade.

Zu den Menschen übergehend, erklärt Joubert, daß alle Liebe der Körper die Seele von Gott trennt, der das Körperliche nicht lieben kann. Ihm ist schließlich nichts groß — als Gott und die Seelen! „Der Mensch bewohnt eigentlich nur seinen Kopf und sein Herz." „Der Körper ist nur eine Baracke, in der unsere Existenz lagert." „Nur das Antlitz drückt unser Wesen aus. Der Körper zeigt vielmehr das Geschlecht als die Person, mehr die Gattung, als das Individuum." „Unterhalb des Hauptes, der Schultern und der Brust beginnt das Thier, jener Theil des Körpers, wo die Seele sich nicht gefallen darf." „Man mißt die Geister nach ihrer Größe; man sollte sie lieber nach ihrer Schönheit messen." „Ein bißchen Leichtsinn findet sich immer bei ausgezeichneten Naturen; da sie Flügel haben, um sich zu erheben, haben sie deren auch, um sich zu verirren." „Man ist nie mittelmäßig, wenn man viel gesunden Menschenverstand und viel Güte besitzt." „Wer Phantasie ohne gelehrte Bildung besitzt, hat Flügel, aber keine Füße, um darauf zu stehen."

Menschen von Geist, findet Joubert, behandeln die Geschäfte oft wie Unwissende die Bücher, ohne etwas davon zu verstehen; hätte er die Gegenwart erlebt, man würde ihn eines

boshaften Seitenblicks auf die Administration unserer modernen Eintags-Staatsmänner angeklagt haben.

Mit besonderer Vorliebe hat unser Denker über psychologische Probleme nachgedacht und die Seele der Menschen zu seciren gesucht. Die Leidenschaften sind ihm die Natur; sich von ihnen nicht durch die „Reue“ zurückzuziehen, die Corruption. „Der Gewissensbiß ist die Züchtigung der Natur; die Reue die Sühnung. Jener gehört dem gequälten Gewissen an, diese der gebesserten Seele.“ „Wer die Vergnügungen liebt, ist aber immer noch mehr werth, als wer sie haßt.“

Man hat oft gesagt, daß die Blinden sich durch eine heitere Stimmung auszeichnen. Joubert erklärt diese Erscheinung so: „die Blinden,“ sagt er, „sind froh, weil ihr Geist durch die Erscheinung von Dingen, welche ihnen gefallen können, nicht abgezogen ist und sie mehr Ideen als wir sinnliche Vorstellungen haben. Das ist eine Entschädigung, welche ihnen der Himmel gewährt.“ Auch für die Schwermüthigen hat er ein Rezept: „alles, was Andere beschäftigt, erfreut; alles, was uns nur mit uns selbst beschäftigt, macht traurig. Daher die Melancholie, die Empfindung des Menschen, der sich mit sich selbst verschließt“ — ein Thema, das Adalbert Stifter bekanntlich in einer seiner „Studien“ meisterhaft variirt hat. Das Glück besteht eigentlich nur darin, „seine Seele gut zu fühlen“ und das kann auch inmitten des größten Schmerzes geschehen. Dazu gehört dann freilich auch, daß unser Temperament uns gestattet, alle Dinge in einem guten Lichte zu sehen. „Wer das nicht kann,“ fährt Joubert fort, „ist ein schlechter Maler, ein schlechter Freund, ein schlechter Liebhaber: er kann Geist und Herz nicht zur Güte erheben.“ „Man muß seinen Freunden seine Achtung wie ein Mahl serviren, wo Alles im Ueberfluß ist und die Stücke nicht gewogen und ängstlich zugeschnitten werden.“ Auch die Freundschaft hat ihre Schwächen; „wer sie nicht kennt, hat auch das nicht, wodurch sie stark ist.“ Ein guter Menschenkenner spricht aus dem Wort: „ein Mensch, der keinen Fehler

verräth, ist entweder ein Einfaltspinsel oder ein Heuchler, vor dem man sich hüten muß. Es gibt Fehler, die so eng mit schönen Eigenschaften zusammenhängen, daß man gut thut, sich nicht von ihnen frei zu machen." Vielleicht auch aus diesem: „die Züchtigung derer, welche die Frauen zu viel geliebt haben, besteht darin, daß sie sie immer lieben müssen." Dem Herzen unseres Autors kann kaum Etwas größere Ehre machen, als Aussprüche wie folgender: „wer immer im Menschen eine Empfindung des Wohlwollens erstickt, tödtet ihn stückweise." Und: „Alles, was unsere Beziehungen von Mensch zum Menschen vervielfältigt, macht uns besser und glücklicher." „Die Mannigfaltigkeit unserer Neigungen macht das Herz weiter." So spricht sich Joubert auch gegen jene philosophische Liebe aus, welche nur der Gattung gilt, aber kein Individuum mehr begreift; eine Neigung, die keine Anstrengung kostet und unser Vermögen zu lieben zerstört und austrocknet. „Welch ein Glück," ruft er ein andermal aus, „gütig geboren zu sein!" Güte und Mitleiden hängen unlösbar zusammen: man solle darum die Menschen noch mehr lehren, das Unglück Anderer zu beklagen, als es selbst zu ertragen. „Wir sollen sanft und nachsichtig sein gegen Alle, nur nicht gegen uns." „Sich der Menschen und ihrer Hülfe völlig begeben zu wollen, ist nur das Zeichen einer gefühllosen Seele." Von besonderer Feinheit der Analyse erscheinen die Untersuchungen über das Wesen der Scham — ein reizendes „Objekt", wie er sagt, „das sich immer und immer jeder stilistischen Färbung entzieht und kaum leidet, daß man es mit Namen nennt." — Er vergleicht diese Empfindung einer sich in sich selbst zusammenziehenden Pflanze und wirft dann die Frage auf, welche Bedeutung derselben beizumessen, warum sie uns gegeben ist, wozu sie unserer Seele dient, weshalb sie nothwendig war — alles Probleme anziehendster Art. Sehr interessant sind dann die Ausführungen über die Veränderungen, welche dies Gefühl in uns erfährt. „Die Schamhaftigkeit besteht so lange in uns, als irgend eine noch unbekannte Partikel

in uns lebt, die noch ihre volle Entfaltung und Sicherung nicht gewonnen hat; so lange, bis unsere Organe fähig geworden sind, unvergängliche Eindrücke anzunehmen; . . . wenn aber endlich kein Keim des Verderbens sich mehr ohne unseren Willen bei uns festsetzen und uns ohne unser Wissen verletzen kann, dann bedürfen wir dieses Schutzes im selben Maße nicht mehr; der Mensch ist ausgewachsen, der Schleier fällt, und das Netz öffnet sich. Aber auch dann läßt die Scham ihre Spuren zurück. Wir verlieren ihren Mechanismus, aber bewahren die Tugend."

Ueber das Verhältniß der Lebensalter finden wir beherzigenswerthe Aperçus. „Achte nur den jungen Mann, welchen die Greise höflich oder wohlerzogen finden." „Ein mißtrauischer Jüngling läuft Gefahr, eines Tages ein Schurke zu werden." „Du hast vielleicht Recht, so zu denken, wie du denkst; aber du hast Unrecht, deine Meinung vor einem Greise zu behaupten." „Schrecklich, aber wahr; die Greise lieben es, Andere zu überleben." Mir fällt dabei die Geschichte des Cardinals Donnet, Erzbischofs von Bordeaux ein, welcher als den schönsten Tag seines Lebens den erklärte, an welchem er den in seinem Alter ihm octroyirten Coadjutor begrub und ihm die Leichenrede hielt.

Unser Leben vergleicht Joubert einem „gewebten Winde": wir gleichen den Priesterinnen der Vesta. „Es liegt uns ob, das heilige Feuer unseres Daseins zu unterhalten, bis Gott selbst es auslöscht." „Wir müssen unser Leben behandeln wie unsere Schriften; Anfang, Mitte und Ende sollen zu einander stimmen, und da bedarf es mancher Verbesserung und Ausmerzung."

„In der Dunkelheit geboren werden und als berühmter Mann sterben" hält unser Autor für die beiden Termini eines glücklichen Menschenlebens. Doch will er, was das Sterben anlangt, daß man sich dabei möglichst liebenswürdig benehme: il faut mourir aimablement, si on le peut. Dem Lebenden aber empfiehlt er, zur Gattin nur ein Weib zu nehmen, das er,

wäre es ein Mann, zum Freunde wählte; er räth uns die Tugend der Anmuth an, die „eine das ganze Jahr circulirende Einladungskarte" ist, und gibt uns für den Umgang mit Anderen Verhaltungsmaßregeln, die viel an Labruyère erinnern und doch selbständig gedacht und pikant gesagt sind: wir müßten die „Pensées" ausschreiben, wollten wir im Einzelnen alles Beachtenswerthe notiren.

„Irrthum und Wahrheit" ist eins der schönsten Kapitel des Buches. „Was bei der Lampe wahr ist, ist es nicht immer bei der Sonne." „Unser Geist," meint Joubert, „soll so beschaffen sein, daß die Wahrheit nackt in denselben eintreten kann, um wohlbekleidet und geschmückt aus ihm herauszutreten." „Einfache und aufrichtige Geister täuschen sich immer nur halb." —

Wir haben gesehen, daß Joubert sich jahrelang eingehend mit platonischer und auch mit moderner, speciell der Kantischen Philosophie beschäftigt hatte. Kein Zweifel, daß die neueste „kritische" Schule, welche das, was man seit Aristoteles τὰ μεταφυσικὰ nennt, principiell von der wissenschaftlichen Philosophie ausschließt, ihn nicht als zünftig anerkennen würde. Aber auch die Nichtzünftigen sagen zuweilen beherzigenswerthe Dinge. Seine besonderen Neigungen galten gerade der Metaphysik. Sie ist ihm „eine Art von Poesie; die Andacht ihre Ode." „Wie die Poesie zuweilen philosophischer ist als die Philosophie selbst, so ist die Metaphysik ihrer Natur nach poetischer selbst als die Poesie."

Eine sehr auffallende These, die ich meinerseits zuzugeben entschieden Anstand nehme, ist diese: „das neugierige Verlangen, die Seele zu erkennen, existirt in hervorragendem Grade (avec tenacité) nur in Zeiten und an Orten, wo die Künste gepflegt werden. Merkwürdig! die Metaphysik und die Mechanik blühen zu gleicher Zeit." Hier zeigt sich zunächst eine Verwechslung: die auf der gereiften Reflexion beruhenden mechanischen Künste haben hinsichtlich der Bedingungen ihres Aufblühens gar nichts gemein mit den auf der poetischen Inspiration jugendlicher

Nationen beruhenden Schöpfungen der bildenden Kunst. Bei den Alten fiel die Blüthezeit der rechnenden und mechanischen Künste gerade sowie die der historischen und philologischen Kritik in die Aera der Alexandriner, wo der Höhepunkt der bildenden Kunst, aber auch der der metaphysischen Speculation zurücklag. Die Blüthe der mittelalterlichen Kunst im 12. und 13. Jahrhundert begegnete sich mit derjenigen der mittelalterlichen Volkspoesie und den kühnen Speculationen der Scholastik. Unser Jahrhundert, sagen wir lieber die Gegenwart zeigt die höchste Ausbildung der mechanischen Künste, der exacten Wissenschaften und der historisch-philologischen Kritik — aber daneben kein Schaffungsvermögen auf dem Gebiete der Kunst, keine geniale Initiative auf dem der Metaphysik. Diese Betrachtungen sind wohl geeignet, den inneren Zusammenhang der metaphysischen Speculation mit der Poesie und Kunst, aber auch ihren Gegensatz zu den exacten und mechanischen Disciplinen darzuthun: in wie weit sie geeignet sind, die poetisch und künstlerisch schaffenden Volkskräfte als Barometer der aufsteigenden Entwickelung, der Jugendkraft im Gegensatz zu den kritischen und rechnenden Wissenschaften als Erweis reifen, absteigenden Alters darzuthun — das sei der Untersuchung an einem anderen Orte vorbehalten. Es liegt aber da ein Problem, dem unsere moderne Kunstforschung nur zu lange fern geblieben ist.

Folgender Satz kann als eine directe Anspielung auf die in der deutschen Philosophie eingeführte, dem Ohr wie dem Verständniß der Fremden so schwere Terminologie betrachtet werden: „mißtraue in metaphysischen Werken Wörtern, die sich sonst nicht in der Welt einzubürgern vermochten und eine Sprache für sich darstellen."

„Jedes System," sagt der Autor am Schlusse seiner metaphysischen Betrachtungen, „ist ein künstliches Werk (artifice), eine „fabrique", die mich wenig interessirt; ich untersuche nur, welche natürlichen Reichthümer es in sich schließt und achte nur auf seine Schätze. Andere kümmern sich ausschließlich um den

Kasten (le coffre); sie wissen, wie groß und aus welchem Holz er ist. Die Seidenwürmer bedürfen zu ihrem Geschäft allerlei Material, das man ihnen lassen muß; aber nicht auf den Spinnrocken, sondern auf das Gespinnst kommt es an." Ein Körnlein Wahrheit für die „Methodologen."

Auch über Raum und Zeit, Luft und Feld finden sich allerlei bemerkenswerthe Aussprüche. „Der Raum ist die Statur Gottes"; „das Jahr gleicht einem Kranz, der aus Blumen, Dornen, Früchten und trocknen Kräutern zusammengesetzt ist." Das Licht vergleicht Joubert einer „göttlichen Feuchtigkeit"; ein anderes Mal nennt er es den Schatten Gottes, die Klarheit „den Schatten des Lichts"; die Seele des Diamanten ist ihm das Licht. Hochpoetisch sind die Ausführungen über die „Physiognomie des Regens" und seinen Einfluß auf unser Gemüth.

Von den Blumen erscheint ihm die Tulpe seelenlos, wohl aber sind Rose und Lilie gewissermaßen beseelt. Die Monumente sind ihm die Klammern, welche die Generationen aneinander knüpfen: man soll erhalten, worauf der Blick unserer Väter geruht. Die ewig grünen Bäume liebt er nicht; sie haben etwas Düsteres in ihrem Grün, etwas Kaltes in ihrem Schatten, etwas Trockenes und Stechendes in ihrem Laub; da sie nichts verlieren von dem, was sie an sich tragen, kommen sie ihm gefühllos vor und ziehen ihn darum nicht an.

Die Politik definirt Joubert als die Kunst, die Menge zu kennen und zu leiten; ihr Hauptruhm besteht darin, „die Massen zu führen, nicht wo sie hinwollen, sondern wo sie hinsollen." Seiner Ansicht nach ist das größte Bedürfniß eines Volkes das, regiert zu werden; sein größtes Glück besteht darin, gut regiert zu sein. „Wer regieren will, liebt die Republik; wer gut regiert zu werden wünscht, die Monarchie." Die alte Weisheit, daß jede gute Politik eine Serie von Compromissen ist, drückt er so aus: „Alles, was in der Politik neu eingeführt wird, muß auf einer Art Transaction beruhen." „Ahme," setzt er hinzu, „der Zeit nach, sie zerstört Alles nur langsam, sie untergräbt,

verbraucht, entwurzelt und löst allmählich ab; sie reißt nichts auf einmal aus.“ Taine's Geschichte der französischen Revolution mit ihrem berühmten Satz: in Dingen der Politik ist es besser fortzufahren als von Neuem anzufangen, ist nur der Commentar zu diesem Axiom. Die Größe der Menschen scheint Joubert mehr in den Willen als in die Intelligenz zu setzen. „Alle großen Männer glaubten sich mehr oder weniger inspirirt“; „sie sind einfach eigensinniger im Beharren auf derjenigen Sache gewesen, welche zum Triumph bestimmt war.“

Joubert schrieb, wie wir gesehen, unter dem nachwirkenden Eindruck der Revolution. Obgleich eine liberale Natur, konnte er darum Sätze äußern wie diese: „wenn die Vorsehung die Welt der menschlichen Freiheit überantwortet, so läßt sie die größte aller Geißeln auf die Erde niederfallen.“ „Die Freiheit ist ein von seinen eigenen Launen regierter Tyrann.“ „Freiheit, Freiheit! gebt in Allem Gerechtigkeit, dann haben wir Freiheit genug.“

Demgemäß ist Joubert kein Anbeter des Volkes. „Das Volk ist der Tugend fähig, nie aber der Weisheit. Es versteht nicht zu wählen. Es steckt mehr Wahrheit als man glaubt in dem Epigramm auf den Metzger, der, als er einen Anwalt brauchte, in den Justizpalast ging und sich in dem großen Saale der Advocaten — den Dicksten aussuchte.“

Ueber das Verhältniß der Geschlechter äußert sich Joubert also: „in der niedrigen Volksklasse taugen die Frauen mehr als die Männer; in der höheren im Gegentheil sind die Männer den Weibern überlegen. Das kommt daher, daß die Männer mehr durch erworbene, die Frauen mehr durch natürliche Tugenden glänzen.“

Auch ein Satz, dem man widersprechen wird, ist dieser: „die Völker, welche Tugend und Weisheit eingebüßt haben, können sie nicht wiedergewinnen. Einige wahrhaft Weise ausgenommen, kehrt Niemand zurück, selbst nicht, um den richtigen Weg zu finden.“ Ein gutes Recept für die Staatsmänner ist dagegen

das: „in Dingen der Politik muß man den Frondeurs immer einen Knochen lassen, den sie abnagen können.“

Von seinem eigenen Volke urtheilt Joubert u. A.: „die Franzosen sind, wie Niemand, gemacht um toll zu werden ohne den Verstand zu verlieren. Methode besitzen sie nicht, aber ihr gesunder Menschenverstand geht gerader und rascher als ihre Ueberlegung.“ Von den Engländern meint er, sie seien „für ihre eigene Rechnung ehrlich, aber gewissenlos zu Gunsten ihres Landes.“ Im Handel, meint er weiter, könne man die Nationen also charakterisiren: die Spanier seien Juwelenhändler, Goldschmiede, die Engländer Fabrikanten, die Deutschen Papierhändler, die Holländer Victualien-, die Franzosen Modehändler. In der Schiffahrt seien die Ersteren muthig, die Zweiten geschickt, die Dritten gelehrt, die Vierten findig, die Letzteren waghalsig. Einem Schiffe sollte man einen Spanier zum Capitän, einen Engländer zum Steuermann, einen Deutschen zum Hoch-Bootsmann und einen Holländer zum Matrosen geben; der Franzose „ne marche que pour son compte.“ Eine Bemerkung, welche beweist, wie treffend Joubert die Rolle des Letzteren im internationalen Concert aufgefaßt hat. Ebenso richtig beurtheilt er sein Jahrhundert, wenigstens das moderne Frankreich, wenn er behauptet: „wir leben in einer Zeit, wo es Ueberfluß an überflüssigen und Mangel an nothwendigen Ideen gibt“ — an den Ideen vor allem, hätte er seinen Landsleuten sagen dürfen, welche nöthig sind, um einen dauerhaften Staat und eine lebensfähige gesunde Gesellschaft zu constituiren. Auch der Kirche gibt er einen weisen Rath: „die Häresie ist heute weniger zu fürchten als der Unglaube. Die Kirche hat jetzt andere Feinde und andere Gefahren zu bestehen; sie muß ihre Kampfweise ändern und sich um neue Dinge kümmern.“ Auch das dürfte — leider — nur zu wahr sein: „man fürchtet heutigen Tages bei einem Fürsten viel mehr die Strenge der Sitten und der Grundsätze, als Grausamkeit, Tyrannei und Habgier.“

Was die Bücher anlangt, so ist Joubert der Ansicht: der

schlimmste Uebelstand an den neuen sei, daß sie uns hindern, die alten zu lesen. „Beurtheilten unsere Vorfahren die Bücher nach dem, was Geschmack, Gewissen und Vernunft darüber sagte, so haben wir uns gewöhnt, nur zu fragen, ob sie uns unterhalten und amüsiren." Die heutige Litteratur klagt er an, das Mauerwerk wohl gut, aber die große Architektur nur schlecht zu verstehen.

Das Kapitel über die Erziehung enthält gar Vieles, was der Beherzigung werth erscheint, namentlich in einem Lande, wo die Pädagogik in Theorie und Praxis so erschlafft ist, wie bei unseren westlichen Nachbarn. „Die Kinder bedürfen des Vorbildes mehr als der Kritik." Sie gehorchen den Eltern nur, wenn sie sehen, daß die Eltern dem Gesetz gehorchen." „Die Erziehung soll zart und streng sein, nicht kalt und weich." „Den Kindern gilt, was, wie Bonald sagt, man den Völkern thun soll: wenig für ihre Vergnügungen, viel für ihre Bedürfnisse, Alles zur Ausbildung ihrer Tugenden." „Die Eltern sollen die Führer, nicht die Kameraden ihrer Kinder sein." „Man muß die Kinder raisonnabel, aber nicht zu raisonneurs machen. Das Erste, was sie zu lernen haben, ist, daß es vernünftig sei, zu gehorchen und nicht vernünftig, eigenwillig zu sein." Sehr schön sind die Ausführungen über die „Pflicht" als das große Bleibende in der gesammten Erziehung und im Leben — ein Thema, das viele Jahre später Lacordaire in einer seiner letzten und schönsten Reden zu Sorèze behandelt hat.

Auch ein Wort, Goldes werth, ist: „everso succurrere saeclo — das sollte die Devise der Universität sein." Ja, nicht Ruinen zu schaffen, sondern aus den Ruinen neues Leben erblühen zu lassen, das sollte die Aufgabe der Wissenschaft und ihrer höchsten Organe sein!

Ich ging einst — es sind gerade sechs Jahre — auf den Aetna und sah das ungeheure Lavameer, das weithin um den Fuß des Berges Alles wie mit einem großen schwarzen Leichentuche bedeckt hatte. Aber aus den Spalten und Rissen, die

diesen Todtenmantel durchfurchten, erblühte überall das köstlichste Leben: eine neue jungfräuliche Flora. Und ich frug mich: wer wird die Macht sein, um solch neues Leben zu erwecken, wenn einst unsere Cultur, das ganze Erbtheil unserer Väter, durch die Ausbrüche unserer modernen Barbarei verschüttet sein wird? Wird die Wissenschaft berufen sein, diese Rolle zu spielen, nachdem sie selbst des Brandstoffes so manchen hinzugetragen hat? — — —

„Die moderne Erziehung,“ fährt Joubert fort, „charakterisirt sich durch die Sorge für den Körper, das Erlernen der Künste, die Vernachlässigung des inneren Geisteslebens und die Unwissenheit in Hinsicht unserer Pflichten.“

Auch ein wichtiges Recept: „man lasse in der Erziehung Jedem das Maß seines Geistes, seinen Charakter und sein Temperament. Nichts sitzt dem Geist gut, als sein natürliches Wesen; ihm verdankt er seine Anmuth, sein Behagen, sein Vermögen. Alles was ihn schraubt, verdirbt ihn; will man die Federn zwingen, so bricht man sie. . . . Wer zart geboren ist, soll zart, aber gesund leben; wer robust auf die Welt kam, lebe robust, aber mäßig; wer lebhaften Geistes ist, behalte seine Flügel, die Anderen mögen es ebenso mit ihren Füßen machen.“ Joubert hat hier den wundesten Fleck der französischen Pensionats- und Convictserziehung berührt: den Mechanismus einer Pädagogik, die nicht erzieht, sondern dressirt, und der wir die charakterlose Zerfahrenheit unserer heutigen Zustände zum besten Theile verdanken.

Sehr gering denkt Joubert über den Werth der exacten Wissenschaften in der Erziehung. „Die Mathematik bildet den Geist in der Richtung der Mathematik, die Litteratur nach derjenigen der Moral. Mit jener lernt man allenfalls eine Brücke bauen, mit dieser lernt man leben.“ Die Mathematik rechnet er zu den Wissenschaften, welche der Gesellschaft nothwendig, deren Cultivirung für den Einzelnen überflüssig ist. „Das Kind soll zuerst die geistigen und ethischen Ideen aufnehmen; ist der Platz

bereits durch die physikalischen Dogmen besetzt, so finden jene keinen Eingang mehr, weil der kindliche Geist zu grobe Nahrung gewohnt ist.“

Den Lehrern endlich gilt der Ausspruch: „man legt zu wenig Gewicht darauf, welchen bildenden oder verbildenden Einfluß auf die Kinder die Sitten und die Stimmung des Lehrers üben, wie sie sich in dessen Physiognomie ausprägen.“

Nicht einverstanden wird die junge Professorenwelt von heute mit unserem Weltweisen sein, wenn er die Abfassung von Lehrbüchern für eine Sache des erfahrenen und emeritirten Lehrers erklärt, überhaupt der Meinung ist, die Professoren sollten den Musen gleichen und mehr inspiriren als schreiben. Lebrun's „inspirez, mais n'écrivez pas“, zielte aber auf die Frauen, und nicht auf die Männer des Katheders.

Joubert's Betrachtungen über die bildende Kunst sind um so bemerkenswerther, als sie aus einer Zeit stammen, in welcher das Kunstleben, das französische insbesondere, seinen tiefsten Niedergang zu verzeichnen hatte. Unser Autor war Zeuge der vergeblichen Bemühungen, welche der eisige Classicismus des ersten Kaiserreichs machte, um das durch die Zopfperiode vergiftete, durch die Revolution völlig zerstörte Kunstempfinden seiner Zeitgenossen neu zu beleben. Alle diese Versuche waren nur künstlich: die Nation hatte es verlernt, die Kunst als Bedürfniß zu empfinden. Joubert berührt diesen kranken Punkt gleich zu Anfang seines Kapitels „des beaux arts“! „Weit entfernt,“ sagt er, „die Künste zu den zwar nützlichen, aber doch überflüssigen Dingen zu zählen, hat man dieselben zu den kostbarsten und wichtigsten Gütern der menschlichen Gesellschaft zu rechnen. Ohne die Künste wäre den erhabensten Geistern unmöglich, uns die Mehrzahl ihrer Ideen mitzutheilen. Ohne sie vermöchte der Vollkommenste und Gerechteste nur einen Bruchtheil des Genusses und des Glückes zu empfinden, zu dem ihn die Natur befähigt hat. Es gibt so zarte Erregungen der Seele (émotions), so reizende Gegenstände, daß nur die Farbe oder

der Ton sie auszudrücken im Stande sind. Die Künste müssen als eine Art Sprache für sich, als ein ganz eigenartiges Verkehrsmittel zwischen uns und den Bewohnern einer höheren Sphäre angesehen werden."

Joubert erblickt das Grundprincip der schönen Künste in der Nachahmung, bez. in der Nachahmung des Ideals, als dessen höchstes Maß der Mensch sich selbst statuirt. Diese Nachahmung besteht nicht in der Wiedergabe des Wirklichen, sondern des Bildes des Wirklichen. Farben und Töne sollen nur Bilder des Wirklichen vorstellen. Dasselbe Gesetz gilt für den Schauspieler. Das Schöne ist die mit den Augen der Seele geschaute Schönheit. Wie die Intelligenz nur sich homogene Wirkungen, d. h. also Empfindungen und Ideen, hervorbringen soll, so soll auch die Kunst des Seelischen nicht entbehren. „Künstler! wenn du nur Sensationen bewirkest, was thust du mit deiner Kunst anders, als was die Prostituirte mit ihrem Gewerbe, der Henker mit dem seinen, nicht ebenso gut leisten könnten?" Das Geheimniß der schönen Künste findet er in der Illusion auf Grund der Realität (l'illusion sur un fond vrai). Sehr auffallend ist nachstehender Satz, der zu einer Zeit, wo man noch gänzlich unter der Herrschaft von Cochin's und Diderot's Kunsturtheil stand, wie eine geniale Anticipation der von Rumohr begründeten Auffassung klingt: „die Jugend der Kunst ist elegant, ihr männliches Alter gewaltig (sa virilité pompeuse), ihr Greisenalter reich, aber überreich an Ornament, das ihren Verfall verdeckt. Man muß einmal ohne Unterlaß darauf ausgehen, die Kunst zu ihrem Mannes-, oder lieber noch, zu ihrem Jünglingsalter zurückzuführen." Sehr energisch spricht er sich gegen die Geschmacksverirrung aus, welche auf den Gräbern grauenvolle und garstige Symbole aufstellt. „Das heißt den Todten in den Augen des Lebenden hassenswerth oder lächerlich machen." Den höchsten Triumph der modernen Kunst findet er in der den Alten unbekannten Verbindung der Mutter mit der Jungfrau, wie sie sich unter den Händen Rafael's gestaltet hat. Auch Rembrandt be-

wundert er überaus, weil Keiner wie er in solchem Maße über den Lichteffect gebietet, der bei ihm selbst eine triviale Natur zu vergeistigen im Stande war. David ruft er zu: „richte dein Genie — und deine sitzende Andromache auf!“ Die Poeten nennt er Kinder mit großer Seele und himmlischer Intelligenz. „Jedes wahrhaft geniale Gedicht, sei es lyrisch, sei es didaktisch, soll in einem Tage gelesen werden können.“ „Der epische Dichter verfehlt seinen Stoff, wenn er etwas Anderes darstellt, als was das Publicum selbst begierig ist, zu erzählen.“ „Poesie findet Der nirgends, welcher keine in sich trägt.“ Sehr verschieden sind ihm die Kunst zu denken und die Kunst zu schreiben. „Viele Leute haben eine Feder, aber keine Tinte! Andere haben beides, aber es fehlt ihnen das Papier, d. h. der Stoff, an welchem sie sich bilden können.“ Den Schriftstellern gibt er einen weisen Rath mit den Worten: „die Muße ist dem Geiste von Zeit zu Zeit ebenso nöthig wie die Arbeit. Man ruinirt seinen Geist, wenn man zuviel, man rostet ein, wenn man nichts schreibt.“ „Drei Dinge gehören dazu, um ein gutes Buch zu schreiben: Talent, Kunst und Métier, d. h. Natur, Industrie und Gewohnheit (Mache).“ Um verdorbenen Völkern zu gefallen, muß man ihnen Leidenschaften schildern, die ebenso ungeordnet sind wie ihr eigenes Leben; die Seelen solcher Völker schmachten nach Excessen. Das ist die Signatur des gegenwärtigen „Verismus“. „Wo Anmuth und Heiterkeit gänzlich fehlen, gibt es keine schönen Künste mehr.“ „Der Geschmack ist das litterarische Gewissen unserer Seele.“ „Alle geistvollen Menschen taugen mehr als ihre Bücher; die Genie's und vielleicht auch die Gelehrten taugen weniger als ihre Werke, wie die Nachtigall geringeren Werth hat als ihr Gesang, der Seidenwurm geringeren als seine Seide, das Thier geringern als sein Instinct.“ Einmal ruft Joubert aus — man gäbe etwas darum, zu wissen, nach welcher Lectüre: „es gibt nichts Schöneres als ein schönes Buch.“ Doch möchte ich hinzusetzen: „schöner noch ist eine schöne Seele, in die du hineinblicken darfst.“

Aeußerst interessant sind die litterarischen Urtheile, welche den Schluß von Joubert's „Pensées“ bilden. Ich kann nur Weniges herausheben. Unter den Alten ist Plato sein größter Meister. Cicero ist ihm nur ein Mond, keine Sonne. Plutarch nennt er den Herodot der Philosophie. Tacitus findet er vor Allem als Maler von Dingen und Gedanken unnachahmlich, wirft ihm aber vor, sich des Lesers bis zu einem Grade zu bemächtigen, daß man sagen dürfe, er thue ihm Gewalt an. In Pascal, den er sehr bewundert, sieht er doch den Nachahmer Montaigne's. Nicole ist ihm ein Pascal ohne Stil; nicht was er schreibt, sondern was er denkt, ist erhaben. Voltaire nennt er klar wie Wasser, Bossuet klar wie Wein. Bossuet bewohnt die Höhen, Fénelon die Thäler und sanften Abhänge. In Bezug auf Letzteren billigt er de Beausset's Wort: „Fénelon liebte die Menschen mehr, als er sie kannte.“ Den Abbé Fleury nennt er einen halben Fénelon, einen Fénelon rustique. In Bourdaloue vermißt er Präcision und Beweglichkeit. In Massillon's Reden findet er den Plan schlecht, aber die „Basreliefs“ superb. Unter den französischen Philosophen behagen ihm Malebranche und Condillac offenbar wenig. Kant, meint er, sei man stets versucht zuzurufen: „dégagez l'inconnue“ — man sieht sie nirgends. „St. Martin trägt,“ sagt er, „den Kopf im Himmel, aber in einem Himmel voll grauem Nebel. Er erhebt sich zum Göttlichen, aber mit den Flügeln einer Fledermaus.“ Montesquieu nennt er „une belle tête sans prudence“. Sehr hart ist, wie wir bereits gesehen haben, sein Urtheil über Voltaire („er verstand einschmeichelnd und verschlagen zu sein wie ein Jesuit“) und Rousseau. Voltaire wirft er vor, mit dem sittlichen Gefühl auch die „sévérité de la raison“ zerstört und seine frivole Art des Urtheils Freunden wie Feinden mitgetheilt zu haben. In der That: wäre Louis Veuillot ohne Voltaire möglich gewesen? Rousseau's Geist nennt er „wollüstig“. Seele und Leib waren stets bei ihm gemischt. Er war sein eigner Pygmalion: „le gueux se chauffant au soleil et méprisant délicieusement le

genre humain: tel est J.-J. Rousseau.“ Hat Jemand den Verfasser der „Bekenntnisse“ besser gemalt?

Buffon, dem er Genie für das Ganze und Esprit für das Detail zuschreibt, hat eine geheime „emphase“, die ihm mißfällt. Marmontel hat nur soviel Geist, als er sich selbst zutheilt. D'Alembert schreibt nur mit geometrischen Figuren. Diderot und seine Schule nahmen ihr Wissen aus dem Kopf und ihre Raisonnements aus ihren Leidenschaften oder Launen, Bernardin de Saint Pierre's System ist ein ekstatischer Epikuräismus. Bonald ist ihm ein geistreicher und gelehrter Krautjunker, der die Vorurtheile seiner Jugend zu Dogmen macht. Entzückend finde ich Joubert's Meinung über Racine: „Diejenigen, welchen Racine genügt, sind arme Seelen und arme Geister, die Gelbschnäbel und pensionnaires de couvent geblieben sind.“ Boileau heißt ihm ein großer Dichter, aber in der „demi-poésie“. Molière's Komik bewundert er natürlich, aber er wirft ihm vor, im „Tartuffe“ die Form der religiösen Empfindungen verhöhnt zu haben. Den reichsten Fonds wahrer Poesie findet Joubert unter allen Franzosen bei La Fontaine. Delille hat nur Töne und Farben im Kopf, bedient sich ihrer aber auf das Herrlichste. Parny hat Herz und Seele eines Eunuchen. Die Pastoralpoesie der Deutschen im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert ist ihm unerträglich; „Pastorales ist nichts darin als die Worte.“ Geradezu meisterhaft ist, was über Florian's Uebersetzung des Don Quixote gesagt wird. „Aus dem breiten schönen Strom des Originals, der über einen feinen goldenen Sand dahinfließt, wird bei dem Uebersetzer ein über Kieselsteine stolpernder Bach.“ Wie Joubert über Frau von Staël dachte, ist bereits oben erwähnt worden.

Endlich sei noch ein Wort über den Roman ausgehoben: „wenn die Fiction nicht schöner ist als das Leben, so hat sie kein Recht zu existiren.“ Was hätte Joubert gesagt, wäre ihm aufgespart gewesen, die Poesie des Häßlichen in Zola's „l'Assommoir“ oder in Wereschagin's erfrorenen Russen triumphiren zu sehen!

Doch genug der Proben. Chateaubriand nannte sich in der Vorrede der „Atala“ im Augenblicke, wo er aufhörte, beides zu sein, „un solitaire et un homme ignoré“. Mit viel größerem Recht konnte sein Freund Joubert beides von sich sagen. Um jenes dürfen wir ihn beneiden, denn er gehörte zu den Auserwählten, welche das Glück einsamer Meditation verdienen und es auszunützen verstehen. Aber nicht gekannt zu sein, hat er nicht verdient, und ich denke, diese wenigen Blätter zeugen dafür. Als Sainte-Beuve vor einem halben Jahrhundert die „Pensées“ zum ersten Male bei dem französischen Publicum einführte, schloß er seinen Aufsatz mit Joubert's eigenem Ausspruch: „ein paar denkwürdige Worte können hinreichen, um einen großen Geist berühmt zu machen.“ Chateaubriand's wie Sainte-Beuve's Theilnahme haben in der That das in Frankreich erreicht; möge es uns wenigstens geglückt sein, auch diesseits des Rheines dem Einen oder Andern den edlen Franzosen zum Freund und Berather in stillen Stunden gewonnen zu haben.

III.

Neue „Pensées".[1]

(1887.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.' 1887, 365 f.

I.

Die Litteratur der „Pensées", nahe verwandt derjenigen des Sprüchwortes, ist ein Vorrecht gereifter Nationen. Nicht der Jüngling in seiner Hast und Ueberschwänglichkeit, erst der durch Erfahrungen und Beobachtungen gereifte und bereicherte Mann ist im Stande, das zu sein, was der Franzose mit einem unübersetzbaren Ausdruck „médailleur de pensées" genannt hat. Das gilt von dem Individuum wie von dem Volke. Israel mußte schmerzliche und lange Erfahrungen hinter sich haben, ehe Jesus Sirach seine Sprüche niederschrieb. Die Cultur der alten Welt neigte sich ihrem Abend zu, als Epiktet und Marc Aurel die Ergebnisse ihrer Weltweisheit zusammenfaßten. Die jugendlichen Völker des Mittelalters haben, solange die schöpferische Kraft der Phantasie Reflexion und Kritik zurückhielt, kein einziges derartiges Buch aufzuweisen: erst am Ausgang desselben, kurz ehe die mittelalterlichen Formen zerbrochen werden, hat ein den Ausläufern der deutschen Gottesfreunde nahestehender Niederländer (höchst wahrscheinlich Thomas von Kempen) jenes wunderbare Buch „Von der Nachfolge Christi" verfaßt, in welchem die religiöse und ethische Weisheit des Mittelalters, die Erfahrung von Jahrtausenden zusammengetragen ist. Was das Zeitalter der Renaissance in raschem Rausche erlebt und genossen, das faßte Montaigne in seinen unsterblichen „Essays" zusammen: ein Werk, von dem alle späteren Erzeugnisse dieser

Gattung, Pascal's „Pensées" nicht ausgenommen, in hohem Grade beeinflußt sind. Montaigne ist der größte Analytiker des menschlichen Herzens mit all' seinen Thorheiten und all' den Erbärmlichkeiten dieses Lebens. Labruyère und Larochefoucauld gehen in seinen Fußtapfen; sie geben uns die Psychologie des Zeitalters Ludwig's XIV. Pascal hat weniger als einer von den Genannten erlebt und das Gewühl der Menge nur von ferne gesehen. Er kannte die Menschen nicht, gleich jenen, welche die Gesellschaft ihrer Zeit wie einen Handschuh umgewendet hatten: aber er kannte den Menschen in seiner Gesammtentwicklung und mit seinen unausrottbaren, auf das Transcendentale gehenden Bedürfnissen und Aspirationen. Schon die angeführten Namen beweisen, daß Frankreich in dieser Litteraturgattung allen anderen modernen Ländern voraus ist; kein anderes Volk hat die „Münzprägung" des Gedankens in solchem Umfange und mit solcher Virtuosität betrieben, als unsere westlichen Nachbarn. Ihre Cultur war der der übrigen Nationen voraus und überlegen, ihre Sprache hatte eine Ausbildung erlangt, welche sie zu einem unvergleichlichen Instrument gerade für solche Bethätigung machte und deren vollendete Kunst auf das Merkwürdigste abstach von der Verwilderung der unsrigen. Auch in unserem Jahrhundert hat Frankreich nicht aufgehört, an dieser Condensirung des nationalen Gedankens und der Empfindung zu arbeiten. Wir haben kürzlich die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den liebenswürdigsten Nachfolger Pascal's zurückgelenkt[1]): heute sei es gestattet, auf einen Denker der Gegenwart hinzuweisen, der plötzlich aus dem Dunkel seiner bescheidenen Existenz hervorgetreten, nicht unwerth ist, auch in Deutschland beachtet zu werden.

Der Abbé Joseph Roux ist 1834 in Tulle geboren, machte seine Studien im Seminar zu Brive, war Vicar in Varetz, dem Geburtsort des Großmeisters Pierre d'Aubusson, dann Pfarrer in Saint-Silvain und von 1876—1886, Pfarrer in

[1]) Joubert's „Gedanken" und Briefwechsel. Deutsche Rundschau, 1886. Bd. XLIX, S. 348ff. (Vgl. den vorhergehenden Aufsatz.)

Saint-Hilaire le Peyrou, einem entlegenen Dorf des Bas-Limousin; seine ganze öffentliche und amtliche Thätigkeit war demnach der Landbevölkerung, und zwar einer recht rauhen und rohen, gewidmet. Schon als Vicar begann er zu dichten und zu schreiben und sich namentlich mit der provençalischen Litteratur zu beschäftigen. Paul Mariéton gab in der „Revue Lyonnaise“ und der „Revue du monde latin“ einige seiner Arbeiten heraus, andere scheinen auch in Deutschland Seitens der romanischen Philologie Beachtung gefunden zu haben. Im Jahre 1870 hatte er das Unglück, sechs Hefte seiner „Pensées“ auf dem Bahnhof zu Chartres zu verlieren. So gut als möglich reconstituirt, übergab er dieselben als „Maximes, études et images“ an Mariéton, welcher aus der Sammlung dasjenige zusammenstellte, was 1885 zuerst unter dem Titel „Pensées“ erschien[1]) und gewissermaßen der erste Band eines „Oeuvre“ ist, dessen Fortsetzung die „Chanson lemouzina“ (vierundzwanzig Epopöen), die „Études“, die „Poésies“ (Dichtungen in limousinischem Dialekt) bilden sollen.

II.

Der Herausgeber dieses Bändchens vertheidigt seinen Autor gegen den Vorwurf, er habe Flaubert's Kanon bei Seite gelassen, welcher lautet: „toute œuvre est condamnable, où l'auteur se laisse deviner“. Mariéton gibt die Richtigkeit des Satzes zu, wogegen ich entschieden Einspruch erheben möchte, und rechtfertigt das Hervortreten der Person des Schreibenden im Text mit der eigenthümlichen Lage desselben. Es ist ein gutes Stück von sich selbst, was der Einsiedler des Limousin hier gibt: im Grunde bildet das Buch zum Theil „Bekenntnisse“ und insofern einen höchst interessanten Beitrag zu einer Gattung der Litteratur, die ihrer kritischen und monographischen Behandlung

[1]) Joseph Roux Pensées. Introduction par Paul Mariéton. Paris, Alph. Lemerre. 1885. Seither sind eine zweite und dritte, mehrfach modificirte Auflagen erschienen, ferner „Nouvelles Pensées“, Paris 1887. Jetzt ist Hr. Roux Domherr in Tulle.

noch harrt. Aber Bekenntnisse eigner Art. Das Leben dieses Pfarrers gehört zu jenen Existenzen, in welchen nach außen — sehr wenig oder gar nichts vorgekommen ist, was zu einer Darstellung herausforderte. Was der Verfasser zu „bekennen" oder zu schildern hat, sind ausschließlich innere Erfahrnisse und Begebenheiten. Wie Montaigne (Essais II, ch. 8) erklärt er (S. 6) seine durch den Kummer der Einsamkeit hervorgebrachte melancholische Stimmung als die Veranlassung dieser seiner Schriftstellerei, welche vor allem ihn selbst zum Argument und Gegenstand hat. „Dieser Kummer der Einsamkeit," sagt er, „welchen Montaigne nur während eines Theils seines Lebens gekannt, war mein Genosse von Jugend auf." Und er fügt hinzu, sehr aufrichtig: man werde, im Gegensatz zu den „Essais", in seinem Versuch eine sehr ausgesprochene Trauer, ja selbst ein wenig Bitterkeit finden. Diese persönliche Empfindung tritt öfter, wenn auch mehr oder weniger versteckt, hervor. Wo er von Washington Irving's Schilderung der Langweile spricht, welche einen Reisenden beim Anblick eines nicht enden wollenden Regens erfaßt, setzt er hinzu: „ich langweile mich nicht zu meinem Vergnügen. Ich lese nicht über die Langweile eines Anderen, ich fühle die meinige. Das ist weniger poetisch." (S. 149). Viel stärker heißt es dann auf der folgenden Seite: „es gibt Leute, welche Einsamkeit und Schweigen weit suchen gehen. Ich Armer (pauvre moi) habe beides ohne Kosten tiefer und dauernder, als ich es wünschen konnte, gefunden. Ich habe noch nicht gelebt, noch nicht gehandelt; das Bißchen, was ich unternehmen mochte, zerrann mir in der Hand. Ehemals hoffte ich noch in meiner unfreiwilligen Muße; heute, um zehn Jahre zu alt, hoffe ich nichts mehr: keine Vergangenheit, keine Zukunft. Der Mensch hängt an der Gesellschaft wie ein Fötus an seiner Mutter, durch den Leib. O dieser Leib (ce ventre), der mich abhält, in das Land meiner Träume zu fahren! Stets habe ich gewünscht, geistig, ideal, göttlich zu leben; und ich habe allzeit nur vegetirt und dahin geschmachtet. Fern im Land, fern in der Provinz!

Der letzte aller Menschen im letzten aller Länder! Wenn ich so rede, will ich weder mein liebes Limousin noch mich selbst als Menschen, als Christen und Priester gering schätzen. Aber man sehe doch, wo bin ich und wer bin ich? Ein Nichts in einem Nichts. Einige kommen und trösten mich . . . trauriger Trost! So tröstet und unterhält man einen Sterbenden, indem man ihn von dem zu überzeugen versucht, woran man selber zweifelt." (S. 150f.). Die nämlichen Vorstellungen, dieselben Enttäuschungen sprechen aus dem schönen Abschnitt „le facteur rural". Wer auf dem Lande gelebt hat, wird mit Vergnügen dem Autor folgen, wie er den Landbriefträger als das Medium malt, das den Einsamen mit der ganzen Welt verbindet. Auch da heißt es einmal: „ich kann plötzlich lernen, daß ich aufgehört habe, unnütz und unbekannt zu sein." (S. 160). Ja, in peinlicher Weise bricht bald darauf (S. 162) der Schmerz aus in den Worten . . . „besser ist's doch, am Licht zu leiden als im Schatten. Denn hier leide ich; und ich finde gar nicht, daß die Einsamkeit ein Glück ist." Er klagt, daß die Dummheit Esprit für Bosheit halte (S. 78), er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er in der Lage des Abbé Vertot ist, dem die schwedische Regierung für seine „Révolutions de Suède" eine Pension und einen Orden zugedacht, der aber nichts erhielt, als der Gesandte erfahren hatte, der treffliche Kenner der schwedischen Geschichte sei nur — ein simpler Landpfarrer (S. 102). „Lebendig begraben sein! — Was thut man nicht, um dies Unglück zu verhindern. Aber es gibt Seelen, Herzen, Intelligenzen, die lebendig begraben sind, und wer kümmert sich drum?" (S. 80). In diesem Aufschrei begegnet sich der aus der gebildeten Welt Verbannte mit unserm Uhland:

Lebendig sein begraben,
Es ist ein schlimmer Stern;
Doch kann man Unglück hallen,
Das jenem nicht zu fern:
Wenn man bei heißem Herzen
Und innern Lebens voll,
Vor Kümmerniß und Schmerzen
Frühzeitig altern soll.

Ich kannte einen Mann, der genau in der Lage des Abbé Roux war. Er hatte jene Verse des schwäbischen Dichters, der ihm von Tübingen her ein lieber Freund war, als Motto auf sein Tagebuch geschrieben: als ihn das Glück später emporhob und unter den Leuchter stellte, hat er oft jenes Blatt mit den Uhlandschen Versen wiedergelesen und sich gefragt, ob er denn wirklich glücklicher sei als damals? Roux' Geständnisse sind ein merkwürdiger Beitrag zur inneren Herzensgeschichte unserer Zeit und so mancher Priester, die am gleichen Wehe kranken. Es spricht freilich aus ihnen ein nicht geringes Selbstgefühl, vielleicht ein ungemessener Stolz, und man kann es bedauern, diese menschliche Regung nicht besiegt zu sehen durch den Triumph christlicher Ergebung und Losschälung. Aber die Erscheinung läßt sich nur zu gut erklären und verstehen. Ein berühmter Franzose behauptete mir gegenüber neulich, die Hälfte des ihm bekannten Klerus bestehe aus „Revoltés". Er kannte freilich nur die französische Geistlichkeit, und da ist es denn leider wahr, daß der „Gehorsam" als die einzige Tugend gilt, welche geschätzt ist, und daß Geist und Wissen schlechte Empfehlungsbriefe sind, die ein Abbé am besten auf seiner Wanderschaft in der Tasche behält. Es hat dieses System der Bevorzugung der gefügigen Mittelmäßigkeit längst dort wie anderwärts gegolten[1]); unter der gegenwärtigen Regierung ist es mehr als je der Fall, da die republicanischen Machthaber, in deren Händen die Bischofsernennungen liegen, ängstlich darauf bedacht sind, keinen bedeutenden Mann zu irgend einer kirchlichen Stellung gelangen zu

[1]) Man vgl. den Aufschrei Gioberti's über „nomini ingegnosi . . . depressi e schiocciati dalla stupida mediocrità prevalente" (Prolegom. del primato etc., 1846, p. 75), und das, was vor etlichen Jahren einer der namhaftesten katholischen Theologen Deutschlands, der päpstliche Hausprälat, Professor Dr. Hettinger in Würzburg, in der „Litterarischen Rundschau" 1881, Nr. 1 über das in der „Lettre en réponse aux objections touchant la réforme des études des Séminaires" (Paris 1880) vertheidigte „Système des médiocrités" — die systematische Erziehung der Mittelmäßigkeit, geschrieben hat.

lassen. Hier wie bei anderen Punkten reichen sich der kirchenfeindliche Radicalismus und die bildungsfeindliche Beschränktheit verständnißinnig die Hand.

Das Buch des Abbé Roux ist kürzlich in der Académie française mit einem Preise gekrönt worden. Der Philosoph Caro hatte den Bericht über dasselbe abgestattet und ihm reiches Lob gespendet; aber nicht Alle stimmten ihm hierin bei. Man fand in den „Pensées“ manches Gewöhnliche, oft Ausgesprochene, manche nichtssagende Phrase. Ich will gleich bemerken, daß ich im selben Falle bin und gewünscht hätte, die Auswahl Mariéton's wäre strenger gewesen und hätte einige paradoxe oder geradezu unverständige Sätze (wie Littérature no. XV, XVI, Histoire no. V) beseitigt. Neben etlichen derartigen Auslassungen, welche gänzlich zu tilgen wären, begegnen wir einer Anzahl litterarischer Beurtheilungen, denen man gleichfalls nicht allseits beistimmen wird und die der gute Landpfarrer wohl auch unterdrückt hätte, wäre ihm die kritische Litteratur des In- und Auslandes zugänglich gewesen. Sogar an ganz unrichtigen Urtheilen fehlt es nicht. Wenn er sagt: „L'imprévu, l'ébauché, voilà Corneille; le naturel, le fini, voilà Racine“ (S. 24), so läßt das bezweifeln, ob er das Wesen der französischen Tragödie durchdrungen hat. Glücklicher ist der Autor mit einer Bemerkung über den Naturalismus der heutigen und der griechischen Kunst: „die Antike bekleidete den menschlichen Körper mit Scham und Hoheit; die moderne Kunst entkleidet selbst das Nackte. Sie ist schamlos (un impudique) und zuweilen unverschämt (un impudent). Athen goß die Seele über das Fleisch aus, Paris gießt das Fleisch über die Seele. Die griechische Statue erröthet; die französische macht erröthen.“ (S. 33). Erfreulich ist bei einem Franzosen die gesunde Bewunderung für Shakespeare: „er allein würde hinreichen für die Litteratur eines Volkes.“ (S. 34). Ich übergehe die Beurtheilungen der älteren Dichter. Vielleicht interessirt es aber zu hören, wie unser Pfarrer über moderne Schriftsteller seines Landes denkt.

Von Vigny heißt es: „er hat Rosenfinger, Perlenthränen, wie Homer's Aurora.“ Von Hég. Moreau: „ein Apfel, noch grün, aber schon verdorben, den man gehörig ausputzen muß, ehe man ihn versucht.“ Von St. Beuve: „wie viel Poesie in seiner Prosa, und wie viel Prosa in seiner Poesie!“ Von Aug. Barbier: „mächtige Donnerschläge, aber keine Blitze.“ Ganz vortrefflich wird Jacques Delille gemalt: eine Mumie in der Haltung, aber ohne die Bewegung des Lebens: l'animal pris dans les glaces, das die äußerste Anstrengung macht, um anzufangen, und doch nie anfängt. Praxiteles belebte den Stein, Delille versteinert Gedanken, Empfindung, Bilder. Er ist in der Poesie die „Fontaine Saint-Alyre“. (S. 40). Von Chateaubriand wird, meines Erachtens überaus richtig, gesagt (S. 41): „man hat Alles gethan, um ihn herunterzudrücken. Sainte-Beuve hat sich alle Mühe gegeben, ihn dem Erdboden gleich zu machen. Umsonst: man kann ihm Krone und Mantel nehmen, immer bleibt er noch groß genug, um seine größten Feinde um eine ganze Schulterhöhe zu überragen.“ Recht boshaft meint der Verfasser von Jules Janin: „er schreibt, und dann denkt er.“ (S. 44). Ueberhaupt denkt und spricht er von seinen Landsleuten in einer Weise, die uns oft in Verwunderung setzen muß: so offen und objectiv urtheilt selten ein Franzose über Franzosen: „die Griechen sagten zu den Fremden: Barbaren; die Fremden antworteten: ihr Kinder. Gleichen in Europa wir Franzosen nicht ein wenig diesen Griechen?“ (S. 62).

Ich hebe nur noch einige Aussprüche heraus, um dann zu der Hauptsache zu kommen: „Man sagt, l'esprit court les rues — der Geist ist auf der Straße zu finden. In Wirklichkeit, ich habe lange gewartet, um ihm zu begegnen, damit ich den Hut vor ihm abziehen könne. Er findet sich ebenso selten in den Gassen wie in den Salons.“ (S. 80). „Das Veilchen unter dem Gras, die Nachtigall im Gebüsch, das Genie, das auf seine Stunde wartet, die Tugend, die sich verbirgt — vier herrliche Dinge.“ (S. 89).

Ein Mann wie der Einsiedler des Limousin muß oft seine eigenen Betrachtungen über die mit Gold und Purpur überworfenen, gekrönten Mittelmäßigkeiten der Zeit anstellen, während so manches Talent in der Ecke verkommt: „wer", fragt er einmal, „mag aber mehr leiden: die Capacität, die unten steht, statt oben zu sein, oder die Mittelmäßigkeit, die oben steht, statt unten geblieben zu sein?" (S. 89). Es ist ein naheliegender Gedanke, der ihm zwei Seiten weiter kommt: „hast du weder Tugenden noch Laster, so freue dich: man wird sagen: du seist ein guter Mensch. Fehlt dir Geist und Phantasie, tröste dich: man wird finden, du seiest vernünftig und positiv." (S. 91).

Mit einem andern Ausspruch ist einer der wunden Punkte der französischen Litteratur berührt: „zu viele gesellschaftliche oder litterarische Convention hindert uns, als Bürger, wie als Schriftsteller unsere Individualität zum Ausdruck zu bringen (d'être soi)." (S. 93). In Deutschland leidet unsere litterarische Kritik nur zu oft an dem völligen Mangel jener durchaus nicht inhaltleeren Formen, welche Erziehung und gesellschaftlicher Anstand allein zu geben vermögen. Unser litterarischer Ton ist oft und gerade auf den Gebieten der Litteratur, wo eine verfeinerte Sitte durch den Gegenstand selbst nahe gelegt scheint, roh und verwildert: er riecht nur zu oft nach der Bauernhütte oder der Werkstätte, aus denen unsere Gelehrten zum Theil hervorgegangen sind. In Paris ist es umgekehrt. Was Frankreich an Geist und Wissen besitzt, ist hier zusammengeflossen; man muß miteinander leben und ist nie sicher, dem Gegner, welchen man Morgens angegriffen, Abends nicht beim Diner zu begegnen. Die physische Nähe hat in Folge dessen die Gegensätze bis zu einem Grade abgeschliffen, daß ausgeprägte schriftstellerische Individualitäten immer seltner werden und das Geschäft der litterarischen und wissenschaftlichen Kritik zu einer unglaublichen Hohlheit und Unwahrheit herabgesunken ist.

Das innere Leben der Seele ist selbstverständlich das Lieblingsthema unsers Autors; und er gibt uns da schöne Früchte

seines Nachdenkens. „Ein ganzer Himmel liegt in einem Tropfen Thau, eine ganze Seele in einer Thräne." (S. 96). „Dieselben Wolken, die sich zusammenziehen und verdunkeln, um das Licht der Sonne fernzuhalten, werden weich und durchsichtig, wenn die Sonne sie zwingt, Platz zu machen." Ein Wort von hervorragender Toleranz ist dieses: „unterdrücke die Neigung, Diejenigen als Feinde zu behandeln, welche nicht wie du glauben, beten, denken, handeln und sprechen" (S. 101): man sieht, Herrn Roux fehlt alle Anlage zum Groß-Inquisitor. Er wird fort und fort in seiner Einsamkeit über die Geheimnisse des Lebens und die Thorheiten der Menschen brüten dürfen und den großen Kampf gegen die den Einsamen, der ja „gar bald allein" ist, bedrohende Traurigkeit führen müssen. Was es damit für eine Bewandtniß hat, das weiß er wohl. „Es gibt Tage, wo man sich von den großen Wassern der Traurigkeit überfluthen läßt. Unsere Intelligenz wird niedergeschlagen, unser Wille unterliegt, unsere Seele verläßt uns . . . Man lebt mit seiner Qual wie der Bösewicht mit seinen Gewissensbissen . . . Furchtbare Prüfung! Welches Gift ist diesem ‚virus' zu vergleichen, das versteinert und aufzehrt; das Alles lähmt, zerbricht und auflöst; das uns der Tugend und des Edelmuthes satt macht, das uns Allen und uns selbst zum Feinde macht? Man löst sich los von dem, was man am meisten liebt, freiwillig, kalt, eigensinnig. Man zeigt das traurigste Geschick, sich selbst, sein Glück, das Glück der Erinnerung wie das Glück der Hoffnung zu zerstören. Jedes milde, gute Wort hat für uns einen bittern Beigeschmack; jeder freundliche Dienst, jede schmeichelhafte Auszeichnung, jede zarte Aufmerksamkeit wirkt auf uns wie eine Ironie. Wenn ein solcher Zustand dauerte, wehe uns! Aber Gott, mit dem wir hadern (denn dieses seltsame Alpdrücken macht uns auch schlecht auf Gott zu sprechen), sieht mitleidig auf die Schwächen unseres Stolzes, und um uns dieser Gefahr zu entreißen, schickt er uns einen überwältigenden Trost oder einen wirklichen Schmerz." (S. 108 f.). Und wieder sprechen

innere Erfahrungen, die nur beurtheilen kann, wer sie selbst durchlebt, aus den Worten: ein Herz, das viel geweint, gleicht dem Felsen des Horeb, der jetzt vertrocknet ist, aber die Spuren jener Wasser trägt, die einst hier flossen." (S. 114). Und, „es gibt in dieser Welt Wesen, die nicht von dieser Welt sind. Das Publicum (lange Zeit pflegte man zu sagen: die Menge — le vulgaire), das sie vorübergehen sieht, hält sie für stolz, bizarr, unvernünftig. . . Ach! wenn das Publicum sähe oder wüßte, wie Jene empfinden, denken, leiden! Es würde sie mehr für Menschen als die übrigen Menschen erachten." (S. 114).

Es ist ein altes Thema: keinen großen Menschen gibt es ohne eine große Liebe; und keine große Seele ohne ein großes Leid. Unser Autor variirt es in dem Satze: „die hohen Berge sind voll von Quellen; große Herzen sind voll von Thränen": aber versöhnend ist, was er hinzufügt: „verbessern wir uns, indem wir aufhören, an die Menschen zu glauben, auf sie zu hoffen, nicht aber, sie zu lieben." (S. 116).

„Familie und Kinder" sind ein Capitel, das bei unserm Pfarrer auch nicht übersehen ist; und da finde ich für beide Geschlechter ein brauchbares Recept: „die Frau soll soviel ertragen als möglich, und der Mann sowenig als möglich ertragen zu werden trachten." (S. 127). Und auch die Frage trifft einen Krebsschaden unserer vielwissenden und alles Mögliche lernenden Gegenwart: „macht der Unterricht gute Naturen ebenso besser als er böse Naturen verschlechtert?" (eb.).

„Liebe und Freundschaft" gehen nicht leer aus. „Jede menschliche Neigung zerfällt früher oder später, wenn der Gedanke an Gott als Prinzip, als Motiv, als Ziel sie nicht befestigt und weiht." — „Ein stets heiteres Antlitz besitzt eine geheimnißvolle und mächtige Anziehungskraft; traurige Gemüther kommen zu ihm, um sich wie an der Sonne zu wärmen." (S. 177). — „Begreife mich, so wirst du mich lieben! — Liebe mich, so wirst du mich begreifen, sagen um die Wette der Mann des Genies und der des Herzens." (S. 179). — „Sich ein=

bilden, man kenne die Liebe, wenn wir Gott nicht lieben gelernt, heißt jene kleine Lache Wassers für das Meer mit seinen azurnen Wogen nehmen.“ (S. 181). — „Was ist die Liebe? zwei Seelen und ein Fleisch; was die Freundschaft? zwei Körper und eine Seele.“ (S. 183). — „Die Freundschaft ist das Ideal; die Freunde sind die Wirklichkeit; sie bleibt immer weit hinter dem Ideal zurück.“ (S. 183). — „So erprobt auch eine Freundschaft ist, es gibt Confidenzen, die sie nicht hören, Opfer, die man nicht von ihr verlangen darf.“ (S. 184). — „Die Bäume, welche der Frost berührt hat, gehen nicht sofort zu Grunde. Der Frühling sucht sie noch einmal mit einem Reste von Lebenssaft heim und schmückt sie noch einmal mit etwas Laub; dann sterben sie ab. So ist es mit manchem Herzen; tief verwundet, liebt, spricht, lächelt es noch eine Zeit lang, ehe es für dich dahinstirbt.“ (S. 188). — Und zuletzt das schöne Wort: „man nennt eine Waise, wer seinen Vater, Wittwer, der seine Gattin verloren. Und den, der den unermeßlichen Schmerz kennt, seinen Freund zu verlieren — mit welchem Namen nennt man ihn? Da schweigt jede menschliche Sprache, ohnmächtig, dies mit seinem Namen zu nennen.“ (S. 189).

Daß ein Priester Betrachtungen wie die vorliegenden nicht niederschreiben kann, ohne an Gott zu denken und an die Religion, deren Diener er ist, versteht sich von selbst. Und so ist das Schlußkapitel des Buches diesem höchsten Gegenstande gewidmet. Ich hebe nichts davon heraus als einen der letzten Sätze: „der Bettler klopft an; und aus dem verschlossenen Hause antwortet eine Stimme: gehe deines Weges, ich gebe nichts. Der Bettler wandert zu einer andern Thüre und klopft: sei willkommen, tritt ein! antwortet man von innen. O Seele, die du von der Welt verstoßen wirst, lasse den Muth nicht sinken! Wende dich Gott zu, er öffnet dem, der an seine Pforte klopft und gibt dem, der ihn um etwas bittet.“ (S. 223).

Aber das Alles ist es im Grunde nicht, um dessentwillen ich es der Mühe werth finde, die deutsche Leserwelt mit den

„Pensées" des limousinischen Einsiedlers zu unterhalten. Was diesen „Gedanken" einen mehr als vorübergehenden Werth sichert, ihre eigentliche pièce de résistance ist vielmehr das Kapitel (VIII) über das Landleben und die Landleute. Lange Erfahrungen und Beobachtungen haben den armen Limousiner Landpfarrer in die Lage gesetzt, hier einen glücklichen Wurf zu thun und gewissermaßen die Seele des Bauern zu entdecken. Bei uns hat Riehl freilich längst dies Stück der deutschen Volksseele auch analysirt,; für Frankreich füllt Abbé Roux eine entschiedene Lücke aus, und er faßt den Bauer doch auch von Seiten an, die Riehl ferner lagen und manches Treffende schärfer, wenn auch härter und unbarmherziger aussprechen, als es jemals geschehen ist. Gehen wir demnach auf diese anatomisch-pathologische Section des Bauern näher ein.

Einiges, was in der ersten Auflage enthalten war, hat die dritte beseitigt oder gemildert. So fehlt gleich zu Anfang des Abschnitts der erste Satz: „was ist ein Bauer? ein unförmlicher Mensch". Anderes gibt die neue Ausgabe (von § LXXIV an), was in der ersten fehlte.

„Die Stadtleute (die Leute von Tulle)", hebt der Verfasser an, „nennen unsere Bauern peccata. Der Spottname trägt einen merkwürdigen Sinn in sich. Der Bauer ist in der That die Sünde, die Erbsünde, noch ganz erhalten und augenfällig, in ihrer vollen Naivität, in ihrer ganzen naiven Brutalität." — „Der Bauer liebt nichts und liebt Niemanden als für den Gebrauch, zu dem Menschen und Dinge ihm dienen." — „Wenn du dem Bauer Gutes thust, wird er dich vielleicht nicht darum lieben; thue ihm Uebles, und du kannst sicher sein, daß er dich fürchtet." — „Der Bauer, der zu uns kommt, weil er unser bedarf, hält sich für nothwendig und gibt sich eine Wichtigkeit von dem Augenblick an, wo wir aus Nächstenliebe zu ihm gehen." — „Der Bauer ist Deist: darüber hinaus ist ihm gleichgültig, was man sagt und was man thut (il laisse dire et laisse faire)." Wer denkt dabei nicht an Riehl's höchst treffenden Ausspruch:

„des Bauern Religion ist seine Gewohnheit"? — „Wer weiß, wen oder was man nöthig haben kann. Das ist, kurz gefaßt, die ganze Sorge, das Kriterium und das Motiv für die Handlungen des Landmanns." — „Der Bauer ist ein schlechtlauniger Zahler, wie der Boden, den er bebaut." — „Es gibt in der Schöpfung kein Thier (animal), das nüchterner wäre als der Bauer bei sich zu Hause, das unmäßiger ist als der Bauer bei Anderen." — „Jeder Landmann, der lesen und schreiben lernt, entsagt von weitem in seinem Herzen dem Landleben." — „Ich kannte Bauern, die die Sonne sozusagen anbeteten. Dieser Herd von Licht und Wärme schien ihnen ein überirdisches Wesen, etwas Schöpferisches. Im Bauer bleibt immer ein Stück vom ‚Heiden' zurück." — „Der Ackersmann ist unvollständig ohne sein Vieh; nimm ihm seinen Ochsen, seine Kuh, seinen Esel, so ist er nur ein Stückwerk. Der Dekalog scheint Manchen lächerlich ... Aber Moses kannte seinen Mann. Auch die Gesetzgebung des Mittelalters schützte das Zugvieh." — „Ein Weltweiser definirte den Menschen als ein religiöses Thier. Ich bin leider kein Philosoph, sonst würde ich den Bauern definiren als ein abergläubisches Thier." — „Seit Kurzem existirt ein Ungeheuer: das ist der ungläubige Bauer." — „Der Bauer ging sehr schwer vom Heidenthum zum Christenthum über; das hat Wunder gekostet. Er wird zu viel billigerm Preis vom Christenthum zum Heidenthum zurückkehren." — „Ein Bauer ist insoweit ein Mensch, als ein Marmorblock eine Statue ist." — „Der Bauer hat zwei Worte, um die Gefährtin seines Lebens zu bezeichnen: femena, femna (im Limosin). Den Ausdruck femna braucht er nur von dem Weib des Menschen; la femena bezeichnet auch das Weibchen des Thieres. Mit Rücksicht darauf sollte la femena selten oder gar nicht gebraucht werden. Es ist — sehr bezeichnend — gerade der Lieblingsausdruck." — „Das Vaterland! Wahrhaftig, ein schönes Wort, das prächtig klingt und Jedermann ergreift — nur nicht den Bauern. Damit der Bauer sich mit Schrecken erhebe, mußt du ihm zurufen: dein

Haus, deine Felder, dein Besitzthum ist bedroht!" — „Ich hätte die Bauern wohl gern, wenn der Bauer mich nicht ekelte." — „Der Bauer stirbt vor Hunger, um nach seinem Tode genug zu haben." —

Recht positive Erlebnisse mögen unserm Pfarrer nachstehende Gedanken abgepreßt haben: „unsere Bauern ertragen wohl Gott: er sitzt ihnen gewissermaßen nicht auf dem Nacken — wenn er überhaupt, denkt der Bauer, irgendwo sitzt; und dann verlangt er weder Gold noch Silber. Im Gegentheil ertragen die Landleute die Menschen schwer, die im Namen Gottes zu ihnen reden: Papst, Bischof, Pfarrer." — „Was sollen wir dem Pfarrer bezahlen, der nichts nöthig hat, wir Bauern, die an Allem Noth leiden!"

„Der Bauer geht nicht spazieren." — Er gibt am Hochzeitstage seiner Frau den Arm, zum ersten und zum letzten Male." — „Verkaufen, einerlei was, einerlei wie, einerlei wem, also Geld lösen, das ist die ganze Diplomatie des Bauern auf dem Markt. Der Markt ist sein zweites Daheim, wo er sich ebenso gut wie zu Hause gefällt. Auf dem Markte angelangt, hört er auf ein Christ, ein Mensch zu sein. Er gleicht einer Spinne mitten in ihrem Netz. Nichts ist ihm mehr theuer, weder die Bande des Blutes noch die Freundschaft! A la guerre, comme à la guerre, à la foire, comme à la foire." „Man sieht ihn, und er fühlt sich selbst entschlossen, seinen liebsten Nachbarn, selbst Vater und Mutter zu betrügen, wenn er nur möglichst schnell und möglichst gut verkaufen kann." „Uebrigens entvölkern der Absinth und das System des Malthus unsere Landstrecken ersichtlich. Die Natchez und die Mohikaner sind gewesen. Nächstens kann man ein Buch schreiben mit dem Titel: „Der letzte Bauer."

Natürlich wendet sich der Blick des Verfassers auch auf die Thätigkeit seines eigenen Standes inmitten des ihn hier beschäftigenden Elementes. Man sagt ihm: ihr Priester predigt diesen Bauern das ganze Jahr, und doch bessern sie sich in nichts. Ja, antwortet er. Aber, wenn man ihnen seltener oder gar nicht mehr predigte, so würden die Bauern gar bald noch viel schlimmer sein, als sie sind. Und damit spricht Abbé Roux eine gewichtige

Wahrheit aus. Wenn der Landmann sich wenigstens hie und da über das Niveau der rein animalischen Existenz erhebt, so geschieht das fast ausschließlich unter der sittigenden und erhebenden Einwirkung der Religion. Wer sehen will, was übrig bleibt, wenn man ihm diese nimmt, der durchwandere an der Hand von Taine's Geschichte der französischen Revolution gewisse Landschaften Frankreichs, wo der politische und noch mehr der religiöse Nihilismus die bäuerliche Bevölkerung ergriffen hat.

Aber so scharf und schneidend unser Autor des Bauern innerste Natur bloslegt, er ist doch nicht blind für die Idylle des Dorfes. „Gewährt mir Gott einmal, das Dorfleben zu verlassen, so wird es, gesehen durch das Medium meiner Erinnerungen, vielleicht meiner regrets, seinen Reiz für mich gewinnen, so wie die Gesichter gewisser Verwandten, die uns streng behandelten, und die uns mild und freundlich anschauen, wenn sie nicht mehr sind“ (S. 163). Und am Schlusse seines Kapitels über die Bauern erzählt er uns eine Scene, wo in anmuthiger Weise die Poesie des Landlebens mit derjenigen des religiösen Bewußtseins zusammenschmilzt.

„Ein armes Kind ist am Tode. Man zündet eine Kerze an, zu Ehren des Sacramentes, welches der Priester eben bringt, und auch, um an dieser dunkeln Stätte etwas zu sehen. Die Umstehenden knieen auf dem feuchten Boden nieder. Meine Augen gewöhnen sich allmählich an das Dunkel, und ich fange an, die Gegenstände ringsumher zu unterscheiden. Der kleine Kuhhirte liegt auf einem Gerüst von schlecht mit einander verbundenen Brettern. Ein Bund Stroh dient ihm als Kopfkissen, ein Stück zerrissener Packleinwand als Betttuch, seine Jacke, seine Hosen, ein paar unförmliche Lumpen als Decke. Noch nie in meinem Leben hatte ich solches Elend gesehen. Und mitten in demselben lag dies Kind, strahlend von Ergebung und rührender Unschuld. Nichts war hier rein als sein Antlitz und der weiße Chorrock des Priesters, alles Uebrige in dieser Hütte erschien fahl und schmutzig: kaum daß das schwache Licht des Kerzleins gegen die dichte Finsterniß aufkam. Ich beugte mein

Knie, und mich wieder aufrichtend, sprach ich die Worte der Lossprechung über den geduldigen Kranken; dann näherte ich mich ihm, beugte mich über ihm nieder und speiste seine fast schon erkaltete Lippe mit dem Gott alles Trostes. In diesem Augenblick klirrte eine Kette, und aus einer Oeffnung des Verschlages tauchte der Kopf eines Thieres nahe über dem Lager des Sterbenden auf, und gleich darauf noch ein anderer. Es waren eine Kuh und eine Eselin, die ihren Hals nach dem Bette hin ausstreckten, als suchten sie liebevoll die halbnackten Füße dessen zu küssen, der vor wenigen Tagen sie noch zur Weide geführt hatte. Es durchschauerte mich bei diesem Anblick, und die Thränen stiegen mir in die Augen. Weihnachten stand vor der Thüre, und ich glaubte mich nach Bethlehem versetzt, in jene große, heilige Nacht. Nichts fehlte da. Da waren der Stall, die Krippe, das Kindlein Jesus, denn jeder Arme ist ja ein Jesuskindlein; jene arme Frau in der Ecke, des Kranken Mutter, konnte diejenige vorstellen, welche eben geboren; die Leute umher bedeuteten mir Joseph, die Hirten, die Weisen aus dem Morgenlande; die beiden armen Thiere Ochs und Esel; das Licht war mir der wunderbare Stern; ich, der Diener des Heiles, stellte den Engel dar, der gesandt wurde, um die frohe Botschaft zu verkündigen. . . . Endlich hauchte der Kranke seinen letzten Seufzer aus. Gott, rief ich, stieg vom Himmel herab in eine Krippe: du, mein Kind, steig hinauf aus dieser Krippe zum Himmel. Nie werde ich diese Scene vergessen“ (S. 174).

Ich weiß nicht, ob die Pfarrkinder des Abbé Roux das gelesen haben, was ihr Seelsorger über die Bauern im Allgemeinen und über die des Limousin im Besondern geschrieben hat. Wenn sie es aber gelesen, ich denke, sie haben ihm Alles verziehen, nachdem ihr feuchtes Auge diese letzte Seite des Buches gekostet hat. — — —

IV.

Antonio Rosmini.[1])

(1888.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.‘ XIV. Jahrg. 1888, LIV. 351 f., LV. 49 f., 218 f., 354 f.

Den Propheten Jeremias auf den Trümmern Jerusalems konnte kein tieferes Gefühl der Trauer durchziehen, als den gebildeten Katholiken, welcher sich heute inmitten der Ruinen sieht, die Freunde und Feinde ihm geschaffen. Es hat keine Periode der Kirche gegeben, welche an bedeutenden Männern ärmer als die heutige gewesen wäre. Was an solchen noch übrig ist, ich kann es aufzählen, an den fünf Fingern meiner Hand. Die glänzenden Namen der katholischen Romantik sind dahin — transierunt: man kann, man muß, will man sich nicht gefährlichen Selbsttäuschungen dahingeben, das Wort über den Kirchhof schreiben, der die Hoffnungen der dreißiger und vierziger Jahre bedeckt. Ein einziger großer Mann lebt noch im Schoße unserer Kirche: aber, wenn sein Fuß die Erde noch berührt, sein Haupt weilt längst schon im Himmel, und jeder Tag kann, muß die Nachricht von seinem Hintritte bringen. Die Ehre, John Newman's Leben an diesem Orte zu erzählen, lasse ich gerne einer geistvollen, befreundeten Feder. Dagegen wage ich es, die Leser der „Deutschen Rundschau", welche mit so viel Nachsicht anderen Darstellungen aus dem geistigen und politischen Leben der Gegenwart gefolgt sind, mit den Schicksalen und dem Wirken des Mannes bekannt zu machen, dessen Persönlichkeit neben derjenigen des englischen Cardinals weitaus die bedeutendste Erscheinung des Katholicismus im neunzehnten Jahrhundert bildet.

Gladstone meinte in jener Rede, die er 1878 bei Eröffnung des „Keble-College" in Oxford hielt, seit dem dreizehnten Jahrhundert habe Niemand in dem Maße wie Newman die akademische Jugend beeinflußt; Döllinger schreibt man die Aeußerung zu, seit Thomas von Aquino sei in den Reihen des katholischen Klerus kein größerer Denker aufgestanden als Antonio Rosmini. Ich will es versuchen, diesen Mann hier zu zeichnen: möge es mir gelingen, das Bild desselben zu fixiren und den Platz anzuweisen, welchen der Philosoph von Rovereto in der Geschichte des menschlichen Geistes und der christlichen Gesellschaft fürderhin einzunehmen berufen ist.

I.

Es ist kein leichtes Unternehmen, die Geschichte eines älteren Zeitgenossen zu schreiben, den man selbst nicht mehr gekannt, den man von Angesicht zu Angesicht nicht mehr gesehen hat. Lebte noch Jemand in Deutschland, dem dies in Bezug auf Rosmini gegönnt gewesen, ich würde ihm gerne die Aufgabe überlassen, den Interpreten seines Geistes und seiner Tendenzen in unserem Vaterlande zu machen. Auch in Italien sind die Männer jetzt seltener geworden, die mit dem großen Roveretaner zusammengelebt und den Anhauch seines Geistes persönlich empfunden haben. Dahin gingen Niccolò Tommaséo, einer seiner ältesten Freunde; sein Vetter, der Graf Antonio Fedrigotti, der Graf Jacopo Mellerio, Alessandro Pestalozza und Italiens großer Dichter Alessandro Manzoni; der Mailänder Geschichtsschreiber Carlo Rosmini, der Marchese Gustavo Benso di Cavour, Carlo Pagano Paganini, der Pisaner Philosoph, der Canonicus Carlo Gilardi in Livorno, Pier Luigi Bertetti, früher Canonicus in Tortona und Rosmini's Nachfolger in der Leitung seines Institutes; Sardagna, Bischof von Cremona, Ferré, Bischof von Casale, die Cardinäle Tosti, Zurla, d'Andrea, Castracane, schließlich auch der vor wenigen Jahren verstorbene Erzbischof Gastaldi von Turin und so viele Andere. Dagegen

leben noch[1]) Msgr. Jacopo Bernardi in Venedig, der 1860 Rosmini's Correspondenz mit Paravia herausgab; ebenfalls in der Lagunenstadt der P. Sebastiano Casara, der Vorsteher der von den Grafen Cavanis daselbst gestifteten Congregazione delle Scuole di Carità: beides ehrwürdige, hochgebildete und in der theologischen Litteratur Italiens mit Ehren genannte Greise, in deren Gesellschaft der Schreiber dieser Zeilen manch' schöne Stunde in der alten Venezia zugebracht. Es lebt noch — und hoffentlich auf manches Jahr hinaus — Don Vincenzo de Vit, eines der ältesten Mitglieder von Rosmini's Institut, der ganzen gelehrten Welt bekannt durch seine berühmte Neubearbeitung von Forcellini's Lexicon totius Latinitatis und das allen Philologen unentbehrlich gewordene Onomasticon. Wer den Sitzungen des deutschen Archäologischen Institutes in Rom beigewohnt hat, kennt sicher den bescheidenen, einfachen Greis, dessen kindlich heiteres Antlitz den Umfang seines immensen philologischen Wissens nicht ahnen läßt und der mit den de Rossi, den Bruzza, den Visconti zu den treuesten Freunden unserer deutschen Anstalt zählte. Noch lebt ferner Don Luigi Setti, der jetzige Generalsecretär des Institutes, welcher Rosmini seit 1857 kannte, und der seit 1841 dem Orden angehört. Er diente seit 1850 Don Antonio als Amanuensis und Secretär: ein trefflicher Greis von strahlender Herzensgüte, einst mein liebenswürdiger Führer auf dem Wege von Stresa nach Domodossola, und mein freundlicher Wirth dort wie auf dem Monte Calvario. Da lebt vor Allem noch derjenige Mann, den Rosmini zum Erben seines Vermögens und seines Gedankens einsetzte und der, nachdem er jahrelang der vertraute Freund und Secretär des großen Todten gewesen, nun der Träger seines Werkes und der Biograph seines Lebens geworden ist: Don Francesco Paoli, der, fast achtzigjährig, mit unvergleichlicher geistiger und körper-

[1]) Der Aufsatz ist 1888 geschrieben; seither haben sowohl Newman, als de Vit, Setti, Paoli, Zamboni und Lockhart das Zeitliche gesegnet.

licher Frische im alten Palazzo Rosmini in Rovereto den Mittelpunkt aller auf seinen berühmten Freund gerichteten Bestrebungen bildet. Jahre sind es nun schon, seit uns mit ihm wie mit Don Vincenzo de Vit eine herzliche Freundschaft verbindet. Aus ihrem Munde wie aus demjenigen des greisen und immer noch lebhaften Zamboni, der Rosmini viele Jahre lang umgab und pflegte, und der nun mit P. Paoli in Rovereto wohnt, hat der Verfasser dieser Zeilen so manchen Zug gewonnen, der ihm den Abgang der persönlichen Bekanntschaft mit Rosmini einigermaßen ersetzen und ihn ermuthigen konnte, die Schilderung eines Lebens und einer Persönlichkeit zu unternehmen, deren Bedeutung und innerer Reichthum von einem solchen Unternehmen hätte abschrecken müssen. Freilich kann er sich nunmehr auch auf eine Reihe von Publicationen stützen, welche jenes Leben ausführlich erzählen und in seinem ganzen Verlaufe klar auseinanderlegen. Von anderen kleineren Versuchen abgesehen, hat schon Tommaséo kurz nach Rosmini's Tode eine Biographie des Freundes unternommen[1]). De Vit gab im selben Jahre einen kurzen Bericht über den nämlichen Gegenstand[2]). Das Hauptwerk aber verdanken wir Paoli, welcher 1880 mit seiner sorgfältig vorbereiteten, umfangreichen Biographie hervortrat[3]), zu deren Ergänzung er bald darauf Rosmini's eigene Denkwürdigkeiten über seine Gesandtschaft in Rom[4]) und einen das innere Leben Rosmini's behandelnden Band[5]) nachschickte. Diese „Memorie" werden für alle Zeit die wesentliche Grundlage unserer Kennt-

[1]) Tommaséo, Ant. Rosmini, in der Cronica contempor., Torino 1855.

[2]) (De Vit) Cenni biografici di A. Rosmini (dal Giornale „Il Fuggilozio"), Milano 1855.

[3]) Della Vita di Antonio Rosmini-Serbati. Memorie di Francesco Paoli, pubblicate dall' Accademia di Rovereto. Torino 1880.

[4]) Della Missione a Roma di A. Rosmini-Serbati negli anni 1848—1849. Torino 1881.

[5]) Della Vita di A. Rosmini-Serbati. Memorie di Francesco Paoli. Parte II. Delle sue Virtù. Rovereto 1884.

niß des Gegenstandes bleiben. Hauptsächlich auf Grund derselben unternahm es ein Mitglied des Instituto della Carità in England, Mac Walter, seine Landsleute mit Rosmini bekannt zu machen. Nachdem ein Band seines Werkes erschienen[1]), starb der Verfasser; seine Arbeit wurde wieder aufgenommen, fortgesetzt und verbessert durch einen anderen Genossen des Instituts, den P. William Lockhart, Rector des Rosminianer-Collegs St. Etheldreda in London, einen der hervorragendsten und angesehensten katholischen Geistlichen Englands[2]). Es kommen außerdem für unsere Absicht in Betracht die zahlreichen Briefe Rosmini's, welche theils in der von Bernardi veröffentlichten Correspondenz Paravia's, theils in dem 1857 erschienenen „Epistolario"[3]), theils endlich in den der Sache Rosmini's gewidmeten Zeitschriften bekannt gemacht wurden. Zu den letzteren, welche überhaupt für Rosmini's Leben wie für das Studium seiner Philosophie von hervorragender Bedeutung sind, zählen — von älteren Journalen abgesehen — die von unserem Freunde Don Vincenzo Papa in Turin vortrefflich redigirte, eben eingegangene philosophisch-theologische Zeitschrift „La Sapienza"[4]), die leider in Deutschland noch wenig bekannte, aber aller Beachtung werthe politisch-religiöse Revue „La Rassegna nazionale", das Organ des edlen Marchese da Passano in Florenz[5]), weiter das von Paoli herausgegebene „Bullettino Rosminiano",

---

[1]) Mac Walter, Life of Ant. Rosmini-Serbati, Founder of the Institute of Charity. London 1885. I.

[2]) William Lockhart, Life of Antonio Rosmini, founder of the Institute of Charity. 2 vols. 2 Ed. London, 1886. Kegan Paul, Trench & Co. Das Buch enthält, über Paoli's Mittheilungen hinaus, noch die Aufzeichnungen des P. Fortunato Signini, welcher 1835—1845 in Rosmini's Umgebung weilte (Bd. II, S. 35 ff.).

[3]) Epistolaria di A. Rosmini-Serbati. (Opere edite e inedite Vol. XXXI). Torino 1857.

[4]) La Sapienza, Rivista di Filosofia e di Lettere, diretta da Vincenzo Papa. Torino 1879—1887.

[5]) Rassegna nazionale. Firenze. 187 ff. Besonders S. Rosmini Vol. VII, anno III, 1 f. (1881.)

in Rovereto gedruckt[1]); und endlich die neueste Revue dieser Art, der in Mailand erscheinende „Rosmini“, an dem sich eine Reihe tüchtig geschulter lombardischer Kräfte, in erster Linie der ausgezeichnete Naturforscher Prof. Stoppani, Director des Museo civico in Mailand betheiligen[2]). Diese Zeitschriften sind es, welche in Italien in erster Linie den Kampf für die Person und die Schriften Rosmini's führen: einen Kampf, von dem bisher in Deutschland kaum noch Notiz genommen wurde, der nun schon seit dreißig Jahren die ganze philosophische und theologische Welt Italiens beschäftigt, von dessen Tragweite die nach Hunderten zählenden, während desselben gewechselten Streitschriften zeugen, und der um so merkwürdiger erscheint, als Rosmini's gesammte Thätigkeit auf die Herstellung des Friedens und der Eintracht der Geister gerichtet war: einen Kampf, den er selbst geahnt haben mochte, als er von einigen seiner Bände schrieb: dem Frieden gewidmet, wird es ihnen gehen, wie den Lämmern zwischen den Wölfen — „nati alla dolcezza della pace, andrebbero forse come agnelli in mezzo de' lupi“.

Es kann nicht unsere Absicht sein, Rosmini's Leben und Wirken an dieser Stelle mit jener Ausführlichkeit zu behandeln, wie es Paoli und Lockhart gethan haben. Aber die Bedeutung des Gegenstandes und der Umstand, daß hier zum ersten Male in Deutschland der Versuch gemacht wird, die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise unserer Nation auf denselben hinzulenken[3]), macht es uns ebenso unmöglich, uns mit wenigen Blättern zu begnügen.

---

[1]) Bullettino Rosminiano. Ann. I—II. 1886—1887. Tipogr Grigoletti, Editore.

[2]) Il Rosmini. Enciclopedia di Scienze e Lettere. Redatta da un Consiglio di direzione composto di Scrittori accreditati nei diversi rami del sapere. Milano, Ulrico Hoepli. I, II. 1887 f.

[3]) Jüngst hat freilich K. Werner in der Einleitung zu seiner Geschichte der italienischen Philosophie der Gegenwart, Wien 1885, Rosmini's Leben kurz besprochen; aber doch nur insoweit, als es zur Einführung in die Darstellung des philosophischen Systems nothwendig schien.

Es kennt eine Landschaft sehr unvollkommen, wer sie nur mit dem Dampfroß durcheilt hat; und vor Allem dann nicht, wenn deren Größe und Herrlichkeit sich erst in entlegenen Bergen und Thälern erschließt. Rosmini's Wirken liegt so weit ab von dem Denken, Leben und Treiben der heutigen gebildeten Welt Deutschlands, daß eine Betrachtung seiner Thätigkeit „im Vogelflug" kaum eine wesentliche Förderung darstellen könnte; wir müssen schon um die Erlaubniß bitten, das Gemälde etwas auszuführen. Die äußeren Lebensschicksale des Roveretaners, seine geistige Physiognomie und seine Hauptschriften werden uns zunächst beschäftigen: an einem anderen Orte soll dann eine kurze Darstellung seiner Philosophie folgen und sollen Rosmini's Stellung zu den übrigen Wissenschaften und zur Kunst, seine Bedeutung als Politiker und kirchlicher Reformator, endlich sein Fortleben in seinem Institut, seine Freunde und seine Feinde betrachtet werden.

II.

Es wäre eine lehrreiche Studie, die Untersuchung, in welchem Maße die geistige Eigenart und die Entwickelung bedeutender Menschen durch den Boden, die Landschaft bestimmt wird, in der sich ihre Jugend abspielt und deren Bildern und Einflüssen sich Niemand entziehen kann. Der Schoß der Mutter und der Schoß der heimathlichen Erde birgt in sich das beste Stück unseres künftigen Seins.

Rovereto, die Wiege Rosmini's, zählt mit Brixen, Bozen, Trient zu jenen südtirolischen Städtchen, welche dem von Norden kommenden Reisenden den Vorgeschmack und die Offenbarung von Italiens Herrlichkeit gewähren. Das Land ist politisch noch eine Provinz Oesterreichs; aber der italienische Charakter des Trentino ist völlig ausgeprägt. Die deutsche Sprache hört man in Rovereto fast nur noch aus dem Munde österreichischer Beamter. Die Bewohner dieses Theiles des Etschthales sind Italiener: italienisch ist die Physiognomie des Städtchens und

die Configuration der Gebirgslandschaft, italienisch die Bebauung des Bodens und seine Producte.

Es ist ein einziges Stück Erde, dieses Südtirol. Nicht, als ob die Vereinigung alpiner Natur und italienischen Himmels sich nicht auch anderwärts und, wie an den großen Seen und den Abhängen des Monterosa, sich nicht auch großartiger als hier fände. Aber vielleicht finden sich die Menschen nicht wieder in so wundervoller Uebereinstimmung mit der sie umgebenden, so gewaltigen und doch so zarten und lieblichen Natur. Nie kann ich den Eindruck vergessen, den mir, vor vielen Jahren, der Anblick der an einem Feiertage zum Gottesdienst versammelten Gemeinde Bozens hinterlassen hat. Du kennst, verehrter Leser, jene wundervolle Composition Fra Angelico's, das jüngste Gericht, von dem nun auch Berlin eine kostbare Duplik besitzt: in die Gesellschaft jener Seligen glaubte ich mich versetzt, als ich in der feierlichen Messe den Blick auf die versammelten Andächtigen schweifen ließ und den Ausdruck gesunder Kraft, unschuldvoller Sitte und frommer Versunkenheit in die Dinge des Jenseits wiederfand, der Fiesole's Gesichter charakterisirt und den man heute kaum anderwärts noch so wie auf der kräftigen und reinen Stirn des betenden Tirolers wiederfindet.

Rovereto, „die Eichenpflanzung", wie wir das Wort verdeutschen würden, liegt in dem von mächtigen Bergen umschlossenen Lagarinathale, das ganz geeignet scheint, in die sich entfaltende Seele die Hoheit des Gedankens hineinzuwerfen, ohne ihr einen Zug stiller Beschaulichkeit zu rauben. Die Ursprünge der Stadt liegen im Dunkel. Die einheimischen Schriftsteller[1]) beziehen die von Livius und Plutarch bewahrte Nachricht, daß der Consul Lutatius Catullus sich den herannahenden Cimbern in einem Castell an der Etsch entgegengeworfen habe, auf eine römische Befestigung Rovereto's. Zahlreiche Funde bestätigen,

[1]) G. Br. Storia di Rovereto raccolta e compilata. Rovereto, 1883. Eine gute Arbeit aus der Feder des jetzigen Stadtbibliothekars, Dr. G. Bertanza. Vergl. über denselben Paoli, Bd. II, S. 246, 345 ff.

daß der Ort von den Römern bewohnt war: ob die ersten Einwohner desselben Etrusker oder Römer waren, steht freilich dahin. Unter den Gothen, Langobarden und Franken scheint hier nur eine Militärstation gewesen zu sein, welche man mit dem Castell der Lizzana identificirt. Der Name Ruveredo erscheint um das Jahr 1000, und damit beginnt die Geschichte des Ortes. Ein Jahrhundert vorher, im Jahre 883, war das Thal von jener Katastrophe heimgesucht worden, deren Dante im zwölften Gesang des Inferno (v. 4—10) gedenkt und welche den Lauf der Etsch in Folge eines mächtigen Bergsturzes einigermaßen veränderte:

„Es war der Ort, wo zu des Ufers Senkung
Wir kamen, felsig und nach sonst'gem Inhalt
So angethan, daß jedem Blick drob grauste.
Wie jener Felssturz, der diesseits Trento
Durch Erderschütt'rung oder Stützungsmangel
Die Etsch in ihre linke Flanke traf,
So daß vom Gipfel her, von dem er ausging,
Hinab zur Eb'ne das Geklüft so wild ist,
Daß es ein Niederklettern kaum gestattet,
So war hier des Gesteines jäher Abstieg."

Sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt zeigt sich eine mächtige Veränderung des ursprünglichen Stromlaufes durch Bergstürze: man ist daher nicht einig, ob Dante den unteren, bei Mori, oder den zwei Stunden oberhalb Rovereto's sichtbaren gemeint, in Mitte dessen die alte Burg Castelpietra hervorragt, deren Bewohner die Erinnerungen an Dante's Besuch sich bewahren. Drüben, auf der anderen Seite des Flusses, lag Castelbarco, der Sitz der mächtigen Grafen, die seit dem 11. Jahrhundert als Beherrscher des Thales auftreten und deren Gast der Dichter der „Divina Commedia" gewesen sein soll. Auch Petrarca war der Gast dieses Thales: aber lebhafter als an ihn blieb die Erinnerung an den großen Florentiner, der heute noch in Rovereto mit Begeisterung gelesen und studirt wird, dessen Geist frühzeitig Rosmini beherrschte, der sich ihm verwandt fühlen mußte, auch ohne zu ahnen, daß seine Züge einige Aehnlichkeit mit denen

Alighieri's aufweisen. Wie seltsam und stark aber die Erinnerung an beide sich an jener Stätte verflochten hat, das zeigte mir ein Besuch, den ich im Jahre 1885 in Gesellschaft Don Francesco Paoli's in Castelpietra machte. Wir fuhren von dem Landgute der Familie Rosmini, S. Ilario, wohin Antonio sich gern zurückzog und wo er seine Jugendschrift über Thomas von Aquino verfaßte, weiter die Etsch hinauf, bis wir, an Castelbarco vorbei, auf der linken Seite des Stromes an jene Bergmassen gelangten, deren Herabrollen den Lauf der Etsch sichtbar rechts in die Thalebene gedrängt hatte. Mit Mühe stiegen die Pferde den steilen Pfad zu dem Castell hinauf, das seit Jahrhunderten in den Händen der Barone Cresseri sich befindet. Simone Cresseri di Castelpietra zählte zu den Jugendfreunden Rosmini's und hat manchmal seine Ferien mit ihm in der höher nach Trient zu gelegenen Villeggiatura Folgaria getheilt. Jetzt lebt nur noch seine Wittwe, Donna Teresa, irre ich nicht, auch eine Verwandte Rosmini's, die hochbetagt, Alles um sich her dahin sterben sah: nur zwei Enkelinnen verbinden das aussterbende Haus mit der Zukunft[1]). Die alten Mauern des Schlosses, von Epheu und Lorbeer umrankt, redeten die melancholische Sprache eines halben dahingesunkenen Jahrtausends: hier schien mir nur die Vergangenheit ein Recht zu haben, als die aus einem Fenster des Belfrieds herabblickenden lachenden und heiteren Mädchenköpfe mich belehrten, daß auch hier wie überall aus dem Tode stets neues Leben entsprießt. Die greise Herrin des Hauses empfing uns an der Schwelle ihrer Wohnung und geleitete uns in ihren kleinen Salon, in dessen Eingang sie bewegt stehen blieb, als P. Paoli den Fremden als einen Bewunderer Rosmini's vorstellte. Ehe ich Zeit hatte, es zu hindern, hatte sich die Freifrau auf meine Hand niedergebeugt und sie geküßt: Thränen bedeckten ihr Ehrfurcht gebietendes Antlitz, als es sich wieder erhob und lächelnd meine Verlegenheit

---

[1]) Vergl. Donna Teresa's Erinnerung an Rosmini, Paoli Bd. II, S. 309 f. [Am 21. Juli 1890 ist auch diese edle Frau gestorben.]

ansah. Dann führte uns die Greisin hin zu einem Tische, vor dem sie nun den größten Theil ihrer alten Tage zubringt. Zwei Bücher lagen darauf: Dante und die Nachfolge Christi, während Rosmini die Schränke der Bibliothek füllte. „Das ist," meinte sie, „was mir von meinen Freunden geblieben, die Andern sind Alle vorausgegangen." Sie erzählte dann in einfachen Worten, welche Traditionen ihr Haus in Bezug auf Dante bewahre: wie man glaube, daß er in der That von Castelbarco hier hinüber gekommen sei, und sein Fuß diesen Boden geheiligt habe. Dann kam sie auf Rosmini zu sprechen; und hier, wie bei den Uebrigen, die Don Antonio persönlich gekannt, sah ich, daß man nicht von ihm sprechen konnte ohne tiefste innere Bewegung, die sich in dem verklärten Antlitz und den still aber unaufhaltsam dahinrollenden Thränen offenbarte. Nur große und edle Menschen hinterlassen eine solche Erinnerung. Kennte ich von Rosmini nichts als die wunderbare, hinreißende Liebe, mit der die Seinen von dem dahingegangenen Meister reden; hätte ich nichts von ihm gesehen, als den Glanz der Verklärung, den die Erinnerung an ihn auf der Stirn edler Menschen heute noch, nachdem er dreißig Jahre im Grabe ruht, hervorruft — mir reichte es völlig hin, ihn zu Denen zu zählen, welche Carlyle „die Heroen" der Menschheit genannt, zu denen, sagen wir lieber, welche der Finger Gottes sichtbar berührt und erwählt hat.

Das Dorf Rovereto ist im Laufe des Mittelalters eine Stadt geworden, die sich hauptsächlich mit dem Weinbau, jetzt auch mit Seidenzucht beschäftigt. Von einem starken, schäumenden Gebirgsbache, dem Leno, durchströmt, bietet sie in ihren alten Straßen und Plätzen ein pittoreskes Bild, das hauptsächlich dem über ihr thronenden Castell seine Physiognomie verdankt. Zahlreiche Commandanten dieser Feste trugen den Namen Rosmini: als 1487 Erzherzog Sigismund von Oesterreich sie belagerte und hier zum ersten Male, wie behauptet wird (?), die Belagerten mit Bomben beworfen wurden, zählte die Besatzung einen Rosmini unter den Ihrigen. Ein Menschenalter zuvor war Aresmino,

Sohn des Pietro degli Oprandi oder Aliprandi, aus dem Bergamaskischen (Piazzo, Pieve die S. Pellegrino in Val Brembana) nach Verona gekommen, wo er 1454 das Bürgerrecht erhielt, nachdem er bereits zehn Jahre früher von der Republik Venedig zum Podestà von Rovereto ernannt worden war. Er verließ 1464 Verona, um sich dauernd in letzter Stadt niederzulassen, wo seine Familie sich, mit Abkürzung des Namens, Rosmini nannte[1]). Als er, 1469, starb, hinterließ er den Seinigen die Stellung hochgeachteter Patricier, deren Adel und Verdienste durch Diplome Maximilian's II vom Jahre 1514 und Leopold's I vom Jahre 1672 anerkannt wurden. Der Großvater unseres Philosophen nahm 1771 den Beinamen Serbati an, als ihm die Güter dieser seiner mütterlichen Familie durch Erbschaft zufielen. Der älteste Sohn Giovantonio's, Ambruogio Rosmini-Serbati, blieb unverheirathet. Er war ein vielseitig ausgebildeter Mann, vor Allem ein großer Freund der Kunst, die er auch praktisch, als Architekt ausübte, während er auf seinen zahlreichen Reisen eine zwanzigtausend Blätter umfassende Kupferstichsammlung erwarb, die jetzt noch im Palazzo Rosmini aufbewahrt wird und die, gleich der namhaften Bibliothek des Oheims, dem künftigen Philosophen eine große Förderung im Studium der Kunst und des Schönen gewährte. Auch eine Gemäldesammlung legte Ambruogio an, die ebenfalls die Zimmer des Palastes schmückt. Vielleicht zweihundert Bilder, worunter einige gute Porträts, während die Mehrzahl der Richtung der italienischen Manieristen und Eklektiker angehört. Ambruogio bekleidete, von dem Vertrauen seiner Mitbürger getragen, wiederholt die Stelle eines Vorsitzenden der Stadtverwaltung. Ein einfacher Mann, ein aufrichtiger Christ, ein Vater der Armen, starb er 1818, 79 Jahre alt. Sein jüngerer Bruder, Pier Modesto, geboren 1745, heirathete in ziemlich reifem Alter die Gräfin Giovanna Formenti de Riva,

[1]) Man vergl. die sorgfältigen Nachweise, welche P. Paoli in seiner Schrift: Antonio Rosmini e la sua Prosapia, Rovereto 1880, gegeben hat.

gleich ihm hochgebildet und edel wie an Geblüt so an Geist, welche ihrem Gatten vier Kinder schenkte: Josepha Margherita, Antonio, Giuseppe und Felice. Letzterer starb als Kind, Giuseppe, welcher 1863 als Gatte der Baronin Adelheid Cristani di Rollo aus diesem Leben schied, hinterließ keine Nachkommenschaft: Margherita, Antonio's Ebenbild, widmete sich in Gemeinschaft mit Antonios starkmüthiger Freundin, der Marchesa Maddalena di Canossa, ganz den Werken der Nächstenliebe und starb als „Figlia della Carità“ am 20. Juni 1833, eine früh vollendete Heilige. Pier Modesto erreichte ein Alter von 75 Jahren und verließ die Seinen 1820: seine Gemahlin überlebte ihn zweiundzwanzig Jahre und erlebte die Freude in Antonio, mit dem dieser Stamm der Rosmini erlosch, den Vater einer großen geistigen Familie zu begrüßen.

III.

Rosmini's Geburtstag war der 25. März 1797: das Fest der Verkündigung Mariä; am selben Tage wurde er getauft. Einige Erinnerungen, die uns aus seinen Kinderjahren bewahrt sind, zeigen die ungewöhnliche frühe Entwickelung des Knaben, ebenso wie seine zweifellose Ueberlegenheit über die Altersgenossen, die ihn wie einen Herrn und Richter in ihren Spielen betrachteten. Das schöne, reine und liebenswürdige Kind flößte seiner Amme eine solche Verehrung ein, daß dieselbe die Wiege und die Kleidungsstücke des Kleinen wie Reliquien aufhob: sie werden jetzt, seit 1862, im Palazzo Rosmini gezeigt. Tommaséo, der in früheren Jahren Antonio nahe gerückt war, erzählt, wie die Lectüre der Märtyreracten den siebenjährigen Knaben aufs heftigste erschütterte und zu Thränen bewegte. Im Jahre 1804 gab man ihn, den andern Knaben zum Beispiel, in eine öffentliche von der Familie in der Stadt begründete Schule. 1809 wurde er in das Gymnasium aufgenommen, während er zu Hause unter der Leitung seines Erziehers Guareschi stand. Er war ein guter und wohlgesitteter Schüler: aber man fand mehrfach,

daß seine Leistungen nicht den außerordentlichen Anlagen, die er frühzeitig verrathen hatte, entsprachen. Woran lag die Schuld? Eines Tages fand Guareschi seinen Zögling in der Bibliothek des Oheims über der Summa des hl. Thomas von Aquino. „Sind das Bücher für Dich?" fragte der brave Hauslehrer, indem er Antonio einen leichten Schlag auf die Wange gab. Der Knabe erwiderte, daß der Oheim ihm erlaubt habe, in diesem und andern Büchern zu lesen. In der That hatte Ambruogio bemerkt, daß der seinem Alter weit vorauseilende Geist des Knaben, von den Gegenständen des Schulunterrichts unbefriedigt, bereits nach tieferer Erkenntniß lechze. Er nahm ihn seither in Schutz gegen die, welche von Antonio in der Schule mehr verlangten, und gab ihm die Mittel, sich weiter zu bilden. Und mit Entzücken fiel der Knabe über jedes neue Buch her. „O, liebe Mutter," ruft er einmal, „welch' wundervolle, herrliche Dinge lerne ich aus jenen Büchern; erlaube, daß ich mich daran erfreue, es kann doch nichts schaden, in solcher Gesellschaft zu leben."

Der Vorgang ist bezeichnend und beherzigenswerth. Unsere öffentlichen Lehranstalten haben ja gewiß den Vortheil, Alle einer gemeinsamen Zucht zu unterwerfen und ein bestimmtes Ziel von jedem Schüler zu verlangen. Ganz recht. Aber wie die Schüler, so denken auch die Lehrer oft nur zu wenig an das „non scholae, sed vitae discimus". Ich bin für meinen Theil längst zu der Ueberzeugung gelangt, einer der am schwersten wiegenden Uebelstände unserer Gymnasien liege darin, daß auf die spezielle Begabung wirklich hervorragender Talente viel zu wenig Rücksicht genommen wird. Wie mancher schöne und frische Geist, der etwas Großes geworden wäre, hätte man ihn verstanden und in seinem Fahrwasser gewähren lassen, wird da verkümmert, wo schulmeisterliche Pedanterie es nicht versteht, daß ein junges Genie sicher und erfolgreich seine eigenen Bahnen der Entwickelung gehen kann, dabei aber, ohne Schaden für sich und die Menschheit, einmal in den Objekten des Schulunterrichts

hinter weit geringer begabten, nur auf letztere gerichteten Köpfen zurückbleiben darf. Da wird denn eingegriffen und nur zu oft jede Freudigkeit am Lernen überhaupt zerstört und das um so öfter und sicherer, je häufiger der Wechsel der Lehrer und je unverständiger die Belastung mit den verschiedenartigsten Lehrgegenständen ist.

Schon in dieser Gymnasialzeit regen sich bei dem jungen Rosmini Tendenzen, ziehen ihn Aufgaben an, welche sich als Vorahnungen seiner künftigen Studien und Bestrebungen darstellen. So, wenn er, der künftige Apostel der Friedfertigkeit, als Schüler über den „Segen des Friedens" schreibt, wenn ihn die Berührung mit dem zu Anfang dieses Jahrhunderts in Italien als classicistischer Stilist berühmten P. Antonio Cesari, der lange im Hause der Rosmini zu Rovereto verweilte, mit der italienischen Litteratur näher zusammenbringt und ihn namentlich auf Dante's „Divina Commedia" und „Monarchia" führt; so wenn er sechzehnjährig, in Nachahmung von Boetius' „Consolatio Philosophiae", einen Dialog verfaßt, den er „Giorno di solitudine di Simonino Ironta" nennt. Der Name war ein Anagramm desjenigen des Verfassers, der das unedirte Büchlein auf dem oberhalb Rovereto's liegenden Casino della Moneta schrieb. Er läßt ein armes verlassenes Kind von zwei wunderschönen Jungfrauen finden; beide wollen es annehmen und erziehen: die eine ist die Freundschaft, die andere die Philosophie: da tritt als dritte die Religion, in einem leuchtenden, von Sternen besetzten Gewande ein, und der Streit wird so entschieden, daß alle drei Frauen sich unter dem Vorsitz der Religion in die Erziehung des Kindes theilen. Liest man die Auszüge, welche Paoli (S. 13) aus den Schriften gibt, so erstaunt man über die Reife des Urtheils und kann zugleich nicht umhin, eine gewisse sehr genaue Bekanntschaft mit der altchristlichen Litteratur und den in ihr wie in der Kunst des ersten Jahrhunderts auftretenden Personificationen der Philosophie und Religion bei dem jugendlichen Schriftsteller anzunehmen.

Sonst wird aus diesem Zeitabschnitt berichtet, daß Antonio öfter mit seinem Oheim und Bruder dem Schauspiel beiwohnte; und zwar gefielen ihm die Komödien viel weniger als das Trauerspiel, welches seiner auf das Ideale und Ewige gerichteten Stimmung besser entsprach.

Im Jahre 1814 ward Antonio mit den üblichen Segenswünschen von seinem Gymnasium entlassen. Die Eltern wollten sich zunächst nicht von ihm trennen und übergaben ihn dem in dem Hause Fedrigotti als Erzieher angestellten Pietro Orsi zur weiteren Einführung in das Studium der Mathematik und Philosophie — demselben, welchem Rosmini später das Hauptwerk seines Lebens, den „Nuovo Saggio sull' origine delle Idee", widmete. Sehr bald zeigte sich, daß der Schüler bereits dem Lehrer überlegen war. Orsi konnte nicht mehr genügen, und es handelte sich um die Frage, wo und welche Studien fortzusetzen seien. Es handelt sich aber noch um eine wichtigere: um die Wahl des Lebensberufs. Die Eltern wünschten, daß der Erstgeborene die Familie fortsetzte und daher in der Welt eine seinem Stande angemessene Stellung einnehme; P. Cesari als Hausfreund unterstützte ihre Bemühungen, aber vergebens. Der junge Antonio hatte sich von früh an dem geistlichen Stande innerlich gewidmet: einem Stande, für den ihn seine Liebe zum Studium und zur Einsamkeit, seine Freude an religiösen Uebungen, sein Eifer im Gebet zu bestimmen schienen. Er erklärte seinen Entschluß, und man gab sich damit zufrieden. Die Familie dachte jetzt daran, ihn der höheren geistlichen „Carriera", der Prälatur, zuzuführen und darum der geistlichen Akademie in Rom zu übergeben. Aber sie hatte sich in den Motiven geirrt, welche Antonio zum Altar führten. Der Geist des Jünglings war hochherzig genug, um auf äußere Ehren kein Gewicht zu legen; er war durchdringend genug, um wahrzunehmen, daß in der Prälatur für den geistigen Kampf der Gegenwart nichts zu thun war: daß die Entscheidungskämpfe der Zeit auf einem ganz andern Gebiete liegen, als auf dem,

auf welchem sich die seidenen Schuhe der Diplomaten zu Hause wissen. Er konnte in dieser äußeren Stellung mit all' ihren Beschäftigungen und Rücksichten nur ein Hinderniß für seinen ernsten Beruf erblicken und dachte nicht daran, sich dieser violetten Last zu unterwerfen. Schon früh muß dagegen der Gedanke einer Verbindung mit Gleichgesinnten zu gleichen hohen Zwecken in ihm aufgetaucht sein. Zwar wies er die Zumuthung Cesari's zurück, der ihn für das Oratorium des hl. Philippus Neri gewinnen wollte. Aber der Briefwechsel mit seinen Vettern Antonio Fedrigotti und Leonardo Rosmini läßt den Wunsch nach einer „Association" schon in jenen ersten Jahren des philosophischen Studiums erkennen: Paoli steht — und gewiß mit Recht — nicht an, die Keime seiner künftigen Stiftung in den Hoffnungen und Wünschen jener Tage zu erblicken. Ich sage, gewiß mit Recht; denn wenigstens ein dunkles Bild „deß, was er werden soll" steht vor der Seele eines jeden zwanzigjährigen Genies. Damit ist keineswegs gesagt, daß es sofort und ohne Schwanken das Feld findet, auf dem die ihm bestimmte Thätigkeit liegt. Rosmini bezeugt selbst in einem 1815 an Pietro Orsi gerichteten Brief, daß er noch sehr eigenthümlichen Schwankungen in Bezug auf diesen Gegenstand unterlag. Ein damals angesehener Roveretaner Maler, Udine, von dem sich in seiner Vaterstadt zwei Bilder erhalten haben, war aus Florenz in die Heimath zurückgekehrt, und der Umgang mit ihm hatte die durch den Oheim geweckten ästhetischen Interessen aufs lebhafteste bei Antonio angefacht. Mit Begeisterung schreibt er von der Kunst und von Rafael: er meint, wenn er zwei statt eines Lebens hätte, so widmete er eines der Malerei: welches Glück, sich einbilden zu dürfen, ein Rafael zu sein! Aber am Ende findet er doch, daß das Leben zu kurz sei, um es etwas Anderm zu widmen als der Liebe Gottes und dem Dienste des Nächsten. „Stultum est supervacua discere in tanta temporis egestate!" Kein Wunder, daß der Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, sich immer mehr befestigte: im November 1816 bezog

er die Universität Padua, wo er in der theologischen Facultät inscribirt wurde und bereits im Juni des folgenden Jahres den Titel eines Baccalaureus erwarb. Er beschränkte sich aber nicht auf den Besuch der theologischen Collegia: seine Studien erstreckten sich auch auf den gesammten Umkreis der philosophischen Disciplinen; ja, er hörte auch medicinische Vorlesungen und bewahrte, wie wir sehen werden, sein ganzes Leben hindurch ein lebhaftes Interesse an den Naturwissenschaften und der Medicin — Neigungen, welche ihn natürlich bei seinen philosophischen Arbeiten in hohem Grade fördern mußten.

Das Seminar zu Padua galt seit Forcellini's Zeiten als die Heimath einer vortrefflichen Latinität: Furlanetto, der Forcellini's berühmtes Lexikon mit Nachträgen versah, erscheint unter Rosmini's Bekannten. So beginnt auch hier schon das größte Werk der lateinischen Lexikographie in eine Beziehung zu Rosmini zu treten, dessen Freund und Ordensgenosse De Vit dasselbe heute mit so großen Ehren fortführt. Auch die schönen Wissenschaften wurden zu Padua gepflegt. Cicognara's Studie über eine Tizianische Madonna gibt Rosmini von Neuem Anlaß, das Gebiet der Kunstgeschichte zu streifen. Die poetische Ader, welche in ihm steckte, aber freilich mehr und mehr hinter der Reflexion zurücktrat, offenbarte sich in mehreren Sonetten, welche zum Theil in den ungedruckten „Giorno di solitudine" aufgenommen sind und von denen Paoli (S. 37) eine Probe mittheilt. Immer und immer aber kehrte der Geist des Studirenden dann zu ernsterer Beschäftigung zurück: Aristoteles, Plato, Thomas von Aquino waren die Lehrmeister dieser seiner Studienjahre, eine tägliche Nahrung, die seinem ganzen Wesen jene kräftige geistige Constitution gab, die wir in all seinem späteren Thun und Denken bewundern. Während er sich so auf sein Doctorexamen vorbereitete (1819), vergaß er die Uebungen der Frömmigkeit nicht. Jeden Morgen sah man ihn der Messe im Santo beiwohnen, jener wundervollen, dem heiligen Antonius von Padua gewidmeten Kirche, deren plastischer Schmuck nicht

wenig dazu beitragen mußte, die Liebe zum Schönen dem Gedanken an Gott fort und fort zu vermählen. Es ist nicht gleichgültig, wo und in welcher Umgebung der studirende Jüngling betet. Ich meine, die Jugend, welche bestimmt ist, die idealen Güter der Menschheit zu pflegen, sollte man zu gemeinschaftlichem Gebet nicht an Orten und in Stätten versammeln, welche, wie so manche unserer Gymnasial- und Universitätskirchen, einen Ausbund geschmacklosen Zopfes darstellen. Wie kann man von dem künftigen Klerus den Sinn für das Schöne und für die Kunst verlangen, wenn man sich nicht die Mühe gibt, ihn unter großen und erhebenden Eindrücken aufwachsen zu lassen!

Don Antonio legte das geistliche Gewand am 27. Juni 1817 an, empfing die Tonsur am 15. Mai 1818 und am folgenden Tage die vier niederen Weihen, diese aus der Hand des Bischofs von Padua, Francesco Scipione Marchese Dondi dell' Orologio, dessen Familie später in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu derjenigen Rosmini's trat. In diese Zeit fällt auch die Anknüpfung mehrerer Freundschaftsbündnisse, welchen Rosmini für den Rest seines Lebens treu blieb. So desjenigen mit Niccolo Tommaséo, dem später so bekannten Litterarhistoriker und Politiker; so die Beziehung zu einem anderen Dalmatiner, Pier Alessandro Paravia aus Zara, zu dem Veroneser Gozzi, zu Sebastiano de Apollonia aus Cividale, zu Maurizio Moschini, den er in seinem Dialog „Del Rinnovamento" als Opponenten einführte, endlich zu dem Israeliten Uzielli aus Livorno, dem er eine wahrhaft zärtliche Aufmerksamkeit widmete: ein Beweis für die Vorurtheilslosigkeit Rosmini's, der trotz der glühendsten Hingabe an die Interessen seiner Kirche auch in dem Andersgläubigen den edlen Menschen zu achten vermochte. Mit mehreren dieser Freunde unternahm Antonio kleine Reisen, nach dem Friaul, nach Verona und Venedig. Diese Reisen wie sein Aufenthalt in Padua gaben ihm auch Gelegenheit zur Bereicherung seiner Büchersammlung. Die Leidenschaft der Bücher, ohne die wir uns kaum einen Gelehrten zu denken vermögen,

hatte ihn längst erfaßt. War es früher der Oheim Ambruogio, der nach dieser Richtung für ihn gesorgt hatte, so mußte jetzt, nach dessen Tode (10. Juli 1818), die Mutter oft dem Sohne Geld schicken, wenn besonders günstige Gelegenheit zum Büchererwerb sich darbot. Im Jahre 1820, am 21. Januar, verlor Antonio den Vater, kurze Zeit nachdem er die Subdiakonatsweihe empfangen hatte. Pier Modesto Rosmini's ansehnliches Vermögen fiel zu zwei Sechsteln an seine Kinder Joseph und Josepha, die vier übrigen erhielt als Haupterbe Antonio. Dieser ließ das ganze Haus in seinem bisherigen Stande, wies der Mutter eine ehrenvolle Pension an und vertraute die Verwaltung seines Erbes einem Verwandten, dem Grafen Francesco Salvadore, an: Antonio empfing dann am 2. Juni 1820 in S. Maria del Carmine in Rovereto die Diakonats- und endlich, am 21. April 1821, in Chioggia die Priesterweihe. Seine erste hl. Messe feierte er auf Ostersonntag in S. Caterina in Venedig. Einige Tage später wurde seine erste Messe in Rovereto mit großer Feierlichkeit begangen (3. Mai); nicht minder die Erlangung des Doctorates in der Theologie und im kanonischen Recht, welches er am 23. Juni 1822 in Padua gewann.

Wer immer, aus innerm Drang und Beruf, diesen nämlichen Weg gegangen, weiß, was er bedeutet. Auch der Priester, der nicht als Mönch der Welt ein völliges Lebewohl sagt, vollzieht in dem Augenblicke, wo er sich auf immer bindet, eine schmerzliche Trennung. „Wenn der Mann, ermüdet von des Tages Arbeit, seiner Wohnung zueilt; wenn er an seine Pforte klopft, so kommt er nicht an eine leere Stätte. Er tritt in ein Haus, das ihm mehr bedeutet als die ganze übrige Welt. Die Sterne, die den Himmel bevölkern, die Sonne, die ihn erleuchtet und verschönt, all die wunderbare Harmonie der Natur, alles das bedeutet ihm nichts gegenüber dem Blick, dem Lächeln, den Liebkosungen seiner Frau und seiner Kinder, die seit so vielen Stunden sein Antlitz nicht gesehen, seine Stimme nicht mehr gehört haben.“

Dies Haus hat der Priester aufgegeben, wie Derjenige, welcher diesen Satz schrieb[1]), es selbst gethan. Er konnte es, wie gesagt, nicht thun, ohne tief einzuschneiden in das innerste Leben. Aber auch hier wohnen Schmerz und Lust bei einander. Die Welt hat keine Ahnung von dem überwältigenden Gefühl der Seligkeit, das den jungen Diener des Altars umfängt an dem Tage, wo er sich gänzlich und unwiderruflich geopfert hat. Ihm ist, als könne er sich nicht mehr losmachen von den Reizen der Einsamkeit, die er mit sich und seinem Gotte zubringt. „Mehr und mehr," schreibt Rosmini (Lettre giovan. al Paravia, no. 17), „bin ich verliebt in diese Einsamkeit, die voll von Gott ist." Diese Einsamkeit, voll von Gott, das ist die Erbschaft Derer, die auf Weib und Kind verzichtet haben: Dominus pars haereditatis meae .... Jenen Zustand, in welchem die Seele vor dem Heraustreten aus dieser einsamen Unterhaltung mit dem Jenseits zurückschreckt, nannte Rosmini sein principio della passività. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen, welche er uns aus jener Zeit hinterließ, fassen die Lebensregel, welche er sich damals vorsetzte, in zwei Punkten zusammen: einmal in der Erinnerung an seine Sünden, in dem Streben, seine Seele von aller Ungerechtigkeit zu reinigen und nichts außer ihr zu suchen, da er sich absolut unfähig finde, etwas zum Heil seines Nächsten zu vollbringen; dann in dem Vorsatz, kein Werk der Nächstenliebe abzulehnen, welches ihm die Vorsehung zutragen könne, überzeugt, daß Gott auch, wenn er wolle, sich des schwächsten und blindesten Instrumentes zu seinen Absichten bedienen könne.

Der Leser wird sich fragen, welche Sünden der junge Priester könne begangen haben — enormissimi vizî nennt er selbst seine Unvollkommenheiten: Dante gibt die Antwort, wo er (Purgat. III, 8—9) von dem zartbesaiteten Gewissen des Führers spricht:

„O würdevoll und fleckenlos Gewissen,
Welch' herber Biß Dir ist ein kleiner Fehler!"

[1]) Lacordaire, Serm. sur la nécessité des ordres religieux. Sermons, instructions et allocutions II 223. Par. 1885. Ed. in 12°.

Dem entsprachen die Gewohnheiten Don Antonio's. Er las täglich mit großer Andacht die hl. Messe und empfing alle acht Tage das Sacrament der Buße, was er auch sein ganzes Leben hindurch that. Die Grundsätze seines geistlichen Lebens treten auf jeder Seite seines damaligen Briefwechsels hervor: so in dem schönen Brief an die Marchesa Canossa vom 20. Januar 1824; er legte sie ausführlicher dar in dem Büchlein „von der christlichen Erziehung", welches er für seine Schwester Margherita schrieb[1]). Diese Schwester unterstützte ihn bei seinen Arbeiten. Sie scheint des Deutschen mächtiger als ihr Bruder gewesen zu sein: er studirte daher mit ihr zusammen deutsche Bücher, vor allem Kant und Hegel. Daneben sah man ihn das Facsimile einer Papyrusrolle mit Fragmenten des Epikur, sah man ihn Hebräisch und Sanskrit lesen; alles das waren aber nur Spaziergänge im Reiche des Wissens: seine Heimath war von Anfang an die Philosophie. Wir werden sehen, wie bereits in dieser Periode die Idee des objectiven Seins ihn ergriffen; am meisten nahmen ihn zunächst die Vorstudien zu seiner „Filosofia del Diritto" und „della politica" in Anspruch. Auf die Frage, wie er in so kurzer Zeit so viel und so vielerlei habe erlernen und schreiben können, antwortete er, was später in seiner „Logica" gedruckt wurde: „ohne viel Zeit und Mühe aufzuwenden, wird Niemand ein Gelehrter: man verlängert das Leben, indem man mit seiner Zeit Haus hält. Muratori hat auf die Frage, warum er so viel habe arbeiten können, geantwortet: indem er jedes Zeitschnitzel in Acht genommen habe".

So verstrichen sechs Jahre, die Rosmini mit Gebet und Studium zubrachte. Die einzige Thätigkeit nach Außen, welche er sich gestattete, war der Verkehr mit Freunden, die er als eine Accademia domestica häufig in seiner Wohnung vereinigte, wobei gemeinschaftliche Uebungen der Frömmigkeit, rhetorische Debatten, Vorträge u. s. f. gehalten wurden, weiter

[1]) Della educazione cristiana. Libri tre di Antonio Rosmini-Serbati, prete Roveretano. Venezia 1823.

auch die Theilnahme an den Arbeiten der Accademia degli Agiati zu Rovereto, einer im vorigen Jahrhundert gestifteten Gesellschaft, deren Mitglied er bereits 1822 geworden war, und welcher er einen Aufsatz „Ueber die politischen Ideen Dante's als Beitrag zur Erklärung der göttlichen Komödie“ vorlegte. Schon vorher war er als Schriftsteller aufgetreten. Noch als Studirender in Padua hatte er Augustin's berühmte Abhandlung „Ueber den Unterricht der Kleinen“ (De catechizandis rudibus) übersetzt (1821) und eine in vieler Hinsicht sehr merkwürdige, von großer Reife des Urtheils und des Charakters zeugende Lobrede auf S. Filippo Neri, den liebenswürdigen, auch von Goethe so bewunderten römischen Volksheiligen, verfaßt. Im Jahre 1823 beschäftigte er sich eingehends mit dem Studium des h. Thomas von Aquino, den er einen zweiten Newton nennt; er schrieb ebendamals seinen „Saggio sopra la felicità“, den er u. A. Karl Ludwig von Haller in Bern übersandte. Der Genosse seiner Studien war vornehmlich Tommaséo: als der gelehrte, aber unruhige Dalmatiner Rovereto verließ, sehen wir Antonio in Aeußerungen des Schmerzes ausbrechen, welche zeigen, wie warm und tief er für die Freunde empfinden konnte: „oh bellezza, oh siccurezza di quest' amicizia!“

Dasselbe Jahr 1823 sah Rosmini auf der Reise nach Rom, welche er in Begleitung des Patriarchen von Venedig, unseres bekannten deutschen Dichters Ladislaus Pyrker, machte. In Rom lernte er neben vielen Andern den Cardinal Zurla und den Camaldulenserabt Mauro Cappellari kennen, der einstmals als Gregor XVI den päpstlichen Stuhl besteigen und das Werk des Roveretaner Philosophen als Oberhaupt der Kirche anerkennen und bestätigen sollte. Pius VII., der den jungen Abate sehr freundlich aufnahm, wollte ihn zum Uditore di Rota machen, d. h. also ihn auf einen den Uebergang zum Cardinalat einleitenden Posten erheben. Rosmini dankte, nach Ehren nicht begierig und wohl erkennend, daß eine derartige Laufbahn mit seinen Absichten, die auf Erneuerung des philosophischen Er-

kennens ausgingen, nicht zu vereinbaren sei; die guten Absichten des Papstes in Bezug auf seine Person lohnte er mit dem Panegyricus auf Pius VII., als dieser, bald darauf (25. September 1823) aus dieser Zeitlichkeit schied.

Nicht lange danach, 1824, unternahm Rosmini eine abermalige Reise, und zwar nach Modena, wo er unter Anderen Cavedoni, den berühmten Archäologen und Numismatiker, und Baraldi kennen lernte, welch letzterer die Cavedoni's beste Arbeiten zum Theil enthaltenden „Memorie di religione, morale e litteratura“ herausgab — eine sehr werthvolle, leider bei uns in Deutschland nicht aufzutreibende Zeitschrift, welche nun auch bald einige Beiträge Rosmini's und zwar über die sensualistische Philosophie des Piacenzer Melchior Gioia brachte — Aufsätze, welche ihn in die erste litterarische Fehde seines Lebens verwickelten. Ihnen sandte er bald einige kleinere Arbeiten, die „Apologetica“ und den „Commentar zum Leben des h. Hieronymus“, endlich die Ausgabe seines „Panegirico alla santa e gloriosa memoria di Pio VII“ nach, welche er als Gegenstück zu der damals in Italien viel Aufsehen machenden Lobrede Pietro Giordani's auf Napoleon I. erscheinen ließ. Will man eine belustigende Illustration für die Beschränktheit und Willkür der damaligen österreichischen Preßpolizei, so muß man bei Paoli (S. 63 f.) nachlesen, welche Schicksale dieser Rosminische Panegyricus auf den todten Papst hatte, ehe die Censur die Druckerlaubniß ertheilte. Wäre Rosmini ein Carbonaro gewesen, man hätte ihn nicht mit größerm Mißtrauen behandeln können.

Ich glaube nicht fehl zu greifen, wenn ich in den Erfahrungen, die Rosmini frühzeitig mit dieser alles geistige Leben niederhaltenden, jede edle Regung erstickenden Metternich'schen Polizei gemacht hatte, den Grund erblicke, der ihn zum Verlassen seiner Vaterstadt trieb. Allmählich waren Pläne in ihm aufgestiegen, deren Verwirklichung ihm unter dem Druck einer jeden höhern Einsicht verschlossenen, argwöhnischen und vexa-

torischen Regierung unmöglich erscheinen mußte. Wir haben oben gesehen, wie schon frühe der Wunsch und das Bedürfniß der Association ihm gekommen war: der Gedanke einer Società degli Amici, wie er ihn vorübergehend in seinem väterlichen Palast verwirklicht hatte, erweiterte sich allmählich zu dem der Stiftung einer Genossenschaft, einer unità santa, unità cristiana, welche, aus rein überirdischen Motiven zusammengetreten, nur dem Studium und den Werken der Nächstenliebe dienen sollte. Eine Erquickung mußte es für ihn sein, als ihn, ganz unerwartet, der Brief eines Geistesverwandten mit einem ganz ähnlichen Vorschlag erreichte. Das Schreiben kam von Einem, dessen Sohn nachmals eine der Celebritäten des modernen Italiens sein und in nahe Berührung mit der Sphäre kommen sollte, in der sich Rosmini's späteres Leben bewegte. Es war der Marchese Cesare Tapparelli d'Azeglio, der Vater Massimo's d'Azeglio, der als Staatsmann, Offizier, Schriftsteller und Künstler eine so bedeutende Rolle in den vierziger und fünfziger Jahren spielte und der Manzoni's Schwiegersohn wurde.

Den nächsten und nachhaltigsten Antrieb zur Verwirklichung seiner Absichten empfing jedoch Rosmini von einer anderen Seite. Seine Schwester Gioseffa Margherita hatte sich frühzeitig dem Dienste der Nächstenliebe gewidmet, indem sie 1820 mit der Marchesa Maddalena di Canossa das Institut „Figlie della Carità“ begründete, für welche sie 1828 in Trient einen Convent einrichtete: sie starb bald darauf, in Verona, am 15. Juni 1832, nicht unwürdig des Rufes einer Heiligen. Die „Figlie della Carità“ waren ein Verein von Schwestern, welche sich dem Unterricht, der Kranken- und Armenpflege widmeten. Ihre Stifterin, die Marchesa di Canossa, war eine jener starken und bewußten Frauengestalten, die, je seltener sie in der Geschichte erscheinen, um so achtunggebietender auftreten. Als Napoleon, nicht lange vor seinem Sturz, durch Verona kam, nahm er im Palaste der Canossa Wohnung. Am Vorabend seiner Abreise frug er die Herrin des Hauses, wie er ihr die erwiesene Gast-

freundschaft vergelten könne. „Sire", antwortete die Marchesa, „da ich das Werk wieder aufnehmen will, welches Ihre Decrete vom Jahre 1810 zerstörten, so bitte ich um eines der vielen Klöster, die Sie unterdrückt haben." Der Eroberer mochte den Tadel empfinden, der in der Bitte lag: aber in einem Anflug jener großen Gesinnung, die er bei aller Brutalität seines Charakters hier und da an den Tag zu legen wußte, gewährte er das Gesuch und ließ der Marchesa den verlassenen Convent von S. Lucia und Verona zur Verfügung stellen. Hier begann Maddalena di Canossa ihre Anstalt für Verpflegung und Erziehung armer Kinder. In Venedig und Mailand entstanden bald andere Häuser desselben Instituts. Durch Margherita mit deren Bruder Antonio enge befreundet geworden, drang sie jetzt in diesen, eine ähnliche Genossenschaft von „Figli della Carità" ins Leben zu rufen. Vierundzwanzig Jahre war Rosmini alt, als der Gedanke zuerst in ihm angeregt wurde. Zwei Jahre später trat er ihm näher. Am 20. December 1825 kündigte er der Marchesa an, daß er nun ernstlich die Gründung des Vereins der „Figliuoli", oder, wie er sie später lieber nannte, der „Fratelli della Carità" ins Auge fasse. Der Verein sollte nichts Außergewöhnliches sein; Nichts, was eine neue Zerklüftung in den Klerus hineinbringe. Er solle sich ganz in den hergebrachten alten Uebungen der Kirche bewegen und alles Absonderliche vermeiden: „tutto ordinario, ma ragionevole" — nichts Auffallendes, aber alles vernünftig, das war sein Motto; sein Lebensprincip aber sollte das Vertrauen auf Gott sein — „vive di confidenza in Dio".

Im Februar 1826 begab sich Rosmini mit einigen Freunden — darunter Tommaséo — und zwei Dienern nach Mailand, wo er eine Wohnung in der Nähe der ambrosianischen Bibliothek, beim S. Sepolcro, nahm. Ein Verwandter, der als Historiker Mailands bekannte Carlo Rosmini[1]), hatte ihm

[1]) Die zwischen Stresa und Baveno liegende „Villa Rosmini", welche noch heute diese Bezeichnung führt, gehört den Descendenten dieses

die Wohnung besorgt und führte ihn nun in die Gesellschaft der lombardischen Hauptstadt ein, wie er ihm auch mit seinem reichen historischen Wissen und seinen Erfahrungen sich nützlich erwies. Hier lernte Antonio, neben vielen anderen hervorragenden Männern, namentlich zwei kennen, deren Freundschaft fortan eine bedeutende Rolle in seiner Existenz spielen sollte: den aus der Gegend von Domodossola gebürtigen Grafen Jacopo Mellerio und Italiens großen Dichter, Alessandro Manzoni, dessen Ruhm damals längst begründet war und der beim ersten Bekanntwerden mit Rosmini's Schriften den die Eigenart des Schriftstellers genau treffenden Ausspruch that: „qui c' è un uomo“ — da ist einmal ein Mann!

Der Mailänder Aufenthalt, der etwa zwei Jahr währte, war sowohl den Vorbereitungen für die Gründung des Instituts als namentlich der Fortsetzung der Studien gewidmet. Wir sehen hier Rosmini wieder in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft thätig: die höhere Mathematik, die Differential- und Intregralrechnung, wie die Moral, Philosophie und italienische Litteratur nahmen ihn in Anspruch. Im Jahre 1827 veröffentlichte er hier in Mailand den ersten Band seiner „Opuscoli filosofici“, in welchen die beiden Versuche „Ueber die göttliche Providenz“ und „Ueber die Einheit der Erziehung“ enthalten sind; weiter den Essay über die „Idylle und die neueste italienische Litteratur“. Der zweite Band der „Opuscoli“ brachte den Aufsatz über die „Glückseligkeit“ und den gegen Ugo Foscolo's Pessimismus gerichteten über die „Hoffnung“. Besonders bemerkt wurde seine „Classification der philosophischen Systeme und Anleitung zur Auffindung der Wahrheit“ (Mai-

---

Carlo Rosmini an; sie hat keine Beziehungen zu Antonio, der sie nie bewohnt hat. Carlo Rosmini starb, über 70 Jahr alt, zu Anfang Juni 1827 eines plötzlichen Todes, tief beklagt von den Freunden, unter denen Don Antonio seinem Schmerz in einem schönen nach Rovereto gerichteten Briefe Ausdruck verlieh (Epistolario LXIV. Lockhart, Bd. I, S. 160 f.).

land 1828). Unterdessen wurde auch an der längst begonnenen „Philosophie des Rechts" und derjenigen „der Politik" weiter gearbeitet. Alle diese Schriften aber waren gewissermaßen nur die Vorwerke jener großen Schöpfung, die das hauptsächlichste Denkmal seiner philosophischen Thätigkeit sein sollte, des „Nuovo Saggio sull' origine delle idee". Sollte das philosophische Wissen der Gegenwart die nothwendige Erneuerung und Wiedergeburt erfahren, so mußte von diesem Punkte, von dem Ursprung unserer Ideen, ausgegangen werden. Schon in Rovereto hatte Don Antonio diese Untersuchung begonnen: wie er, gewissermaßen auf dem Wege der Intuition, die Lösung des Problems glaubte gefunden zu haben, das hat er in späteren Tagen selbst einigen seiner Freunde erzählt. „Zur Zeit," äußerte er sich u. a. Paoli gegenüber, „wo ich in Rovereto dem Studium der Philosophie oblag, ging ich einmal einsam und in meinen Gedanken versunken über die Terra (ein abgelegenes Viertel der Stadt), den verschiedensten Dingen nachsinnend, wie sie mir in den Sinn kamen, bald dem einen, bald dem anderen meine Aufmerksamkeit zuwendend. Plötzlich sah ich, daß ein jeder dieser Gegenstände meines Nachdenkens durchaus nichts Einfaches, sondern eine Gruppe von vielen Objecten darstellte. Und wie ich weiter zusah, bemerkte ich, daß diese und viele andere Objecte als ebenso viele Bestimmungen eines allgemeineren, weniger determinirten, sie alle umfassenden Gegenstandes zu bezeichnen waren. Indem ich nun dieselbe Analyse auf letztere anwandte, wurde mir klar, daß auch dieser sich in derselben Lage befand und daß nach Abstraction der ihm bleibenden, weniger ausgesprochenen Bestimmungen sich mir ein neues, noch allgemeineres und noch weniger determinirtes Object darbot. Ich sage, ein neues Object für meine Betrachtung, weil ich es von diesem Gesichtspunkte aus noch nicht betrachtet hatte: es war aber nicht neu an sich, weil es dasjenige war, in welchem sowohl der jener Operation unterzogene Gegenstand, als diejenigen Gegenstände, an welchen vorher die nämliche Analyse

vollzogen wurde, enthalten waren. Indem ich so fortfuhr, gelangte ich, von welchem Punkte ich auch ausging, stets zu dem universalsten Object, dem idealen Sein (Essere ideale), das jeder weitern Bestimmung entkleidet ist, wo jede weitere Abstraction ohne Zerstörung der Idee selbst unmöglich wird, und in welchem ich dasjenige erkannte, worin sämmtliche vorhin betrachtete Gegenstände enthalten waren. Ich machte dann die Probe auf diese Analyse. Diese Probe bestand darin, daß ich die ersten möglichen Bestimmungen (le prime possibili determinazioni dell' essere indeterminato) des unbestimmten Seins aufsuchte, dann diejenigen, welche sich weiter ergaben, endlich die letzten, so daß mir auf diesem Wege der Synthese allmählich wieder all jene Objecte entgegentraten, welche auf dem Wege der Analyse meinem geistigen Blick allmählich verschwunden waren. Damit und damals überzeugte ich mich, daß das unbestimmte ideale Sein (l'Essere ideale indeterminato) die erste uns naturgemäß bekannt gegebene Wahrheit, das Erste, was wir durch unmittelbare Anschauung erkennen (il primo noto per immediata intuizione) und das große Medium jeder verstandesmäßigen oder intuitiven Erkenntniß sei" [1]).

Rosmini's Philosophie soll, wie in der Einleitung zu diesem Aufsatze bemerkt ist, erst in einer Fortsetzung desselben eine ausführlichere Darstellung gewinnen. Es muß aber, um das Verständniß für seine gesammte wissenschaftliche Laufbahn und für die Kämpfe seines nun beginnenden Mannesalters zu erschließen, doch schon jetzt mit wenigen Worten angedeutet werden, wie in dieser Erkenntniß des undeterminirten idealen Seins als Quelle aller unserer übrigen Erkenntnisse der Angelpunkt seiner gesammten Weltanschauung lag und zugleich Das, was in seiner Philosophie neu und originell war. Der „Nuovo Saggio sull'

---

[1]) Mittheilung Rosmini's an Paoli sowie an Alessandro Pestalozza (Paoli, I, 20 f.).

origine delle idee“ ist der Darlegung und Begründung dieser durchaus neuen Erkenntnißtheorie gewidmet, die sich allerdings im denkbar schroffsten Gegensatz zu der in den romanischen Ländern namentlich herrschenden sensualistischen Philosophie der damaligen Zeit bewegte.

Die Thatsachen der Sensibilität werden von allen philosophischen Schulen anerkannt, selbst die extremen Idealisten, welche die Existenz der Körper leugneten, gaben deren phänomenale Existenz, ihre Erscheinung in sinnlicher Form, zu. Auseinander gehen die Schulen da, wo es sich um die Consequenzen dieser Thatsache handelt. Condillac's Schule gibt nur die Sensation zu, als deren Umformung sie alle Erkenntnisse und Operationen unserer Seele erklärt, während eine andere ideologische Schule vor den Sensationen verschiedene primitive Thatsachen annimmt, Fähigkeiten der Seele, welche von der des Empfindens wesentlich unterschieden sind. Eine Abzweigung der letzteren Schule ging so weit, das intellectuelle Gebiet ganz von dem sinnlichen zu trennen und seine metaphysische Speculation von den sinnlichen Eindrücken gänzlich unabhängig zu machen: das ist das System der angeborenen Ideen, wie es vorzüglich Malebranche vertreten hat. Andere geben die Selbständigkeit des intellectuellen Gebietes zwar zu, glauben aber, daß die Probleme unserer Intelligenz ohne die Communication mit den sinnlichen Phänomenen nicht zu lösen sind: sie finden den Ursprung aller Erkenntnisse in den Sinnen und setzen diese als die excitirenden Ursachen der intellectuellen Activität an. Die Scholastiker, welche aus (ihrem) Aristoteles das Princip angenommen, daß nichts im Verstande sei, was nicht vorher in den Sinnen gewesen (nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu), lehren nun allerdings weiter, es wohne etwas im Verstande, was zur sichern und wahren Erkenntniß, sowohl der materiellen als immateriellen Dinge, führen könne: Kant, der ihnen zugibt, daß alle Erkenntniß von den Sinnen komme, und gleich ihnen ein rein intellectuelles Gebiet, Begriffe, die von den sinnlichen

Eindrücken verschieden sind, annimmt, leugnet jedoch, daß diese Begriffe wahre Erkenntnisse sind: „nur, wenn diese Begriffe mit sinnlichen Anschauungen gefüllt sind, haben sie objective Gültigkeit — andernfalls sind sie ein bloßes Spiel der Einbildungskraft oder des Verstandes" [1]).

Condillac's System war bald nach seinem Tode (1780) zu rascher Berühmtheit und in den romanischen Ländern fast zu alleiniger Herrschaft gelangt. In Italien waren, wie der Geschichtschreiber der italienischen Philosophie [2]) zugibt, alle Zweige der Litteratur und Wissenschaft davon durchdrungen. Cicognara leitete seine Gesetze des Schönen, die Principien der Aesthetik davon ab; Cesarotti gründete darauf seine Lehre über den Ursprung der Sprache; Paolo Costa seine Theorie der Beredtsamkeit; Giordani leitete seine Ansichten über die Einwirkung der schönen Künste auf den menschlichen Geist aus der nämlichen Quelle ab; Borelli und Bufalini legten den Condillac'schen Sensualismus ihren physiologischen, pathologischen und therapeutischen Lehren zu Grunde; die beiden Poeten des Pessimismus, Ugo Foscolo und Leopardi, gelangten durch das Medium dieser Philosophie zu ihrem sich selbst und alles Andere zerstörenden Scepticismus. Schon führte ein bekannter Pädagog, der Padre Soave, der begeisterte Anhänger Locke's, den Sensualismus in die Schule ein und gründete auf ihn seine Erziehungslehre: ein gefährliches Experiment, denn gerade hier und auf dem Gebiete der Moral mußte dieses System seine Schwäche und seine Gefährlichkeit zeigen. Wenn wir keine anderen Ideen besitzen als umgeformte Sensationen, was wird dann aus der Sittenlehre? Was will das Wort der „Pflicht" noch besagen, wenn alle Motive unseres Handelns sich auf sinnliche Antriebe, auf Schmerz- oder Lustempfindungen, zurückführen lassen? Und wo bleibt, wenn man mit dem System des

---

[1]) Kant, Transcend. Logik, Bd. II, 3. Hptst.

[2]) Louis Ferri, Essai sur l'hist. de la Philosophie en Italie au 19e siècle, Paris 1869. I, 11.

Abbé de Condillac Ernst macht, wo bleibt da noch ein Platz für Gott und die Beziehungen des Geschöpfes zu ihm?

Gioia und Romagnosi hatten an die Schule des Collegio Alberoni in Piacenza und an diejenige von Parma angeknüpft, wo Condillac zur Zeit der größten Blüthe dieser Universität zehn Jahre zugebracht hatte (1758—68). Sie hatten beide den extremen Sensualismus des Letztern etwas gemildert, indem sie der Activität der Seele ein größeres Feld eingeräumt. Aber sie waren doch über den Naturalismus in Dingen der Metaphysik und über eine Art von empirischem Idealismus in ihrer Psychologie nicht hinausgekommen. Schon Galluppi, der bekannte neapolitanische Philosoph, hatte eingesehen, daß man da nicht könne stehen bleiben. Er wollte den Scepticismus vermeiden, indem er sich einen Weg zwischen Locke und Kant durchbahnte, also zwischen dem Sensualismus und dem transcendentalen Idealismus zu vermitteln suchte. Die Idee ist ihm ein analytisches Ergebniß der primitiven Erfahrung, welches sich allerdings aus der Empfindung, aber durch das Mittel der geistigen Activität abhebt. Er ist der Erste, der, ohne förmlich in allen Dingen Kantianer zu sein, namentlich auf dem Gebiete der Moral in Kant's Fußtapfen trat und dessen Ideen in Italien einbürgerte.

Das war die Lage der Geister auf der Halbinsel, als unser Roveretaner in die Bewegung derselben eintrat.

In Mailand traf Rosmini gerade auf die Hauptvertreter des damaligen Sensualismus in Italien, Gioia und Romagnosi, welche in der „Biblioteca italiana“ ihr Organ besaßen, während jüngere, sich unserm Roveretaner nähernde Kräfte, wie Achille, Mauri, Sartorio u. A., den „Ricoglitore“ herausgaben. Mit diesen Kreisen unterhielt Don Antonio Beziehungen, bei denen er wohl damals schon weitaus eher der Gebende als der Empfangende war. So sehr ihn diese Beschäftigung, so sehr ihn diese litterarischen Beziehungen anzogen: noch weit mehr nahm ihn der mehr und mehr sich abzeichnende große Plan seines

Lebens, das große Werk der „Liebe" in Anspruch. „Ach," schreibt er einmal an einen der Freunde, Don Giovanni Stefani in Lissabon, „thuen Sie Alles, um Ihren Zögling empfinden zu lassen, was es heißt, ein Mitglied der Kirche Christi zu sein; jener unermeßlichen Gesellschaft, die all' unsere Liebe verdient, auf die sich all' unsere Gedanken beziehen sollen! Schön ist die Freundschaft, aber schöner die Liebe zur Kirche! Auch die Liebe für die häusliche Gesellschaft ist lobenswerth, lobenswerth die Liebe zum Vaterland und unserem Volke; aber Familie, Vaterland, Nationalität sind doch nur Mittel, um die Glorie der Kirche Gottes zu mehren." Von Wichtigkeit war nun für Rosmini, hier in Mailand, die Bekanntschaft eines eifrigen französischen Missionärs zu machen, der sich mit ähnlichen Gedanken trug. Don Giovanni Battista Löwenbrück, von deutsch-lothringischer Abkunft und ursprünglich der Metzer Diöcese angehörig, war mit Empfehlungsbriefen des österreichischen Gesandten in Turin von Rouen nach Mailand gekommen und traf bei dem Grafen Mellerio mit Rosmini zusammen. Beide glaubten sofort, durch eine göttliche Fügung einander zugeführt zu sein; man verabredete einen Ausflug nach der Certosa di Pavia und tauschte seine Ansichten auf diesem Wege aus. Löwenbrück hatte zunächst eine Gesellschaft von Missionspredigern im Auge; Rosmini's bedächtigeres Wesen zwang ihn zur Anerkennung der Nothwendigkeit, zunächst an sich selbst zu denken, in zweiter Linie an die Anderen: der Verein müsse zunächst das Heil und die Ausbildung der eigenen Mitglieder ins Auge fassen als nächstes und nothwendiges, darum aber auch für jedes Mitglied mit Sicherheit zu erreichendes Ziel: die Thätigkeit nach außen erschien ihm als etwas Secundäres, das aber allerdings sich von selbst einstellen werde. Und auch darin zeigte sich des Roveretaners Weisheit: „wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."

Ein Brief desselben vom 16. Juni 1827 entwickelte diese Grundsätze eingehender. „Der Hauptzweck dieser Congregation

kann nur sein, den Priester nach dem Muster Jesu Christi zu bilden, und zwar nach allen Seiten, so daß nichts von der Nachbildung dieses Modells ausgeschlossen bleiben darf." Dies Schreiben sandte Rosmini an Löwenbrück, als dieser nach Domodossola vorausgegangen war, um den Ort zu sehen, von welchem das Institut seinen Ausgang nehmen sollte.

Rosmini war, als er somit der Verwirklichung seines großen Planes nahe trat, in der Blüthe seiner reifen Jugend, gerade dreißig Jahre alt: das Alter, in dem sich Paulus, Augustinus, Ignatius befanden, als sie die Welt verließen, um dem inneren Rufe zu gehorchen. Aber während sein Geist so auf dem Gebiete der Speculation, wie auf demjenigen des praktischen religiösen Lebens sich auf der Höhe seiner schöpferischen Kraft bewährte, begann der Körper bereits zu siechen. Die ungeheueren Anstrengungen der letzten Jahre, die ununterbrochene geistige Arbeit und die Strenge eines abgetödteten Lebenswandels hatten, in Verbindung mit einer wohl ererbten Anlage, eine Erkrankung mit gefährlichen Symptomen herbeigeführt, während er früher sich einer unübertrefflichen Gesundheit zu erfreuen schien. Man muß in dem Briefe vom 21. December 1827 nachlesen (Epistolar. LXXXIV), wie Rosmini diese Prüfung aufnahm. Er sieht in ihr eine Heimsuchung, die ihn belehren soll, nicht auf sich selbst und seine Kräfte zu vertrauen. „Das Gefühl einer hinfälligen Existenz, die Empfindung, einen Fuß hier und einen in der Ewigkeit zu haben, ach, das ist auch ein tröstlicher, seliger Zustand, weil man da um so aufmerksamer auf sich wacht und mit um so lebhafterem Entzücken den Bräutigam erwartet! Wie empfindet man es in einem solchen Zustande, daß wir Alle unnütz sind! Eine unbewußte Täuschung könnte, unter anderen Umständen, uns glauben machen, wir seien der Kirche Jesu Christi nothwendig! Sollte ich sterben, ohne daß mein Werk sich verwirklicht, so braucht es darum doch nicht im Sande zu verlaufen. Wer weiß, ob mein Hintritt aus dieser Welt es nicht gerade reifen und wachsen läßt? Wer weiß, ob ich nicht

gerade ein Hinderniß desselben bin? Ob meine Sünden nicht vielleicht es sind, welche den vollen Erguß der göttlichen Erbarmung über die Kirche dahinhält? Längst habe ich das Opfer meines Lebens dem Opfer Jesu geeint, ich thue es von Neuem, so oft ich mich dem Altare nähere, indem ich den himmlischen Vater bitte, wenn es, um den Sturm zu stillen, nöthig ist, diesen Jonas hinauszuwerfen, es ohne Barmherzigkeit zu thun. Indeß weiß ich nicht, ob der Herr dies mein Opfer angenommen hat; soll ich meine innerste Empfindung aussprechen, so glaube ich, zur Stunde hat er es nicht gethan."

Sterben ist nicht das größte Opfer, das uns auferlegt werden kann: schwerer ist, zu leben mit Menschen, mit denen man nicht leben möchte; Dinge sehen zu müssen, die man nimmer hätte sehen mögen; Hoffnungen und Ideale zu Grabe zu tragen, die zu verwirklichen wir uns berufen glaubten und deren Besitz und Dienst uns das Leben allein werth und erträglich machte. Dies schwerere Opfer sollte Rosmini nicht erspart sein.

IV.

Der Weg von Stresa nach Domodossola zählt nicht zu den berühmten Straßen der Alpenwelt; aber er ist in hohem Grade anmuthig, und je tiefer man in jene Welt der Berge eindringt, um so mehr zu stiller Einkehr ladend. Eine schöne breite Straße führt an der Südseite des Langensees zwischen Villen und Gärten nach Baveno, dann an den Granitbrüchen von Feriolo vorbei, in welchen die Säulen der St. Paulskirche in Rom gebrochen sind, und in dessen Nähe die Straße von Pallanza sich mit der unsrigen vereint, über Ornavasso, aus dessen Marmorbrüchen der Mailänder Dom erstand, Vogogna, wo die Schlösser der Mailänder Visconti in Trümmer liegen, bei Borgo und seiner römischen Inschrift vorbei immer höher das Eschenthal, oder wie die Italiener es heißen, die Val d'Ossola hinauf, bis wir endlich in jener reichen, einen echt

südlichen Charakter aufweisenden Mulde anlangen, in der die Hauptstadt dieses Thälercomplexes, Domodossola, liegt. Der Ort hat seinen Namen von dem antiken Oscella und hat erst einige Bedeutung gewonnen, seit Napoleon (1810) die Simplonstraße baute, die Paris mit Mailand verband und deren erste Hauptstation jenseits der Alpen Domodossola bildet. Gleich hinter derselben beginnt der Aufstieg nach jenen Gebirgen, die den Simplon umstellen, während südwestlich sich die Satelliten des Monte Rosa heranschieben. Eine halbe Stunde vor der Stadt sieht man bei hellem Wetter die Spitze des letzteren durch einen Gebirgseinschnitt hindurchleuchten. Die dunklen und engen Straßen der Stadt bieten kein sonderliches Interesse, jedoch haben sich einzelne Reste mittelalterlicher adliger Sitze und Befestigungen erhalten. Weitaus das am meisten in die Augen fallende Gebäude ist der stattliche Palast des Collegio, das vor der Stadt liegt und das eine der bedeutendsten Niederlassungen des Istituto della Carità bildet. Die Rosminianer haben nach ihres Meisters Tode diesen Bau aufgeführt, der 1874 vollendet wurde, und in welchem jetzt ein blühendes königliches Gymnasium besteht, das ihrer Leitung unterstellt ist: ein Gang durch die Lehrsäle, Laboratorien, Cabinette zeugt von dem ernsten Bestreben der Väter, diese Anstalt auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten. Eine halbe Stunde weiter vor der Stadt erhebt sich der Monte Calvario, ein kleiner Bergkegel, dessen Rücken die Ruinen eines alten langobardischen Castells trägt, das später gothische Anbauten erfuhr und neben dem sich jetzt ein weitschichtiger bedeutender Gebäudecomplex erhebt. Das ist das jetzige Noviciat und Generalat, der eigentliche Sitz des Istituto della Carità. Als Rosmini am 18. Februar 1828 hierherkam, fand er nur eine elende, von Unkraut und Ungeziefer bedeckte Behausung und eine fast zerfallene Kapelle: ein wahrer Calvarienberg, den er sich als Wohnung aussuchte. Die einzige Gesellschaft, welche er hier hatte, waren sein Amanuensis Andrea Fenner, sein Diener Antonio Bisoffo und ein ehemaliger Franciscanermönch, Fra

Pietro. Jesus fastete vierzig Tage in der Wüste, ehe er sein öffentliches Lehramt antrat: Antonio Rosmini feierte hier, in strengster Enthaltung und Bußübung, eine ähnliche Fastenzeit, die ihm um so schwerer werden mußte, als sein körperliches Leiden fortfuhr, ihn zu beschweren und er ein ausgesprochenes Bedürfniß nach einem mildern und südlichern Klima empfand. Aber er wußte, daß große und ernste Dinge, wie diejenigen, welche er sich vorgesetzt, ohne Härte gegen sich selbst nicht gediehen. „Was immer wir thun, thuen wir es nicht halb und indem wir rückwärts sehen: besser wäre es, ganz davon zu lassen; unser Herz soll stark sein im Anblicke des Herrn."

Da der P. Löwenbrück seine Ankunft in Domodossola hinausschob, benutzte Rosmini die auf jene Fastenzeit folgenden Monate zu einem Ausflug nach Novara, wo er den Cardinal und Bischof Morozzo besuchte, und nach Turin, wo er mit dem Marchese d'Azeglio zusammenkam und mit diesem, im Hause des österreichischen Gesandten, den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Abbé Felicité de Lamennais kennen lernte. Wie beide als Philosophen von ganz verschiedenen Principien ausgingen, so waren beide Persönlichkeiten auch so verschieden, daß sie vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an nicht zusammen stimmen konnten. Rosmini versäumte nicht, den Franzosen wissen zu lassen, wie bedenklich ihm dessen Lehre vom sens commun als der einzigen Quelle der Gewißheit unseres Erkennens erschien. Er that dies, nach Domodossola zurückgekehrt, in einem schönen, würdigen, die Intentionen Lamennais' hochanerkennenden Schreiben vom 19. Juni 1828: die Antwort war nichts weniger als liebenswürdig und nichts weniger als würdig. Der Widerspruch hatte den berühmten Franzosen gereizt und beleidigt. Alles, was er Rosmini zu erwidern hatte, bestand in den Worten: „ich habe keine Zeit mit Ihnen zu correspondiren." Als zehn Jahre später Rosmini ein berühmter Mann und Lamennais eine gefallene Größe war, uneins mit sich, mit Gott und der Welt, schrieb Antonio ein zweites Mal

an den, der ihn so übel behandelt: „ich denke,“ sagte er in einem nach Paris gerichteten Briefe, „ich denke, ein freundschaftliches Wort, das zu einem von Bitterkeit erfüllten Herzen gesprochen wird, könne nicht übel aufgenommen werden: . . . . es ist einer Ihrer Brüder, der dieses schreibt.“ Auch dies Wort der Liebe, wie so manches andere, pochte vergebens an die eiserne Brust des gestürzten Titanen. Es kam zu spät, wie Alles zu spät kommt für ein Herz, das aufgehört hat zu lieben.

Damals kam Tommaséo nach Domodossola, in der Absicht, den Freund von dieser einsamen, dem Leben und, wie er meinte, den Studien abgekehrten Lebensweise abzubringen. Rosmini setzte ihm auseinander, wie beglückend für ihn die Stille dieser Berge geworden und wie er den Studien nicht abtrünnig werde, wenn er auch dem Werk der Liebe vor ihnen den Vortritt gebe: prima la carità, e poi la scienza; denn diese wird vergehen — destruetur — jene nimmer — iscade mai. Auch Andere kamen; man erfuhr in Piemont allmählich von seinem Aufenthalte, und es mehrten sich die Briefe, die Anfragen, die Consultationen. Rosmini’s Briefwechsel aus dieser Zeit zeigt, wie die Einsamkeit seine geistige Kraft rasch entwickelte und concentrirte; wie er bei aller Consequenz und Strenge im Verfolgen seiner Pläne der Anderen nicht vergaß und vor allem jener himmlischen Milde und Güte beflissen blieb, die Jedem, auch dem Geringsten, gerne in seinen Zweifeln und Sorgen Rath und Nutzen gewährt, die den einfachsten Geist adelt, die dem größten und reichsten jene hinreißende Liebenswürdigkeit verleiht, wie wir sie an einem Fénelon, einem Sailer bewundern.

Nachdem Löwenbrück endlich angekommen, übertrug ihm Rosmini die Niederlassung auf dem Monte Calvario und begab sich zunächst zu seinem Freunde, dem Grafen Mellerio, nach Recoara, um dort seine Cur fortzusetzen. Hier war es wohl, wo er sich lange und gerne mit einem jüdischen Rabbiner unterhielt, der in ihm einen Gegner fand, aber einen Gegner von so humaner und herzlicher Art in der Unterhaltung und Contro=

verse, daß er ihn überaus lieb gewann und verehrte. Von da kehrte Rosmini zu kurzem Besuch nach Rovereto zurück, um seine Mutter und seine Freunde zu sehen und zugleich sich mit der Verwaltung seines Vermögens zu beschäftigen. Der Rath der Aerzte bestimmte ihn, den folgenden Winter in einem wärmeren Klima zuzubringen. Er ging also nach Rom, wo er am 25. November anlangte. Nicht allein. Denn er brachte, um sie in Rom zur Anerkennung zu bringen, zwei wichtige Erzeugnisse seiner Ossolaner Einsamkeit in seinem Felleisen mit: den Entwurf der Constitutionen des projectirten Ordens und ein großes Stück des „Nuovo Saggio“, der nun in der Hauptstadt der Christenheit das Licht der Welt erblicken sollte.

Die Constitutionen fassen sich in den zwei Sätzen zusammen, die Rosmini dem Bischofe von Novara gegenüber selbst als die Substanz seines Instituts bezeichnete: erstens in dem Streben nach eigener Vollkommenheit, wie sie in einem zurückgezogenen und verborgenen Leben in Studium und Gebet gewonnen werden kann — er nannte das den stato primo oder elettivo; zweitens in dem Bemühen, allen Werken der Nächstenliebe zu entsprechen; welche man von den Mitgliedern begehren könne, ein stato assunto, nicht elettivo, weil er nicht gesucht, sondern ergriffen wird, wo und wann er sich darbietet.

Viel enger, als es scheinen könnte, ist der innere Zusammenhang dieser projectirten Vereine mit den Ideen, welche Rosmini in dem „Nuovo Saggio“ der Welt vorzulegen eben sich anschickte.

Wie die Substanz jenes Instituts die geordnete Liebe ist, so bildete die eine und universale Wahrheit und der Weg sie zu finden, den Inhalt des Buches. Der „Nuovo Saggio“ will zeigen, daß das ideale Sein das Erste ist, was wir erkennen; eine Erkenntniß, die Gott dem Menschen in seiner Natur geschenkt hat, die die eigenthümliche Form seines Geistes, das natürliche Licht seiner Vernunft, die Wahrheit im allgemeinsten Sinne des Wortes darstellt — eine einzige, allgemeine Wahr-

heit, zu deren Determination im Einzelnen der Mensch vermittelst der Empfindung und des Urtheils gelangt. Reflexion und Analysis führen uns eine Menge Einzelerkenntnisse zu, die sich als Parzellen des universalen Seins darstellen. Das sittliche Leben des Menschen rückt damit zugleich in unserer Betrachtung aus allem Zufälligen heraus in den engsten Zusammenhang mit dem erschauten Wahren.

Man kann über den Werth und die Haltbarkeit der Rosminianischen Erkenntnißlehre denken, wie man will. Das aber wird man anerkennen müssen, daß, wer eine Reform der Gesellschaft, wer eine Erneuerung des kirchlichen Lebens anstrebte, der Welt kein größeres und kein glücklicheres Geschenk bringen konnte, als das bewußte, energische, unerbittliche Betonen dieser zwei Ideen; der Wahrheit und der Liebe — denn beides sind die Augensterne des Christentums: beide verschleiert wie in den Tagen Christi durch den modernen Sadducäismus und Pharisäismus, beide von der Menge verlassen und gehaßt, gehaßt in ihrem Wesen und in ihren aufrichtigen Jüngern. Wahrheit und Liebe sind eben correlate Begriffe: die Lüge ist darum eine Münze, deren Revers ausgeprägte Lieblosigkeit darbietet.

V.

Ein Brief an den Grafen Mellerio vom 29. Nov. 1828 schildert die Empfindung, welche Rosmini hatte, als er, Rom nahe, die Kuppel der Peterskirche von Weitem erblickte: Jedem, der denselben Weg gezogen ist, schlägt das Herz höher in der Erinnerung an diesen Augenblick. In Rom, wo unser Roveretaner diesmal als Gast seines Freundes, des Padre und späteren Cardinals Orioli, in dem Franciscanerconvente Dei Santi Apostoli wohnte, fand er die herzlichste Aufnahme bei dem Cardinal Cappellari, der bald Gregor XVI. heißen sollte und der ihn jetzt im Consistorium den anderen Cardinälen und dem Papste vorstellte, während er ihn lebhaft zur Veröffentlichung seines „Nuovo Saggio“ ermunterte. Rosmini suchte hier selbstver-

ständlich seinen Ideen Eingang zu verschaffen. Er kündigte sein Werk an als eine Reform der Philosophie, als die Einleitung zu einer „christlichen Philosophie", unter der er aber durchaus nicht eine Mischung der Vernunftwissenschaft mit den positiv christlichen Mysterien verstand, sondern eine wirkliche, solide, gesunde Vernunftwissenschaft.[1]) Der neue Papst, Pius VIII., der gerade während Rosmini's Aufenthalt in Rom den Stuhl Petri bestieg, empfing ihn am 15. Mai 1829 in Audienz und drückte ihm seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ernster und starker Studien aus, ihn zugleich auffordernd, seine Kräfte nicht im praktischen Leben zu verzehren, sondern ganz der Litteratur zu widmen. Der Papst hatte in den „Memorie di Modena" eine Abhandlung gelesen, von der er nicht wußte, daß sie unseren Philosophen zum Verfasser hatte. Er zeigte sie Rosmini und meinte dazu: „so muß in unseren Tagen geschrieben werden." Ein leichtes Erröthen seines Gastes verrieth dem Papste den Autor, den er um so herzlicher beglückwünschte, wiederum hervorhebend, daß man heutzutage nur auf dem Wege vernünftiger Erörterung weiterkommen könne (non rimane oggidì altro mezzo che quello di prenderli colla ragione[2]). Rosmini legte dem Oberhaupte der Kirche auch sein Project betreffs des Istituto della Carrità vor und setzte ihm auseinander, wie er sich keineswegs die außerordentliche Mission eines Ordensstifters zuschreibe, sondern nur einen bescheidenen, klein beginnenden Verein im Umkreise des gewöhnlichen christlichen und clericalen Lebens begründen wolle. Der Papst nahm mit Beifall davon Kenntniß und versicherte Rosmini, daß er auf „gutem Wege" sei. Das Nämliche bestätigte ihm Pius VIII. wieder in einer Abschiedsaudienz vom 28. April 1830, wo er ihn aufforderte, die Constitutionen seiner Genossenschaft, nachdem

---

[1]) Vergl. den Brief vom 17. März 1829, Epist. CXXXIV.

[2]) Vergl. Rosmini's Bericht über diese Audienz in der Einleitung seiner „Introduzione alla Filosofia", No. 11, p. 31 und in einem Briefe an Pietro Orsi, 25. Mai 1829 bei Paoli, Bd. I., S. 120.

der Diöcesanbischof sie geprüft, dem apostolischen Stuhle zur Genehmigung vorzulegen.

Den Sommer 1829 brachte Don Antonio zum Theil in Albano zu, wo, wie Paoli sich schön ausdrückt, Freundschaft, Ascese und Philosophie seine Genossen waren. Im Spätsommer begab er sich mit einigen Freunden nach Neapel, von wo er im September nach Rom zurückkehrte, um den ersten Band des „Nuovo Saggio“ der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ehe derselbe publicirt wurde, ließ er durch Mellerio Alessandro Manzoni ein Exemplar überreichen — als Entgegnung jener „Gentilezza“, die der Dichter ihm selbst gegenüber bewährt hatte, als er Rosmini die „Promessi sposi“ zuerst, vor ihrer Veröffentlichung, mitgetheilt. Auf Manzoni's Rath nahm er eine Aenderung an dem Titel des Werkes vor, die wahrscheinlich darin bestand, daß er dem Saggio ein „Nuovo“ vorsetzte. In diese Zeit fällt die Eröffnung einer Correspondenz mit dem neapolitanischen Philosophen Galluppi und die Abfassung der schönen „Grundzüge des christlichen Lebens“ „Massime di perfezione“), welche 1830 in Rom erschienen: ein kleines, aber goldenes Büchlein, welches in einfachster Sprache, aber mit eiserner Logik und eindringlichster Beredtsamkeit die ewig gültigen Principien des christlichen Lebens vorlegt, vielleicht die kürzeste und beste Zusammenfassung des Gegenstandes, den die ascetische Litteratur überhaupt aufzuweisen hat: ein Büchlein, das von der geistigen Reife seines doch noch jugendlichen Verfassers ein glänzendes und glorreiches Zeugniß ablegt. [1])

Leider blieb auch dieser verlängerte Aufenthalt Don Antonio's in der ewigen Stadt nicht frei von schwerer Heimsuchung.

---

[1]) Die beste Ausgabe desselben ist die von P. L. Lanzoni besorgte von 1883 (Torino, Vinc. Bona). Sie liegt der Uebersetzung ins Deutsche zu Grunde, welche in München 1887 (Verlag von E. Stahl sen.) erschienen ist und welche von der Hand einer von dem Leben und den Schicksalen Rosmini's tief ergriffenen geistvollen Frau herrührt. Ich habe die Arbeit der edlen Freundin mit einem kurzen Vorworte eingeführt.

Das alte Leiden stellte sich wiederholt und heftig ein, und im October 1829 erkrankte unser Roveretaner an den Blattern. Daß der Kranke den Muth und selbst seinen Humor während dieser schmerzhaften Episode nicht verlor, zeigt der Brief vom 30. October (Epistol. CXLV) an seinen Freund Mucci in Ancona. Auch bewahrte sein Anblick keine Spuren der Krankheit. Wohl aber sah sich Don Antonio für die nothgezwungene Verlängerung seines römischen Aufenthaltes reichlich entschädigt durch die Beziehungen, in welche er zu zwei hervorragenden Männern trat. Der Eine war der P. Tonini, Lehrer der Philosophie an dem Franciscanerconvent bei St. Apostoli, der Rosmini's Erkenntnißtheorie annahm und der Erste wurde, welcher sie öffentlich vortrug. Er war der Lehrer des P. Trullet, der später berufen war, Rosmini's Orthodoxie zu vertheidigen. Der Andere war ein junger Rechtsgelehrter, Dr. Luigi Gentili, der sich dem Institut Rosmini's anschloß und später als Missionar in Dublin, im Rufe großer Heiligkeit, starb.

Am 3. Mai 1830 verließ Rosmini Rom, um nach Domodossola zurückzukehren. Ein Brief an Gentili meldet sein Entzücken beim Wiederanblick dieser Einsamkeit und in der Umarmung der dort zurückgelassenen Freunde. Es waren Löwenbrück, der Diakon Molinari und ein einfacher Bruder Isaias, die er wiederfand: alles anspruchslose Menschen, die aber gänzlich unter dem Zauber seiner Persönlichkeit standen. Man begann jetzt mit der Einrichtung des Instituts. Der Graf Mellerio stellte ein der Kirche St. Giuseppe in Duomo naheliegendes Haus, das vorübergehend den Ursulinerinnen gedient hatte, zu Rosmini's Verfügung. Es ward die erste Niederlassung des Instituts nach derjenigen auf dem Monte Calvario; später verlegten die Rosminianer ihr Gymnasium in das 1874 aufgeführte neue Collegio; die ehemalige Casa Mellerio, jetzt noch eines der ansehnlichsten Gebäude der inneren Stadt, blieb ihr Eigenthum, ist aber der Gemeinde vermiethet, die es als Rathhaus benutzt. Auch von anderen Seiten wurden

Rosmini Anerbietungen gemacht. Der Bischof von Novara gestattete einigen Klerikern, ihre Studien unter Don Antonio's Leitung in Domodossola fortzusetzen; aus England begann man bereits Priester aus seiner Schule zu verlangen. Am tröstlichsten mußten ihm die Eröffnungen sein, welche ihm aus der eigenen heimathlichen Diöcese Trient zukamen. Die Rectoren, auch Lehrer des dortigen Seminars — Pietro Riegler, Giulio Baron Todeschi, Simone Teyni — zeigten sich als Bewunderer und Freunde ihres Landsmanns, traten mit ihm in Verbindung und bewogen den Bischof Luschin, Rosmini zur Gründung eines Hauses in Trient einzuladen. Es wurde ein Besuch in Rovereto und Trient gemacht, Weiteres angebahnt. Aber Rosmini bestand, ehe er weiter ging, darauf, daß die Mitglieder des jungen Vereins zunächst ein förmliches Noviziat durchmachten, dem er sich selbst unterwarf; er wollte ferner, daß eine regelrechte Wahl des Obern stattfand, die natürlich auf ihn fiel; in der innern Führung aber ordnete er sich während dieser Probezeit Löwenbrück unter und verrichtete, wie Tommaséo mittheilt, gleich den Anderen alle, auch die niedrigsten Dienste in Haus und Küche, pflegte und wusch Arme und Kranke und hielt dann, 1831, die Fastenpredigten in der Collegiatkirche der Stadt, und zwar über die Nachfolge Christi. Er war von Natur nicht beredtsam: aber sein verständiger, geordneter und klarer Vortrag wurde gerne und mit großem Nutzen gehört. Er selbst aber kehrte stets mit Entzücken in die stille arme Zelle seines Calvarienberges zurück, die, wie in den elenden Behausungen der Capuciner jetzt noch, mit einem Holzschlüssel geschlossen wurde und über die er die Worte des Propheten geschrieben hatte: „bonum est praestolari cum silentio salutare Dei" — gut ist's zu warten im Schweigen auf das Heil, das von Gott kommt! (Klagel. 3, 26): ein hehrer Spruch, den er gerne und oft im Munde führte; ein Spruch, den ich mit Rührung über der Pforte dieses seines Kämmerleins las und den ich mir manchesmal in stillen und schweren Stunden wiederhole. Streng und einfach, ja ärmlich war diese Kammer

in ihrer Einrichtung: wie Rosmini überhaupt auch in Rovereto und Stresa sich der äußersten Einfachheit in Kleidung und Lebensweise, in der Ausstattung der Wohnung befliß; man kann sich heute noch davon überzeugen, wenn man das Mobiliar und die Gegenstände seines Handgebrauches übersieht, die aus seinem Sterbezimmer in das Collegio über Stresa gebracht wurden und dort noch erhalten sind. Den größten Luxusartikel bildet ein Armsessel von gewöhnlichster Art, und auch dieses bediente er sich erst in den Tagen seiner Krankheit: er war, gleich seinem Sterbebett, ein Geschenk der Signora Bolongaro.

Herb und streng wie die Einrichtung, war auch das Leben, welches Rosmini in dieser Zelle führte. Er stand früh auf, widmete dann eine Stunde der Betrachtung, eine der Feier der hl. Messe, eine dritte der Lesung der hl. Schrift, in der er nicht anders als knieend las; anderthalb Stunden nahm das Brevier in Anspruch, zahlreiche andere frommen Katholiken geläufige Gebetsübungen, zweimalige Gewissenserforschung unterbrachen das Tageswerk: man fragt sich, wie da noch Zeit blieb zum Studiren. Und doch blieb deren, und zwar reichlich, weil jede weltliche Zerstreuung ausgeschlossen war.

Die Verhandlungen mit Trient führten anscheinend zum Ziele. Rosmini begab sich 1832 wieder nach Tirol, wo er, in Innsbruck, den Kaiser sah und mit der Regierung über die Einrichtung des Hauses die nöthige Rücksprache nahm. Zurückgekehrt, begann er die geistlichen Uebungen an Kleriker zu halten, in denen er ein großer Meister ward und von denen noch später die Rede sein wird. Ein zweites Mal führte ihn im selben Jahre sein Weg nach dem Trento; er verband mit dieser Reise einen Ausflug nach Venedig, wobei er sich einige Tage in Correzzola, einem kleinen Dorfe bei Padua, aufhielt. Die Benediktiner hatten hier ein altes Kloster, St. Giustina di Padova, in dessen Bibliothek er sich vergrub. Wir wissen jetzt, warum: denn hier schrieb er jenes merkwürdigste unter all' seinen Büchern, die später von der römischen Censur verurtheilte

Schrift über die „Fünf Wunden der h. Kirche" (Delle cinque piaghe della Santa Chiesa). In dieses und das folgende Jahr fallen wichtige Correspondenzen: so mit Alessandro Manzoni über die angeborne Idee des Seins (Trient, 1831, Aug.), mit P. Roothann, dem bekannten Jesuitengeneral, über die Reform des philosophischen Unterrichts; die Verhandlungen mit Sir Ambr. Phillips und dem Baronet Henry Trelawny über die Einführung des Instituts in England. Unter den Männern, welche letzterem beitraten, ist sein späterer Nachfolger in der Leitung desselben, Giov. Batt. Pagani, zu nennen. Von litterarischen Erzeugnissen der Periode sind die „Principj della scienza morale" (Mil. 1837 u. ö.) hervorzuheben.

Als im Februar 1834 die Pfarrei von St. Marco in Rovereto durch den Tod ihres Inhabers erledigt wurde, erbaten sich Volk und Klerus ihren jetzt längst weithin genannten Landsmann Don Antonio zum Pfarrer. Es hatte nie in Rosmini's Absichten gelegen, sich dem Pfarramte zu widmen. Aber er glaubte der Bitte und dem Verlangen der Seinigen wenigstens vorübergehend entsprechen zu müssen. Noch heute wissen Rovereto's Greise von dieser kurzen Episode zu sprechen, welche Rosmini's Pfarrverwaltung umschließt. Fast ein halbes Jahrhundert später schrieb noch ein damals als Hülfsgeistlicher thätiger Priester an Paoli einen herrlichen Brief über diese Zeit und über die Erscheinung Rosmini's als Pfarrer — die Heiligkeit seines Lebens, die Majestät seines Antlitzes, die Würde seiner engelgleichen Persönlichkeit[1]).

Die Verwaltung der Pfarrei brachte Mancherlei mit sich, woran Rosmini nicht gewöhnt war. Er war nicht musikalisch begabt und kein Sänger: jetzt mußte er, um die feierlichen Aemter zu singen, sich von seinem Amanuensis im Kirchengesang üben lassen. Hunderte von Menschen aller Stände und Bildungsklassen wünschten den Pfarrer zu sprechen: geduldig lieh sich der Philosoph ihren Anliegen und Unterhaltungen. Auffallend und

[1]) Paoli, Bd. I, S. 189.

von der italienischen Vortragsweise völlig abweichend war, daß er die Frühpredigten in seiner Kirche meist las, wie man das in England thut: vermuthlich aus einem Gefühl der Demuth, da er sich keiner glänzenden Redefertigkeit bewußt war. Den katechetischen Unterricht hielt er in sokratischer Form; die noch erhaltenen Aufzeichnungen aus demselben zeigen, wie praktisch und eindringlich er diese Dialoge einzurichten wußte [1]). Eine neue und bald sehr populäre Einrichtung waren die Abendoratorien, zu denen er besonders die Jugend einlud. Bald zeigten sich die Früchte seiner Thätigkeit. Man bemerkte, wie Friede und Eintracht in die Familien zurückkehrte, wie die Handwerker sich größerer Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit beflissen, eine Menge Restitutionen geleistet wurden, nächtliche Skandale, Unsittlichkeit und Trunkenheit aufhörten, eine völlige Umwandlung in den Gewohnheiten und der Moralität der Gemeinde sich vollzog. Aber ein Prophet wird selten in seiner eigenen Heimath anerkannt. Auch der neue Pfarrer hatte bald seine Feinde. Der Argwohn der josephinischen Kirchenpolitiker witterte in den frommen Uebungen, welche Rosmini eingeführt, jesuitische Umtriebe. Die Metternich'sche Verwaltung hatte als oberstes Princip, Alles zu unterdrücken, was irgendwie und in irgend welcher Richtung die Gedanken in Fluß bringen und die geistige Kirchhofsstille in Oesterreich hätte stören können. Die Regierung schloß die Abendoratorien (1835, 25. April), Rosmini fand an dem Bischof nicht den Schutz, welchen er von ihm erwartet hatte, und so entschloß er sich, von einem Pfarramte zurückzutreten, das er wider seine Neigung auf sich genommen und dessen Führung ihm nur dann werthvoll sein konnte, wenn er sich in seiner Wirksamkeit nicht gehemmt und auf Schritt und Tritt von einer argwöhnischen und engherzigen Polizei überwacht wußte. Am 4. Oktober 1835 hielt er seine letzte Anrede an die Gemeinde: er sprach über die Liebe Gottes und des Nächsten, ohne seines Rücktrittes mit einem Worte zu ge-

[1]) Prose ecclesiastiche. II. Catechetica.

denken. Aber das Volk hatte davon eine Nachricht, und es fand ein Ausbruch des Schmerzes um den scheidenden Seelsorger statt, der dessen Gegnern eine tiefe Beschämung sein mußte.

Wenige Tage vorher war Rosmini eine jener Tröstungen gewährt, die uns für die Bitterkeiten, welche von außen kommen, reichlich entschädigen. Das war die seltsame, in der Erinnerung der Roveretaner noch heute fortlebende tragische Geschichte Felice Robold's. In der Nähe Rovereto's war eine grausige Unthat verübt worden. Ein schöner Jüngling aus Vallarsa hatte in einem Anfall von Eifersucht seine Braut von einer hohen Brücke in den Abgrund gestoßen und also umgebracht. Vier Monate hindurch leugnete er im Kerker seine Schuld: ein Traumgesicht, das ihm die gemordete Braut und in ihren Armen das mit ihr gemordete Kind, die Frucht ihrer Liebe, zeigte, erschütterte ihn aufs Tiefste. Er bekannte sein Verbrechen vor dem Pfarrer, dann vor dem Richter, dann vor allen Andern. Während der Gerichtshof ein Gnadengesuch zu Gunsten des Unglücklichen nach Wien sandte, ließ er sich von Rosmini unterrichten und auf den Tod vorbereiten. Eine von Hause aus edel und groß angelegte Natur, vollendete er in wenigen Wochen unter Don Antonio's Führung einen Weg innerer Reinigung und Läuterung, für den Andere Jahre und Jahrzehnte bedürfen. Als ein Verbrecher war er in den Kerker eingetreten: als ein Engel trat er an der Hand Rosmini's aus demselben heraus, um, am 19. Sept. 1836, das Schaffot zu besteigen. Der Kaiser hatte ihm keine Gnade gewährt; Felice freute sich, der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit den Tribut seines verwirkten Lebens darzubringen und bot hohen und muthigen Sinnes dem Henker seinen Nacken dar. Rosmini sprach damals ergreifende und ernste Worte zu dem versammelten Volke: Worte, die uns erhalten sind[1]) und die gleich dem rührenden

[1]) Prose eccl. II. Predicazione. Besonderer Abdruck von Marietti in Turin 1837 und in dem Luccheser Blatt Pragmalogia Cattolica 1838, II. April bis Juni.

Briefe an die Eltern des armen Sünders ein Denkmal seiner Hingebung, aber auch ein Denkmal seiner Geschicklichkeit in der Behandlung eines psychologisch ebenso interessanten als schwierigen Falles sind.

Schmerzlicher noch als die Schwierigkeiten in Rovereto war eine andere Prüfung. Die Niederlassung in Trient zeigte sich von Tag zu Tag unhaltbarer. Das fürstbischöfliche Ordinariat verwandte die Insassen desselben auswärts und zu Zwecken, die dem Institut fern lagen; es verlangte von Rosmini die Aufnahme von Subjecten, die für die Kongregation unbrauchbar und nur eine Last waren. Zudem wurde die Haltung der österreichischen Regierung immer mißlicher. Nur zu wahr ist, was Paoli einmal anmerkt: daß große Männer selten sind, und daß sie Angst einflößen, weil sie nicht verstanden werden und weil sie die Uebrigen ihre Unfähigkeit oder Mittelmäßigkeit empfinden machen. Das Trienter Haus mußte aufgelöst werden. Rosmini's Absicht war, nunmehr nach Domodossola zurückzukehren: sieben Monate lang ließ ihn die österreichische Regierung auf seinen Paß warten. Wie wenig diese Widrigkeiten seine große Seele in ihrer Ruhe zu stören vermochten, das zeigt die Arbeit, mit der er diese Zeit des Wartens in Rovereto ausfüllte: es war die bedeutsame und umfangreiche Studie, welche er der Philosophie Mamiani's widmete und die den Ausgaben des „Nuovo Saggio" als vierter Band, unter dem Titel „Il Rinnovamento della Filosofia in Italia proposto dal C. T. Mamiani della Rovere" zugefügt wird[1]).

Der Graf Terenzio Mamiani ist einer der bekanntesten Männer des jungen Italiens, der einzige unter den „Vätern" desselben, der ein hohes Alter erreicht und schließlich den Triumph wenigstens seiner politischen Ideen gesehen hat. Er hatte 1831 an der Revolution der Romagna Theil genommen und lebte nun als Verbannter in Paris. Dort war er den

---

[1]) Sie erschien zuerst in Mailand bei Pogliani 1836.

philosophischen Bestrebungen der Zeit näher getreten. Sein Buch „über die Erneuerung der Philosophie in Italien", das 1834 zu Paris erschien, bezweckte, Rosmini die Führung der philosophischen Bewegung zu entreißen. Mamiani, obgleich in manchen Punkten von Rosmini's Ideen berührt, suchte zu zeigen, daß die philosophische Ueberlieferung seines Vaterlandes von den Zeiten eines Lorenzo Valla, eines Lionardo bis herab auf Galilei und dann bis auf Galluppi der sensualistischen, bezw. experimentalen Richtung Recht gebe; er bestritt weiter den gesammten Platonismus und die Lehre von den angeborenen Ideen; er griff endlich die Rosmini'sche Erkenntnißtheorie direct an. Er wirft letzterer vor, daß sie die Erkenntniß der Thatsache mit der Erkenntniß von der Ursache der Thatsache verwechsele; daß sie ein eigentliches empirisches Erkennen gar nicht annehme, sondern außerhalb des intellectuellen Sehens nur eine blinde Sensibilität anerkenne. Es ist in Mamiani's Augen ein schwerer Irrthum des Roveretaners, daß dieser von der Idee des Seins oder der Idee der Realität zu dem Sein, bezw. der Realität selber vordringen will, während der gegentheilige Weg der einzig mögliche und wahre sei. So, warf Mamiani Rosmini vor, stürze er die gesammte Grundlage der Gewißheit um, erneuere den Scepticismus, welcher die Formen der Dinge a priori annehme und von ihnen die Perception der Außendinge abhängig mache.

Rosmini vertheidigte seine Theorie, wie bemerkt, in einer umfangreichen Schrift, die den Gegner nicht überzeugte; Mamiani's Antwort erschien 1838 in sechs eleganten, in der Form sehr urbanen Briefen, deren Conclusion war, Rosmini's Erkenntnißtheorie fälsche die wahre Natur der Erfahrung und mache jede Erkenntniß der Wirklichkeit fraglich. In diesem erneuten Angriff begegnete er sich mit einem andern Philosophen Italiens, dem Piacenzer Abate Alfonso Testa, der vom Sensualismus durch die Lectüre Kant's für den transcendentalen Idealismus gewonnen worden war und jetzt sowohl Rosmini's als Gioberti's objectiven Idealismus oder Ontologismus angriff.

Mamiani hat seine philosophischen Ideen bekanntlich später in seinen „Bekenntnissen eines Metaphysikers (1865)“ mehrfach umgestaltet und vertieft. Er hat aber auch da, obgleich er sich dem Platonismus entschieden nähert, die Lehre von den angeborenen Ideen zurückgewiesen und speciell auch diejenige des Seins als eine erworbene zu erweisen gesucht: gebe man zu, daß diese eine Idee angeboren ist, so sei kein Grund, nicht allen andern denselben Charakter zuzugestehen, da alle Ideen von derselben Substanz seien. Gleichwohl gibt Mamiani mit Gioberti und Malebranche eine directe Intuition des Absoluten zu, was Rosmini nicht lehrte: wir erkennen hier den Kern seiner religiösen Ueberzeugungen, die er in der „Religion der Zukunft“, dem letzten Werke seines Lebens, vorzulegen unternahm [1]).

Rosmini und Mamiani sollten später auf einem andern Felde sich wiederfinden, nicht als Gegner, sondern in gewisser Beziehung als Mitarbeiter: damals, wo Ersterer sich anschickte als Gesandte nach Rom zu gehen, zu der Zeit, da Mamiani die Seele des liberalen Ministeriums unter Pius IX. war: wie dann letzterer auch darin eine seltsame Laune des Schicksals sehen mußte, daß der größte Gegner seiner politischen Ideen in Rom sein ehemaliger Schulkamerad im Collegio Romano, der Cardinal Antonelli, war.

VI.

Ein anderer und bedeutenderer Mann noch als Terenzio Mamiani stand bald in den Waffen gegen unsern Roveretaner: ein Mann, mit dem ihn das Schicksal dereinst erst recht in nahe und folgenschwere Beziehung bringen sollte. Das war Vincenzo Gioberti.

Vincenzo Gioberti ist vielleicht die echteste Incarnation des italienischen Genius — soweit unser Jahrhundert in Betracht kommt — und zwar nach seinen mannigfaltigen Vorzügen wie

---

[1]) Terenzio Mamiani, La Religione dell' Avvenire. Libri sei. Milano, 1880, mit dem Appendix: Critica delle Rivelazioni etc. Ebenda.

nach seinen Fehlern. So nahe und zahlreich die Berührungspunkte mit denen Mamiani's und Rosmini's waren, so verschieden war seine geistige Physiognomie von derjenigen der beiden Erstgenannten. Während sowohl der Roveretaner, als der Pesarese den höheren Schichten der Gesellschaft angehörten, war Gioberti ein Kind des Volkes: geboren 1801 in Turin, hatte er seine armen Eltern früh verloren und das Mitleid einer Wohlthäterin war seine Vorsehung geworden. Philosophischen, bald aber auch politischen Bestrebungen im Sinne des Liberalismus hingegeben, neigte er der milden Auffassung des Katholicismus zu, wie ihn Silvio Pellico und Manzoni damals vertraten. Er selbst erzählt, wie er mit Thränen in den Augen Augustin's Bekenntnisse las. Er war Priester geworden und bildete bald einen Verein von jungen Männern, die begeistert seinen Vorträgen lauschten. „Ich fand," schrieb Silvio Pellico, „nach meiner Rückkehr in Piemont unter den jungen, mit meinem Bruder Franz, dem späteren Jesuiten, befreundeten Geistlichen, den heißblütigen Gioberti. Ich erkannte in ihm einen erhabenen Geist, voll glühenden Glaubens, von aufrichtigem Herzen; es fehlte ihm bloß etwas Weltklugheit. Er schwärmte für die Sache der armen Polen und fürchtete nicht sich zu schaden, indem er aller Welt sagte, was er dachte. Wir befanden uns damals in einer kritischen Zeit: Gioberti kam in Verdacht, wurde eingezogen und verbannt" [1]). Das war 1833. Nach viermonatlicher Einkerkerung ließ man den jungen Doctor los, der nun nach Paris ging, um dort das Brot der Verbannung zu suchen. Berührungen mit Mazzini und dem „jungen Italien" hatte Gioberti gehabt: aber er war kein Affiliirter der Secte und trennte sich von ihr völlig, um sich der von Rosmini, Manzoni, d'Azeglio, Balbo, Capponi vertretenen idealistisch-christlichen Richtung anzuschließen. Die Jahre des Exils (1833—48) waren vor Allem dem Studium der Philo-

---

[1]) Silv. Pellico, Lettere, No. 217. Ed. Monnier, Firenze 1856.

sophie geweiht. Rosmini's „Nuovo Saggio“ hatte ihn aufs Tiefste ergriffen. In einem Briefe vom Jahre 1831 schon schildert er den Eindruck, den dieses Buch auf ihn gemacht, dessen Verfasser ihm werth erscheint, neben den größten Vertretern des italienischen Gedankens, von Pythagoras herab bis auf Marsilio Ficino und Vico, genannt zu werden[1]). Aber bald entfernte er sich mehr und mehr von den Wegen, welche der „Nuovo Saggio“ gezeigt hatte. Was er in diesen Jahren stiller geistiger Arbeit geleistet hat, ist eine gewaltige Schöpfung, welche durch die Verbindung von Philosophie, Theologie und Politik auf die in voller Gährung befindliche italienische Volksseele einen unermeßlichen Einfluß gehabt: der Art, daß man behaupten kann, alle die leitenden Ideen, welche von 1846 an bis zum Züricher Frieden und diesen eingeschlossen, Italien und seine Schicksale beherrscht, gehen mehr oder weniger auf Vincenzo Gioberti und den von ihm gegebenen Anstoß zurück. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn das Denkmal dieses Staatsmannes in Turin ihn den „Vater des Vaterlandes“ nennt; Cavour wäre der letzte gewesen, diese Einwirkung in Abrede zu stellen. Die Philosophie Gioberti's hat nicht minder zahlreiche Geister erfaßt: wie mächtig ihr Eindruck war, zeigt der Umstand, daß selbst ein Mitglied des Gioberti so verhaßten und später von ihm so heftig und in manchen Punkten so ungerecht angegriffenen Ordens, der Jesuit Romano, in seinem Werk über die „Wissenschaft des inneren Menschen und seine Beziehungen zu Natur und Gott“ (1840—46) auf seine Seite trat. Und doch muß man mit dem Geschichtschreiber der italienischen Philosophie zugeben, daß diese Philosophie ein Rückschritt gegen Rosmini und Galluppi war[2]). Indem Gioberti die moderne Psychologie und die analytische Methode bestritt; indem er die reine Synthese auf seine Fahne schrieb, hat er die sichersten Errungenschaften

---

[1]) Brief vom Jahre 1831. Massari, Carteggio di V. Gioberti, I, 177. Ferri a. a. O., Bd. I, S. 347.

[2]) Ferri a. a. O., Bd. I, S. 451.

des modernen Geistes in Frage gestellt. Die Amalgamirung von Philosophie und Theologie, welche Rosmini verworfen hatte, nahm er von Neuem auf, vielleicht angesteckt durch das Beispiel der Franzosen, die seit den Tagen Bonald's und Lamennais' auf diesem Wege festgefahren sind. So groß und berechtigt das Aufsehen war, welches die „Teorica del sovranaturale“ (1838), die „Introduzione allo studio della filosofia“ (1839 bis 1840), die „Errori filosofici d'Antonio Rosmini“ (1841 f.) machten, es wird in der Wissenschaft keine tiefe oder breite Spur dieser geistigen Arbeit zurückbleiben; keines dieser Bücher reicht an die reife Durcharbeitung eines ideologischen Sujets, wie es in dem „Nuovo Saggio“ vorliegt. Das Bedeutendste wird noch die ästhetische Studie „dell Bello“ bleiben, welche 1841 erschien: die wahre Bedeutung Gioberti's liegt dagegen auf dem politischen Gebiete, dem sein „Primato morale e politico degli Italiani“ (1842), die „Prolegomena“ zu diesem Werke (1845), der „Gesuita moderno“ (1846) und die Apologie des letzteren (1848), endlich das „Rinnovamento polit. d'Italia“ (1851) gewidmet sind. Ich habe nicht die Absicht, auf diese Schriften hier näher einzugehen: gegenwärtig beschäftigt uns nur der Angriff auf Rosmini, den Gioberti in den „Errori filosofici di A. R.“ niederlegte.

Dieser Angriff war von dem Roveretaner selbst hervorgerufen. Gioberti hatte in seinem ersten philosophischen Werke der „Teorica del sovranaturale“ seine Bewunderung für Rosmini ausgesprochen, aber die psychologische Analyse desselben ungenügend, seine Ontologie nicht frei von Mängeln gefunden. Der Verfasser des „Nuovo Saggio“ äußerte sich in einem aus Stresa, 10. Mai 1839 datirten Schreiben an den Grafen Gustavo d'Avogadro in Novara über das Buch und griff, bei aller Anerkennung desselben, mehrere Aufstellungen Gioberti's scharf an: so dessen Perception des Intelligibeln, welche auf Unklarheit in der Unterscheidung natürlicher und übernatürlicher Erkenntniß hindeute; so weiter dessen Annahme eines speciellen

natürlichen Vermögens zur Perception des Uebernatürlichen, worin Rosmini die Unterstellung einer blinden Potenz sieht, die dem Aberglauben und Fanatismus Thor und Thüre öffne. Endlich rügt er, daß Gioberti das Recht der Regierung den „Bessern“ (ai migliori) zuschreibe: eine Ansicht, die consequent durchgeführt, zum Umsturz aller menschlichen Verhältnisse führen müsse. Gioberti antwortete auf diese Kritik zunächst in der „Introduzione alla filosofia“, dann aber in der umfangreichen, direct gegen Rosmini gerichteten Schrift: „Errori filosofici di A. R.“ (Brüssel 1841 u. ö.), welche speciell durch das Auftreten mehrerer Rosminianer, wie des Turiner Professor Tarditi[1]), Paolo Barone's und Tommaséo's[2]) veranlaßt war. Der Ton dieser Schrift ist heftig und leidenschaftlich; man erkennt, wie sehr Rosmini's Widerspruch, vielleicht noch mehr die Sprache seiner minder bedeutenden Anhänger, den Verfasser gereizt hatten. Er lehnt sich entschieden gegen die von Rosmini, wie er sagt, in Anspruch genommene Alleinherrschaft seiner Philosophie in Italien auf, findet dessen Kritik Mamiani's bedauerlich, und verwahrt sich gegen die Consequenzen, welche sein Gegner aus dem Satz von der Herrschaftsberechtigung der „Bessern“ gezogen, wie gegen die Zumuthung, als habe er sich damit auf den Boden der Volkssouveränetät gestellt. An Rosmini's Ideologie setzt er vor Allem aus, daß sie bloßer Psychologismus sei, der eine wahrhafte Ontologie unmöglich mache; sein unmittelbares Object der menschlichen Anschauung sei nur eine reine Abstraction, eine vage, der Realität entbehrende Allgemeinheit, kein substantielles, absolutes Sein. Auf diesem Wege komme man zum reinen Scepticismus und Nullismus. Seine ganze Methode stütze sich, entgegen der allgemeinen Richtung unserer Zeit, nur auf innere Beobachtung und psychologische Analyse, er sei reiner Nominalist und komme daher auch in der Entwickelung des

[1]) Tarditi, Lettere d'un Rosminiano a V. Gioberti. Torino 1841.

[2]) Tommaseo, Studj. critici, Ven. 1843, p. 159 f.

ideellen Wahrheitsgehalts der christlichen Lehre zu rein rationalistischen Auffassungsweisen, wie in der Lehre von der Trinität und vom Logos, wo er sich Arius und Hermes nähere. Es sei hermesischer Irrthum, die judicative Thätigkeit der ideellen Apprehension vorauszuschicken. Die ganze Logoslehre mache Rosmini schließlich illusorisch, indem er den Menschengeist seine Reflexion mit einer Idee beginnen lasse, welche weder eine Affirmation noch ein Urtheil in sich schließe, so daß also die Nothwendigkeit des Wortes für unser reflexives Denken in Abrede gestellt wird. Das Princip seiner ganzen Philosophie sei wesentlich rationalistisch: er stehe zu Cartesius und Kant, und wisse sich ebenso von den ersten Realisten wie Bonaventura, als von den Ontologisten wie Malebranche und Gerdil abgestoßen, während er für die Vertiefung des Creationsgedankens durch Vico und Leibniz keine Empfindung habe.

Man erkennt sofort, daß in diesen Auslassungen sich ein Gegensatz documentirt, der aus einer total verschiedenen, nicht durch Argumentationen auszugleichenden Geistesart entspringt. Gioberti ist eben Synthetiker und intuitiver Denker; Rosmini Analytiker und in seiner Denkthätigkeit vorwaltend reflexiv. Menschen von so verschiedener Naturveranlagung werden sich stets vergebens bemühen, einander zu überzeugen. Eine lange, von den Anhängern beider Philosophen vielfach getragene Polemik entspann sich. Italien theilte sich in zwei Schulen, indem Turin zu Rosmini stand, Neapel, wo Massari für Gioberti thätig war, letzterem anhing. Das bedeutendste Werk, welches die Geschichte dieser Verhandlungen aufzuweisen hat, sind die zuerst anonym in dem „Filocattolico“ von Florenz 1846, dann zu Mailand erschienenen Briefe Rosmini's (an Tarditi?), welche den Titel tragen: „Vincenzo Gioberto e il Panteismo-Saggio di lezioni filosofiche“, Milano 1847 (auch Lucca 1853). In mächtigen und wuchtigen Hieben holt hier unser Philosoph aus, um die Haltlosigkeit der Gioberti'schen Einwände und Angriffe darzuthun. Er sucht zu zeigen, daß sein Gegner, indem er das

Essere ideale mit dem Menschen als denkendes Subject identisch setze, auf dem Boden des deutschen idealistischen Transcendentalismus stehe; daß der Satz, die erste Wirklichkeit müsse auch die erste Idee sein, weil jede Sache ein Concept, jedes Concept eine Sache sei, zu der Hegel'schen Identificirung von Körper und Concept, also zum Pantheismus und dem idealistischen Materialismus führe. Die Vorhaltungen in Bezug auf seine Seinsidee sucht er als auf völligem Mißverstehen derselben zu erweisen: es sei ein überflüssiger und verfehlter Versuch, das System des „Nuovo Saggio“ verbessern zu wollen, wenn Gioberti und seine Anhänger Nallino und Bertini alle Realität in die Idee verlegten. Für ihn, Rosmini, ist die Idee die intelligible, nicht die reelle Wesenheit der Dinge; und diese Idee, in den Mittelpunkt unserer Erkenntniß gestellt, ist ganz geeignet, die Geister zu einigen, indem sie zugleich weder sie noch die Dinge mit der Wesenheit Gottes zusammenwirft — eine Gefahr, der man mit der Ideologie Gioberti's nicht entrinnen kann.

Gioberti hatte, wie gesagt, einen Bundesgenossen gefunden an Professor Bertini in Turin, dessen „Idea d'una filosofia della vita“ (1850) gleichfalls von der Identität des Realen und Idealen ausgeht und Rosmini bekämpfte. Letzterer erwies ihm die Ehre einer Antwort, und zwar in der Vorrede der letzten von seiner Hand besorgten Ausgabe des „Nuovo Saggio“ (Torino 1851) und in der „Teosofia“, welche 1859—1874 von seinen Jüngern herausgegeben wurde und die neben dem „Saggio“ das bedeutendste Werk seines Lebens genannt werden muß. In dem ersten Theile dieser „Teosofia“, der „Ontologia“ kommt Rosmini, wie auch in der „Logica“ (1853) auf die Polemik mit Gioberti und Bertini zurück. Man kann nicht leugnen, daß die Art, wie er hier seine Erkenntnißtheorie von Neuem vorlegt, einen Beweis dafür liefert, wie aufmerksam und ehrlich er die Einwendungen seiner Gegner geprüft hat. Diese Darstellung der letzten Jahre weist eine Modification der Ideologie

auf, welche sich als Ergebniß des Zusammenstoßes mit Gioberti's Genie herausstellt. Der ganze Paragraph 3 mit dem Nachweis, daß die intellectuelle Perception eine unvollkommene Apprehension des schaffenden Acts — dell' creativo — in sich schließe, ist eine Concession an Gioberti's Theorie, deren pantheistische Consequenz Rosmini indessen mit den Schlußbemerkungen ablehnt, es seien die Annahmen falsch: 1) daß es eine natürliche Intuition des creativen Actes gebe; 2) daß dieser creative Act vereint mit seinem Subject, d. i. Gott, geschaut wurde; 3) daß dieser Act natürlicher Weise zugleich mit den Existenzen, d. h. mit den geschaffenen Dingen gesehen werde; 4) daß es eine natürliche Intuition des (absoluten) Seins, d. i. Gottes gebe; 5) daß wir in den geschaffenen Dingen Gott selbst sehen, und 6) daß Gott ohne die zufälligen, von ihm geschaffenen Dinge kein Object unserer Erkenntniß sei[1]).

Wenn Rosmini auf diese Weise sich Gioberti einigermaßen genähert hat — vielleicht nicht so sehr wie Ferri[2]) das annimmt, der geradezu behauptet, er sei mit diesem letzten Zugeständnisse Realist und Ontologist geworden — so hat Vincenzo Gioberti trotz seiner politischen Vereinigung mit dem großen Roveretaner im Jahre 1848 in der Speculation seiner letzten Jahre Wege verfolgt, welche, in ihrer zunehmenden Annäherung an Hegel, sich von Rosmini wieder weiter entfernten und es wahr machten, was dieser vorausgesagt: daß sein Gegner bei consequenter Ausbildung seines Systems der deutschen Identitätsphilosophie nicht entrinnen könne. Man braucht die formale Rechtgläubigkeit Vincenzo Gioberti's nicht anzugreifen: man wird aber zugeben müssen, daß sein Verhältniß zum Dogma und zur Kirche unübertrefflich gezeichnet ist in jenem Worte Alessandro Manzoni's, das ich einem der letzten überlebenden Freunde des großen Dichters, Msgr. Jacopo Bernardi in Venedig, verdanke:

---

1) Rosmini, Teosofia. Torino, 1859. I. 253 f.

2) Ferri a. a. O., Bd. I, S. 489.

„man kann nicht sagen, Gioberti stehe außerhalb der Barke: er hat einen Fuß drinnen, aber mit dem andern spielt er zu zuversichtlich draußen im Wasser“ [1]).

Gegner viel leichteren Kalibers als die Genannten erstanden Rosmini in dem Abate Testa, den wir bereits genannt haben, und dem Jesuiten Dmowski, der in seinen „Institutiones Philosophicae“ (Rom 1840) Rosmini's Unterscheidung von Idee und Perception angriff. Auf die Polemik des Ersteren, welcher die Ideologie des „Nuovo Saggio“ zu den philosophischen Romanzen rechnete, brauchte Rosmini kaum ernstlich einzugehen. Mit Dmowski's in anständiger und urbaner Form vorgetragenem Einwurfe setzte er sich in einem Sendschreiben auseinander, das 1842 in Mailand erschien [2]).

Rosmini hatte sich nach der Auflösung des Trienter Hauses und dem Rücktritt von dem Pfarramt in Rovereto nach Domodossola zurückgezogen. Die Sorge für sein Institut trat zunächst in den Vordergrund. Wenn der Austritt einiger Männer, die einst einen lebhaften Antheil so an dem Stifter wie an dem Werke genommen, wenn die Trennung von Löwenbrück namentlich, den sein unruhiges Temperament wieder nach Frankreich zurückführte, Rosmini schmerzlich sein mußte, so konnte er in dem Eintritte zahlreicher anderer Kräfte und der Ausbreitung seiner Thätigkeit und der Aufgaben des Instituts auch reichsten Trost finden. Höchst ehrenvoll war für ihn das Anerbieten des Königs Karl Albert von Sardinien, welcher ihm die alte und berühmte Abtei St. Michele della Chiusa als Präbende übertrug. Noch wichtiger und erfreulicher war die erfolgreiche Einführung der Genossenschaft in England und Irland. Hier interessirten sich, wie schon bemerkt, Phillipps und Trelawny für das Institut, dessen erster

---

[1]) „Non poterei proprio dire che sia fuori della barca: ha un pié dentro, ma con l'altro scherza troppo confidentemente con l'acqua.“

[2]) Sulla teoria dell' essere ideale, risposta al R. P. L. Dmowski della C. d. G., Mil. 1842, in den Opuscoli morali 413—443.

Missionar jenseits des Canals Luigi Gentili, einer der ausgezeichnetsten und hingebendsten Mitarbeiter Don Antonio's wurde. In Bath erlangten die Väter des Instituts die Leitung des großen Prior-Park, übernahmen dann das Colleg in Oscott, und später das ihr Eigenthum gewordene zu Ratcliff in Rugby. Rosmini konnte sich nicht selbst entschließen, die Reise nach England zu unternehmen. Er bildete also aus den Häusern dieses Reiches eine eigene Provinz, deren Leitung D. Giambattistia Pagani übertragen wurde, seinem späteren Nachfolger als Generalobern. Tüchtige und hervorragenden Familien entstammende junge Männer schlossen sich jetzt dem neuen Institut an: unter ihnen ist der spätere Rector von St. Etheldreda und Procurator der Congregation in Rom, William Lockhart zu nennen, den wir in unserer Einleitung bereits als Biographen Rosmini's kennen gelernt haben. Er war als Schüler Newman's schon vor diesem von dem Protestantismus zur katholischen Kirche übergetreten, eine verehrungswürdige Persönlichkeit, welche als Prediger und Seelenführer in England seither großen Ruf gewann und vor Kurzem die bischöfliche Würde ablehnte, um dem Institut treu bleiben zu können. Eine neue Aufgabe erschloß sich dem letzteren, als die englische Regierung ihm die Besserungsanstalten für verwahrloste Knaben in Market-Weigthon (Beverley) und Upton (Cork) übergab, wo an vierhundert junge Leute der Führung der Rosminianer unterstanden. Nicht minder tröstlich war auch die Einführung der „Schwestern der Vorsehung" oder der Maestre Rosminiane, jenes weiblichen Zweiges des Instituts, das Löwenbrück zuerst in Piemont verbreitet hatte und das nun auch eine stattliche Reihe von Häusern in Italien und Großbritannien besitzt.

Noch weiter hinaus gingen Rosmini's Gedanken und Hoffnungen: auch die Mission in Australien und Indien fing an, ihn zu beschäftigen. Kein Zweifel, daß er die richtigen Grundsätze für die orientalischen Missionen vertrat. Der Brief an den Bischof von Hesebon (1846) und die in demselben enthaltenen

Aeußerungen über die Nothwendigkeit der Achtung und Erhaltung der orientalischen Riten ist ein glänzender Beleg dafür[1]). Die Ausführung dieser Hoffnungen aber verlor sich vor der Hand in weiter Ferne.

Während die Angelegenheiten des Instituts diese Wendung nahmen, hatte Rosmini seinen Wohnsitz von dem abgelegenen Domodossola nach einem zugänglicheren Orte verlegt, welcher zugleich den Vortheil hatte, vom dem Hauptsitze der Congregation nicht allzuweit entfernt zu sein. Das war Stresa. Heute gibt es Wenige, die in der Schweiz oder Italien gereist sind und diesen schönsten Punkt des Lago Maggiore nicht kennen. Jetzt ist Stresa ein bemittelter und bedeutender Flecken; damals gab es dort nur wenige Häuser und nur ein einziges von Bedeutung, das der Signora Anna Maria Bolongaro, einer reichen Kaufmannswittwe, welche, mit dem Bischof von Novara, Cardinal Morozzo befreundet, durch diesen Rosmini kennen und verehren lernte. Sie bot ihm für die Seinigen ein Landhaus auf dem Bergabhange an, dessen Fuß das Städtchen umzieht. Rosmini dankte für das Geschenk, kaufte aber am 27. November 1837 ihr das Eigenthum ab, um dort das Noviciat seines Ordens einzurichten. Wer immer diesen Theil des Sees besucht hat, erinnert sich des großen palastähnlichen Baues, der jetzt über Stresa weit in diese gesegnete und zauberhafte Landschaft hineinragt und von dessen Terrasse man eine Aussicht genießt, mit der sich kaum eine andere in Oberitalien, selbst nicht diejenige von Villa Serbeloni oder einem anderen Punkte des Comersees zu messen im Stande ist: ein Stück Paradies, voll jener Harmonie, voll jenes Lichtes und jenes Friedens, den wir uns gern als einen Abglanz Eden's vorstellen: ein Stück Welt, werth, Antonio Rosmini und sein Werk zu tragen, dies Werk des Friedens, des Lichtes und der Liebe.

Neben dem Collegio, welches übrigens seit Rosmini's Tode

[1]) Epist. Lett. XDXLVIII. Stresa, 7. dec. 1846.

noch vergrößert wurde, erstand aber eine kleine geschmackvolle Kirche, deren Bau der Mailänder Moraglia leitete, deren plastischem und malerischem Schmuck Don Antonio eine besondere Sorgfalt angedeihen ließ. Vier große Statuen, gute Arbeiten Samoini's, stellen die vier Patrone des Langensees dar, St. Carlo Borromeo, der in dem benachbarten Arona geboren war, St. Caterina da Pallanza, St. Ariald, der auf der Isola Madre gemartert wurde, Alberto Besozzi, der in St. Caterina del Sasso, Stresa gegenüber, sein Bußleben führte. Für die Seitenaltäre führten Barabini, Drivet (aus Lyon), Zuccoli (aus Mailand) gute, wenn auch nicht bedeutende Gemälde aus. Um für die Altäre etwas Hervorragendes zu erlangen, war Rosmini zunächst mit unserem großen Landsmann Overbeck in Verbindung getreten. Die anziehende Biographie des deutschen Meisters, welche wir Miß Margaret Howitt verdanken, sagt uns über die Verhandlungen desselben mit Don Antonio etwas mehr, als wir aus Paoli erfahren. „Um die Zeit, als das Istituto della Carità die förmliche Genehmigung des hl. Stuhles erlangte, besuchte der edle Stifter derselben in Begleitung des französischen Künstlers M. Hallez, Overbeck's Werkstätte. Es war Mitte September 1839. Der große Philanthrop und christliche Philosoph aus Rovereto war ein Bewunderer Overbeck's und sah in seiner Theorie und Praxis die einzig berechtigte, dauerhafte Schule christlicher Kunst. Es lag ihm deshalb viel daran, mit ihm über die fünf Altarbilder sich zu berathen, welche für die Kirche nöthig waren, die er neben dem Noviciathause seiner Congregation in Stresa erbauen ließ. Er wußte wohl, daß des Künstlers Zeit zu vielfältig in Anspruch genommen sei, um den Auftrag selbst zu übernehmen, aber er rechnete auf seine Mitwirkung bei der Wahl eines fähigen jungen Mannes unter seinen Schülern oder Bekannten, der die Altarbilder unter seiner Aufsicht ausführen könnte.

„Overbeck nahm sich des Projectes willig an, doch blieb die Sache ruhen, bis im September des folgenden Jahres ein

Brief des Abate Rosmini von Stresa aus die Unterhandlung wieder aufnahm.

„Die Altarbilder sollten die fünf Hauptaufgaben und Beschäftigungen der Mitglieder des Istituto della Carità vorstellen, nämlich Gebet, Arbeit, Werke leiblicher, intellectueller, geistlicher Barmherzigkeit. Der letzte für den Hochaltar bestimmte Gegenstand sollte durch das Opfer des am Kreuze sterbenden Heilands versinnlicht werden, mit Maria und Johannes am Fuße des Kreuzes; in einer Ecke des Bildes der hl. Karl Borromäus, in tiefer Anbetung, mit den bischöflichen Gewändern bekleidet, zur Versinnbildlichung des Priesterthums Christi. Für die vier kleineren Altarbilder waren Episoden aus dem Leben einzelner, durch Uebung der besonderen Tugenden typisch bekannter Heiligen ausgewählt.

„Im Verfolg des Unternehmens werden wir Rosmini und Overbeck in ihrer Handlungsweise selbst ein praktisches Beispiel jener Gottes- und Menschenliebe geben sehen, welche auf der Leinwand vorgestellt werden sollte.

„Overbeck wählte, mit Zustimmung des Bestellers, Stefano Pozzi für den Auftrag aus, der, eine reinwillige Künstlernatur, das Bild des Hochaltars für die bescheidene Summe von 120 Scudi zu malen übernahm. Obgleich der würdige Abate bei einer früheren Gelegenheit den einem Künstler geleisteten Vorschuß eingebüßt hatte, zögerte er doch auf Overbeck's Ansuchen nicht, eine erste Rate von 40 Scudi zum Voraus an den jungen Pozzi in Rom zu bezahlen. Als nun aber Pozzi im Jahre 1841 gefährlich erkrankte, hielt sich Overbeck für die 40 Scudi und die Vollendung des Bildes verantwortlich. Rosmini, auf der anderen Seite, opferte gerne die vorgestreckte Summe; er hatte nur Mitleid mit dem armen, kranken jungen Manne und seinem Schmerze, wenn er den Auftrag in eine andere Hand übergehen sehen müßte. Erst als für Pozzi's Genesung keine Hoffnung mehr bestand (er starb zu Anfang 1842), nahm Rosmini die Dienste des Malteser Malers Vincenz Hyzler an, der damals

unter Overbeck in Rom sich ausbildete. Man verglich sich dahin, daß der junge Künstler ein Honorar von 100 Scudi erhalten, das Altarbild aber in Overbeck's Studio und unter seiner unmittelbaren Aufsicht gemalt werden sollte. Aber nun war es Vincenzo Hyzler, dessen Gesundheit während der Arbeit ins Schwanken gerieth: von schwindsüchtiger Anlage, wurde er täglich schwächer, bis es endlich dahin kam, daß sein älterer Bruder Giuseppe ihn heim nach Malta bringen mußte. Nachdem die Brüder im Juli 1843 Rom verlassen hatten, nahm sich Overbeck nunmehr selbst der Arbeit an und führte mit aller Sorgfalt, Liebe und Selbstaufopferung in einigen Wochen Vincenzo's unvollendetes Gemälde zum befriedigenden Abschluß; nöthigte aber diesen gleichwohl, die 100 Scudi anzunehmen, welche der Besteller übersandt hatte.

„Groß war deshalb das freudige Erstaunen des Stifters des Istituto della Carità, als er im Januar 1844 ein Oelgemälde empfing, welches, anstatt das Werk eines Anfängers zu sein, die Hand und den Griff eines Meisters verrieth. Dankbaren Gefühls betrachtete er die vollendeten Pinselstriche Overbeck's; doch wollte er auch der Arbeit Vincenzo Hyzler's nicht die Anerkennung vorenthalten, und so ergoß er sich in einem Briefe voll Lobes an diesen über das schöne, tief empfundene Gemälde. Der Leib des Herrn sei nicht ein gewöhnlicher Leichnam, sondern noch wie durchhaucht von dem Göttlichen (ma tien del divino); die jungfräuliche Mutter und der Lieblingsjünger seien rührend erhabene Gestalten: der Kopf des hl. Karl Borromäus schön und ausdrucksvoll. Die Wirkung des Ganzen, gehoben durch das ernste harmonische Colorit, Andacht und tiefste Wehmuth erweckend, wie es dem Gegenstande angemessen.

„Rosmini erkannte in Hyzler den echten Jünger des Regenerators christlicher Kunst, den zum Meister und Protector zu haben er sich rühmen könne. Er hoffte deshalb, daß er wieder genesen werde, und erheiterte die letzten Jahre des kranken Malers durch das Versprechen, daß er ihm, sobald es immer

seine Gesundheit erlaube, einen neuen Auftrag bereit halte. Aber Vincenzo Hyzler, der sich nicht mehr völlig erholte, erlag seinem mit frommer Resignation ertragenen Leiden zu Malta am 28. Februar 1849.

„Der ursprüngliche Plan für die Ausschmückung der schönen Kirche oberhalb Stresa's wurde im vollen Umfange niemals ausgeführt; seit dem Januar 1855 ruhen in dieser dem Crucifixus geweihten Kirche auch die sterblichen Reste eines wahren Kreuzträgers, Antonio Rosmini's.

„Im Mai 1850 hatte er sich noch einmal mit einer Bestellung an Overbeck gewandt: es handelte sich um eine Madonna Addolorata, welche von ihm oder einem seiner Schüler gemalt werden sollte. Der Maler, wie gewöhnlich mit Arbeit überbürdet, betraute Ferdinand Platner mit der Ausführung des Bildes, der alsbald einen Vorschuß von 40 Scudi erhielt. Es wurde im August des nächstfolgenden Jahres von diesem vollendet, wie Overbeck im Diarium zum 12. August 1851 vermerkt" [1]).

Diese Bauten in Stresa konnte Rosmini unternehmen, nachdem er sein Werk durch die Gutheißung des apostolischen Stuhles gekrönt sah. Mauro Cappellari, der ihn als Cardinal schon begünstigt, gab Don Antonio bald nach seiner Thronbesteigung als Gregor XVI. unzweideutige Beweise seiner Huld. Ein Breve aus den ersten Jahren seines Pontificates ermahnt zum Vertrauen auf das Gebet des Mannes, „der in so vielen Armen, Zeugen seiner Wohlthätigkeit, sich ebenso viele mächtige Fürsprecher am Throne Gottes geschaffen" [2]). Ein zweites vom Jahre 1832 rühmt Rosmini's Thätigkeit in seinem Institut wie in seinen wissenschaftlichen Schriften, und fordert ihn als einen Gelehrten di sana dottrina auf, auch ferner der Kirche in bewährter Weise zu dienen. Die Constitutionen des neuen Ordens,

[1]) M. Howitt, Friedrich Overbeck. Freiburg i. Br., 1886. Bd. II, S. 109—112.

[2]) Paoli, Bd. I, S. 289.

welche bereits eine große Anzahl oberitalienischer Bischöfe gebilligt hatten, ließ der Papst durch eine Commission prüfen. Einer der Consultoren erhob Schwierigkeiten, weil Rosmini trotz des Gelübdes der Armuth, das die Seinigen ablegten, ihnen das Recht des individuellen Besitzes beließ, freilich so, daß die Verfügung über die Einkünfte ihres Vermögens dem Orden und den Armen zufiel. Ein anderer Consultor, der Jesuit Zecchinelli, hatte Besorgnisse wegen der den Obern eingeräumten Befugniß zur Entbindung von den Gelübden und der wissenschaftlichen Ausbildung der Mitglieder, in Bezug auf welche das Institut alle Freiheit ließ. Rosmini begegnete diesen Einwänden mit der Bemerkung, daß seine Gesellschaft ein Mittelglied zwischen Welt- und Ordensklerus darstellen solle und daher einer freieren Verfassung als die alten Orden bedürfe. So erfolgte die Bestätigung des Instituts durch einstimmigen Beschluß der die Congregation bildenden Cardinäle (20. December 1838). Am 25. März 1839 legten die Brüder in der Kirche del Crocifisso ihre feierlichen Gelübde ab. Rosmini, von Gregor XVI. selbst zum ersten Generalobern des Instituts ernannt, begab sich im August 1839 nach Rom, in Gesellschaft Gentili's und mehrerer anderer hervorragender Mitglieder der Congregation, und wurde vom Papste gnädig aufgenommen: nach der Audienz wanderte er mit den Seinigen in die Katakombe von San Sebastiano, wo er die hl. Messe feierte und wo nun Alle das vierte Gelübde ablegten, welches die Mitglieder für die Missionen zur völligen Verfügung des hl. Stuhles stellt. Am 20. September 1839 beurkundete der Papst in einem apostolischen Schreiben die Bestätigung des Ordens (In sublimi militantis Ecclesiae), dessen Stifter er das höchste Lob ertheilte und den er sammt seinem Institute den Bischöfen des katholischen Erdkreises auf das Angelegentlichste empfahl[1]).

[1]) Von A. Rosmini sagt das Breve: virum excellenti ac praestanti ingenio praeditum, egregiisque animi dotibus ornatum, rerum divinarum atque humanarum scientia summopere illustrem, eximia vero

In Stresa änderte Rosmini nichts an seiner bisherigen einfachen und strengen Lebensweise. Seine Wohnung, seine Kost waren nicht verschieden von der seiner Genossen. Seine Zelle auch hier so arm wie droben in Domodossola. Die Lieblingstugenden seiner Seele sprachen auch hier aus dem Spruch, den er über der Thüre der Zelle anbrachte: „Im Schweigen und in Hoffnung ist euere Stärke“ [1]. Hier war es, in jenen Jahren, wo der Eremit von Stresa den Besuch vieler bedeutenden Männer empfing. So kam 1843 der spätere Bischof und Cardinal Wiseman, um ihn zu sehen: die Unterhaltungen, welche er mit A. Rosmini pflog, veranlaßten ihn zu dem Ausspruch: derselbe werde einst zu den Intelligenzen ersten Ranges wie Augustin und Thomas von Aquino gezählt werden. Auch Lacordaire brachte den Tribut seiner Hochachtung. In Rovereto, wohin sich Rosmini 1842 begab, um die Ehe seines Bruders Joseph mit Adelheid Baronin Cristani di Rallo einzusegnen, suchte ihn der Bischof von Sidney, Msgr. Polding, auf, in der Hoffnung, einige Mitglieder des Instituts für Australien zu gewinnen. Reizend sind die begeisterten Worte, die ein anderer Besuch, der Graf und die Gräfin Bielinski, 1843 in Stresa zurückließ: „mit Bewunderung und Ehrfurcht näherte ich mich dem Herde, von dem die Erneuerung der echten und wahren Philosophie der Religion Christi ausgeht, gegründet in der geistigen, intellectuellen und moralischen Liebe: ich habe da gebetet für die rasche Ausbreitung eines Instituts, welches das Reich des Herrn auf Erden auszubreiten verspricht. Zu Stresa, am 24. Januar 1843, wo der Herr mir dies Glück gewährt hat, dessen Erinnerung ich stets bewahren werde, indem ich mein Vaterland (Polen) dem Gebete des ehrwürdigen Generalobern empfehle“ [2]. Ein anderer

---

pietate, probitate, prudentia, integritate clarum, ac miro in catholicam religionem atque ergo hanc Apostolicam sedem amore et studio fulgere. Diese Worte fügte Gregor XVI. dem Entwurf des Schreibens eigenhändig bei.

[1]) In silentio et in spe erit fortitudo vestra. Is. 30, 15.

[2]) Paoli, Bd. I, S. 268.

dieser Besuche legte Rosmini eine eigenthümliche Erweiterung seines Institutes ans Herz. Das war ein Prinz Albert von Aremberg, Gemahl einer Prinzessin Therese von Windischgrätz, welcher 1839 nach Stresa kam und Rosmini den Vorschlag machte, ein medicinisches Colleg mit seinem Institute zu verbinden. Es sollten da Aerzte aufgenommen und weiter gebildet werden, welche im Geiste des Christenthums ihres Amtes walteten, als ein Gegengewicht gegen den unter den Medicinern überhand nehmenden Materialismus. Rosmini ging auf den Gedanken ein, obgleich die Verwirklichung desselben große Schwierigkeiten darbot — Schwierigkeiten, die sich auch bald als unüberwindlich herausstellten und den Verzicht auf die weitere Ausführung des Unternehmens bedingten. Doch trat ein Arzt aus Mondovi, Aimo, in das Institut ein, und noch heute zeugt die in dem großen Speisesaale des unteren Collegs zu Domodossola aufgestellte medicinische Bibliothek, wie ernstlich Don Antonio das Project des belgischen Fürsten ergriffen hatte. Mehr Aussicht und mehr Bestand hatte die Bildung eines Collegiums für Ausbildung von Volksschullehrern, welchem Zwecke noch heute das Haus in Stresa dient, nachdem das Noviciat wiederum nach Domodossola zurückverlegt ist. Erfolge, welche ihn ebenfalls erfreuen mußten, waren die Gründung eines Hauses zu Verona, wo die Pfarrei der berühmten St. Zenokirche dem Institute übertragen wurde; dann die Bemühungen des Großherzogs Leopold II. von Toscana, welcher Rosmini für die Universität Pisa gewinnen wollte und ihm jede beliebige Lehrkanzel anbot. Rosmini lehnte ab, gab aber endlich unter der Bedingung nach, daß er einige Genossen seines Institutes mitbringen dürfe. Der Großherzog wäre damit einverstanden gewesen und ließ Rosmini erklären, daß er daran denke, seinem Institut die Volksschulen in Toscana zu übertragen. Als dann die Sache dem Ministerium vorgelegt wurde, scheiterte sie an den Josephinischen Grundsätzen der toscanischen Gesetzgebung, welche nur eingeborene Toscaner als Religiose zuließ. Es war

ein geringer Trost für die Zerstörung dieser Aussichten, daß das Institut de France unsern Abate im Jahre 1848 an Galluppi's Stelle zum Mitglied ernannte, was Rosmini in Beziehung zu Victor Cousin brachte.

Während all' dieser Jahre, welche mit geringen Unterbrechungen der Aufenthalt in Stresa füllte, war die Beschäftigung mit der Philosophie nicht ausgesetzt. Wenn man absieht von den Verhandlungen mit Mamiani und Gioberti, so war die Hauptthätigkeit des Denkers hier aber nicht sowohl den erkenntnißtheoretischen als den anthropologischen und ethischen Problemen zugewandt. Schon im Jahre 1838 erschien in Mailand seine „Anthropologia in servigio della scienza morale“ mit den tiefsinnigen Untersuchungen über die sittliche Freiheit als Grundlage aller Moralität; 1839 folgte die Abhandlung über das Gewissen („Trattato della Coscienza morale“) und die Gesellschaft und ihren Zweck („La Società e il suo fine“), 1840 die Vorrede zu Corte's „Principj di Filosofia“; 1841 und die folgenden Jahre das große Werk über die Rechtsphilosophie („Filosofia del Diritto“), die „Opuscoli morali“, 1845 das „Sistema filosofico“, welches ursprünglich für Cesare Cantu's Allgemeine Weltgeschichte geschrieben war und eine Art Compendium der Lehre Rosmini's bietet[1]). Das Jahr 1845 sah weiter die Veröffentlichung der „Teodicea“, wiederum ein Hauptwerk Rosmini's, das er bereits 1827 verfaßt und seiner Schwester Giosefta Margarita gewidmet hatte. Es handelt von der Vorsehung Gottes, und enthält, irre ich mich nicht, die gedankenreichste Untersuchung, welche wohl jemals über die Vertheilung der irdischen Güter in der Hand der göttlichen Providenz geschrieben wurde.

Gerade diese Untersuchungen über moraltheologische und

---

[1]) Eine neue, sehr elegante Ausgabe dieser Schrift, auf welche wir später zurückzukommen haben, erschien zu Turin 1886. Schon 1879 wurde bei G. J. Manz in Regensburg eine deutsche Uebersetzung gedruckt: „Ant. Rosmini-Serbati's Philosophisches System“.

anthropologische Fragen brachten Rosmini die bitterste Feindschaft ein. Die Polemik Mamiani's und Gioberti's war eine rein wissenschaftliche: jetzt aber treten Rosmini Schriftsteller anderer Art entgegen. Der Kampf drehte sich von da ab und unter den Händen dieser Feinde nicht mehr um diese oder jene Lehrmeinung, sondern um die Rechtgläubigkeit des Philosophen von Rovereto, um seine Stellung in der Kirche und zur Kirche, um seine Person und die Zukunft des Instituts. Kein Gift wirkt sicherer, kein Dolch verwundet schmerzlicher als derjenige, welchen unsere eigenen Hausgenossen auf uns zücken. Für den katholischen Schriftsteller, der die ganze Arbeit seines Lebens dem Dienst seiner Kirche gewidmet, der Tag und Nacht nur auf die Vertheidigung der christlichen Wahrheit gesonnen und kein Opfer gescheut hat, um der Sache Christi und seiner Kirche zu dienen, für ihn gibt es keinen tieferen Schmerz, als seine redlichsten Absichten verkannt, die Treue seiner Gesinnung verdächtigt, die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung bemängelt, all' sein Thun und Lassen von den echten Nachfolgern des biblischen Pharisäismus arglistig begeifert und entstellt zu sehen. Rosmini ist so wenig wie irgend eine andere Größe des heutigen Katholicismus diesem Schicksal entgangen. Das Jahr 1841 brachte unter dem Pseudonym des Eusebio Cristiano eine Schmähschrift der schlimmsten Art, welche Rosmini allen Erzketzern an die Seite setzte und namentlich seine Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung als jansenistisch angriff[1]). Das Libell war mit ausgesuchter Bosheit geschrieben: „man müßte," äußerte Gregor XVI., „kein Blut in den Adern haben, wollte man bei diesen Imputationen ruhig bleiben." Was Rosmini schmerzte, war, daß es von einer Seite kam, gegen welche er sich keinerlei Feindseligkeit vorzuwerfen hatte. Er antwortete zunächst mit der Schrift: „Risposta al finto Eusebio Cristiano" (Mil. 1841).

[1]) Alcune affermazioni del signor Ant. Rosmini-Serbati, prete Roveretano, con un Saggio di riflessioni scritto da Eusebio Cristiano. Livorno, 1841. Eine zweite Ausgabe erschien zu Lucca.

Mehr noch als diese Abhandlung zeugen die zwischen 1841 und 1842 geschriebenen Briefe, wie tief Rosmini's Seele die ihm widerfahrene Unbill empfand. Wenn seiner Feder in der erwähnten Vertheidigungsschrift einige schärfere Wendungen entschlüpften, als man sie sonst bei ihm gewohnt war, so bemerkt er dazu, daß sein Gegner „der Erste sei, der ihn an dem delicatesten Punkte, dem der Integrität seines Glaubens", verwundet habe[1]). Es war wirklich eine Verfolgung, die über ihn hereingebrochen und deren zweifellose Absicht darauf ging, seinen Credit innerhalb der Kirche zu erschüttern und die Zukunft seines Instituts zu compromittiren. Die absurdesten Gerüchte wurden ausgestreut: es würden, hieß es, demnächst Rosmini's Werke verboten! Gregor XVI. trat dazwischen, indem er nach Abhaltung einer Congregation der Cardinäle den Parteien eine perpetuo silenzio auferlegte. Das Decret wurde Rosmini mit dem Bemerken zugestellt, es sei ebenso an den General der Jesuiten der Befehl ergangen, seinen Ordensmitgliedern jede Verketzerung und Anfeindung Rosmini's zu untersagen. Der Papst wollte offenbar verhindern, daß der Streit größere Verhältnisse annehme und den Frieden der Kirche bedrohe. Rosmini entsprach der Anordnung des Papstes, indem er nicht nur die zu seiner weiteren Vertheidigung bestimmte Fortsetzung der „Nozioni di peccato e colpa", sondern auch die bereits unter der Presse befindliche Schrift „Ueber den in den theologischen Schulen sich einschleichenden Rationalismus"[2]) zurückzog — wohl allerdings das Schneidendste, was er je geschrieben, ein schwerwiegender neuer Commentar zu dem nun schon alten berühmten Ausspruch des Cardinals Noris: wer heutzutage nicht Molinist ist, gilt als Häretiker — „così oggi va il mondo, e chi non è molinista, è eretico". Er that mehr als dies, indem er den Seinigen

[1]) Brief an Mellerio, Lett. 130. Stresa. 24. ag. 1841.

[2]) Das Buch erschien viele Jahre später: Il Rationalismo che tenta insinuarsi nelle Scuole teologiche additato in varj recenti opuscoli anonimi, da Antonio Rosmini-Serbati. Torino, 1882.

jede Aufrührung jener Polemik aufs Strengste untersagte. Gleiches läßt sich von den Gegnern nicht rühmen. Ein anonymes, ohne Titel gedrucktes Pamphlet („Postille“) erneuerte und verstärkte den Vorwurf der Häresie gegen Rosmini, einen Vorwurf, dessen Zurückweisung jetzt einer von Rosmini's Freunden unternahm[1]). Diese Angriffe schienen einen Augenblick vergessen, traten dann aber um so entschiedener, nach dem Jahre 1848—49, in den „Lettere di un prete Bolognese“ und anderen gleichartigen Erzeugnissen hervor.

Wie heftig und arglistig auch die gegen den Stifter des Istituto della Carità gerichtete Polemik war, sie erreichte vorläufig ihren Zweck nicht. Rosmini's Stern war noch im Aufsteigen, und auch der neue Papst, Pio IX., versicherte ihn in einem Schreiben vom Jahre 1846 seines Schutzes. So lagen die Dinge, als jene nationale Bewegung Italien zu ergreifen begann, die zu der Revolution von 1848 führen, den Einsiedler von Stresa plötzlich aus der Stille seiner Zelle herausreißen und mitten in das Gewühl der politischen Welt stellen sollte.

VII.

Die Geschichte Italiens in den Jahren 1846—1848 gleicht einem Traume, dessen Einzelheiten uns heute fast wie ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht“ anmuthen. Vor mir liegt eine Sammlung „Ragguaglio storico di quanto è avvenuto in Roma, in tutte le provincie dello stato pontificio in seguito del perdono accordato dalla Santità di N. S. Papa Pio IX.“ (Roma 1846): ein dicker Band, der in tausend Wendungen, in Prosa und in Vers, das überfließende Entzücken Roms und der päpstlichen Staaten schildert, als Pio IX. der Nachfolger Gregor's geworden und am 17. Juli 1846 die große Amnestie veröffentlicht hatte, welche Hunderten von politischen Gefangenen die

[1]) Aless. Pestalozza, Le Postille di un anonimo. Saggio di oservazioni. Milano, 1851.

Freiheit wiedergab. „Alle Wünsche," schreibt ein Mann, der später sehr verschiedene Wege einschlagen sollte, „alle Hoffnungen, alle Voraussagen sind nun erfüllt. Das Band des Friedens, das nach dem Willen Gottes die Söhne mit dem Vater vereinen sollte, ist nunmehr geknüpft: Rom und sein Staat werden das Ereigniß des 17. Juli 1846 zu seinen glorreichsten Triumphen zählen. In den Nachmittagsstunden des 17. Juli erschien, mehr ersehnt als erwartet, das Motuproprio oder, wie das Volk es nennt, das Editto di perdono. So vieles auch eine derartige Entscheidung hoffen ließ, so fand sich, inmitten der entgegengesetztesten Ansichten, doch kaum Jemand, der dem allerhöchsten Gnadenact eine solche Ausdehnung vorausgesagt hätte. Der Erlaß ist so beredt, daß er allein hinreichte, einen Thron zu verherrlichen. Wer ihn aufmerksam prüft, muß den Geist und die Mäßigung desselben, die Sprache der edelmüthigsten Güte bewundern. Das ist ein Fürst, der zugleich begnadigt und beschämt, der zur rechten Zeit das schönste Recht des Souveräns ausübt und sich so jenes höchsten Amtes würdig erweist, das er auf Erden bekleidet. Einen Gnadenerlaß in solchem Umfange auf das bloße Ehrenwort der Verurtheilten hin geben, lieber der Schwäche als der Bosheit die politischen Verirrungen, welche die Jugend begangen, zuschreiben, das sind Züge, die höchster Bewunderung werth sind. Alles zielt dahin, aus verirrten Unterthanen ebenso viele eifrige, treue und ihrer Regierung ergebene Bürger zu schaffen. In diesem Augenblicke gibt es auf Erden keinen Souverän, der geliebter und mächtiger wäre als Pius IX.!"

„Gegen Abend des 17. überließ sich die Hauptstadt dem größten Enthusiasmus und allgemeiner Ergriffenheit. In weniger als einer Stunde war die große Piazza di Monte Cavallo voll von Personen aller Stände und jeglichen Geschlechtes: Freudenrufe forderten den Anblick des gnädigen Gebieters. Der Papst zeigte sich auf der Loggia des Quirinal: plötzlich folgte dem Lärm und dem wirren Schreien der Menge ein tiefes

Schweigen. Mit Blitzesschnelle sank Alles vor Pius IX. auf die Kniee, und der Papst, zu Thränen bewegt, goß die Segnungen des Himmels auf die Erde nieder. Ein Meer von flammenden Fackeln erhöhte den Effekt dieser Scene“ [1]). Ein Zeuge, der dieser Manifestation beigewohnt, hat uns den wunderbaren Eindruck derselben bestätigt und versichert, es sei derselbe noch gesteigert worden durch einen eigenthümlichen Zufall. Im Augenblick, wo der Papst den Segen spendete, senkte sich eine der Tauben, die diesen Platz wie den von St. Marco in Venedig belebten, auf die Schulter Pius IX. Kein Wunder, daß alle Welt, daß ganz Italien in den Ruf einstimmte: VIVA PIO IX — A PIO IX DATORE DI PACE — NOVA INCIPIT AETAS — ALLA CLEMENZA DI PIO IX!

Lange schon vor der Februarrevolution in Paris befand sich die Halbinsel in einem Zustande der Gährung, der schließlich zur Revolution führen mußte. Wer die treibenden Kräfte dieser Bewegung auf die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften zurückführt und in der Conspiration Mazzini's und seiner Genossen allein den Schlüssel zu den Ereignissen von 1848 sucht, wird zwar eine Menge Belege für seine Ansicht beibringen können, aber gleichwohl sicher nicht das Richtige treffen. Eine plötzliche, von der Nation kaum geahnte und kaum begriffene Umwälzung, wie die Februarrevolution, konnte auf das Treiben von Verschwörern zurückgeführt werden. Nicht so die italienische Bewegung, die sich der ungeheuern Mehrzahl des Volkes mit-

---

[1]) Borgatti, Le Feste di Roma e Bologna. Zuerst im Giorn. di Lucca No. 66, dann in anderen Zeitungen und separat (Roma, tip. delle Scienze) gedruckt. Dieser Bericht, von Pius IX. bemerkt, trug dem Verfasser desselben das besondere Vertrauen des Papstes ein, der ihn zum Unterstaatssecretär im Ministerium der äußeren Angelegenheiten machte. Als solcher hat Borgatti auch nach dem Sturze des Papstes bis zur Einnahme Roms durch Oudinot fungirt. Nachdem er längere Zeit als Verbannter insgeheim in Bologna gelebt, nahm er einen hervorragenden Antheil an den Ereignissen von 1859 und trat später als Justizminister in das Ministerium Ricasoli.

getheilt hatte und die eine in ihrer Entwickelung klar vorliegende Genesis aufweist. Heute wird es wohl Niemanden geben, der das Werk des Wiener Congresses in Bezug auf Italien nicht als eine unverantwortliche Thorheit erklärt; auch wohl Niemanden, der die Forderungen Italiens: Unabhängigkeit nach Außen, Einheit nach Innen als unberechtigte zurückwiese. Die politischen Hoffnungen der Italiener hatten in der Litteratur längst Bürgerrecht erlangt: Ugo Foscolo, Silvio Pellico, Manzoni, Leopardi, Vertreter der verschiedensten Richtungen, stimmten Alle in diesem Punkte zusammen. Was in den Herzen Aller lebte und wogte, was ängstlich jede Lippe flüsterte, das sprach Vincenzo Gioberti's „Primato“ mit nie erhörter Offenheit und Ueberschwenglichkeit aus. Das Erscheinen dieses Buches gab das Signal zu einer Bewegung, die vielleicht noch einzudämmen, aber nicht mehr zurückzuhalten war. Einen Augenblick schien es, als ob Pio IX. sich zum Interpreten und Vollzieher des Volkswillens machen werde. Damit begann jene „liberale Aera“ Pius' IX., die mit dem Zusammensturz der päpstlichen Herrschaft und der Flucht nach Gaëta endete.

Die Geschichte dieser beiden Jahre ist noch zu schreiben. Farini's Werk[1]) ist gewiß das Vollständigste, was wir über diesen Gegenstand besitzen. Aber Farini ist Parteimann: ein Agitator und Conspirator par excellence hat er seine Geschichtsdarstellung vor allem in den Dienst der Faction gestellt. Eine vorurtheilsfreie, objective Geschichte kann Niemand von ihm erwarten. Gualtierio ist noch weniger empfehlenswerth. Besser ist, was ein bekannter liberaler Geistlicher Roms darzustellen unternommen; der Professor Audisio begann die Schilderung der Ereignisse von 1848—1850, zunächst in der „Rivista universale“. Da die Zeitschrift mit dem December 1878 aufhörte, gelangte seine Darstellung nicht über Ende April

[1]) Luigi Carlo Farini, Lo Stato Romano dall' anno 1815 al 1850. 3a Ediz., Firenze 1853. 4 voll.

1848. Audisio nahm dieselbe wieder auf in der „Rassegna nazionale“, wo er, von 1880—1882, die Geschichte dieser Zeit vom April 1848 bis zum September 1849 fortsetzte. Sein Tod, am 29. September 1882, bereitete auch dieser Arbeit ein Ende[1]). Manche Hülfsmittel für die Kenntniß jener Epoche liegen jetzt vor in der Publication der Reden und Briefe Cavour's und d'Azeglio's, namentlich aber in Nicom. Bianchi's großer „Storia documentata della diplomazia Europea in Italia dall' anno 1814 all' anno 1861“ (Torino 1869), sowie in Massari's Veröffentlichungen über Gioberti und Cavour: eingehendere, in den älteren Darstellungen völlig unbenutzte Mittheilungen über eine Reihe von Thatsachen verdanken wir Paoli's „Commentario della Missione a Roma di Antonio Rosmini-Serbati negli anni 1848—1849“ (Torino 1881), volles Licht wird erst zu erwarten sein von der vollständigen Publication von Rosmini's Briefen und von derjenigen des Geheimen Archivs des Staatssecretariats, bez. des Ministeriums des Auswärtigen in Rom, welches 1849, nach der Einnahme Roms durch die Franzosen, aus Rom verschwand, aber erhalten ist und hoffentlich nicht allzu lange der öffentlichen Benutzung verschlossen bleibt. Die nachfolgende Darstellung stützt sich auf die angezogenen Quellen, sowie die mündlichen Mittheilungen von Männern, welche jenen Ereignissen nahe standen, auch lange genug gelebt haben, um dem Verfasser dieser Blätter zu begegnen:[2]) sie hat nicht die Absicht, die vollständige Geschichte der römischen Revolution von 1848 und 1849 zu erzählen, sondern die Ereignisse dieser Jahre nur insoweit darzulegen, als sie für Rosmini's Leben in Betracht kommen.

---

[1]) Vergl. den Nekrolog Audisio's von Negri, seinem bald darauf verstorbenen Freunde. Rassegna naz. 1883. Febr.

[2]) Auch das kürzlich ausgegebene Werk des Grafen Henry d'Ideville, Le Comte Pellegrino Rossi. sa vie, son œuvre et sa mort 1787 bis 1848, Paris 1887, bringt manches Neue, ohne indessen eine erschöpfende Darstellung der politischen Geschichte Roms von 1846—1848 zu gewähren.

Das Jahr 1847 hatte von politischen Maßregeln Pius' IX. die Milderung des Censurgesetzes (12. März), das Edict über die Staatsconsulta (14. April), die Einsetzung eines Ministeraths und die Erhebung Antonelli's zum Cardinal (14. Juni), das von Volksversammlungen abrathende Manifest des 22. Juni gesehen. Meuchelmorde und blutige Zusammenstöße in den Marken und Legationen führten zur Gewährung der Bürgerwehren (5. Juli). Am 3. November schloß der Papst mit Piemont und Toscana einen auf Errichtung eines italienischen Zollvereins gehenden Präliminarvertrag ab. Schon der 1. Januar des folgenden Jahres zeigte in dem Volksauflauf zu Rom, wie schwül die Lage und wie stark der Boden durch die Mazzinisten unterminirt war. Es erfolgte die Neuordnung der Ministerien und die Statuirung der Ministerverantwortlichkeit; der Papst gab dann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Staatsconsulta zu; es war offenbar von da zum Erlaß einer Constitution nur noch ein kleiner Schritt, den zu thun nun der Municipalrath von Bologna den hl. Vater geradezu in einer Petition bat (Februar). Selbstverständlich war, daß ein Mann wie Rosmini diese Dinge mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte: daß der Verfasser der „Filosofia di diritto della politica" ein höchstes Interesse daran nehmen mußte, wie dies erste von einem Papst zu erlassende Statut ausfalle, war nicht minder klar. Rosmini hatte sich seit dem Jahre 1847 mit dem Entwurf einer seinen Grundsätzen entsprechenden Constitution getragen. Jetzt, glaubte er, sei der Augenblick gekommen, um mit demselben hervorzutreten. Er besprach sich darüber mit dem ihm befreundeten Cesare Balbo und ließ das von ihm ausgearbeitete „Progetto di Statuto" für den Kirchenstaat dann durch den Cardinal Castracane dem Papst überreichen. Leider kam es zu spät. Die Befürchtung, welche Don Antonio in einem Briefe an seinen Procurator, Carlo Gilardi, am 25. Februar ausgesprochen, war unterdessen bereits bestätigt worden. Rosmini hatte besorgt, man werde

in Rom ein Statut erlassen, das nichts anderes als ein schlechter Abklatsch der französischen Constitution sein werde. Sein Brief an Castracane ersuchte dringend um reife Ueberlegung der Sache, um Vermeidung der Aufregung und der gefahrvollen Störungen, welche zwischen dem Erlaß einer Verfassung und der zu weithin ausgedehnten Einberufung der Kammern sich ergeben müßten. Er hielt es für besser, die Kammern vor Publication der Verfassung zu versammeln, und zwar nach dem Wahlmodus, den man später definitiv einführen wollte. Castracane schrieb am 1. April an Rosmini, zu seinem Bedauern sei dessen Entwurf zu spät in die Hände des Papstes gelangt, welcher mit größter Achtung von ihm spreche. Er ersuche ihn, seine Studien über diesen Gegenstand fortzusetzen. Unterdessen war, am 14. März, das „Fundamentalstatut für die weltliche Regierung des Kirchenstaates“ gegeben worden, nachdem bereits am 5. März Carlo Alberto die sardinische Verfassung verkündigt hatte. Dem Ausbruch der Revolution in Paris und Wien (13. März) waren (18. bis 22. März) die „fünf Tage“ in Mailand gefolgt, welche die Intervention Sardiniens in der Lombardei (Proclamation des Königs Karl Albert vom 24. März: „L'Italia farà da se“) herbeiführte. Der Einmarsch der sardinischen Truppen in Mailand erfolgte am 26. März, vier Tage nach der Proclamation der Republik in Venedig. Jetzt verlangte auch in Rom das Volk „einstimmig“ (?) die Theilnahme an dem Unabhängigkeitskampfe gegen Oesterreich. Das österreichische Wappen wurde beschimpft, General Giov. Durando mit der päpstlichen Armee an die Nordgrenze des Kirchenstaates entsandt (24. März), allenthalben bildeten sich Freiwilligencorps, und der Papst sah sich auf einmal vor die bedeutungsvolle Frage gestellt, ob er, als Oberhaupt der Kirche, einen Krieg gegen einen christlichen Souverän, und obendrein gegen seinen bisherigen Beschützer und Freund führen dürfe. Die Ansprache Pius' IX. „ai Popoli d'Italia“ (vom 30. März), welche die Völker Italiens zur Einigkeit aufrief und mit dem Satze schloß, daß, wenn das Oberhaupt

der Kirche in seiner Liebe für die gesammte katholische Welt Italien auch nicht das ihm theuerste Land nennen dürfe, so sei es doch dasjenige, welches ihm am nächsten sei — diese Ansprache, welche als ein Aufruf zum Kampf gegen Oesterreich aufgenommen wurde, entzündete die Kriegsbegeisterung erst recht: das Schreiben des Ministerraths an den Papst, welches die Unterschrift des Präsidenten des Conseils, des Cardinals Antonelli und der Minister Recchi, Minghetti, Aldobrandini, Simonetti, Pasolini, Sturbinetti und Galetti trägt, verlangte eine offene Kriegserklärung als eine Forderung der Zeit und der öffentlichen Meinung. Der Papst, welcher sich nicht dazu entschließen konnte, antwortete — nachdem bereits am 21. April Durando die Truppen über den Po geführt und den Krieg thatsächlich eröffnet hatte — mit der Allocution vom 29. April, in welcher er die Theilnahme an dem Kriege, als gegen die Stellung des apostolischen Stuhles verstoßend, mit den Pflichten des Stellvertreters Christi unvereinbar ablehnt. Diese Neutralitätserklärung wirkte wie ein Strahl kalten Wassers auf die erhitzten Köpfe der Italiener: dem Fürsten, dem bis jetzt Alles zugejubelt, drang statt des Hosianna bald ein „Crucifige" entgegen. Das Proclama vom 1. Mai 1848 suchte zu beschwichtigen und den Eindruck der Allocution wieder zu verwischen: in schmerzbewegten Worten klagte der Papst, daß all' sein guter Wille, Alles, was er bisher gethan, um den Wünschen seines Volkes zuvorzukommen, ihn nicht vor Mißverständnissen und den Auswüchsen der Parteiwuth habe schützen können: Popule meus, quid feci tibi! Im Anschlusse an diese Kundgebungen schrieb Pius an den Kaiser von Oesterreich, um ihn zur Beendigung des Krieges und zum freiwilligen Verzicht auf Venetien und die Lombardei aufzufordern; diesen Brief (vom 3. Mai) ließ er Carlo Alberto mit einem anderen Schreiben an diesen mittheilen, in welchem er sich gegen den Vorwurf verwahrt, als habe er in seiner Allocution vom 29. April die nationale Empfindung Italiens verdammt (12. Mai). Schon einige Tage vorher war das Ministerium gefallen, und

Mamiani mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt worden, in welchem er das Innere, der Cardinal Ciacchi (und, bis zu seiner Ankunft, der Cardinal Orioli) das Präsidium und das Staatssecretariat der auswärtigen kirchlichen Angelegenheiten, der Graf Marchetti — zum ersten Male ein Laie — die auswärtigen weltlichen Angelegenheiten, Pasquale de Rossi die Justiz, Giuseppe Lunati die Finanzen, der Fürst Filippo Doria Pamfili den Krieg, der Herzog von Rignano die öffentlichen Arbeiten, Galetti die Polizei übernahm: ein Conseil, das Pius sozusagen schon aufoctroyirt war, das sein Vertrauen nie genießen konnte und dessen Seele, Terenzio Mamiani, die Revolution glaubte bekämpfen zu können, indem er ihr alle Bürgschaften des Erfolges zugestand. Auch die geistlichen Kreise waren von dem demokratischen Taumel erfaßt. Es liest sich wie ein Roman, was der Vertraute und Beichtvater Pius' IX., der berühmte Theatiner Padre Ventura da Raulica, Italiens größter Kanzelredner im 19. Jahrhundert, derselbe, welcher ein halbes Jahr später, am 27. November 1848, die bekannte Trauerrede auf die „Todten von Wien“ in St. Andrea della Valle hielt, am 20. März desselben Jahres an Gioberti schrieb: „Ihr Brief über die Nothwendigkeit, daß Italien die constitutionelle Monarchie nicht aufgebe, ist voll großer Wahrheiten. Aber, offen gesagt, wenn ich dem, was Sie sagen, von Herzen beistimme, und wünsche, was Sie fordern, so kann ich es doch nicht hoffen. Ich glaube, die Monarchie ist in jeder Form für Europa dahin, und spätestens im nächsten Anno santo (das wäre 1875? oder 1900?) gibt es keine Könige mehr. Man muß unterdessen die Kirche vom Staat völlig emancipiren und den Unterricht der weltlichen Macht entziehen. Ich werde nie glauben, daß ein Staat wahrhaft frei ist, so lange er ein Ministerium des Cultus und Unterrichts hat (!): das sind Dinge, die der Regierung fern liegen, und wenn sie sich darein mischt, muß sie zum Despotismus gelangen.“ Man sieht, wie völlig diese Liberalen unter der Herrschaft des seichtesten französischen Doctrinarismus standen, und

wie weit ihnen die moderne Idee des Culturstaates als der vollendeten Kunstschöpfung der Nation noch ferne lag. Ventura fügt hinzu: „Man hat daran gedacht, Ihr Buch über den „Gesuita moderno“ auf den Index zu setzen. Aber Pius IX. war dagegen, und hat mich, in einer Unterredung, die ich über diesen Gegenstand mit ihm gehabt, versichert, so lange er lebe, werde das nie geschehen (!). Aber Alles kommt zu spät. Die armen Jesuiten verlassen schon Italien“ [1]). Bald darauf kehrte der Verfasser des „Primato degli Italiani“ nach Italien zurück. Sardinien hatte ihm nicht bloß die Rückkehr gestattet, sondern ihn bereits zum Senator des Königreichs ernannt. Als ein armer Exulirter war Gioberti am 30. September 1833 aus seiner Heimath geflohen; als Triumphator langte er, am Morgen des 29. April 1848, wieder in Turin an. Unbekannt, hatte er geglaubt, im Hôtel Feder abzusteigen: die ganze Stadt empfing ihn hier; in namenlosem Jubel pries man den „größten Bürger Italiens“, dessen Name allein die „Concordia e l'unione“ des Vaterlandes bedeute. Eine Deputation des Volkes und der Presse bat ihn des Abends, die Regeneration Italiens, die er mit seinem Wort und seinen Schriften eingeleitet, nun zu gutem Ende zu führen. Sofort begann er jenen Triumphzug durch die Städte Ober- und Mittelitaliens, der den Höhepunkt seiner Popularität und seines Einflusses auf die Gemüther zeigte. In Mailand, in Novara, in Cremona, Piacenza, Parma, Brescia, Sommacampagna, wo er den König sah, überall derselbe Enthusiasmus. In einigen Städten feierte man seine Rückkehr mit einem Tedeum. Der Hauptzweck der Reise war Rom. Kaum in Turin angelangt, hatte er die Nachricht von der päpstlichen Allocution desselben Tages empfangen; er empfand es tief, daß Pius IX. im Begriffe stand, sich von der Wiedererneuerung Italiens loszusagen — denn so faßte man in Piemont

[1]) Massari, Riccordi biogr. e carteggio de Vinc. Gioberti III, 80 f. (Opere ined. X).

die Ansprache auf — er entschloß sich, selbst nach Rom zu gehen und den Papst der nationalen Sache wieder zu gewinnen, freilich mit dem Entschluß, Karl Albert zum König von Rom zu proclamiren, falls Pius IX. sich mit der Einheit und Freiheit Italiens nicht mehr verständigen wolle. In diesem Sinne sprach er sich vor seiner Abreise seinen Freunden, dem Minister Pareto und Massari, gegenüber aus. Am 16. Mai wählte ihn die Abgeordnetenkammer, in welche ihn seine Vaterstadt Genua gesandt hatte, zum Präsidenten. Ueber Genua und Livorno ging er dann nach Rom, wo er am 24. Mai anlangte und im Albergo d'Inghilterra (Bocca di Leone) abstieg. Im Nu verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft, und ein immenser Jubel erfüllte die heilige Stadt, die in ihren Vertretern ihn aufsuchte und ihm ein glänzendes Fest nach dem andern bereitete. Unter den Männern, mit denen er in Rom verkehrte, waren Pellegrino Rossi, Mamiani, Pantaleoni, Orioli, der Fürst von Canino, Sterbini, Tenerani (der damals Gioberti's Bildniß in Marmor schuf), Gioachino Ventura. Dreimal empfing ihn der Papst, das erste Mal auf sein Ansuchen, zweimal motu proprio. Pius IX. nahm den Volkstribunen äußerst herzlich auf. Ein Zeuge seiner Audienz versichert, er habe ihn umarmt und den Tag gepriesen, an dem er „den Vater des Vaterlandes" bei sich gesehen. Gioberti hatte alle Beredsamkeit aufgeboten, um Pius von der Nothwendigkeit zu überzeugen, mit Italien zusammenzugehen und die geheimen Einflüsterungen zurückzuweisen, welche ihn zu der Sache Oesterreichs und des Absolutismus zurückzuführen suchten. Hochbefriedigt von seinem Empfang und dem, was ihm der Papst geantwortet, kehrte er in seinen Gasthof zurück und hielt da jene berühmte Rede an das Volk, in welcher er Pius als den seit Jahrhunderten erwarteten „englischen Papst" pries, der einst die eiserne Krone auf das Haupt des Siegers von Goito und Peschiera setzen werde — „evviva Pio IX! Evviva il Papa Italiano che cingera la corona di ferro sul capo del vincitore di Goito e di Peschiera" — Aeußerungen

derselben Ueberschwänglichkeit, die er, schon 1847, in seinem „Discorso di un filosofo cattolico a Pio IX. P. O. M.“[1]) bewiesen hatte.

Von Rom ging Gioberti nach den Marken und der Romagna, auf welchem Wege er Perugia berührte: von seinem Aufenthalt in dieser Stadt und dem Eindruck, den er dort hinterlassen, hat sich ein heute recht seltsam anmuthendes Zeugniß in dem Dank und Bewunderung aussprechenden Schreiben erhalten, welches der damalige Erzbischof von Perugia, G. Pecci, am 14. Juni ihm nachsandte[2]). Jetzt ziert der nämliche Cardinal Pecci als Leo XIII. den päpstlichen Stuhl, während Gioberti's Lehre und Thun wenige Monate nach all' diesen zauberhaften Festen in der Verurtheilung seiner Schriften verdammt wurden — man sagt auf Grund eines Votums des P. Tomimi, welches sich in dem Ausspruch zusammenfaßt: „in philosophia parvus, in theologia nullus, in religione impius.“

Wir verfolgen hier Gioberti's Wirken nicht weiter. Man weiß, daß er bald nach seiner Rückkehr nach Turin, am 29. Juli, als Minister ohne Portefeuille in das Fusionsministerium Casati trat, daß dieser nach der Schlacht von Custozza seine Entlassung nahm und einem Opportunitätsministerium Alfieri di Sostegno-Pinelli Platz machte, und nun Gioberti in der Opposition erschien, wie auf der Versammlung der liberalen Führer, welche im Oktober 1848 als Congresso federativo im Nationaltheater zu Turin abgehalten wurde und bei welchem er unumwunden Piemont die Rolle Macedoniens in Italien zusprach. Am 4. December nahm das Opportunitätsministerium seine Entlassung; nach mehrfach fehlgeschlagenen Versuchen mit Moffa, Gioia und Massimo d'Azeglio sandte der König zu Gioberti (12. December), welcher die Neubildung des Ministeriums

[1]) Abgedruckt im Mondo illustrato, Torino, 9 genn. 1847, und in besonderem Abdruck Roma 1847 — eine höchst merkwürdige, jetzt äußerst seltene Pièce.

[2]) Massari a. a. O. Bd. X, S. 137.

übernahm, als Präsident in dasselbe eintrat und demselben bis zum 21. Februar 1849 angehörte.

Keiner von all' den italienischen Staatsmännern, wie sie bis dahin in den Vordergrund getreten, ist von Uebertreibungen, utopistischen Vorstellungen, von der Anwendung bedenklicher Mittel und der Verwendung noch bedenklicherer Menschen freizusprechen. Sehen wir nun, wie in diesen stürmischen Tagen sich Rosmini verhalten hat: man wird zugeben müssen, daß er seine Zeitgenossen und Landsleute an Besonnenheit und Ruhe, an Consequenz und Gewissenhaftigkeit, an Ehrlichkeit und Lauterkeit seiner Absichten übertroffen hat, wenn seine Einsichten auch, nach Maßgabe der damaligen Zeitlage beschaffen, heute in mehr als einer Hinsicht der Correctur bedürftig erscheinen mögen.

Der Aufforderung des Cardinals Castracane, der politischen Frage näher zu treten, war Rosmini gefolgt. Er hatte sich sofort entschlossen, den umgearbeiteten Entwurf einer Constitution sammt einem Anhange über die Einheit Italiens, zugleich aber auch eine andere, längst verfaßte Schrift, diejenige über die „Fünf Wunden der hl. Kirche" („Delle cinque Piaghe della S. Chiesa") der Oeffentlichkeit zu übergeben: eine Publication, die ebenso bedeutend, als für ihren Urheber verhängnißvoll werden sollte.

Der Entwurf der Constitution beginnt mit einer Kritik der nach dem Muster der französischen gearbeiteten Verfassungen, welchen Rosmini vorwirft, daß sie die Länder, welche mit ihnen beschenkt wurden, in eine beständige Unruhe versetzt, überall extreme Parteien erzeugt, die Herrschaft der Massen angebahnt und die Freiheit der Kirche schließlich bedroht haben. Als Heilmittel gegen diese Gefahren will er die Einsetzung eines Tribunals für politische Gerichtsbarkeit, dem namentlich auch die Verantwortlichkeit der Minister unterliegt; dann die Proportionirung des activen Wahlrechts nach Maßgabe der von Jedem bezahlten Einkommensteuer. Der Entwurf statuirt im Einzelnen die Freiheit der Kirche und ihrer Jurisdiction, die Wahl der Bischöfe

durch Klerus und Volk, nach der alten Uebung, unter Bestätigung durch den Papst; die Form der Regierung ist die durch die Gesetze beschränkte Monarchie: der Souverän mit zwei Kammern übt die legislative Gewalt aus, die Executive liegt in der Hand des Königs, dessen Civilliste durch die Kammern festgesetzt wird. Die persönliche Freiheit der Bürger, die Unverletzlichkeit des Hauses, des Eigenthums sind garantirt. Die Steuern werden von der Legislative festgestellt. Das Versammlungsrecht ist anerkannt, doch unterliegen öffentliche Versammlungen der polizeilichen Erlaubniß. Das Associationsrecht ist gewährleistet, doch kann der oberste Gerichtshof gemeingefährliche Verbindungen aufheben. Die Presse ist frei, doch wird der Mißbrauch derselben gesetzlich bestraft. Die Freiheit des Unterrichts ist zugestanden, doch wird sie durch Specialgesetze geregelt und jeder Mißbrauch geahndet. Der Zutritt zu den Staatsämtern steht allen Bürgern frei. Die Aushebung zum Heer wird gesetzlich normirt. Die Wahl der Deputirten zu beiden Kammern geschieht nach dem Census und indirect. Wählbar sind alle großjährigen, nicht bestraften oder interdicirten Bürger, nur nicht Beamte, welche, wenn sie sich wählen lassen, für die Zeit der Ausübung ihres Mandats zur Disposition gestellt werden. Die beiden Kammern treten nie zu einem Congreß zusammen. Die Deputirten werden auf den König und die Verfassung vereidigt. Ihre Sitzungen sind nur gültig, wenn die absolute Majorität anwesend ist. Die Minister sind verantwortlich und können von jeder Kammer in Anklagezustand versetzt werden; die andere Kammer urtheilt über das Factum, der politische Gerichtshof applicirt das Gesetz. Die Richter sind unabsetzbar. Der König ist unverletzlich. Diese und eine Menge untergeordneter Bestimmungen werden in den beigegebenen Motiven begründet. Der Anhang behandelt die Frage, wie man die Einheit Italiens verfassungsmäßig gestalten könne. Daß sie herbeigeführt werden müsse, wird als von allen Seiten und auch Seitens der Regierungen und Fürsten Italiens als zugestanden

und unabweisbar unterstellt. Die Form, welche Rosmini vorschwebt, ist offenbar der Bundesstaat unter Leitung eines in Rom residirenden, permanenten Bundesrathes (Dieta), dessen Protector der Papst gewesen wäre und welcher die vitalen Interessen des gesammten Italiens ebenso repräsentirt hätte wie die Kammern der Einzelstaaten die individuellen Interessen der letzteren. Jeder Staat hätte nach Maßgabe seiner Bevölkerung eine bestimmte Anzahl Vertreter zu dieser Dieta gesandt, von denen ein Drittel durch den betreffenden Landesherrn, ein Drittel durch die erste, ein Drittel durch die zweite Kammer gewählt worden wäre. Die Dieta hätte sich in Sectionen zu theilen, je nach den zu berathenden Materien; jeder Staat hätte in jeder Section seine Vertretung gehabt; in die Section der auswärtigen Angelegenheiten wären von den einzelnen Landesherren zu bestimmende Nuntien zu senden gewesen. In der Hand dieser Dieta hätte die eigentliche politische und diplomatische Führung Italiens gelegen, so daß die Einzelstaaten fürder keine Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sondern nur Agenten oder Bevollmächtigte des Bundesrathes gehabt hätten, bei welchem auch die Entscheidung über Krieg und Frieden gelegen. Ebenso hätte er die politische Gleichheit und Gleichförmigkeit der Einzelstaaten zu überwachen, die Zölle und internationalen Handelsbeziehungen zu regeln, Zwistigkeiten zwischen den Einzelstaaten definitiv auszutragen, den Frieden zwischen denselben zu erhalten und das Verhältniß zu den auswärtigen Mächten zu pflegen gehabt. Daneben wäre die Alta Corte di Giustizia, der Dieta collateral und dem päpstlichen Consistorium anvertraut, als oberste gerichtliche Instanz eingesetzt worden, so daß der Papst den Schlußstein in diesem politischen Gebäude gebildet hätte, während in den Einzelstaaten die Monarchie bewahrt geblieben wäre. Rosmini macht sich Gioberti's Erklärung ausdrücklich zu eigen: „die constitutionelle Monarchie ist die einzige politische Gestaltung, welche zur Unabhängigkeit und Einheit Italiens führen kann: wenn sie von volksthümlichen Einrichtungen um-

geben ist, kann sie ebenso viel Freiheit als die Republik gewähren," ja, mehr als die Republik. In der Monarchie mit einer guten Constitution, nicht in der Republik, sieht Rosmini die Regierungsform der Zukunft. Uebrigens könne dieselbe Verfassung unter einer Republik wie unter einer Monarchie functioniren. Zu Gunsten der letzteren spreche aber dies: die Republik sei nur von einem Individuum regiert, die Monarchie von einer Familie, so daß hier die Pflege aller die Familie bedingenden edeln Affecte und Institutionen sich von selbst ergebe. Vor allem aber entscheidend sei, daß in einer Monarchie der Platz des höchsten Ehrgeizes bereits besetzt sei: nie werde eine Monarchie in dem Maße wie eine Republik die Beute ehrgeiziger und gewissenloser Abenteurer werden. „Italiener, meine Brüder," schließt Rosmini diesen Abschnitt: „habet wohl Acht auf das, was Ihr jetzt unternehmet. Wollt Ihr aus Italien ein Spanien oder ein Südamerica machen? Ihr werft den Gedanken weit von Euch; wenn Ihr Euch aber täuscht, sei es in der Wahl der Verfassung, sei es in der der Regierungsform, so werdet Ihr gethan haben, was Ihr nicht wolltet." Am Schlusse sucht Rosmini die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich der Einleitung dieses ganzen Werkes entgegenstellen könnten: die Hauptsache sei, daß es in Angriff genommen werde, unverzüglich: si faccia, si faccia.

Wohl hat auch dieser merkwürdige Entwurf seine Unvollkommenheiten, und vielleicht war sein größtes Gebrechen, daß er einen speculativen Denker und nicht einen praktischen Staatsmann zum Verfasser hatte. Aber vielleicht war er von allen Vorschlägen, die damals in Italien auftauchten, doch noch am durchführbarsten, jedenfalls war er der besonnenste und am tiefsten durchdachte. Hätte er sich verwirklicht, die Nation wäre vor den Krisen der Jahre 1859, 1866, 1870 bewahrt geblieben, die römische Frage gelöst und die weltliche Herrschaft des Papstes in ihrer einzig möglichen Form erhalten worden; Italiens conservative Elemente hätten sich an dem nationalen Werke be-

theiligen können, während es auf dem nun beliebten Wege der Entwickelung ihnen entrungen und mehr und mehr dem Radicalismus überliefert worden ist. So lange Karl Albert und Pius IX. Rosmini als ihren Vertrauensmann behandelten, so lange man daran denken konnte, dieser werde die Führung der Geschäfte in Rom übernehmen, hatten seine Ideen, hatte sein „Statut" glänzende Aussichten. Sie zerrannen nur zu bald. Rosmini's politisches Werk mußte an Schwierigkeiten scheitern, die zu überwinden Niemand stark genug war. Zunächst ward die Hoffnung auf Einheit vernichtet, als die Unabhängigkeit Italiens den österreichischen Waffen unterlag: damit war die Wiedererweckung aller absolutistischen Tendenzen an den bourbonischen Höfen wie an der Curie nothwendig verbunden. Auf der anderen Seite erwies sich die liberal-nationale Partei nicht als besonnen, stark, rein genug, um den Einflüssen der Mazzinistischen Conspiration zu widerstehen. Den Fürsten und insbesondere dem Papst mußte jede Aussicht auf eine befriedigende Lösung schwinden, seit ihnen klar wurde, daß schließlich die Situation von den Liberalen an die Radicalen ausgeliefert werde. Endlich war die Rolle, welche Piemont spielte, weder klar noch redlich. Schon gleich nach dem Sturze des Ministeriums Casati drang im Turiner Cabinet die auf den Einheitsstaat und die gewaltsame Annexion hinsteuernde Politik durch, die ja auch Gioberti als äußerstes Mittel zum Zweck vor Augen hatte, die Ratazzi und Cavour mehr und mehr unverhüllt vertraten. Noch einmal erschien es, als ob Rosmini's Idee der Verwirklichung nahe käme: es war damals, als Napoleon III. im Züricher Frieden sich das Wesentlichste derselben aneignete. Aber es war zu spät. Zu viel Blut und zu viel Galle war zwischen den Parteien geflossen, das Vertrauen zwischen Rom und Sardinien, auf welchem allein eine derartige Gestaltung Italiens sich hätte aufbauen lassen, war völlig zerstört, seit die Siccardi'schen Gesetze das Turiner Cabinet auf die Bahn einer kirchenfeindlichen Politik geführt hatten; Piemont selbst war es nicht mehr Ernst,

die Rolle Macedoniens aufzugeben. In Rom aber war die „nationale“ Politik ausgespielt und Antonelli der Mann des Tages. Niemand hat den Bundesstaat unmöglicher gemacht, Niemand Piemonts Politik durch Ungeschick (?) geschickter gedient, als er. Man sagt, Pius IX. habe seinem langjährigen Minister keine Thränen nachgeweint; ob er über ihn und sein „Staatssecretariat“ nie geweint, wer weiß es? Damals, als zu Ausgang der sechziger Jahre die bekannten Clarendon'schen Vermittelungsversuche zwischen Florenz und Rom stattfanden, sandte das Ministerium Ricasoli einen Pius IX. nahestehenden Geistlichen zu ihm, um die Möglichkeit einer Vereinbarung vertraulich zu besprechen. Der Papst hörte alles an, was ihm der Abate vortrug. Dann schwieg er lange, während er sich das thränenbenetzte Antlitz mit den Händen bedeckte, um endlich in die Worte auszubrechen: „O Italien, Italien! Alles wäre noch möglich gewesen — „senza Siccardi“ — ohne die kirchenfeindliche Politik Piemonts!“ Ein Wiederaufleben der alten Erinnerungen und der Freuden, die das Idol Italiens vor 1848 genossen, wie es auch hier und da in dem höchst merkwürdigen unedirten Briefwechsel des Papstes mit Victor Emanuel hervortritt, aus dem uns eine Reihe sehr interessanter Aeußerungen vorliegen.

Der Verfassungsentwurf Rosmini's erschien zugleich mit einem anderen, schon oben berührten, ebenfalls längst vorbereiteten Werke, den „Cinque piaghe della santa Chiesa“. „Der arme Rosmini,“ rief Vincenzo Gioberti, als dies Buch ausgegeben wurde, „er spricht von den fünf Wunden der Kirche, ich kenne deren mindestens zehn.“ Der Ausruf ist charakteristisch und erhält seinen Commentar durch die von Massari herausgegebenen Fragmente Gioberti's „über die Reform der Kirche[1]). So bedeutend die hier mehr hingeworfenen

[1]) Della Riforma cattolica della Chiesa, frammenti di Vinc. Gioberti, pubbl. per cura di Giuseppe Massari (Opere inedite di V. G. I).

als entwickelten Gedanken sind, so vielfach schießen sie über Ziel und Maß hinaus. Während Gioberti die Hauptübel, welche den Katholicismus zu Grunde richteten, in der weltlichen Herrschaft der Päpste, der Inquisition und dem Jesuitismus erkannte, und erklärte: der römische Klerus gehe in den Fußtapfen des griechischen und russischen; er bleibe zurück, verliere die Kenntniß der Zeiten und die Kunst, Dinge und Menschen zu behandeln, und zwar in Folge der reactionären Tendenzen, namentlich gegenüber der wissenschaftlichen Entwickelung, und das durch die Schuld Roms („il male viene da Roma"), lehnt Rosmini jeden aggressiven Gedanken gegen den hl. Stuhl ab, „dessen Denkweise er immer edel, würdevoll, der Wahrheit und Gerechtigkeit höchst entsprechend gefunden habe". Er nennt daher nichts mißbräuchlich, als was die Päpste als solches erkannt und als solches getadelt haben. Eine Hauptquelle des Verderbens sieht er, im Anschluß an das bekannte, im Auftrage Paul's III. 1537 ausgearbeitete Reformationsgutachten der Cardinäle Contarini, Caraffa, Sadoleto, Pole u. s. w. in „der raffinirten Schmeichelei der Juristen bezw. Kanonisten", welche das Libito zum Licito gemacht. Es manifestirt sich aber das in die christliche Gesellschaft eingeströmte Gift nach Rosmini's Auffassung in gewissen Zuständen und Einrichtungen, welche von dem Körper der Kirche als Wunden empfunden werden. Die erste dieser Wunde ist der Mangel an Zusammenhang zwischen Klerus und Volk beim öffentlichen Gottesdienst, wie sie aus der unzulänglichen Unterweisung des Volkes und dem Gebrauch einer nicht mehr lebenden Sprache beim Cultus erwachse. Den feierlichsten Momenten des letzteren wohne das Volk bei wie die Statuen und Säulen des Tempels, taub gegen die Stimme der Kirche. Die Folge sei, daß das Priesterthum sich zu einer ambitiösen und injuriösen Höhe über das Volk erhoben, zu einem Patriciat oder einer in sich abgeschlossenen Gesellschaft geworden sei, die eine andere Sprache, andere Interessen, andere Gesetze und Sitten als alle übrige Welt habe. Die zweite

Wunde sei die unzureichende Erziehung des Klerus. Aus einem geistigen Milieu, das höchst ungenügende Vorstellungen über die Aufgabe des Priesterthums habe, gehe der junge Kleriker hervor: die Alumnen des Heiligthums zeichnen sich durchweg durch eine erschreckende nullità di pensare ecclesiastico aus. Ehedem seien die Bischöfe als die geistige Blüthe der Gemeinde bedacht gewesen, selbst einen würdigen und geeigneten Nachwuchs zu erziehen. Das sei anders geworden, seit Reichthum und Macht, damit aber auch weltliche Gesinnung in die Kirche eingeströmt, seit die Unterscheidung eines „hohen" und „niederen Klerus" aufgekommen, die Bischöfe, mit irdischen Regierungsgeschäften belastet, das Geschäft des Unterrichts von sich abgewälzt und die Belehrung des Volkes dem „niederen" Klerus überlassen haben. Diese Scheidung der Geistlichkeit in zwei Classen führte zur Erniedrigung derselben in den Augen des Volkes. Die Einrichtung der Seminarien habe dagegen kein radicales Heilmittel gebracht, weil ihre Leitung meist unerfahrenen und unbedeutenden Leuten übergeben worden war, und man total vergaß, daß „nur große Männer große Männer erziehen können". Der ewige Wechsel der Lehrer, die geringe und unwürdige Besoldung derselben verhindere die Seminarien je zu ordentlichen Lehranstalten zu werden; die Lehrbücher derselben seien meist herzlich unbedeutend und geringwerthig, die Methode des Unterrichts verfehlt, namentlich wenn sie in einem bloßen Auswendiglernen der Vorlesungen statt in lebendigem Contact von Lehrern und Lernenden bestehe. Die Krankheit des gesammten Unterrichtswesens sei namentlich, daß dem Einen eine rein profane, heidnische, dem Anderen eine specifisch christliche Erziehung gegeben und so im selben Volke zwei Völker erzogen werden. Es sei Sache der Bischöfe, hier abzuhelfen, indem sie sich selbst wieder zum geistigen Mittelpunkte der Gemeinde und des wissenschaftlichen Strebens machten. Das sei aber bei dem damaligen Zustande des Episkopates nicht möglich. Und darin bestehe eine dritte und vierte Wunde der hl. Kirche: die dritte

sei die Uneinigkeit der Bischöfe, ein unerfreulicher Gegensatz gegen die Zeiten, wo die Bischöfe persönlich und brieflich unter einander verkehrten, häufige Concilien sie versammelten, die Metropolitanverfassung kräftig lebte und die politische Stellung der Oberhirten sie ihren Gemeinden noch nicht entfremdete. Die vierte Wunde ist die Ernennung der Bischöfe durch die weltliche Macht, welche im Widerspruch mit den ewigen Rechten der Kirche und der constanten Uebung des christlichen Alterthums stehe, wo Volk und Klerus den Bischof frei wählten. Endlich erscheint als fünfte Wunde die Unfreiheit des kirchlichen Besitzes, wie er aus der Feudalzeit her sich erhalten habe, und seine, den ursprünglichen milden Zwecken desselben nicht entsprechende Verwendung. Zwei Briefe, welche der Abhandlung beigegeben sind, verbreiten sich ausführlicher über die Wahl der Bischöfe durch Priesterschaft und Volk, und fordern die Fürsten auf, ein Vorrecht aufzugeben, welches ihnen eine furchtbare Verantwortlichkeit auferlege und niemals gut von ihnen ausgeübt werden könne.

Diese beiden Schriften, hineingeworfen in die ungeheuere Gährung des achtundvierziger Jahres, konnten nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck zu machen. Zum ersten Male, seit langer Zeit, sah man einen hochangesehenen Priester, dem Niemand die selbstloseste Hingabe an die Sache der Kirche abstreiten konnte, den Finger auf Wunden legen, die kaum zu verhehlen, auf die Dauer nicht zu ertragen waren. Rosmini's Ausführungen mußten vielseitigen Beifall, aber auch mannigfachen Tadel finden. Sie waren nicht in allen Punkten unbedenklich, und man konnte sehr erlaubter Weise bezweifeln, ob die vorgeschlagenen Reformen alle zeitgemäß waren. Wenn die Erklärung der ersten Wunde den Schluß nahelegte, als wolle der Verfasser der „Cinque Piaghe“ die Abschaffung der lateinischen Sprache im katholischen Ritus befürworten, so war vorauszusehen, daß für eine solche Neuerung die Zustimmung der kirchlichen Autorität nie zu gewinnen war: und wäre sie zu ge-

winnen gewesen, diese Neuerung wäre, meines Erachtens, ein großes Unglück gewesen. Die Forderung der Wiedereinführung der Wahl der Bischöfe durch Klerus und Volk nimmt sich, theoretisch betrachtet, sehr schön aus und entspricht zweifellos der altchristlichen Uebung. Aber sie wäre praktisch höchst bedenklich. In einer Zeit, in welcher sich die Transformation der Gesellschaft im demokratischen Sinne vollzieht, in welcher der Kirche vielleicht keine größere Gefahr droht als die Invasion der Demokratie in den kirchlichen Organismus, wäre die Wiederherstellung der Bischofswahlen durch das Volk fast gleichbedeutend mit der Herrschaft der Demagogie. Die Forderung scheitert weiter an dem Umstande, daß das „Volk“ heutzutage durchaus nicht allenthalben aus Gläubigen besteht: wer will die Grenze ziehen zwischen Denen, welche berufen sind, den Bischof zu wählen, und Denen, welche es nicht sind? Endlich verkennt Rosmini die historische Entwickelung des Präsentationsrechts der Fürsten. So reich seine historische Gelehrsamkeit in dieser Untersuchung hervortritt, es zeigt sich doch hier, daß der Philosoph von Rovereto nicht Historiker ist: sonst hätte ihm nicht entgehen können, wie die Betheiligung der Fürsten an den Bischofsernennungen nichts Anderes als die den Zeitverhältnissen entsprechende und sich von selbst ergebende Fortsetzung oder Umgestaltung der der plebs christiana zustehenden, oder sagen wir besser, im Alterthum zugestandenen Theilnahme an dem Wahlgeschäft darstellt. So groß die Mißbräuche sind, deren Fürsten und Regierungen sich in diesem Geschäfte schuldig gemacht, so hätte Rosmini doch auch nicht vergessen dürfen, daß einerseits auch zahllose vortreffliche Bischöfe der Initiative der Fürsten ihre Ernennung verdankten, andererseits die Formel schwer zu finden ist, welche die ererbten historisch begründeten Ansprüche beseitigen könnte, ohne daß man zur Trennung von Staat und Kirche schreiten muß.

In der That sind auch sehr bald gewichtige Bedenken gegen die „Cinque Piaghe“ geäußert worden. Augustin Theiner,

der Vorstand des geheimen päpstlichen Archivs, welcher eben sein bekanntes Werk über Clemens XIV. und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu vorbereitete, schrieb 1849 seine „Briefe über die fünf Wunden", in denen er, sehr entgegen seiner früher für den Verfasser derselben bezeugten und in der Einleitung auch hier betonten freundschaftlichen und hochachtungsvollen Gesinnung, ihn scharf angriff, ihm einen völligen Mangel an Geschichtskenntniß, Unbekanntschaft mit dem kanonischen Recht, unglaubliche Confusion von Ideen und Facten vorwarf.[1]) Rosmini beantwortete diese Streitschrift sofort mit einer umfangreichen, übrigens nie veröffentlichten Abhandlung, in welcher er seine Reformvorschläge vertheidigt und, den Stil umkehrend, seinem Gegner bedenkliche theologische Irrthümer nachzuweisen sucht.[2]) Zieht man das Facit aus dieser Controverse, so wird man Theiner die Ueberlegenheit auf dem Gebiete der kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Studien, das größere Maß historischen Sinnes und historischer Methode nicht absprechen können; während Rosmini jedenfalls reicher an Ideen und größeren Blickes für die heutige Lage der Gesellschaft erscheint. Weder der Eine noch der Andere hatte volle Einsicht in die Entwickelung der Kirche seit dem 13. Jahrhundert und in die Ursachen des kirchlichen Zerfalles, des Abfalles des nördlichen Europas von Rom und der zunehmenden Schwächung der kirchlichen Action gewonnen: beide aber haben Ahnungen des Zusammenhanges der Dinge, beide haben einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Bischofswahlen und zur künftigen Regelung dieser Frage geliefert. Ein sehr wahres und heute schon nur zu

[1]) Lettere storico-critiche intorno alle Cinque Piaghe della S. Chiesa del ch. sac. D. Ant. de Rosmini-Serbati, scritte in Alemanno dal P. Ag. Theiner, sac. dell' oratorio, e trad. in Italiano dell' ab. Ferd. Mansi. Lettera prima, intorno alla elezione dei vescovi. Napoli 1849.

[2]) Risposta al Agostino Theiner contro il suo scritto intitolato Lettere stor.-crit. intorno alle Cinque Piaghe della s. Chiesa etc. Casale 1850.

traurig bestätigtes Wort ist es, welches Theiner gegen den Schluß seiner Schrift äußert: „ohne es zu wollen und vielleicht ohne es entfernt zu ahnen, würde uns Rosmini mit seinen Grundsätzen — im Gegensatze zu dem einst beklagten Cäsaropapismus — zu einem Popolopapismus führen, dessen Ketten sicher schwerer und schrecklicher wären als die des Cäsaropapismus es in den Zeiten seiner schlimmsten Ausartung gewesen, und der den keuschen Augen der Kirche in unersättlicher Weise blutige Thränen entpressen würde. Diese neue Art von Papstthum wäre die brutalste und barbarischste Sklaverei, Demüthigung und Erniedrigung der Kirche und würde zur Auflösung der letzten geheiligten Bande der menschlichen Gesellschaft führen.“ Heute sind wir dem von Theiner gefürchteten Uebel mit erschreckender Schnelligkeit näher gerückt. Die größte Gefahr, welche dem Organismus der katholischen Kirche Angesichts der demokratischen Transformation der Gesellschaft drohen kann, liegt dicht vor uns. Die instinctive Empfindung derselben erklärt die Politik des Papstthums im Jahre 1870. Ich weiß, daß ich damit Etwas sage, was einer großen und einflußreichen Partei zuwider ist, welche die Herrschaft des Trottoirs über Thron und Altar zu verwirklichen unternommen hat. Ich tröste mich mit der Zustimmung der Besten meiner Zeit und Desjenigen vor Allem, welcher in diesen unseren Tagen den Stuhl Petri inne hat. Es sind einige Jahre, seit ich veranlaßt war, die Ansichten zweier edler deutscher Fürsten und die meinige über dieses Thema Leo XIII. in eingehender Darstellung vorzulegen. Die Antwort des Papstes war eine völlig zustimmende und begleitet von dem Hinweise auf die damals eben ausgegebene Encyclica „Immortale Dei“ (November 1885), in welcher mit einer sehr bestimmten Absicht und im Hinblicke auf die in meiner Denkschrift bezeichneten Gefahren die Unvernünftigkeit und Verderblichkeit der „Volksherrschaft“ und ihrer Consequenzen ausgeführt seien. Leider sind diese beherzigenswerthen Ausführungen damals geflissentlich dem deutschen Publicum möglichst verdeckt worden.

Nichts wäre ungerechtfertigter als eine geistig so vornehme, in ihrer innersten Seele aller demagogischen Agitation so widerstrebende Persönlichkeit wie Don Antonio in irgend welchen Zusammenhang mit den geschilderten Tendenzen zu bringen. Wenn wir seine Ansicht über die Wiedereinführung der Bischofswahl durch Volk und Klerus für die Gegenwart und die nächste Zukunft nicht theilen, so geben wir einerseits zu, daß eine erweiterte Betheiligung des Diöcesanklerus über die Kapitel hinaus sehr zulässig, vielleicht hier und da sogar empfehlenswerth wäre; wir verkennen auf der anderen Seite nicht die besonderen Verhältnisse, deren Anblick Rosmini zur Aufstellung seiner Forderung bewogen haben mag. Wer gleich ihm gesehen hatte, wie unter der Herrschaft des von ihm bekämpften Systems die Kirchen Neapels und Oesterreichs zur lebendigen Mumie geworden, der konnte wohl auf Mittel sinnen, den Episcopat frei zu stellen und der Kirche würdigere Zustände zu schaffen.

Doch kehren wir zu den Ereignissen des Sommers 1848 zurück.

Der Cardinal Castracane hatte wiederholt Rosmini aufgefordert, nach Rom zu kommen; er hatte ihm mitgetheilt, daß auch der Papst, welcher mit Befriedigung die „Cinque Piaghe“ lese, ihn dort wünsche. Aber Rosmini erwiderte sowohl ihm wie dem Cardinal Soglia, dem damaligen Staatssecretär, daß er nur nach Rom gehen werde, wenn er überzeugt sei, es sei dies der Wille Gottes, und er werde diesen Willen Gottes nur in einem bestimmten Befehl Sr. Heiligkeit sehen: so noch in Briefen vom 24. Juni und vom Juli. Schon vorher, in einem Schreiben an Don Gilardi vom 9. Mai, hatte er sich eingehend über die Kriegsfrage ausgelassen und seinen Procurator beauftragt, diese seine Aeußerung durch Castracane an den Papst zu bringen. Man könne, meint er, die Frage nicht mit dem einfachen Wahlspruch Julius II.: fuori i barbari d'Italia — hinaus mit den Deutschen — lösen. Ebenso wenig paßten die Verhältnisse, unter denen Pius VII. die Kriegserklärung gegen

England verweigert habe, auf den vorliegenden Fall. Sei der Krieg gegen Oesterreich ein gerechter, so könne der Papst sich nicht weigern, an demselben Theil zu nehmen, ohne zu abdiciren und ohne die Interessen des ihm anvertrauten Landes zu verletzen. Werde festgestellt, daß der Papst als gemeinsamer Vater Aller nicht Krieg führen dürfe, so werde die Welt den Schluß ziehen, daß die weltliche Herrschaft und das Pontificat unvereinbare Dinge seien. In diesem Falle sei der Kirchenstaat unhaltbar. Die Frage könne also nur sein, ob der Krieg gerecht und nützlich sei. Was den letzteren Punkt anlange, so sei er evident; wenn eine Nation so einhellig sich über einen derartigen Gegenstand ausspreche, so könne sie sich nicht über ihre eigenen Interessen täuschen (? ?). Die Frage der Gerechtigkeit lasse sich auf folgende Weise erledigen. Es solle der hl. Vater, in Gemeinschaft mit Neapel und Toscana, Oesterreich vorstellen: Italiens Völker seien in solcher Erbitterung gegen dasselbe, daß die verbündeten Fürsten bei Verlust ihrer eigenen Krone genöthigt seien, von Oesterreich den Rückzug aus Italien zu verlangen. Oesterreich habe durch sein Auftreten in der Lombardei und Venezien, durch die Unterdrückung der nationalen und kirchlichen Freiheit jedes Recht auf Erhaltung dieses Territoriums verscherzt und müsse sich unbedingt zurückziehen. Thue es dasselbe, so erbieten sich die verbündeten Fürsten, ihm die denkbar günstigsten Bedingungen zu erzielen; andernfalls zwinge sie die Rücksicht auf ihre Selbsterhaltung, sich Karl Albert anzuschließen. Rosmini schrieb weiter (17. Mai) an Castracane, die schwankende Haltung des Papstes schließe dem Anscheine nach einen Widerspruch in sich. Auf diesem Wege laufe derselbe Gefahr, sein ganzes Ansehen einzubüßen und von Italien als weltlicher Fürst verwünscht, als das Haupthinderniß der nationalen Freiheit, Einheit und Unabhängigkeit angesehen zu werden. Alle Verdienste früherer Päpste um Italien würden ihm nichts nützen, wenn er im entscheidenden Augenblick die Nation verlasse. Die Zerschneidung des politischen Bandes,

welches das Papstthum mit Italien verbunden, werde aber den religiösen Zusammenhang des Landes mit jenem aufheben. Was kann der Papst schließlich gegen Rom, gegen Italien thun, wenn es sich gegen ihn auflehnt? Soll er die fremden Mächte zu Hülfe rufen? Gott möge uns davor bewahren (Iddio ce ne guardi). Noch schlimmer wäre in diesem Falle die Handhabung geistlicher Waffen, welche zum Schisma und zur Häresie führen dürfte. Trenne sich der Klerus in der nationalen Sache vom Volke, so stehe ein furchtbarer Kampf zu erwarten. Die Rücksicht auf Oesterreich dürfe nicht maßgebend sein. Einmal habe sich Oesterreich ohnedies bereits Pius IX. so feindlich als möglich gezeigt; dann aber gab es eine Möglichkeit, dasselbe zu versöhnen, indem man seine Interessen in Deutschland auf das Lebhafteste unterstützte. Man gehe in Deutschland mit dem Gedanken um, das Kaiserreich wieder zu errichten, gegen dessen Abolition der hl. Stuhl im Jahre 1815 protestirt habe. Jetzt habe der Papst eine vortreffliche Gelegenheit, sich mit Oesterreich zu verbinden, wenn er nach Frankfurt gehe, um den deutschen Kaiser zu krönen. Schlage der Papst angegebenermaßen den Weg einer offenen Politik ein, so verpflichte er sich beide Nationen; im entgegengesetzten Falle verderbe er es mit der einen wie mit der anderen.

Pius IX., welchem Castracane beide Briefe vorlas, zeigte sich von ihnen ergriffen; aber die Entscheidung sollte anders ausfallen, als es Rosmini gewünscht.

Der Papst hatte seit Ende September 1847 mit Karl Albert über den Abschluß eines Zollvereins verhandelt, der in der That im Januar 1848 zu Stande kam. Aber schon am 10. September hatte Sardinien den römischen Hof wissen lassen, daß es einem politischen Bunde den Vorzug geben würde, welchem Toscana sich günstig zeigte, und dem auch der Papst nicht abgeneigt schien. Als aber der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, wünschte Piemont, daß der Kirchenstaat, Neapel und Toscana an demselben sich betheiligten. Rom ließ durch eine Depesche vom

9. Juni erklären, daß es nur zu einem gegenseitigen Schutzvertrag Verhandlungen eröffnen könne, und bestand in einer Depesche vom 28. desselben Monats darauf, daß diese Verhandlungen in der Residenz des Papstes geführt würden. Das sardinische Cabinet, in welchem Gabriel Casati damals den Vorsitz führte und Gioberti Minister ohne Portefeuille war, erklärte sich damit einverstanden und beschloß, Rosmini zum Zweck dieser Verhandlungen als Gesandten nach Rom zu senden.

VIII.

Don Antonio hatte sich zur Kräftigung seiner Gesundheit im Juli 1848 nach dem Tessin, auf den Monte S. Bernardino, begeben. Hier empfing er, am 31. Juli, die Depeschen des Grafen Casati und Gioberti's, welche ihn auf das Dringendste einluden, sich nach Turin zu begeben, um eine Mission des Königs an den heiligen Stuhl zu übernehmen. Rosmini stieg von seinen Bergen sofort herab, nahm am 1. August in Magadino das Schiff und fuhr nach Stresa hinüber. Auf dem Schiffe selbst schrieb er an Casati, daß er kommen werde, daß aber große Schwierigkeiten sich der beabsichtigten Mission entgegenstellten. Die Rathgeber des heiligen Stuhles zweifelten daran, ob der Krieg gerecht und rathsam sei; es sei zu fürchten, daß man ein einiges Italien nur zum Besten des Hauses Savoyen machen wolle, daß dabei die Freiheit der Kirche zu kurz komme u. s. f. Er werde indeß sehen, was sich thun lasse.

Am Abend des 2. August kam Rosmini in Turin an, wo er Piazza Castello, im Albergo d'Europa, abstieg. Nachdem er mit dem hier wohnenden Ministerpräsidenten Casati sich besprochen, begab er sich in die Pensione Svizzera zu Gioberti, seinem alten Gegner, dem er hier persönlich zum erstenmale begegnete, und der groß genug dachte, um, die wissenschaftliche Fehde übersehend, Rosmini eine Aufgabe zuzuwenden, welche ebenso ehrenvoll für diesen wie für die Auftraggeber erscheinen mußte. Rosmini erklärte, daß er den Auftrag nicht übernehmen

könne, Pius IX. zur Theilnahme am Krieg zu bewegen — einen Auftrag, der ja auch mit seinen Pflichten als österreichischer Unterthan nicht wohl zu vereinigen war. Dagegen fand er sich zur Uebernahme einer friedlichen Mission bereit, immerhin auf der Basis der der Kirche zugestandenen Freiheit. Die Minister waren unschlüssig, einige dagegen. Da war es wieder Gioberti, welcher zu Gunsten Rosmini's sprach und selbst mit seiner eigenen Demission drohte, falls man jenem die von ihm vorgeschlagene Vollmacht verweigere. Ratazzi und Gioberti kamen dann zu Rosmini in seine Wohnung in der Casa Cavour, wohin er übergesiedelt war, übergaben ihm eine von dem Ersteren geschriebene, aber von Niemandem unterzeichnete Instruction und forderten ihn auf, sich sofort zum König zu begeben, indem er sein Beglaubigungsschreiben und alles Nothwendige in Rom finden werde. Das Verfahren gefiel unserm Philosophen nicht ganz, und er mußte um so mehr den Kopf schütteln, als ihm Casati erklärte, die Instruction habe dem Conseil nicht vorgelegen. Gleichwohl begab er sich zum König, den er, nach manchen Schwierigkeiten, am 9. August zu Vigevano traf. Karl Albert, auf dem Rückzug vor den siegreichen Oesterreichern begriffen — den 24. und 25. Juli hatte er die unglückliche Entscheidungsschlacht bei Custozza und Sommacampagna verloren —, war niedergeschlagen und muthlos. Er bat Rosmini zu Tisch und nahm mit Befriedigung von seinem Vorhaben Kenntniß, billigte auch dessen Vorschlag eines Concordats als Einleitung eines näheren Verhältnisses zum heiligen Stuhl und äußerte, gegenüber der kirchenfeindlichen Haltung der Radicalen: „sehen Sie, statt des Segens Gottes brachten Sie uns dessen Geisel.“ Nachdem der König ihm ein Schreiben an den heiligen Vater eingehändigt, begab Rosmini sich auf den Weg nach Rom, wo er am 15. August eintraf und anfangs im Hôtel de France an der Ripetta, dann im Palazzo Albani bei Quattro Fontane, in einem vom Grafen Castelbarco gemietheten Appartement wohnte. Er besuchte sofort den Marchese Domenico Pareto,

den sardinischen Gesandten am römischen Hofe, in der Hoffnung, bei diesem seine Creditive und Instructionen zu finden. Aber weder Pareto noch die Post konnte ihm solche geben. Das Ministerium Casati, welches ihn beauftragt hatte, war nach kurzem Leben bereits gefallen und seit dem 7. August Demissionär; es legte die Geschäfte am 19. August nieder. Rosmini, der dies noch nicht wußte, begab sich unverweilt zum Papste, der ihn am 17. August empfing, den Brief des Königs entgegennahm, für die Verhandlungen betreffs des Concordats Rosmini an den Cardinal Antonelli wies und sich nicht abgeneigt erklärte, wegen einer Conföderation der italienischen Staaten in Unterhandlung zu treten. Nachdem diese officielle Audienz zu Ende war, wandte sich Pius IX. freundlich zu Rosmini und sagte ihm: „Sie wollten nicht nach Rom kommen und in der Nähe des Papstes sein; nun hat Gott Sie hergeführt; nun wohl, jetzt werden wir Sie einsperren und nicht mehr fort lassen.“ Wenige Tage später, am 21. August, eröffnete der Cardinal Castracane im Namen Sr. Heiligkeit Don Antonio, was der Papst mit den angeführten Worten gemeint hatte: er forderte ihn auf, seine Vorbereitungen zu treffen, um das ihm vom Papst zugedachte Cardinalat zu empfangen. Rosmini wünschte einige Tage Bedenkzeit. Er bat den Papst Pius IX., ihm diese Würde nicht aufzuerlegen und ihm jedenfalls zu gestatten, seiner Ordensregel entsprechend, die Zustimmung seines Instituts vorher einzuholen. Pius antwortete, daß diese gegen seinen bestimmten Willen nicht ins Gewicht fallen dürfe; vor einem Jahrhundert habe das Cardinalat noch als ein Object des Ehrgeizes erscheinen können, jetzt sei es nur noch eine Last und ein Zeichen des Widerspruchs.

Unterdessen langten Briefe Casati's und Gioberti's an, welche ihren Sturz und die Uebernahme der Geschäfte durch das Ministerium Perrone-Pinelli meldeten. Gleichwohl begann Rosmini vertrauliche Besprechungen mit den Gesandten Sardiniens, Pareto, Toscanas Bargagli und Msgr. Corboli Bussi, den der

Papst für diesen Zweck bezeichnet hatte. Toscana hatte, wie Gino Capponi versichert, den besten Willen; die Schwierigkeiten kamen aber schon damals sowohl von sardinischer als von römischer Seite, wo sich ein entgegengesetzter Einfluß, derjenigen Pellegrino Rossi's, geltend machte. Am 9. September hielten die Bevollmächtigten eine Schlußsitzung, und Rosmini überreichte am Abend desselben Tages dem Papst den in den Conferenzen des 26., 29. und 31. August vereinbarten Entwurf einer Conföderation, in welcher man sofort die wesentlichen Züge der von dem Roveretaner in seiner „Costituzione secondo la Giustizia sociale“ geplanten Bundesverfassung erkennt. Die drei Staaten schließen eine unauflösbare Conföderation zu gegenseitigem Schutz und zur Wahrung der nationalen Interessen. Der Papst und seine Nachfolger sind die geborenen Präsidenten dieses Bundes. Innerhalb eines Monats nach Ratification der Uebereinkunft versammelt sich in Rom eine Vertretung der drei Staaten, welche, zu je drei, aus den gesetzgebenden Körpern derselben gewählt ist und welche die definitive Bundesverfassung festzustellen hat. Der Hauptzweck derselben ist die Einrichtung einer Centralgewalt, welche von einem in Rom residirenden Bundesrath (Dieta) ausgeübt wird und welche über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Militärcontingente zu bestimmen, das Zollwesen, die commerciellen Beziehungen zu dem Ausland, ein einheitliches Münz- und Maßsystem, ein einheitliches Handelsgesetz, Postwesen u. s. f. einzuführen hat. Der Zutritt zu diesem Bunde steht allen italienischen Staaten frei[1]). Der Papst nahm diesen Entwurf beifällig auf und erklärte, sobald derselbe von Turin genehmigt sei, werde er eine Congregation von Cardinälen zur Prüfung desselben ernennen. Rosmini hob in dem Schreiben, mit welchem er das Project dem auswärtigen Ministerium in Turin unterbreitete, hervor, daß sich hier der einzige Weg zeige, den Papst zu einer nationalen Politik zu bewegen, indem die

[1]) Vergl. Bianchi, Storia della Diplomazia, IV, 7—8.

Entscheidung über Krieg und Frieden der Dieta zufallen und ihm also die Verantwortlichkeit dafür abgenommen werde. Eine ausführliche Denkschrift, welche Rosmini für den Gebrauch der zu berufenden Congregation ausarbeitete, verbreitete sich aufs Eingehenste über den Entwurf[1]). Immer bedenklicher aber mußte Rosmini die Haltung des Turiner Cabinets werden. Zwar langten endlich die Creditive an, aber das officielle Schreiben des neuen Ministers, de Perrone, sprach nicht mehr von Concordatsverhandlungen und beschränkte den Auftrag Rosmini's auf Herbeiführung eines politischen und Zollverbandes, sowie der activen Theilnahme des Papstes am Krieg gegen Oesterreich. Eine geheime Depesche Ettore de Perrone's vom 4. October 1848 belehrte Rosmini, daß das piemontesische Ministerium seinen Gedanken völlig gewechselt und in erster Linie ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Oesterreich wolle. Die Frage des Concordats trat ganz in den Hintergrund, es ward die Möglichkeit entzogen, durch Abschluß eines solchen dem heiligen Stuhl das Vertrauen zu Piemont zurückzugeben, welches durch das Auftreten des sardinischen Justizministers am 4. Mai tief erschüttert war. Es ging aus dem Schreiben weiter hervor, daß der König von Neapel für das nationale Werk nicht zu gewinnen war; endlich schien es Rosmini, und gewiß nicht mit Unrecht, daß in Turin die Idee des Einheitsstaates über die des Bundesstaates die Oberhand zu gewinnen im Begriffe sei. In der vom selben 4. October datirten Antwort an den General de Perrone betont er, daß in Rom die öffentliche Meinung (seit der Niederlage der Piemontesen) sich zu Gunsten des Friedens ausspreche, daß der Papst persönlich nie in den Krieg einwilligen werde und Oesterreich bereits gelegentlich der Bologneser Vorgänge seine friedliche Gesinnung erklärt habe, daß er, Rosmini, die Conföderation nur auf der von ihm vorgeschlagenen und von dem früheren Ministerium angenommenen

---

[1]) Della Missione á Roma u. s. f. S. 33—52.

Grundlage für erreichbar halte, und den Minister bitten müsse, einen andern „erfahrneren und geschickteren Diplomaten" nach Rom zu senden, um die Verhandlungen in der von dem jetzigen Cabinet gewollten Weise weiterzuführen. Perrone nahm die in diesem Briefe enthaltene Bitte Rosmini's, um eventuelle Enthebung von seiner Mission, an: ein ungeheurer Fehler, wie auch Nicomede Bianchi zugibt[1]), und damit war Rosmini's Gesandtschaft in Rom zu Ende; zu Ende aber auch jede Möglichkeit der Verständigung zwischen Rom und Turin. So war diese Correspondenz vom 4. October ein Ereigniß von tragischer und welthistorischer Bedeutung, dessen wahren Charakter wir erst durch Paolis Publication kennen gelernt haben[2]).

IX.

Das Ministerium Mamiani hatte in Rom den Ausbruch der Revolution rasch gezeitigt. Nicht als ob Terenzio Mamiani selbst auf den Sturz seines Herrn hingearbeitet hätte. Aber es hing das „junge Italien" so fest an seinen Rockschößen, daß der constitutionelle Minister Pius IX. sich nicht von jenem losmachen konnte. Die Herrschaft der Cercoli (der geheimen Gesellschaften und Revolutionscomités) wurde in den drei Monaten dieses Ministeriums (3. Mai bis 8. August) immer ausgesprochener, die Regierung immer haltloser, in Rom begann die von Sterbini und Guerrini, Ciceruachio (Angelo Brunetti) und seinem Sohne Luigi geleitete geheime Gesellschaft, der Auswurf der Ripetta, der Regola und des Trastevere, einen förmlichen Terrorismus auszuüben, in den Provinzen herrschte volle Auflösung, die Truppen und selbst die Gendarmerie waren von den Sectirern zum Theil schon völlig corrumpirt. Die geheime Führung all' dieser auf die Umwälzung und den endgültigen Sturz der Priesterherrschaft, aber auch die Zerstörung so des Altares wie der Monarchie zielenden Bestrebungen lag selbst-

---

[1]) Bianchi a. a. O., Bd. IV, S. 13 ff.

[2]) Della Missione a Roma, S. 272 ff, La vita di A. R., I, 401 ff.

verständlich in der Hand Mazzini's, der von Oberitalien aus wirkte. Gar manche Hand hat sich an dem nationalen Werke Italiens schwer versündigt: keine mehr als diejenige Giuseppe Mazzini's, in dem sich der Geist der modernen Revolution wie in keinem zweiten verkörpert hatte. Heute noch, nachdem er diese Erde längst verlassen, liegt sein Schatten wie der Schatten des böſesten Dämons über Italien, und es will dem unglücklichen Lande nicht gelingen, diesen Alpdruck los zu werden.

Die Unglücksnachrichten vom Kriegsschauplatz machten endlich das Ministerium Mamiani's unhaltbar. Der Papst wandte sich an Pellegrino Rossi.

Pellegrino Ludovico Eduardo Rossi war am 13. Juli 1787 aus einer alten bürgerlichen Familie in Carrara geboren. Er hatte sich dem Studium der Rechte zugewandt, als Advocat sich rasch bekannt gemacht und sich Murat angeschlossen, als dieser im Jahre 1815 das Banner eines „einigen und freien Italiens" aufhißte. Als „Generalcommissär des Königs Joachim" hatte er die Einheit Italiens in einem merkwürdigen Aufruf vom 5. April 1815 proclamirt. Aber der König unterlag bekanntlich nach einer Herrschaft von fünfundsechzig Tagen und ward am 13. October 1815 erschossen. Sein Generalcommissär flüchtete in die Schweiz, wo er in Genf sich ebensowohl durch sein Wissen, wie durch den Reiz seiner Persönlichkeit in kurzer Zeit eine vorzügliche Stellung schuf und bald Professor an der Genfer Hochschule wurde. Schon 1820 erhielt er das Bürgerrecht in Genf, wurde in den Rath gewählt und nahm einen lebhaften Antheil an den die Schweiz damals bewegenden Verfassungskämpfen. Im Jahre 1833 folgte er einem Rufe Guizot's und des Herzogs von Broglie nach Paris, wo er J. B. Say als Professor der politischen Oekonomie am College de France ersetzte; ein Jahr später wurde er auch Professor des constitutionellen Rechts an der École de droit. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der Nationalökonomie erwarben ihm ein unbestrittenes Ansehen. Als Franzose naturalisirt, wurde er Mitglied des

Instituts, Decan der École de droit, Pair von Frankreich, seit 1840 Mitglied des Conseil d'instruction publique. Endlich sandte ihn Ludwig Philipp auf Guizot's Vorschlag im Herbste 1845 als außerordentlichen Gesandten an den römischen Hof, wo er die delicate Angelegenheit der Jesuiten, bezw. deren Auflösung in Frankreich zu verhandeln hatte. Es gelang seinem Geschick, die Wünsche des Pariser Cabinets bei Gregor XVI. durchzusetzen und bei dessen Nachfolger einen unbestrittenen Einfluß zu gewinnen. Die nie aufgegebene stille Hoffnung Pius' IX., in der Stunde der äußersten Gefahr werde ihm Frankreich zur Seite stehen, ward von Rossi geschickt genährt: sein liebenswürdiges und geschmeidiges Wesen übte einen erklärlichen Einfluß auf einen Fürsten von dem Temperamente des Papstes aus. Die Einführung des Laienelements in die römische Regierung war seiner Einwirkung zu verdanken. Da brach die Februarrevolution aus, welche ihn als Gesandten durch den Duc d'Harcourt ersetzte. Rossi nahm nunmehr wieder seine italienische Nationalität auf, ward von Bologna als Abgeordneter gewählt und trat sehr rasch, im Sommer 1848, in den Vordergrund der Bewegung. Damals schrieb er jene unedirten „Briefe eines Dilettanten in der Politik über Deutschland, Frankreich und Italien", aus welchen Farini[1]) und neuestens der Graf D'Ideville[2]) einige werthvolle Auszüge bringen. Er ruft seiner Correspondentin — die Briefe sind an eine englische Dame gerichtet — Byron's berühmte Verse auf das todte Griechenland ins Gedächtniß. „Die Schwester dieser Gräcia ist Italia: beide gleich an Schönheit und Ruhm, und beide waren todt, aber seit die Erstere wieder zum Leben auferstanden, konnten Sie mir jene herrlichen Verse nicht hersagen, ohne daß unser Gedanke schmerzvoll bei derjenigen der Schwester stehen blieb, die noch dalag in aller Schönheit, aber leblos und er-

---

[1]) Farini, Lo stato Rom., II, 253 ff.

[2]) D'Ideville, Le comte P. Rossi, p. 190 ff.

faltet. Gott sei gepriesen! Nun haben wir gesehen, wie dieser Busen unter dem neuen Odem des Lebens sich hob, wie diese Wangen sich rötheten und dieser Arm sich aufrichtete. Sie, eine Frau, Sie weinten voll Bewunderung und Freude; ich, ein Mann, mag da lachen, wer will — ich weinte gleich Ihnen!" Rossi führt dann aus, wie eine dreifache Bewegung heute durch Italien gehe: eine gerechte, die politische, gegen den Absolutismus gerichtet, der immer, auch väterlich gehandhabt, stupid und ungerecht sei; eine zweite, eine heilige, die sich gegen die Fremdherrschaft kehre; eine dritte, die man thöricht nennen müsse und die Alles zu ruiniren drohe, wenn man ihrer nicht Meister werde, die republicanische. Schon im August glaubte Pius IX. in dem Grafen Rossi den Mann der Situation gefunden zu haben. Rossi übernahm die Bildung eines Ministeriums, für welches er Minghetti, Recchi, Pasolini und andere Gesinnungsgenossen zu gewinnen suchte und dessen Programm sich als ein Juste-Milieu zwischen den extremen Parteien abzeichnen sollte. Die Cercoli waren außer sich; Sterbini erklärte in Anwesenheit vieler Deputirten, wenn der Freund Guizot's, der ehemalige Minister Louis Philippe's, als Minister des Papstes im Parlament zu erscheinen wage, werde man ihn steinigen. Nicht vor diesen Drohungen, die der muthige Man nicht fürchtete[1]), sondern Angesichts der schwankenden Haltung des Papstes und der Schwierigkeiten, Gesinnungsgenossen für sein Cabinet zu finden, gab Rossi die Bildung desselben zunächst auf. Der Uebergang der Oesterreicher über den Po (13. und 14. Juli), die Sommation, welche der Fürst Lichtenstein dem Prolegaten der Stadt Ferrara, dem Grafen Lovatelli, zusandte (14. Juli), riefen eine unsägliche Aufregung in Rom hervor; der Papst protestirte durch den Staatssecretär Soglia gegen diese Verletzung seines Territoriums, eine allgemeine Panik brach aus,

---

[1]) Das sagt selbst Farini a. a. O., Bd. II, S. 262. Die auch in anderen Punkten durchaus nicht erschöpfende Darstellung D'Ideville's übergeht diese erste verunglückte Cabinetsbildung Rossi's gänzlich.

in Folge deren das Ministerium Mamiani am 2. August aufgelöst wurde. Ein Proclama des Papstes vom 3. August ernannte den Grafen Edoardo Fabbri, den Prolegaten von Urbino und Pesaro, zum Minister und klagte in bewegter Weise über die drohenden Gefahren. Fabbri übernahm das Innere, der Graf Lauri aus Macerata die Finanzen, welche Mamiani's Verwaltung in der äußersten Zerrüttung hinterlassen hatte, der Professor Pasquale de Rossi die Justiz, der Graf Pietro Guerrini Handel und öffentliche Arbeiten, Campello den Krieg, Galletti die Polizei. Den Vorsitz hatte wieder der Cardinal Soglia als Staatssecretär. Dies Ministerium ging auf der abschüssigen Bahn nur weiter. Höchst bedenklich mußte schon erscheinen, daß Galletti, der in Bologna weilte, das Departement der Polizei in den Händen eines alten Anhängers Mazzini's ließ, der, 1831 proscribirt und kürzlich nach Rom zurückgekehrt, plötzlich ohne Wissen des übrigen Ministeriums zum Beisitzenden des Polizeiministers erhoben worden war. Von seiner Amtsführung gibt die Ordonnanz vom 13. September ein Zeugniß, welche die Ausfuhr jedes edlen Metalls aus dem Kirchenstaat untersagte und den Reisenden nur gestattete, 250 Scudi in klingender Münze bei sich zu tragen. Das Ministerium hatte schon damals jeden Credit verloren. Der Papst sandte abermals zu Pellegrino Rossi, und am 16. September konnte die „Gazetta di Roma“ die Namen der neuen Minister verkündigen. Soglia blieb Staatssecretär und Minister des Auswärtigen; Pellegrino Rossi übernahm das Innere und gleichzeitig die Finanzen; der Cardinal Vizzardelli den öffentlichen Unterricht, der Advocat Ciccognari die Justiz, der Professor Antonio Montanari den Handel, der Herzog von Rignano die öffentlichen Arbeiten und den Krieg; Graf Guerrini blieb Minister ohne Portefeuille: alles Ehrenmänner, von denen man unter andern Umständen etwas Gutes zu erwarten berechtigt war. Wie die Dinge lagen, war klar, daß Rossi nicht bloß die Seele, sondern Herr des Cabinets war. Rosmini, welcher, wie wir

jetzt wissen[1]), dem Papst selbst gerathen hatte, sich an Rossi zu wenden, war beunruhigt durch diese Art von Dictatur, die ihm um so bedenklicher erschien, als Rossi's Manieren hart und abstoßend, keineswegs versöhnlich waren. Er sprach sich dem Papst und Soglia gegenüber offen aus. Pius muß damals auf Rosmini's Urtheil viel gegeben haben. Es liegen Anzeichen vor[2]), daß man an seine Erhebung zum Cardinalstaatssecretär dachte. Die Ernennungen zum Consultor des Santo Uffizio (der Inquisition) und der Indexcongregation wurden ihm von Soglia als Vorstufen zu größeren Dingen bezeichnet. Auch die Einladung des Papstes zu einem Abendessen im Garten des Quirinal, wo neben Rosmini nur einige Cardinäle, Rossi und der Herzog Massimo di Roviano zugegen waren, machte Aufsehen. Bald stellte sich heraus, daß Rosmini's Bemühungen zur Herstellung eines Bundesstaates an Rossi einen entschiedenen Gegner gefunden hatten. Der neue Minister stellte dem Papste vor, daß die Abmachungen im Palazzo Albani die Fürsten zu Präfecten oder Unterpräfecten herabdrücke: was er vorschlug, war eine Conföderation der Fürsten, nicht ein Bundesstaat, kaum ein Staatenbund. Es gelang ihm, Pius IX. für seine Ansicht zu gewinnen. Der neue Entwurf wurde auch dem piemontesischen Cabinet mitgetheilt[3]). Rosmini erfuhr von ihm durch seinen Freund Montanari, den Minister der öffentlichen Arbeiten, und schrieb sofort eine Kritik desselben, welche zu zeigen suchte, daß, wenn die verbündeten Fürsten an Macht Einiges abgäben, sie auf der andern Seite an Kräftigung gewännen; daß das von ihm vorgeschlagene Project vielleicht noch der einzige Rettungsanker sei, der ihnen übrig bleibe, worin Don Antonio vielleicht sehr richtig sah. Wenn Rossi jedenfalls

[1]) Le Missione a Roma, p. 53.

[2]) Ebenda S. 54.

[3]) Pius IX. selbst sandte ihn Karl Albert in einem Schreiben vom 1. October 1848, welches die „Civiltà cattolica" 1879, 7. Juni, S. 534 abgedruckt hat. Vergl. Paoli, Bd. I, S. 406, Anm. 2.

darauf bestehe, daß die Mitglieder der obersten Dieta nicht aus den Deputirten der einzelstaatlichen Kammern, sondern durch die Fürsten gewählt würden, so werde eine derartige Vertretung nicht befriedigen und die Bewegung des Volkes, statt zu dämpfen, erst recht anfachen. Rossi möge an das Schicksal Guizot's denken, dessen Weigerung gegenüber gewissen Reformen ihn und seinen Souverän gestürzt habe[1]). Im Wesentlichen sind es dieselben Gesichtspunkte, welche Rosmini in dem officiellen Bericht über Rossi's Entwurf niederlegte, den er in Uebereinstimmung mit dem sardinischen und toscanischen Gesandten ausarbeitete, nachdem Corboli Bussi den drei Bevollmächtigten das Rossi'sche Statut vorgelegt hatte[2]). Die Verzögerung jeder Antwort Seitens des piemontesischen Cabinets hatte Rosmini zu einem Schreiben an den Grafen Ettore de Perrone veranlaßt, in welchem er auf die Gefahr hinwies, daß sich eine Gegenliga zwischen Rom und Neapel bilde, welchem Gedanken Pellegrino Rossi nicht ganz fern gestanden zu haben scheint. Wir haben gesehen, wie das Turiner Cabinet es ablehnte, auf Rosmini's Ansichten einzugehen, bezw. die Politik des Ministeriums Casati fortzusetzen und wie sich Rosmini in Folge dessen von seiner Mission zurückzog. Es muß ihm mit dem Rücktritt von derselben eine schwere Last vom Herzen gefallen sein: ihn trieb es in die Einsamkeit, und da er Rom nicht verlassen konnte, zog er sich auf eine Woche zu den Passionisten in das Kloster S. Giovanni e Paolo zurück, um die gewohnten jährlichen Exercitien zu machen. Der Papst mochte empfinden, daß Rosmini sich mit Recht durch Rossi verletzt fühle, und theilte demselben bestimmt mit, daß er ihn in dem Decemberconsistorium zum Cardinal ernennen werde. Da trat jene Katastrophe ein, welche sich mit der Ermordung des Grafen Rossi eröffnete.

Ein Machwerk der revolutionären Partei hat die Behauptung aufgestellt, Rossi sei dem Fanatismus der „Klerikalen",

---

[1]) Della Missione a Roma, p. 56.

[2]) Ebenda S. 56 und 248.

bezw. der Jesuiten zum Opfer gefallen[1]). Nach dem langen, sorgfältig geführten Proceß, welcher 1854, den 17. Mai, mit dem Todesurtheil zweier der Mörder endigte — einer derselben, Grandoni, erwürgte sich im Kerker, der andere, Santa Constantini, wurde hingerichtet — kann kein Zweifel daran bestehen, wo die Urheber dieses scheußlichen und feigen Verbrechens zu suchen sind. Schon im Juli hatten die Führer der geheimen Gesellschaften Rossi mit dem Tode bedroht, falls er wage, die Regierung zu übernehmen. Die ersten energischen Maßregeln des Ministeriums hatten die Cercoli wild erregt, und die Revolution ward sofort beschlossen. Ein erster Anschlag auf dem Quirinal ward Rossi verrathen und vereitelt. Am 10. October wurde in einer geheimen Zusammenkunft der Sectirer in Turin, welcher als Vertreter des Cercolo Romano Sterbini, der Fürst von Canino und Pinto beiwohnte, der Tod Rossi's beschlossen; in Rom verhandelte man darüber definitiv am 12. und 15. October. Der Beschluß wurde den Cercoli in Livorno und Florenz mitgetheilt; Mazzini erklärte in einem später veröffentlichten Schreiben diesen Mord für unabweislich. In der Nacht vom 13. zum 14. November ließ Rossi zwei der Verschworenen festnehmen. Während diese beiden Banditen am folgenden Tage nach den Galeeren von Civita-Vecchia gebracht wurden, hörten sie nicht auf, gegen Rossi zu wüthen, und erklärten, er werde diesen Schritt theuer bezahlen; ehe man in Civita-Vecchia sei, werde man Nachricht von ihm haben. Die Schurken hatten recht. Kaum angelangt, hörte man, daß der Minister ermordet worden sei; in der allgemeinen Verwirrung konnten jene entwischen. Am Abend des 14. November hatte der im Theater Capranica versammelte Cercolo beschlossen, den Grafen Rossi folgenden Tages beim Eintritte in den Palazzo della Cancelleria, wo er das Parlament zu eröffnen hatte, durch die Banden Grandoni's zu tödten.

---

[1]) Victor Borie, Histoire du pape Pie IX et de la dernière révolution romaine 1846—1849, Bruxelles 1851.

Pellegrino Rossi war von vielen Seiten gewarnt worden, nicht weniger seine Gattin. Gegen Mittag des 15. nahm er von der geängstigten Gräfin und seinen zwei Söhnen Abschied und begab sich in den Vatican, wo ihm der Papst seinen Segen ertheilte und sagte: „um Gottes willen, lieber Graf, seien Sie vorsichtig! Ihre Feinde sind zahlreich und jedes Verbrechens fähig.“ „Sie sind,“ antwortete Rossi, „zu feige, ich fürchte sie nicht.“ Beim Einsteigen in den Wagen flehte ihn ein Priester an, zu bleiben, um nicht des Todes zu sein. Der Graf drückte ihm die Hand und rief ihm über den Wagenschlag hinaus zu: „causam optimam assumpsi, miserebitur Deus.“ Auch Andere kamen und baten ihn, nicht in die Sitzung zu gehen. Msgr. Marini sagte ihm bestimmt, daß man ihn nicht lebendig hineinlassen werde. Rossi erwiderte: „ich vertheidige die Sache des Papstes, die Sache des Papstes ist diejenige Gottes, ich muß gehen, wohin meine Pflicht mich ruft.“ Diese Warnungen hatten ihn indessen doch begreiflicher Weise erschüttert. Als er das Ministerium verließ, um in die Cancelleria zu fahren, bemerkte sein Freund, der Herzog von Rignano, die auffallende Blässe seines Antlitzes. Sein Substitut im Finanzministerium, Righetti, stieg mit ihm in den Wagen, der ihn im Galopp dem Tode entgegenbrachte. Es war gegen ein Uhr, und die Kammer schon versammelt; es herrschte in ihr eine seltsame Unruhe. Rosmini, der gekommen war, um mit Pareto in der Tribüne des diplomatischen Corps der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Minister sein neues Programm entwickeln wollte, äußerte gegen den Marchese: „diese Kammer gefällt mir nicht — beobachten Sie doch ihre unheimliche Haltung.“ Kaum hatte er dies gesagt, wie er selbst erzählt, so hörte man einen plötzlichen Aufschrei, „ich frug, was es gäbe, Niemand wußte zu antworten, die Kammer blieb ruhig. Hier und da ertönte wieder dasselbe Pfeifen und Schreien, aber nur kurz. Noch wußte Niemand die Ursache. Doch bald bemerkte ich in der uns benachbarten Tribüne eine gewisse Aufregung. Jemand wollte

hinausgehen, ein Anderer hielt ihn zurück, mit der Bemerkung, der Augenblick drohe Gefahr. Die Kammer hatte unterdessen auf das Allerruhigste ihre Verhandlungen begonnen, aber es dauerte keine fünf Minuten, so kam Jemand und sagte dem Marchese Pareto ins Ohr: „ils ont assassiné Rossi“ — „Sie haben Rossi umgebracht.“ Ich forderte den Marchese auf, sofort mit mir wegzugehen. Wir kamen glücklich hinaus, fanden auf der Treppe viel Blut und erfuhren, daß der Graf Rossi, kaum aus seinem Wagen gestiegen, mit Zischen empfangen und von den Verschworenen umringt, einen Stich in die Pulsader des Halses empfangen habe. Man hatte ihn in die Zimmer des Cardinals Gazzola gebracht, wo er nach fünf Minuten verschied. Glücklicher Weise war unser Wagen durch die Menge im Hofe des Palastes zurückgehalten worden. Ich ließ mich sogleich in den Quirinal fahren und erklärte dem Papste, jetzt seien drei Dinge zu thun: Zucchi mit seinen Truppen müsse aus Bologna nach Rom gezogen werden, der Papst müsse noch am selben Tage ein neues Ministerium ernennen und die strengste Untersuchung gegen die Meuchelmörder anordnen. Das Erste geschah, die beiden anderen Rathschläge blieben unbefolgt oder konnten nicht mehr befolgt werden.

Das war das Ende des muthigen Staatsmannes, der den letzten Versuch unternommen hatte, das sinkende Schiff Pius' IX. über den Fluthen zu halten. Ich bin manchesmal über jene Stiegen gegangen, auf denen ihn der Dolch seiner feigen Mörder ereilt hat; wie oft dachte ich in jenen Tagen seiner, wo ich, im Jahre 1874, mit dem nun auch dahingegangenen Cardinal Bilio in den Gemächern, wo Rossi sein Leben ausgehaucht, Besprechungen führte, die, wäre unser guter Wille von Erfolg gekrönt gewesen, schon damals dem Deutschen Reiche und der Kirche den Frieden hätten bringen können, den wir erst Leo XIII. verdanken sollten!

„Rom,“ so fährt Rosmini's Erzählung fort, „war starr vor Schrecken. Am folgenden Tage fraternisirten die Truppen mit

dem Volke. Man forderte ein neues Ministerium und rief die Namen der dem Volke genehmen Candidaten aus. Zu meinem Schmerze hörte ich auch den meinen nennen, und zwar nannte man mich als Präsidenten des Conseils mit dem Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Die Bürgerwehr und die Truppen näherten sich jetzt unter dem Banner des Cercolo popolare dem Montecavallo, um die Bestätigung des Ministeriums vom Papste zu fordern. Der Papst ließ sie ermahnen, sich zurückzuziehen, er werde dann ihren Wünschen entsprechen, aber er wolle nicht gezwungen sein. Man vergriff sich jetzt an der Schweizergarde, welche den Palast bewachte, suchte Feuer an die Thore zu legen und schoß gegen den Quirinal. Msgr. Palma wurde dabei getödtet, drei Kugeln drangen in das Gemach des Papstes. Die Minister waren alle davongelaufen, bis auf Montanari, meinen Freund, der bei mir (im Palazzo Albani, nahe dem Quirinal) war. Man führte jetzt eine Kanone vor die verbarricadirten Thore, um sie einzuschießen. Da gab der Papst, um größeres Unglück zu verhüten, nach und bewilligte das verlangte Ministerium. Ein wahnsinniger Jubel folgte darauf, der Mörder Rossi's wurde als ein neuer Brutus gefeiert. Abends nach 9 Uhr brachte man mir einen Brief Galletti's, welcher mir anzeigte, daß der Papst mich zum Präsidenten des Conseils und zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt habe und daß die Minister (das waren: Mamiani für das Auswärtige, Galletti für Inneres und Polizei, Sereni für Justiz, Sterbini für Handel, Campello für Krieg, Lunati für die Finanzen) sich Morgens 9 Uhr bei mir versammeln würden. Ich sandte sogleich meinen Secretär, Don Gius. Toscani, in den Quirinal, um zu hören, was der Papst von mir wolle und um eine Audienz zu erbitten. Der Papst erwiderte, er hätte gern in mir einen Schutz (un antimurale) gesucht, müsse aber fürchten, „zerquetscht zu werden" (rimanere schiacciato). Nachdem ich gesehen, daß Se. Heiligk. mich nicht zur Annahme verpflichte, ging ich noch des Nachts in den Palast und gab meine förmliche Entlassung ein. Um nicht

mit den Ministern andern Morgens zusammen zu treffen, ließ ich einen Brief an Galletti zurück, in welchem ich erklärte, das neue Ministerium sei dem Papste aufgedrungen und nicht constitutionell, und ich habe daher meinen Rücktritt von demselben Se. Heiligk. unwiderruflich angezeigt. Ich begab mich dann nach St. Apostoli, um die hl. Messe zu celebriren, dann zu dem französischen Botschafter, wo ich die trostlose Familie des Grafen Rossi fand, im Begriffe, nach Frankreich abzureisen, ebenso den Cardinal Orioli. Nach dem Essen mußte ich mit dem sardinischen Gesandten in dessen Wohnung gehen, wo ich die Nacht zubrachte. Am 18. kehrte ich in den Palazzo Albani zurück, fand aber für gut, mich von da in die Villa Albani vor Porta Salara zu begeben und meine Pferde und Wagen bereit zu halten. Dem Papste, welchem ich gerathen hatte, Rom zu verlassen, ließ ich sagen, wo ich war, und daß ich die Absicht hätte, ihm zu folgen, womit er zufrieden zu sein schien. Die Cardinäle zerstreuten sich, Lambruschini entkam in Verkleidung den Händen der Meuchelmörder, die seine Fenster erstiegen hatten; von mir meldeten die Zeitungen, ich sei nach Paris gereist, um französische Hülfe zu suchen, was ich dementiren ließ. Acht ruhige Tage brachte ich hier in diesem herrlichen, an Kunstwerken so reichen Aufenthalte zu (die Villa war damals Eigenthum der Gräfin Antonietta di Castelbarco, aus der Familie Litta, der Erbin des Cardinal Albani)." Ein Billet, welches Rosmini damals an den ihm bis dahin wohlgesinnten Msgr. Stella schrieb (18. Nov.), blieb unbeantwortet: es hätte ihm der geringfügige Umstand schon sagen können, daß der Wind sich gegen ihn gedreht habe, wie auch das sonderbare Betragen Antonelli's, der ihn des Morgens im Palaste sehr kalt behandelte und die von Rosmini offen besprochene, bevorstehende Abreise des Papstes leugnete.

„Am Morgen des 25.," so schließt Rosmini's Bericht, „kamen der Graf Gabriello Mastai Ferretti, der Bruder des Papstes, und der Exminister Montanari nicht wenig erschreckt

zu mir. Der Erstere erzählte mir, daß am Abend vorher ($5\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags) der Papst in einfacher Priestertracht aus einer Seitenthür des Palastes glücklich entwichen sei. Er sei unerkannt durch die Via S. Ignazio nach dem Colosseum, von da nach Porta S. Giovanni gekommen und habe da, ein oder zwei Miglien vor der Stadt, den Grafen Spaur, den bayerischen Gesandten gefunden, in dessen Wagen er nach Gaëta gefahren. Ich ließ sofort meine zwei Wagen anspannen, empfahl meine Angelegenheiten in Rom sammt meinem kranken Kammerdiener Carli dem Advocaten Semeraro, der mir als Hausmeister diente, und fuhr gegen 12 Uhr ab. Wir waren zu vier: der Bruder des Papstes, Montanari, Giuseppe Toscani und ich, je zwei in einem Wagen. Um die Stadt herumfahrend, gelangten wir unbeläſtigt nach Albano. Von dort schickte ich den zweiten Kutscher mit den Pferden nach Rom zurück, in der Absicht, Postpferde zu nehmen. Nach manchen Schwierigkeiten — wir hatten keinen vom neapolitanischen Gesandten visirten Paß — kamen wir um 11 Uhr des Sonntags Morgens in Gaëta an."

So wirr und unruhig die letzten Tage von Rosmini's Aufenthalt in Rom waren, so hatte er doch noch Zeit für andere Dinge als die Politik gefunden. Paoli[1]) weiß zu berichten, wie Don Antonio mitten im Sturm seinem Institut die eingehendste Sorge und Leitung angedeihen ließ; wie er sich dem Unterrichte der vom Papst an ihn gewiesenen Baronin Könneritz von Könneritz widmete, welche zum Katholicismus übertrat und ihm später treu ergeben blieb; wie er endlich fortfuhr, eine lebhafte Correspondenz zu führen, aus welcher uns der schöne Brief an den Bischof von Montepulciano, Msgr. Claudio Samuelli, mitgetheilt wird, der ihn um Rath gefragt hatte, wie er sich inmitten der politischen Wirren und speziell Angesichts der von Montanelli und Guerazzi veröffentlichten „Costituante" verhalten solle. Rosmini antwortete von Villa Albani aus, kurz vor der

---

[1]) Vita di A. R., I, 414 ff.

Abreise nach Gaëta, und gab dem Bischofe einen Rath, der als eine kostbare Verhaltungsmaßregel für alle Geistlichen gelten kann. „Mir scheint," schreibt er, „jeder Hirte der katholischen Kirche erfüllt seine Mission und entspricht der Höhe derselben, wenn er sich jeder Theilnahme an irgend welcher politischen Controverse enthält, sich für keine Fraction ausspricht, sich darauf beschränkt, Allen in gleicher Weise und im Allgemeinen die Gebote der Gerechtigkeit, Liebe, Demuth, Sanftmuth und Güte, kurz alle evangelischen Tugenden zu predigen, die entgegengesetzten Laster zu verdammen, die Rechte der Kirche entschieden zu vertheidigen, wo immer sie verletzt werden. Ich meine, der Bischof müsse in diesen Zeiten vor Allem einen Balsam von Liebe und Güte (un olio balsamico di dolcezza) auf die Wunden der Menschheit träufeln."

In Gaëta angelangt, nahm Rosmini mit Montanari bei einem Canonicus Orgera Quartier und suchte dann den Papst auf, der, noch immer incognito, in einem armseligen Wirthshause des Ortes sich verborgen hielt und seine Ankunft nicht bekannt geben wollte, bis der König beider Sicilien, zu welchem er den Grafen Spaur entsandt hatte, davon unterrichtet war. Antonelli erschrak, als er die Ankömmlinge sah, ließ den Grafen und Montanari eintreten, Rosmini aber im Vorzimmer stehen; doch befahl der Papst, ihn sofort einzuführen. Der Commandant des Ortes, zu welchem unsere Gäste durch den verkleideten Cardinal Antonelli geführt wurden, frug sie nach dem Aufenthaltsorte des Papstes, den sie verschwiegen. Als aber plötzlich zwei Dampfer in Sicht kamen, welche den König und die Königin trugen, konnte die Sache nicht mehr verheimlicht werden. Der König, durch die Ereignisse des vorausgegangenen September wieder auf seinem Throne befestigt, brachte 2000 Mann und Alles mit, was für des Papstes Haushalt nöthig war. So entschloß sich Pius IX. eine Zeitlang hier zu bleiben. Allmälig hatten sich die am römischen Hof accreditirten Gesandten eingefunden. Unter ihnen waren die von Gioberti als damaligem Ministerpräsidenten be-

glaubigten und auch an Rosmini in einem interessanten Schreiben empfohlenen Vertreter Sardiniens, welche den Auftrag hatten, Pius IX. ein Asyl in Nizza anzubieten. Don Antonio benutzte die Gelegenheit, um Gioberti zur Einhaltung des Friedens mit Oesterreich und überhaupt zu einer vorsichtigen Politik zu gemahnen[1]). Ebenso führte er mit dem Herzog von Harcourt die ersten Unterhandlungen, um eine Hülfe von Frankreich zu erlangen[2]).

Rosmini und Montanari waren häufig mit dem Papst zusammen, welchen nur die Frage beschäftigte: was mit der römischen Regierung anfangen? Die beiden waren mit Graf Gabriello, dem Bruder des Papstes, der Ansicht, Letzterer solle die constitutionellen Formen bewahren und die Brücken nicht hinter sich abbrechen. Antonelli war anderer Meinung und wies die von dem Parlament an den hl. Vater gesandten Commissarien brüsk ab. Es wurde eine außerordentliche Regierungscommission in der Person des Grafen Bevilacqua zu Bologna, des Marchese Ricci und des Cardinal Castracane als Vorsitzenden ernannt. Der Schritt war erfolglos, wie Rosmini vorhergesagt. Castracane lehnte ab, die beiden Andern wußten nicht, was sie thun sollten. Rosmini schrieb gleichwohl an die ernannten Commissarien, um sie zur Annahme und Ausführung des Mandats aufzufordern[3]). Es war vergebens. Als er endlich sah, daß die auf Anrufung der österreichischen Intervention gehenden Rathschläge überwogen: als sein Rath, der Papst möge Gaëta verlassen und in seinem treu gebliebenen Fürstenthum Benevent Residenz nehmen, abgewiesen wurde, als das schöne, von ihm im Auftrage des Papstes ausgearbeitete Manifest vom 17. December an Antonelli's Widerstand gescheitert[4]); als er empfand, daß der

---

[1]) Della Missione etc., p. 123 ff.

[2]) Ebenda S. 127 ff.

[3]) Man vergl. die Correspondenzen Castracane's, Bevilacqua's und Ricci's mit Rosmini in Della Missione a Roma etc. S. 96 ff., 355 ff.

[4]) Ebenda S. 108 ff.

päpstliche Hof, und besonders Antonelli, immer kälter gegen ihn wurden, verließ er Gaëta (22. Januar 1849) in Gesellschaft Montanari's und ging nach Neapel, wo er zugleich den Druck einiger seiner ascetischen Werke überwachen wollte: kurz vor der Abreise hatte ihm der Papst durch Montanari sagen lassen, an seiner Absicht, ihm den Purpur zu verleihen, sei nichts geändert. Wie Rosmini in Neapel lebte, in vollkommenster Seelenruhe, seine Studien unentwegt fortsetzend, nach allen Seiten ein Bild der vollendeten Heiligkeit, hat der schöne Brief Vito Fornari's lange Jahre nachher noch bezeugt[1]). Das Anfangs eingenommene Logis bei den Lazzaristen verließ er, um zu zahlreichen und zum Theil verdächtigen Besuchen zu entgehen; er zog zu den armen Capucinern nach S. Efrem, wo er sich geborgener dachte. Aber seine Gegner, immer kühner werdend, suchten nun den Mann zu verderben, der eben noch der Vertraute Pius' IX., und im Begriffe schien, die Leitung der päpstlichen Regierung zu übernehmen. Man mußte, um ihn für alle Zeit unmöglich zu machen, seinen Credit in der Kirche um jeden Preis untergraben, seinen Eintritt in das Cardinalscollegium zunächst verhindern. Castracane benachrichtigte den Freund sehr bald von den Hindernissen, die sich der Ertheilung des Purpurs an ihn entgegenstellten. Einige Mitglieder der Congregation des Index, welche gerade in Neapel anwesend waren, beriethen bereits am 30. Mai 1849 über die Verurtheilung der „Cinque Piaghe“ und des „Progetto di Costituzione secondo la Giustizia sociale“, wovon Rosmini, obgleich Mitglied dieser Congregation, erst erfuhr, als die Sache eine vollendete Thatsache geworden war. Als die Polizei des Königs Ferdinand ihn jetzt zu beunruhigen anfing, reiste er sofort nach Gaëta zurück, wo er am 9. Juni anlangte und am selben Abend den Papst sah. Derselbe empfing ihn mit den Worten: „lieber Abate, Sie finden mich nicht mehr constitutionell.“ Rosmini erwiderte: „Ew. Heiligkeit, es ist eine

---

[1]) Sapienza 1884, X, 11 ff.

gewichtige Frage, diejenige einer totalen Umkehr von dem von Ihnen eingeschlagenen Wege, welche Umkehr Ihr Pontificat in zwei Hälften zerschneiden wird. Auch ich bin überzeugt, daß weder augenblicklich, noch in langer Zeit die Verfassung wieder ins Leben treten kann; aber es würde meines Erachtens einen guten Eindruck machen, wenn Ihrem Volke die Hoffnung auf eine solche bleiben könnte. Die Geschichte lehrt, daß es den Fürsten gefährlich ist, zwei ganz entgegengesetzte Wege einzuschlagen." Pius antwortete: er habe sich von dem Gegentheil überzeugt, die Sache Gott empfohlen; heute würde er das Statut nicht mehr geben, es eher in Stücke schneiden. Rosmini berührte die Schwierigkeit, der Kirche die weltliche Herrschaft zu erhalten, wenn der Kirchenstaat allein inmitten der übrigen constitutionellen Staaten bei einem absoluten Regiment verharre. Wenn eine Sache, replicirte der Papst, in sich schlecht sei, so dürfe sie unter keinerlei Bedingung geschehen, folge daraus was wolle. Die Constitution sei aber mit der Regierung der Kirche unvereinbar, die Freiheit der Presse, der Association u. s. f. etwas an sich Schlechtes. Don Antonio bemerkte, die Ausschreitungen der Presse ließen sich mit Repressivmaßregeln gesetzlich bekämpfen; ehe man, vor dreihundert Jahren, die Censur eingeführt, habe die Freiheit zu schreiben bestanden, und doch habe die Kirche zu jeder Zeit schlechte Bücher und falsche Lehren bekämpft, ebensogut wie andere schlechte Handlungen. Rosmini erzählte dann, daß ihm in Neapel der Cardinal Mai mitgetheilt, der Papst habe ihm eine Prüfung der sämmtlichen Werke Rosmini's aufgetragen, welches Geschäft der gelehrte Vorstand der päpstlichen Bibliothek aber abgelehnt habe. Der Papst war mit dieser Weigerung Mai's nicht zufrieden, lobte aber Rosmini, daß er in der zweiten, zu Neapel gedruckten Auflage der „Lettere sulle elezioni vescovili" sich gegen die Annahme ausgesprochen, als fordere er die Einführung der Volkssprache im Cultus. Die Theilnahme des Volkes an den Bischofswahlen könne in ruhigen Zeiten erlaubt werden, nicht aber in solchen, welche von den

Demagogen unterwühlt seien, womit sich Rosmini ganz einverstanden erklärte. Er ging in der Ueberzeugung fort, daß der Papst, welcher ihm gesagt hatte: ein Passus seiner Schriften müsse den andern erklären, nicht mehr an eine abermalige Prüfung seiner Werke denke. Rosmini irrte sich, wie er überhaupt an die völlige Aenderung der Dinge noch nicht glauben mochte. Denn drei Tage vorher, am 6. Juni, hatte Pius die Verurtheilung der „Cinque Piaghe“ und der „Costituzione“ vollzogen. Auch in der Audienz des folgenden Tages war nicht die Rede davon. Am 11. Juni erhielt unser Philosoph mehrmaligen Besuch der Polizei, welche seinen Paß forderte und diesen wegen mangelnder Visa der neapolitanischen Behörden nicht in Ordnung fand. Nachts um 11 Uhr nöthigte ein anderer Polizeicommissar in Begleitung mehrerer Carabinieri ihn, aufzustehen, und jetzt wurde ihm eröffnet, daß er auf Befehl des Commandanten am andern Morgen, ohne den Papst gesehen zu haben, nach Neapel abzureisen habe: man werde ihn, wenn er nicht wolle, mit Gewalt fortbringen. Rosmini erwiderte, als zum Gefolge Sr. Heiligkeit gehörend, werde er ohne deren Befehl nicht reisen; man möge ihm Zeit lassen, den Willen des Papstes zu hören. Diese seltsame Behandlung, welche einer der Polizisten selbst als eine Intrigue Antonelli's bezeichnete, ließ Rosmini nicht schlafen. Am andern Morgen begab er sich in den Palast, wo ihn einer der Domestiken anherrschte: es sei heute morgen Ordre gegeben, Niemanden in die Vorzimmer einzulassen. Er verlangte, Antonelli zu sprechen. Der Cardinal, hieß es, sei beschäftigt; er verlangte nach dem einen oder andern Monsignore; es sei Niemand da. Rosmini klagte laut, daß einem Sohne verwehrt werde, seines Vaters Segen zu erbitten. In dem Augenblicke sah Antonelli zur Thüre hinaus; er wollte sich rasch zurückziehen, doch zwang ihn Rosmini, ihm Rede zu stehen. Der Cardinal behauptete, von all' dem Vorgefallenen nichts zu wissen. Rosmini erwiderte, er gehe sehr gerne von Gaëta fort, wohin er überhaupt nur gekommen sei, weil der Papst ihn durch Antonelli selbst am 17. November

dazu aufgefordert habe. Aber er müsse Se. Heiligkeit vorher sehen und um dessen Segen bitten. Der Cardinal wollte ihn indessen nicht einführen und wies ihn an die Monsignori, wohl wissend, daß keine da waren, worauf ihm Rosmini erklärte, ihn von Gaëta wegzutreiben, ohne daß er den Papst gesehen, betrachte er als eine schwere Injurie. Nunmehr erklärte sich Antonelli bereit, ihn anzumelden, ging zum Papst hinein, berieth sich dort eine halbe Stunde mit dem Commandanten Yongh und führte Rosmini endlich ein. Pius erklärte ihm, er habe eben erst von dem Vorgefallenen gehört und den Commandanten ersucht, ihm alle Muße zur Abreise zu lassen. Rosmini setzte dem Papste auseinander, welchen Quälereien der Polizei und welcher Behandlung Seitens des Hofes er ausgesetzt war. Pius erwiderte wörtlich: „man fürchtet eben, daß Sie mich beeinflussen." Ein oder zwei Tage später hatte Rosmini wieder eine Audienz beim Papste. Er fand im Vorzimmer den Commandanten Yongh, welcher ihm bestätigte, daß die Affaire des Passes nur ein Vorwand gewesen, die wahren Gründe für die Expulsion aus Gaëta ihm seinerseits nicht mitgetheilt werden könnten. Rosmini beklagte sich bei Pius IX., daß man ihm gegenüber die Motive einer so ungerechten Behandlung geheim halte, worauf ihm der Papst antwortete: „ach, wenn Sie wüßten, was man für Anekdoten über Sie erzählt hat; aber ich will davon schweigen, damit die Gerüchte nicht weiter verbreitet werden." Rosmini bezog das auf seine Stellung zur neapolitanischen Regierung; er hätte sich erinnern sollen, daß, wie ihm schon in Neapel gemeldet wurde, Msgr. Stella im Vorzimmer des Papstes ihn einen abgefeimten Heuchler, einen Communisten, eine wahre Wunde der Kirche genannt, und behauptet hatte, in seinen Schriften finde sich nicht ein einziges Mal der Name Jesu Christi. Schließlich bat Rosmini, der Papst möge ihm angeben, wohin er sich zurückziehen solle; er habe die Absicht, nach Stresa zu gehen. Pius war damit nicht einverstanden und rieth ihm, in Florenz abzuwarten, bis sich der Haß seiner Gegner gelegt

habe. Am 15. oder 16. Juni ließ Rosmini dem Papste eine Denkschrift überreichen, welche er zu seiner Rechtfertigung oder vielmehr im Interesse seines Instituts geschrieben, und in welcher er hervorhob: 1) daß er das Princip der Volksherrschaft nie vertheidigt, sondern es stets als unvernünftig und unmoralisch bezeichnet; 2) daß er jeglicher Art von Revolution stets entgegen gewesen; 3) daß er das System der absoluten Gewalt durchaus nicht mit dem Despotismus identificirt, sondern zugegeben habe, daß eine väterliche absolute Macht unter Umständen gut und opportun sein könne; 4) daß er die Monarchie stets als die beste Regierungsform betrachtet; 5) die französische Revolution allzeit bekämpft; 6) die Aristokratie als zweites Element der Monarchie in Schutz genommen; 7) die Gerechtigkeit durchaus als nothwendigste Grundlage jedes Staatswesens angesehen; 8) sich gegen die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen; 9) das constitutionelle System nicht für opportun erklärt, wenn die Völker noch dafür unreif: seien sie gereift, so erwache in ihnen das Verlangen danach, und dann erst sei es opportun; 10) er sei nie für die dem französischen Muster nachgebildeten Constitutionen, auch nicht für die von den italienischen Fürsten gegebenen eingenommen gewesen. Es sei demnach nicht anzunehmen, daß die neapolitanische Polizei in seinen politischen Ansichten einen Grund zu seiner Austreibung habe sehen können. Der zweite gegen ihn vorgebrachte Verdachtsgrund sei ebenso hinfällig; nie habe er in Neapel mit verdächtigen Personen verkehrt. Wenn Menschen, die er nicht gekannt, zu ihm gekommen, so habe er sie, wie alle anderen, in christlicher Liebe und Höflichkeit aufgenommen und ihren Bitten oder Anliegen zu entsprechen gesucht, sie aber, mit Ausnahme weniger Geistlichen, nicht wiedergesehen. Mit all' dem sei das gegen ihn beliebte Verfahren und die unwürdige Behandlung seiner Person im päpstlichen Palaste nicht gerechtfertigt. Er habe das Sr. Heiligkeit sagen müssen, um dem Worte der Schrift zu entsprechen, curam habe de bono nomine. Dem hl. Vater sei er per infamiam et per bonam famam ergeben

bis in den Tod. Am 18. erhielt darauf Rosmini als Antwort ein Billet des Msgr. Stella, in welchem es heißt: daß Se. Heiligkeit Rosmini ermächtige, Gaëta zu verlassen, seinen Wohnort nach Belieben zu wählen; wohin er gehe, begleite ihn der hl. Vater mit seiner väterlichen Liebe, den Herrn bittend, daß er ihm nach so vielen hohen Gaben auch die Gnade gewähre, alles Das zu erkennen, was in seinen Schriften dem göttlichen Geber dieser Gaben selbst mißfallen könne. Zum Schlusse wird ihm der apostolische Segen gespendet. Rosmini erwiderte, daß er sich zunächst nach Capua wende, dem hl. Vater für seine gnädigen Intentionen danke, ebenso bete, daß der Herr ihn erleuchte; er fügt hinzu, daß er im Voraus mit Freuden jede Entscheidung der hl. römischen Kirche annehme, indem er deren Lehren, nicht seine Meinungen, zu vertheidigen suche. Er bedauert dann, daß ihm nicht mehr gegönnt sei, dem hl. Vater persönlich aufzuwarten und empfiehlt sich dem Gebete Msgr. Stella's, der ihn einst seinen Bruder in Christo genannt, was er, soviel an ihm liege, ihm stets bleibe.

Am 19. Juni reiste Rosmini nach Capua ab, von wo die Hitze ihn bewog nach Caserta zu gehen. Hier, wo er bei den Capucinern wohnte, forderte ihn die neapolitanische Polizei wieder auf, das Königreich innerhalb acht Tagen zu verlassen. Diese Ausweisung wurde bekannt und erschreckte die guten Liguorianer so, daß sie Rosmini, den sie zu Tisch geladen, unter einem Vorwand baten, fortzubleiben. Bereit, abzureisen, ließ er seine Päße visiren, doch hatte nach vier Tagen die Polizei die Gnade, ihm das Verbleiben in der Provinz zu gestatten, falls er es vorzöge. Am 15. Juli verließ er Caserta und gelangte am 22. nach Albano, nachdem er einen zweitägigen Besuch auf Monte Cassino gemacht und dort vortreffliche Aufnahme gefunden hatte, ebenso wie in Albano bei dem Cardinal Tosti, welcher ihm von langer Zeit her befreundet war, und nun in den stärksten Ausdrücken die Jenem widerfahrene Behandlung tadelte. Wohl wäre dem schwergeprüften

Manne zu gönnen gewesen, daß er hier einige Ruhe und Freude wiedergefunden hätte. Aber bald nach seiner Ankunft, am 13. August 1849, wurde ihm durch den Dominicaner Boëri im Auftrage des Maestro del Sacro Palazzo Apostolico, P. Buttaoni, mitgetheilt, daß die in Neapel versammelte Congregation des Index einstimmig und unter Zustimmung des hl. Vaters, seine beiden Werke, die „Cinque Piaghe“ und die „Costituzione secondo la Giustizia sociale“, verboten habe. Rosmini nahm den lange erwarteten Schlag ruhig und ergeben auf. Er schrieb sofort an den P. Buttaoni, daß er der gegen ihn ergangenen Sentenz als gehorsamer Sohn des hl. Stuhles sich vollkommen — puramente, semplicemente e in ogni miglior modo possibile — unterwerfe, wofür ihn der Maestro del Sacro Palazzo durch Schreiben vom 20. August lebhaft beglückwünschte. Wenn Rosmini die Verurtheilung seiner zwei politischen Schriften aufs Tiefste schmerzte, so war es wesentlich im Hinblicke auf sein Institut, welchem dies Vorkommniß nur schaden konnte. Er bemühte sich daher, den Geist der Seinigen aufrecht zu erhalten, und zu trösten. Er that dies in mehreren Schreiben[1]), so in dem schönen Brief an Molinari, wo er die Hoffnung ausspricht, bald wieder in seinem lieben Nest (al caro nido) von Stresa zu sein[2]); so noch eingehender in dem Briefe an den Vetter Leonardo Rosmini, wo es heißt: „es ist mir ein Trost, zu wissen, daß die Verurtheilung nicht auf Grund irgend welcher, in den beiden Schriften etwa enthaltenen theologischen Irrthümer geschehen ist, sondern weil dieselben bei der gegenwärtigen politischen Lage inopportun erscheinen. Namentlich ist der Abschnitt über die Bischofswahlen einigen Mächten unangenehm. Ich glaube zwar, Dinge gesagt zu haben, die ebenso der Kirche wie den Staaten nützlich sind, und die geeignet wären, die Leidenschaften der Völker zu dämpfen

[1]) Paoli, Della vita di A. R., I, 431.

[2]) Epistolario, Lett. 481, 484.

und ihr Augenmerk den religiösen Fragen zuzuwenden. Indessen unterwarf ich mich dem Decret blindlings, wie es meine Pflicht war.“ Auch an Pagani, den Provincial in England, schrieb er, daß ihm keinerlei Motive der Censur mitgetheilt seien, sondern nur politische Gründe dieselbe bedingt haben dürften — una prudente economia, wie er sich ausdrückt. „Uebrigens,“ fügt er hinzu, „wäre es nicht das erste Mal, daß bei erneuter Prüfung diese Schriften aus dem Index der verbotenen Bücher wieder entfernt würden, wie dies nach der vom Cardinal Gerdil vorgebrachten Vertheidigung mit Malebranche geschah, ebenso mit den Werken, welche die Bewegung der Erde lehrten[1]). Was das Cardinalat angeht, welches der Papst mich anzunehmen genöthigt, so glaube ich, daß es mit dem Verbot der beiden Schriftchen nun damit aus ist. Ich bin froh, die Last dieser Ehre los zu sein, nur empfinde ich den mir zugefügten Schimpf. Aber auch den ertrage ich, im Gedanken, daß Jesus Christus noch Schwereres trug, und weil er am besten weiß, in welchem Grade von Ehren wir ihm am besten dienen. Unser Mitbruder, D. Luigi Gentili, war ein Prophet, als er, von der mir vom Papste zugedachten Ehre hörend, mich an den Purpurmantel erinnerte, welcher die Schultern Christi bedeckte[2])“. „Die Welt,“ schreibt er weiter an Frau von Könneritz in Dresden, „nennt das eine „Ungnade“ (disgrazia): ich bin nie so heiter als diesmal nach Rom zurückgekehrt. Ich handelte nach meinem Gewissen; der Herr hat mich belohnt, indem er mich der drohenden Gefahr und einer schweren Verantwortlichkeit entzog, welche meiner Seele Schaden bringen konnte[3]).“

Manche fanden, sei es in der Presse, sei es in Zuschriften (so Gustavo di Cavour)[4]), Rosmini's Unterwerfung sei ein Akt heroischer Tugend und Selbstüberwindung. „Die Welt be-

---

[1]) Paoli, Della vita di A. R., I, 435.

[2]) Epistolario, Lettera 484, 25. September 1849.

[3]) Epistolario, Lettera 485, 15. October 1849.

[4]) Della Missione p. 399. Vergl. S. 406 ff.

wundert Sie als Katholiken," schreibt der Bischof von Montalcino, „und wird Sie in Ihren neuen Schriften zur Vertheidigung unserer heiligen Religion um so mehr bewundern[1])." Der „Conciliatore Torinese" nannte ihn einen neuen Fénelon[2]). Die nicht katholischen Blätter beschuldigten ihn der Feigheit und knechtischen Unterwerfung, oder tadelten heftig die Curie wegen dieser Censur. Rosmini sah sich in Folge dessen veranlaßt, in der „Armonia" lebhaft gegen diese Angriffe auf den hl. Stuhl zu protestiren, und zu erklären, daß seine Unterwerfung eine ganz aufrichtige, innerliche und freiwillige sei[3]).

Wie wenig Rosmini bei all' dem die Seelenruhe verlor, zeigt der Brief an den Grafen Torricelli in Neapel, welcher seiner Situation eine scherzhafte Seite abzugewinnen weiß[4]), dann aber auch die erstaunliche literarische Thätigkeit, welche er, mitten in diesem Ungemach, entfaltete. In die Zeit des Aufenthalts in Albano fällt nicht nur die Ausarbeitung der oben besprochenen Gegenschrift gegen Theiner; in Neapel hatte er einen zehn Jahre vorher in Stresa begonnenen tiefsinnigen Commentar zu dem Eingangskapitel des Evangeliums Johannis fortzusetzen begonnen und damit auf der Rückreise, wie die Eintragungen des Manuscripts aus Caserta, Montecassino u. s. f. beweisen, fortgefahren. Es ist ein schönes Vorrecht des echten und großen Denkers, daß, was auch die Außenwelt an Widrigem bieten mag, das innere Heiligthum, der Gleichmuth des Gelehrten nicht berührt und in seinen Zirkeln gestört wird.

Zugleich mit Rosmini's beiden Schriften waren Ventura's

---

[1]) Della Missione p. 404.

[2]) Ebenda S. 410.

[3]) Ebenda S. 414.

[4]) Ebenda S. 163: nuperrime litteris tuis lubentissime responderem, nisi illam mulierem vaferrimam mihique vehementer iratam, cui ab urbanitate, si vocabulum graece legas, nomen est, pertimescerem. Asellorum enim in morem illa mihi calcem misit, quem et ego remisi, ut potui. De cetero aequum servemus animum. Vale.

Predigt auf die bei der Wiener Revolution Gefallenen, und Gioberti's „Gesuita moderno" verurtheilt worden. Der Erstere unterwarf sich laudabiliter; Gioberti antwortete einem höhern Geistlichen, der ihn zu Gleichem aufgefordert hatte: er ziehe ein laudabiliter obmutuit vor. Am 14. Januar 1852 verbot die Indexcongregation seine sämmtlichen Schriften in jeglicher Sprache, eine Folge des scharfen Angriffes auf die weltliche Herrschaft des Papstes, welche das 1851 erschienene „Rinnovamento d'Italia" gebracht hatte. Gioberti, welcher bekanntlich am 21. Februar 1849 die Präsidentschaft des Ministeriums niedergelegt (weniger bekannt ist, daß er wesentlich den geheimen Umtrieben Mazzini's zum Opfer fiel), hatte sich, anfangs mit einem diplomatischen Auftrag, dann als einfacher Privatmann nach Paris zurückgezogen; hier arbeitete er an seinem „Rinnovamento" und an der „Protologia", die nebst anderen Schriften später von Massari herausgegeben wurde. Er lebte hier gänzlich zurückgezogen in einer bescheidenen Miethwohnung der Rue de Parme, so arm, daß, wie sein Freund, der vor zwei Jahren verstorbene Craven, mir einmal mittheilte, ihm selbst die Mittel zur Anschaffung eines Bücherbrettes fehlten. Die Pension, welche ihm die sardinische Regierung angeboten, hatte er stolz verschmäht. Als Rosmini vernahm, in welch' dürftiger Lage sich sein alter Gegner befand, rächte er sich an ihm, indem er einige Freunde bat, mit ihm zusammenzutreten, um Gioberti ein würdiges Auskommen zu sichern[1]). Am 26. October 1852 gab man Herrn Craven, den die Hausleute im Verkehr mit Gioberti wußten, früh Morgens die Nachricht, der „italienische Herr" sei des Nachts gestorben. Craven begab sich mit dem italienischen Gesandten (und irre ich nicht, begleitet von Emmanuele d'Azeglio) in die Rue de Parme, wo sie den Todten auf seinem Bette knieend fanden: das rechte Auge verrieth den Eintritt eines

---

[1]) Paoli, Della vita di A. R., II, 185. Barone, Discorso funebre di A. R.

Hirnschlages. Auf dem Bette lagen die „Nachfolge Christi" und Manzoni's „Promessi sposi". Am 27. fanden die Exequien in S. Louis d'Antin statt, wo Gioberti täglich der heiligen Messe beigewohnt hatte; am 18. November langten die irdischen Reste des Verfassers des „Primato" in Turin an, wo am 23. in S. Pietro in Vincoli eine großartige Leichenfeier stattfand. Auch Rosmini brachte für den alten Gegner das heilige Opfer dar[1]). Das war das Ende des Mannes, der Italien so lange mit dem Ruhme seines Namens erfüllt hatte. Eine große, gewaltig angelegte Seele, in der aber nicht, wie Charles de Rémusat einmal sich äußerte, das Urtheil über den Enthusiasmus überwog; in welcher vielmehr die Ruhe und Besonnenheit nur zu oft von ungezügelter leidenschaftlicher Gluth dahingerissen wurde, eine Seele, der die priesterliche Milde und Ergebung nur zu oft fehlten. Der Politiker, ja der Parteimann überwog weithin den Priester, dem die politische Agitation niemals wohl ansteht. Wie ganz anders erscheint Antonio Rosmini in seiner Verklärung durch ein Unglück, das demjenigen Gioberti's ja vielfach glich: in seiner stillen Ergebung in die Pläne der Vorsehung, in seinem großen und würdevollen Schweigen. Gar mancher meiner Leser mag Gioberti's Verhalten gegenüber dem hl. Stuhl demjenigen Rosmini's vorziehen. Ich kann es nicht. Rosmini hat keine Wahrheit verrathen, indem er das Decret der Congregation des Index so, wie es einem Katholiken geziemt, in Demuth und Ergebung annahm. Er wußte, daß derartige Decrete durchaus nicht immer einen dogmatischen Irrthum ahnden, sondern oft rein disciplinarer Natur sind und der an höchster kirchlicher Stelle für momentan unangezeigt oder unzeitgemäß erachteten Einwirkung einer Schrift auf die öffentliche Meinung entgegenzutreten beabsichtigen. Der Priester, indem er sich einer solchen Entscheidung unterwirft, thut nichts Anderes,

---

[1]) Vergl. Massari, Ric. biogr. di Gioberti, Torino 1862. III, 612 ff. (Op. ined. X).

als der Offizier, welcher sein Privaturtheil demjenigen seines Chefs im Felde unterordnet. Man kann es auf das Tiefste und Schmerzlichste empfinden, daß eine so erlauchte und ideale geistige Persönlichkeit, wie Antonio Rosmini, sich in Neapel und Gaëta den Roheiten und den Beschimpfungen von Männern ausgesetzt sah, die nicht werth waren, ihm die Schuhriemen aufzulösen; man kann blutenden Herzens nachfühlen, was in der Seele dieses von den heiligsten und tiefsten Ueberzeugungen geleiteten Mannes vorging, wenn er Menschen über sich und seinen Einfluß triumphiren sah, die nie etwas von Dem besaßen, was man religiöse, politische oder ethische Grundsätze zu nennen pflegt: man braucht aber trotzdem, so wenig wie er selbst, die gegen ihn ergangene Entscheidung anzugreifen oder sie zum Anlaß einer Schmähung gegen das Andenken Pius IX. zu nehmen. Ich kann diesen Punkt nicht berühren, ohne einige Worte zu Gunsten dieses schwergeprüften und vielfach so hart beurtheilten Papstes hinzuzufügen. Gioberti selbst, der, nachdem er Pius IX. 1847 und 1848 so überschwänglich gepriesen, ihn in dem „Rinnovamento“ so erbarmungslos angegriffen, muß zugeben, daß die Wendung in des Papstes Politik und also auch in seinem Verhältniß zu Männern, wie Rosmini, Ventura, ihm selbst, nicht der Ausfluß einer Falschheit des Charakters war. „Seine unselige Umkehr,“ meinte er, „ging aus derselben Herzensgüte hervor, welche ihm sein früheres Vorgehen eingegeben hatte. Sie hatte ihn dazu geführt, als Fürst sich der Sache des Vaterlandes anzuschließen, sie bewog ihn als Papst dieselbe Sache zu verlassen, sobald seine Feinde ihn überzeugt hatten, daß Italiens Erlösung die Interessen der Religion verletzte“[1]). Ich gehe aber viel weiter. Die furchtbaren Scenen, deren Zeuge Pius gewesen, die Enttäuschung und der Undank, mit dem ihn ein Volk zu lohnen schien, für das er so viel ge-

[1]) Gioberti, Il Rinnovamento, p. 625. Vergl. Carteggio, Bd. III, S. 509 ff.

than und das ihm nun damit vergalt, daß es sich der Verführung der schlechtesten Demagogie dahingab, hatten in der Seele des unglücklichen Papstes eine ganz ähnliche Wirkung geübt, wie die Erlebnisse des 18. März in derjenigen Friedrich Wilhelm's IV. Dem edeln und unvergeßlichen König in mancher Seite seines Temperaments vergleichbar, hat er nach den Bitterkeiten der Revolutionsjahre in der Herstellung der unbeschränkten Gewalt die einzige Rettung des Staatswesens wie das einzige Mittel zu finden geglaubt, dem Eindringen revolutionärer Ideen in die Kirche selbst zu steuern. Wie Friedrich Wilhelm IV. nach den Märztagen das königliche Schloß in Berlin nie mehr bewohnt hat, so hat auch Pius seinen alten Palast nie mehr bezogen und später den Vatican zur Wohnung gewählt: beiden ist das Vertrauen zu ihrem Volke nie mehr wiedergekehrt. Wir haben hervorgehoben, daß in den beiden censurirten Schriften Rosmini's Dinge enthalten sind, die einer Mißdeutung sehr fähig waren, Vorschläge, deren Durchführung sich die gewichtigsten Bedenken entgegenstellten. In dem Augenblicke, wo die Curie sich entschloß, die Anlehnung an Oesterreich zu suchen, mußte die Verurtheilung der „Cinque Piaghe“ und der „Costituzione“ als ein Mittel erscheinen, den Zorn des Wiener Cabinets zu mildern; vielleicht war sie von dieser Seite Antonelli auferlegt und angerathen. Auch der unter Rosmini's maßgebendem Einfluß hergestellte Entwurf einer Conföderation der italienischen Staaten hatte ein Bedenken schwerster Art, auf welches Rossi angespielt, wo er von der durch jene Verfassung herbeigeführten Erniedrigung der Fürsten zu Präfecten sprach. Indem der Entwurf der in Rom versammelten, aus den einzelstaatlichen Kammern gewählten Vertretung das Recht zusprach, über Krieg und Frieden zu entscheiden, entrang er allerdings den verbündeten Fürsten ein der Souveränetät inhärirendes Kronrecht. Wir sehen die gegenwärtige Bundesverfassung des Deutschen Reiches mit seinem Bundesrath und seinem Reichstag durchaus nicht als das letzte Wort in unserer nationalen Entwickelung

an; aber immerhin ist dies Werk unseres großen Kanzlers ein namhafter Fortschritt gegen den Rosmini'schen Entwurf von 1848. Die Kritik, welcher das parlamentarische System heute schon so vielfach, selbst bei entschieden liberalen Politikern, begegnet, die Enttäuschung, welche dasselbe nach so kurzer Herrschaft hervorgerufen, sollte uns warnen, zu scharf darüber zu urtheilen, wenn Pius IX. sich unter den Eindrücken des Jahres 1848 ihm völlig abwandte und es zugab, daß der Einfluß Rosmini's, als des beträchtlichsten Vertreters des Constitutionalismus, in der italienischen Kirche systematisch gebrochen werde. Daß der Bedientensinn untergeordneter Stellen den Wechsel der politischen Auffassung bei dem Souverän rasch in Mißhandlungen übersetzte, war gewiß nicht nach dem Sinne des Papstes. Aber wer sich der Ungnade des Herrn erfreut, darf um die Fußtritte der Knechte nicht besorgt sein.

Rosmini nahm in Rom ein bescheidenes Gefährte, das er mit zwei seiner ihm gebliebenen und durch seinen treuen dienenden Bruder, Antonio Carli, vom General Oudinot wieder erlangten Pferde — dem Rest seiner cardinalicischen Herrlichkeit — bespannte. In Florenz sah er den Maler Udine von Rovereto und den Professor Sandona von Villa Lagarina. Sonst enthielt er sich aller Besuche: nur konnte er es nicht über sich bringen, an S. Marco und den Schöpfungen Fiesole's vorüberzugehen. Der P. Marchese, bekannt durch seine verdienstvolle Schrift über die Künstler dieses berühmten Klosters, war sein Führer bei Besichtigung der damals dem Publicum noch nicht wie jetzt allgemein zugänglichen Gemälde: er staunte, wie er 1864 es Paoli selbst erzählte, über Rosmini's tiefes Verständniß und sein feines ästhetisches Empfinden. Auf der Weiterreise verweilte unser Exilirter auch einen Tag in Mazzarosa im Lucchesischen, der Villa des Senators Gaetano Giorgini, wo noch dessen Vater, Nicolao, der frühere Minister in Lucca, lebte, und wo er auch Manzoni's Tochter Vittoria, die Gattin des Professors G. B. Giorgini, fand. Mit dem Senator hatte

er früher in Angelegenheiten der Conföderation in Briefwechsel gestanden. Am 2. November 1849 langte er in Lesa am Lago Maggiore an, wo er Alessandro Manzoni, seinen theuersten Freund, nach so langer Trennung wieder begrüßen durfte; am selben Abend noch traf er in Stresa, dem „caro nido“, ein, wo ihn die Umarmungen der Seinigen für die Unbill der Zeiten und der Menschen entschädigten.

X.

Ist Jemand unter denen, welchen diese Blätter zugeweht werden, der, auf der Höhe des Lebens angekommen, in der Fülle der Manneskraft, im vollsten Besitze seiner geistigen Macht, seine Zukunft vor sich liegen sieht, — zerbrochen, hoffnungslos, nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Härte des Schicksals, das uns zuweilen in eine Zeit hineinwirft, die uns nicht versteht? Ist Jemand unter meinen Lesern, der von seiner geistigen Höhe herabsieht auf solch' ein Feld von Ruinen, das vor seinem Blicke sich aufthut und daß die Sonne eines stürmischen Tages in ihrem Sterben milde bescheint: ich glaube, der ist im Stande zu fühlen, was ein Mann, wie Rosmini empfand, als er von der neuen Terrasse des Collegio in Stresa den Blick zum ersten Mal wieder über den wundervollen See gleiten ließ und der Hoffnungen und Pläne gedachte, mit denen er sich zum Besten der Kirche und Italiens trug, als er, ein Jahr zuvor, dies Paradies mit dem glatten Boden der Diplomatie und der römischen Hofluft vertauschte. Es ist für den müden Pilger nicht leicht, unter solchen Umständen die Reise von Tag zu Tag fortzusetzen. Sein Trost kann nur sein, daß der „große Tag des Herrn nahe, sehr nahe ist und eilig heranzieht“ (Sophon. 1, 14). Der Christ, welcher in solcher Lage ist, weiß seinen Vortheil daraus zu ziehen. Er hat abgeschlossen mit dieser Welt, er lebt in ihr, und mit ihr ein Todter mitten unter den Lebenden. Die Freuden dieses Lebens, die Rosen, die ihm etwa noch blühen, vermögen ihn nicht mehr zu täuschen über die Vergänglichkeit alles Irdischen; die Dornen, so

ihn verwunden, das Weh, das ihm noch zustößt, ist nach all' dem Erfahrenen zu geringfügig, um ihn aus seiner Ruhe zu werfen; eine milde, nur dem Jenseitigen noch zugekehrte Stimmung hat in seinem Herzen Platz gegriffen, er hat die Kunst des Erbarmens gelernt und übt sie lächelnd gegenüber all' den Thorheiten und Verirrungen der Menschen.

Ich denke mir, so stand es auch um Don Antonio. Vorüber war jede Hoffnung, seine Ideale verwirklicht zu sehen. Ihm war nichts geblieben, als seine Freiheit und sein treuer Gott. In weiter Ferne mochte er den Sieg seines Gedankens sehen, aber er sah ihn nur, wie Moses, dem wohl der Blick ins gelobte Land, aber nicht der Besitz desselben gegönnt war.

Von dem Cardinalat war keine Rede mehr. Castracane hatte, wie wir gesehen, den Freund von den Schwierigkeiten, die sich seiner Erhebung entgegengesetzt, benachrichtigt. Ein inniger Wunsch einiger seiner treuesten Anhänger war somit in Erfüllung gegangen. Denn wenn ein Theil seiner Genossen die an sie gerichtete Frage, ob er die Würde annehmen solle, bejaht, so waren Andere doch entgegengesetzter Meinung, und Don Antonio's treuer Carli ging sogar bis zum Papst selber, um die Freiheit seines Meisters zu erbitten[1]). Sie wurde ihm nicht damals, aber nunmehr gewährt, obgleich Pius selbst in der letzten Audienz in Gaëta Rosmini versichert hatte, er werde in Bezug auf seine Person mit den Intentionen nach Rom zurückkehren, die er früher gehabt. Von dieser Ehre befreit zu sein, konnte für Rosmini trotz der damit verbundenen Schädigung seines Ansehens in gewissen Kreisen nur ein Gewinn sein. Es war ein weiterer Gewinn, daß eine Reihe tüchtiger Männer dem Institut jetzt beitrat, wie denn die Vorsehung uns bei schweren Prüfungen in unserer äußeren Thätigkeit zuweilen durch um so reicheres Glück

[1]) Die Cardinalskleider Rosmini's sieht man jetzt noch in dem die Gegenstände seines Sterbezimmers bewahrenden Gemach zu Stresa. Sie sind noch ganz unversehrt, nicht wie einer seiner Feinde gewünscht hat, von den Motten verzehrt.

drinnen im stillen Hause erquickt. Der treffliche Canonicus von Rovigo, Don Vincenzo de Vit, wurde jetzt Mitglied des Instituts und Rosmini's Assistent in seinen Studien, während er selbst die großen Arbeiten fortführte, welche der Neuausgabe von Forcellini's „Lexicon totius Latinitatis" und der Herstellung der uns bei unseren epigraphischen und archäologischen Studien so nützlichen, ja unentbehrlichen „Onomasticon" dienten und zugleich sich mit einem historisch-antiquarischen Werke über den Lago Maggiore beschäftigte. Der Turiner Canonicus Lorenzo Gastaldi, später Erzbischof von Turin, der Propst von St. Satiro in Mailand, D. Carlo Caccia, der Canonicus von Saluzzo, D. Gioacchino Cappa, den das Institut als seinen vierten Generaloberen zählen sollte, ein Edelmann aus Pernambuco, D. Francesco Ayres-Cardozzo, der als Bischof dieser Stadt starb, waren die namhaftesten Kräfte, welche die Gesellschaft in jener Zeit gewann. Auch die rasche Ausbreitung der Schwestern della Provindenza, für welche sich besonders der Bischof von Biella, Msgr. Losanna, bemühte, sowie die Zunahme des Collegio degli Educatori elementari mußte ihm ein Trost sein, während die Anfeindungen, welche ihm zu Theil wurden, auch die Denunciation seiner sämmtlichen Werke bei der Indexcongregation ihn nicht im mindesten abhielten, weiter zu arbeiten und der Welt das Resultat seiner Forschung vorzulegen. Aeußerte er doch einmal, nach all' seinen Studien komme es ihm vor, als trete er eben erst aus der Kindheit, und wenn er hundert Jahre alt werden würde, so glaube er immer noch etwas Neues bringen zu können. Das allein hätte schon genügt, Don Antonio Denjenigen verhaßt zu machen, welche nie etwas denken, was nicht Hunderte und Tausende vor ihnen gedacht haben. In diesem letzten Abschnitt seines Lebens veröffentlichte Rosmini also die „Einleitung" zur Philosophie,[1]) gab eine neue Ueberarbeitung des „Saggio", der er die „Logik"

[1]) Introduzione alla Filosofia. Casale 1851.

hinzufügte[1]); er publicirte weiter den zweiten Band der „Psychologie", erweiterte die zu Lucca gedruckten „Lezioni filosofiche" („V. Gioberti e il Panteismo"), schrieb das Werk über „Aristoteles", in welchem er dessen Philosophie mit der platonischen vergleicht[2]), die Abhandlung „Del divino nella Natura", die A. Manzoni zugeeignet ist[3]), und überarbeitete die „Ontologia", den ersten Theil der posthumen „Teosofia", die bereits unter Gregor XVI. begonnene, aber in Folge des auferlegten „Silenzio" nicht veröffentlichte Schrift: „Il rationalismo che tenta d'insinuarsi nelle Scuole teologiche"[4]). Auch die Abhandlungen über die „Kategorien", die „Dialettica", die „Antropologia sopranaturale"[5]), sowie eine Reihe canonistischer und theologischer Aufsätze, welche in der „Armonia" erschienen, entstanden damals. Ein Werk, das bisher noch nicht erwähnt wurde, und jedenfalls zu seinen nützlichsten ascetischen Leistungen zählt, sind die „Conferenze", Reden über die Verpflichtungen des Priesterstandes, welche er bei geistlichen Exercitien abgehalten hatte[6]).

---

[1]) Auf dieser Revision beruht die neueste (6.) Ausgabe des „Saggio", in 3 Bd., Intra 1876—1877.

[2]) Aristotele esposto ed esaminato, Torino 1857.

[3]) Il Rationalismo che tenta d'insinuarsi nelle Scuole teologiche addito in vari recenti opuscoli anonimi. Prato e Torino 1882.

[4]) Abgedruckt Sapienza, Bd. VIII, S. 377; Bd. VII, S. 81, 161.

[5]) Antropologia sopranaturale, 3 voll. Casale 1884. Ihr war eine Antropologia in servizio della scienza morale, Milano 1838 vorausgegangen.

[6]) Die „Conferenze sui doveri ecclesiastici" erschienen Turin 1880 und wurden ins Deutsche übersetzt durch J. B. Hiendl, Regensburg 1883, mit einem einleitenden Vorwort des Eichstätter Regens und Domcapitulars Dr. Pruner — eines der strengsten theologischen Richtung angehörenden Theologen. Das Buch berührt sich vielfach mit dem schon früher erschienenen „Manuale dell' Esercitatore" und den kurzen „Exercitia quaedam spiritualia", welche im 2. Bande der „Prose ecclesiastiche" abgedruckt sind (Neap. Ausg. Vol. VII). In seinen „Exercitien" schließt sich Rosmini wesentlich an die „Exercitia spiritualia" des hl. Ignatius von Loyola an. Vielleicht erschrickt bei dieser Mittheilung mancher meiner Leser: ich bitte, wer sich daran stoßen sollte, Rosmini's „Conferenzen" in die Hände zu nehmen und sich aus ihnen ein Bild davon zu machen,

Noch viel andere Projecte gingen ihm durch den Kopf. Er schrieb meist stehend, mit großer Geschwindigkeit, wenn auch in eleganten und klaren Zügen, deren Charakter in seinen späteren Jahren eher schöner und deutlicher als schlechter wurde. Dabei corrigirte er in die Druckbogen noch sehr viel hinein, so daß, um den Widrigkeiten mit den Druckern zu entgehen, er sich zur Herstellung einer eigenen Druckerei entschloß, welche zu Ehren des großen Gelehrten des christlichen Alterthums, sich Gerolimiana nennen und mit deren Typis Rosminianis seine und seiner Freunde Werke zu Stresa gedruckt werden sollten. Von 1845 bis 1853 mußte er auf Erlaubniß zur Errichtung einer solchen Officin warten: sein Tod verhinderte schließlich das Zustandekommen des Planes.

Diese Jahre der Zurückgezogenheit in Stresa brachten unserem Philosophen manchen Besuch bedeutender Männer. Wir haben schon Lacordaire und Wiseman genannt. Zur Zahl dieser Fremden, welche am Lago Maggiore eintrafen, um Rosmini zu besuchen, zählten auch Bonnechose, der spätere Cardinal-Erzbischof von Rouen, Newman, der spätere Cardinal, Bigi, Propst von Bobbio, der Marchese Gustavo di Cavour, die Professoren Corte und Pestalozza, beide treue Anhänger der Rosminianischen Philosophie. Am häufigsten kam Manzoni, der im benachbarten Lesa, bei seinem Schwiegersohne, dem Grafen Stefano Stampa, sich zeitweilig aufhielt. Ein Felsvorsprung zwischen Stresa und Lesa, den Rosmini scherzweise „die Säulen des Hercules" nannte, bezeichnet die Stelle, wo der tägliche Spaziergang dann die Freunde zusammenzuführen pflegte. Unter den jungen Männern, welche hier erschienen, ist vorzüglich Ruggero Bonghi zu nennen, der später so viel genannte Publicist und Staatsmann, einer der besten Unterrichtsminister, welche das heutige Königreich Italien gehabt und bis 1895 der thätigste und einflußreichste

was in unseren, von der Welt oft so mißverstandenen „Exercitien" getrieben wird und was den Inhalt des gerade in den letzten Jahren so ungerecht und unverständig angeklagten Büchleins des hl. Ignatius bildet.

Schriftsteller der Halbinsel. Bonghi blieb an zwei Jahre in Stresa, um Rosmini's Philosophie zu studiren, und veröffentlichte nach des letzteren Hingang in seinem „Stresiane“ den Inhalt der mit dem Roveretaner geführten philosophischen Gespräche, wie sie des Nachmittags bald auf dem Spaziergang, bald im Garten unter dem Schatten einer Cypresse gehalten wurden. Auch den aus der Schweiz flüchtigen Jesuiten hat Rosmini freundliche Hospitalität erwiesen. Unter Anderen kam der bekannte Dogmatiker der Jesuiten, P. Perrone, einmal nach Stresa, um sich bei Rosmini zu entschuldigen, daß man unter seinem, Perrone's Namen, ein nicht von ihm herrührendes Pamphlet gegen seine „Philosophische Moral“ veröffentlicht habe. Rosmini antwortete, er verzeihe den Angriff, aber da derselbe öffentlich gewesen, müsse er auch auf einer öffentlichen Erklärung bestehen. Perrone hat diese nie gegeben. Interessanter war ein Besuch, den Rosmini im Herbste 1850 empfing. Ehe Camillo de Cavour sein Ministerium antrat, machte er, um sich von den Anstrengungen seines parlamentarischen Feldzuges zu erholen, eine Reise nach dem Lago Maggiore. „In Stresa“, so erzählt sein Biograph, „ward er mit herzlicher Gastfreundschaft von Rosmini empfangen, welcher durch gleiche philosophische Studien in enger Freundschaft mit dem Bruder Cavour's, dem Marchese Gustavo von Cavour, verbunden war. Im Hause Rosmini's lernte Cavour Manzoni kennen, welchen er liebte und verehrte, und welcher hinwiederum ihn als einen Mann betrachtete, welcher noch Großes zu vollführen bestimmt sei. „Dieses Männlein (so sagte der große Dichter mit seiner gewohnten Bonhomie zu seinem Freunde Johann Berchet [der damals in der Sommerfrische bei den Arconati in Pallanza weilte]), verspricht wohl viel!“ Den Inhalt des Gespräches zwischen Cavour und Manzoni bildete Italien und sein Geschick. Der Dichter sprach hierbei mit heiterster Zuversicht über die nationale Einheit. Rosmini schien durch ein gutmüthiges Lächeln zu Manzoni sagen zu wollen: lasset immerhin Euerer Phantasie freien Flug! Cavour hingegen

rieb sich vergnügt die Hände und rief ein um das andere Mal aus: „etwas werden wir schon durchsetzen (qualche cosa faremo)." Von den Fenstern des Palazzo Bolongaro auf dem sardinischen Seeufer schauten Rosmini und Cavour auf das entgegengesetzte Ufer hinüber. So klein die trennende Wasserstrecke war, welcher Contrast zwischen den politischen Systemen hüben und drüben! Dort die Occupation des Fremden, hier die Unabhängkeit: dort die Knechtschaft, hier die Freiheit! Dort schwarzgelb mit dem zweiköpfigen Adler, hier die Tricolore mit dem Kreuze von Savoyen; — eine Trennung, auferlegt von menschlicher Gewalt, widersprechend jedem Gesetze der Natur und des menschlichen Verkehrs. Heute schmiegen sich die Wellen des Verbanus auf beiden Seiten an Ufer, welche nicht mehr von einander gerissen sind. Der sehnlichste Wunsch, welchen die zwei Männer damals plaudernd gegenseitig austauschten, — er ist heute erhört"[1]).

Rosmini wohnte, wie hier erwähnt wird, damals nicht mehr in dem eine Viertelstunde über dem Städtchen gelegenen Collegio. Die Wittwe Anna Maria Bolongaro hatte ihre schöne, an der offensten Stelle des See's, an der Straße nach Baveno gelegene Villa Rosmini testamentarisch hinterlassen, um ihm und seinem Institute einen Beweis ihrer Verehrung zu geben. Von 1850 bis zu seinem Ende hat unser Roveretaner hier meistens gewohnt; bezeichnend ist, daß er auch hier sich als Wohn- und Schlafzimmer nicht die schönen nach dem See gehenden Gemächer, sondern einfachere Stuben nach hinten wählte, welche nur den Ausblick nach dem Garten und den Bergen gewähren. Nach seinem Tode verkaufte das Institut das Besitzthum an Ihre Königliche Hoheit die Herzogin von Genua, welcher es noch jetzt im Sommer als Residenz dient. Die Räume, in welchem Rosmini gewaltet und in denen er sein Leben in die Hände seines

---

[1]) Massari, Cavour. Uebersetzt von E. Bezold. Leipzig, 1874. S. 47 ff.

Schöpfers zurückgegeben, könnten keinen würdigeren Bewohner haben, als die edle, welterfahrene und fromme Tochter König Johann's von Sachsen, unseres berühmten Dantekenners. Rosmini's Sterbezimmer und das Oratorium, in welchem er täglich die hl. Messe las, sind da in gebührenden Ehren gehalten: aber auch dem Geiste des großen Todten wird in jenen geweihten Räumen von der erlauchten Besitzerin das treueste Andenken und aufrichtige Bewunderung gezollt.

In den Jahren, welche Rosmini hier noch zubrachte, fuhr er fort, wie früher zu leben, einfach und arm für sich, vornehm und gastfrei nach außen. Er sah gern Gäste, und war nicht so engherzig, um nicht auch Damen hier und da zu Tische bei sich zu sehen. „Persönlich war er immer heiter und gemessen," wie Pestalozza schreibt; seine Art sich zu geben, stets würdevoll und vornehm, seine Worte stets ernst und zugleich freundlich, seine Gedanken demüthig und zugleich erhaben, sein Affect hingebend und doch gemäßigt, die Gebärden reich und bewegt, aber stets verständig und bedacht; so war er ein Abbild des Erlösers, das Alle höchlich erbaute." Und so erscheint er in jenem schönen Bildnisse, welches der Maler Hayez für den Grafen Stampa malte und das der treffliche Stich Ceroni's vervielfältigt hat[1]). Wie einfach und kindlich die Seele des Philosophen bei all' dem

---

[1]) Das Original befindet sich gegenwärtig in Mailand, bei dem Grafen Stampa. Eine gute Copie sieht man im sog. Sterbezimmer Rosmini's in dem Collegio zu Stresa, eine andere im Palazzo Rosmini zu Rovereto. Der Ceroni'sche Stich ist käuflich in der Libreria Righi zu Rovereto (à 10 Fr., auf chinesischem Papier zu 20 Fr., avant la lettre zu 25 Fr.; in kleinem Format, wie er Paoli's 2. Bande und Lockhart's Life vorgesetzt ist, à 1 Mark). Ein anderes Porträt aus der Jugendzeit Rosmini's besitzt der Palazzo desselben in Rovereto. Ueber ein von Craffonara († 1837) in Rom 1829 gemaltes Bildniß s. Paoli, Bd. I, S. 129. Ebenda S. 448 ist ein von Carta in Rom gefertigtes Oelgemälde erwähnt, welches Rosmini als Cardinal darstellt und über dessen Verbleib nichts bekannt ist. Zwei unedirte ausgezeichnete Bildnisse Rosmini's und Manzoni's in Crayon, vermuthlich aus den vierziger Jahren, besitzt Msgr. Bernardi in Venedig.

war; wie zuweilen die Heiterkeit der Kinderseele mitten durch die ernsthaftesten und tiefsinnigsten Gespräche, namentlich auf den mit den Brüdern gemeinsam unternommenen Spaziergängen hervorbrach; wie die Schönheit der Natur, jene Wunder des See's immer und immer wieder seinen, allem Schönen geöffneten Sinn anzogen und entzückten, das muß man bei Paoli nachlesen, der in jenen Jahren Don Antonio's treuester Begleiter gewesen ist[1]).

Während dieser ganzen Zeit blieb Rosmini der Gegenstand unaufhörlicher Anfeindung und leidenschaftlicher Bekämpfung, eines Krieges, der, wie er wohl wußte, ebenso seinem Institute wie seiner Person galt. Es war klar, daß hier System obwaltete. Das Motto war gegeben: „venite opprimamus eum sapienter.“ Pius IX. hatte in einem Schreiben vom 13. März 1851 angekündigt, daß eine reifliche Prüfung aller Werke Rosmini's in Angriff genommen sei und bis dahin die Parteien das von Gregor XVI. anbefohlene Schweigen beobachten sollten. Konnte in Folge dessen P. Ballerini den dritten Theil seiner „Lettere“ gegen Rosmini nicht mehr drucken, so entschädigte er sich, indem er dieselben lithographiren ließ; eine neue Art, der kirchlichen Autorität Gehorsam zu leisten. Rosmini's Feinde suchten nun allerlei Märchen zu verbreiten. Die Congregation de' Regolari, so erzählte man, habe ihm die Leitung seines Instituts entzogen und einen fremden Commissar an seiner Stelle ernannt, und was Aehnliches erfunden wurde. Schön ist die Antwort, welche der Vielgeprüfte den Capucinern von Rovereto gab, als diese ihn in einem gemeinsamen Schreiben zu trösten suchten. „Was,“ schreibt er, „meinen Schmerz einigermaßen mäßigt, ist der Gedanke, daß meine Gegner, wenn sie mich noch so maßlos angreifen, doch gewissermaßen von dem Eifer für die Reinheit des Glaubens, dieses kostbarste aller Güter, bewogen werden.“ So lieferte er einen neuen Beleg zu dem alten: „qui tout comprend, tout pardonne“.

---

[1]) Paoli, Bd. I, S. 469 ff.

Von den etwa hundert Schriften Rosmini's waren achtzig der Congregation des Index zur Beurtheilung vorgelegt worden. Die Prüfung geschah durch etwa zwanzig der hervorragendsten Theologen des damaligen Rom und nahm vier Jahre in Anspruch. Aus den Voten der Consultoren, welche P. Paoli theilweise ausführlich abdruckt, sei nur Einiges hervorgehoben. Der Procurator des Augustinerordens, Caiazza, erklärt, Rosmini's Werke zielten in Allem darauf ab, „die Ideen und das sittliche Thun des Menschen auf Gott als sein höchstes Ziel hinzuweisen und das unfehlbare Lehramt der Kirche zu stützen: er begreife daher nicht, wie so vortreffliche Schriften der ungeheuerlichsten Irrthümer und der abscheulichsten Häresien bezichtigt werden konnten". Der Minorit P. Trullet bestätigt, nach Prüfung all' der gegen Rosmini vorgebrachten Anklagen habe er gefunden, daß das alte Dogma der Kirche von ihm vielfach unter neuen Gesichtspunkten gesehen, neue Ideen von ihm ausgesprochen worden seien: man bemerke in seinen Arbeiten einen wunderbaren Scharfsinn, außerordentliche Tiefe der Gedanken, eine staunenswerthe Geradheit des Herzens und Reinheit der Absichten; Irrthümer in Ansehung des Glaubens, gefährliche und verwerfliche Behauptungen habe er nirgend gefunden. Derselbe Consultor erinnert dann an die Lobeserhebungen, mit welchen Gregor XVI. Rosmini beehrte, und macht darauf aufmerksam, in welch' schwierige Lage die Autorität des hl. Stuhles gerathen müsse, wenn, was ein Papst gelobt, von dem andern verdammt würde. Der P. Gavino Secchi-Murro aus dem Servitenorden, welcher im Namen aller Consultoren in der Schlußsitzung vom 3. Juli 1854 das Wort zu führen hatte, äußert sich in seinem Hauptreferat dahin: die Consultoren hätten nach sorgfältiger Untersuchung einstimmig sich dahin ausgesprochen, die vorgelegten Werke enthielten nihil censura dignum — also nichts Tadelnswerthes. Sie hatten weiter beschlossen, es solle Angesichts der öffentlichen Denunciationen, welche gegen Rosmini gerichtet wurden, dies Decret publicirt werden. Es sei endlich des Referenten persönliche, allerdings

nicht von allen Mitgliedern der Congregation getheilte Meinung, daß die gegen Rosmini gerichteten verleumderischen Pamphlete, wie die „Riflessioni" des Eusebio Cristiano, die „Lettere familiare" des Prete Bolognese, die „Postille", der „Saggio sul Socialismo", den man dem Grafen La Motta zuschreibe, ausdrücklich oder wenigstens in globo verurtheilt wurden. In der Schlußsitzung präsidirte ausnahmsweise der Papst selbst. Niemand sprach gegen Rosmini als der Canonicus Fazzini, der die wunderlichsten Dinge gegen ihn vorbrachte. Die Cardinäle stimmten in ihrer Mehrheit dafür, der hl. Vater möge sich entschließen, Rosmini durch sofortige Erhebung zum Cardinal eine Entschädigung für das Erlittene anzubieten. Pius wies dies Ansinnen nicht zurück, ging aber auch darauf nicht mehr ein. Doch hörte man ihn am Schluß der Sitzung äußern: „Gott sei gelobt, daß er von Zeit zu Zeit zum Besten seiner Kirche solche Männer (wie Rosmini) sendet." Am 10. August 1854 erhielt P. Bertetti, Rosmini's Procurator in Rom, von dem Magistro del Sacro Palazzo Apostolico im Auftrage Sr. Heiligkeit die officielle Benachrichtigung, daß die in Betreff der Schriften Don Antonio's gefällte Sentenz laute: dimittantur opera Antonii Rosmini-Serbati[1]). Eine weitere amtliche Notiz über den Abschluß des Processes wurde Rosmini durch den Cardinal Giusto Recanati zugestellt, welcher hinzufügte, die Anklagen gegen Rosmini's Schriften seien zum Theil durch Mangel an Klarheit und Präcision in dessen Art sich auszudrücken, hervorgerufen. Unser Philosoph sah sich in Folge dessen veranlaßt, sich in einer eingehenden Abhandlung über die Grundsätze auszu-

[1]) Der Originaltext lautet: Antonii Rosmini-Serbati Opera omnia, de quibus novissime quaesitum est, esse dimittenda; nihilque prorsus susceptae istiusmodi disquisitionis causa auctoris nomini nec institutae ab eo religiosae societati de vitae laudibus et singularibus in Ecclesiam promeritis esse direptum; ne vel novae in posterum accusationes ac dissidia, quovis demum obtentu, suboriri ac dissiminari possent, indicto iam tertio, de mandato eiusdem Sanctissimi, utrique parti silentio. Paoli, Bd. I, S. 614.

sprechen, welchen ein Schriftsteller in der Darlegung seiner Gedanken folgen soll.[1])

Wir werden später auf die Controverse zurückkommen, welche sich seither über die Bedeutung des „Dimittantur" entwickelt hat.[2]) Rosmini war von dem guten Ausgang dieser Angelegenheit im Voraus überzeugt. Am Abend vor der Schlußsitzung sah man ihn eine ganze Stunde in tiefer Betrachtung vor dem hl. Sacramente knien. Um so schmerzlicher mußte ihn berühren, daß auch nun nach der Entscheidung des hl. Stuhles die Feindseligkeiten seiner Gegner nicht aufhörten. Man verbreitete das Gerücht, die Sache sei nicht erledigt, sondern werde später wiederum aufgenommen: man that Alles, um die Publication des Decretes zu verhindern, und in der That wurde dieselbe dem „Osservatore Romano" untersagt, so daß die erste öffentliche Kunde davon durch die Pariser „Debats" gebracht wurde.[3]) Wenig brauchte Rosmini an den kleinen Broschüren und Schmähschriften zu liegen, die von Zeit zu Zeit erschienen; bitterer aber mußte ihm das ungünstige Urtheil sein, welches mehrere italienische Bischöfe über ihn und seine Schriften fällten.[4]) Er mußte sich trösten mit Betrachtungen, wie sie ein Benedict XIV. über die Verkennung anstellt, die einem katholischen Schriftsteller selbst Seitens der höchsten kirchlichen Behörde zu Theil werden und die in einer späteren Zeit voller Anerkennung weichen kann, wie das dem hl. Pier Damiani begegnete, den Leo IX., durch Verleumder betrogen, so schwer befehdete, und der doch neben Hildebrand die beste Kraft der damaligen Kirche war.[5]) Der

---

[1]) „Dei principii che deve seguire uno scrittore circa la maniera di esprimersi." Es war Rosmini's letzte Arbeit, begonnen am 29. October 1854. Paoli, Bd. I, S. 518.

[2]) Eine Zusammenstellung der betr. Literatur gibt L. C. de Pavissich Sapienza, Bd. XIII, S. 144. Vergl. ebenda Bd. II, S. 384, 489.

[3]) „Journal des Débats" 1854, 5. October.

[4]) Paoli, Bd. I, 523.

[5]) Benedict. XIV De Servor. Dei Beatific. et Beat. Canoniz. Libr. III c. 30. Vergl. Paoli, Bd. I, S. 524 ff. Baron. Annal. z. J. 1049, Nr. 12.

so hart angefeindete Cardinal de Noris gab Benedict XIV. selbst Gelegenheit, ein solches Beispiel zu Gunsten eines Verleumdeten zu statuiren.[1]) Belehrender ist der Vergleich mit den Schicksalen des größten Lehrers der katholischen Schulen, Thomas von Aquin, die gerade einer der entschiedensten Anhänger des Thomismus, der kürzlich verstorbene Cardinal Zigliara, in ein seltsames Licht gesetzt hat. Auch der „englische Lehrer" hatte sich zeitlebens und noch lange nach seinem Tod der ausgiebigsten Feindschaft zu erfreuen. Kaum war die „Summa theologica" erschienen, so klagte Wilhelm de la Mare sie der ärgsten Ketzereien an, indem er sein „Correctorium fratris Thomae" in die Welt sandte. Im Jahre 1277 (also drei Jahre nach dem Tode des h. Thomas, † 2. März 1274) und 1286 sprachen zwei Provinzialsynoden von Oxford das Anathem über die Lehre des Aquinaten betreffend die Einheit der substantialen Form aus, und zwar unter dem Vorsitz eines dem Dominicanerorden entstammenden Erzbischofs.[2]) Wenn solche Erwägungen unserem Philosophen eine große Beruhigung bieten konnten, so mußte es ihm andererseits eine wahre Genugthuung sein zu erfahren, daß die bittersten und gefährlichsten Gegner der Kirche sich mit seinen persönlichen Feinden im eigenen Feldlager in gemeinsamem Haß zusammenfanden. Ein von Buroni in neuester Zeit erst bekannt gemachtes Actenstück zeigte zur Evidenz, daß die Mazzinistische Actionspartei den Beschluß gefaßt hatte, Rosmini's Feinde in jeder Weise zu unterstützen[3]): selbstverständlich, denn das Wirken und die Absichten dieses Mannes hätten, wenn sie von Erfolg gekrönt gewesen wären, der Revolutionspartei allen Boden ent-

---

[1]) Vergl. Buroni, Benedetto XIV e Leone XIII. Sapienza 1879, Bd. I, S. 208 ff.

[2]) Card. Zigliara, De mente concilii Viennensis in definiendo dogmate unius animae humanae cum corpere etc. Romae 1878, p. 155 ff. 206, 208. Vergl. Sapienza Bd. I, S. 110 ff. Lockhart, Life of A. I, XI Introd.

[3]) Sapienza, Bd. V, S. 206.

zogen. Nachdem diese Partei Rosmini den Untergang geschworen, kann es uns nicht erstaunen, wenn Vergiftungsversuche vorkamen, die man zum Theil auf Rechnung derselben setzen darf. Rosmini selbst verzeichnet in seinem „Tagebuch", wie, im Februar 1852, „eine in einem schwarzen Leibrock mit dunkelblauem Domino gekleidete Person in den Garten zu Stresa kam, Antonio Carli frug, ob er der Kammerdiener Rosmini's sei und ihm auf dessen bejahende Antwort hin eine große Summe Geldes bot, falls er eine Flüssigkeit, die er ihm in einem Fläschchen überreichte, in den Frühstückskaffee seines Herrn gießen wolle. Carli, entsetzt, wies die Zumuthung ab, worauf der Fremde ihn ersuchte, sich nicht zu beunruhigen, den Garten langsam verließ und in eine bereitstehende Barke stieg, die von mehreren Schiffern bedient, ihn rasch über den See entführte."

Ein anderes Mal sollte der Versuch allem Anschein nach besser gelingen. Nicht lange vor seinem Ende begab sich Rosmini nach Rovereto zurück, wo er an einem Familienmahl bei Verwandten Theil nahm. Nachdem die Gäste sich entfernt hatten, sagte er zu einer vertrauten Person: „ich bin vergiftet; es war Etwas in meiner Suppe, sagen Sie nichts davon." Von diesem Tage an wurde er nicht mehr wohl. Er sprach darüber nur mit diesem seinem Verwandten, ohne sich über den Urheber der That auszulassen. Man vermuthet, daß sie diesmal von einer hochgestellten Person ausging, welche Rosmini bei verschiedenen Veranlassungen wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels hatte warnen müssen. Er hatte ihr Gottes Strafe, falls sie sich nicht bessere, in Aussicht gestellt. Die Person starb plötzlich, und der Verdacht liegt auf ihrem Complicen, daß er Rosmini aus Rache vergiften ließ.

Aber man braucht diese Annahme nicht, um Rosmini's in Ansehung seiner kräftigen Constitution verhältnißmäßig frühes Ende zu verstehen. Auch wenn sein altes Leberleiden ihn nicht fortwährend verfolgt hätte, genug jenes Giftes war ihm in den

Kelch geträufelt worden, das zwar langsamer denn die physischen Gifte, aber um so sicherer tödtet.[1])

Wer mit der Lüge nicht zu pactiren versteht, darf nur ruhig Bitterkeit über Bitterkeit als seine tägliche Nahrung erwarten; und das heute vielleicht mehr als jemals. Niemand hat das besser gewußt als Rosmini selbst.

Hören wir, was ein noch lebender hoher italienischer Beamter, Herr Tancredi Canonico, Rath am Kgl. Cassationshof und Senator des Königreichs, über einen Besuch bei Rosmini erzählt:

„Ich lernte Antonio Rosmini zu Stresa im August 1851 kennen. Ergriffen von Hochschätzung für seinen Geist und seine Tugend, von der unser gemeinschaftlicher Freund Barone, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Turin, mir viel erzählt, hatte ich in seinen Schriften, besonders der Theodicee, die Lösung mancher Fragen gesucht und ihm dann eine kleine Arbeit über die Bischofswahlen unterbreitet, worauf mich ein Brief seinerseits in der liebenswürdigsten Weise zu einem Besuch am Lago Maggiore einlud. Ich nahm dankbar die Einladung an und machte mit diesem Besuche den Anfang einer Reise ins nördliche Europa.

„Ich erinnere mich, als wäre er noch gegenwärtig, des Augenblicks, wo ich, aus dem Dampfboot in Stresa ausgestiegen, mich direct nach der Villa Bolongaro aufmachte. Rosmini saß, mit einem Buch in der Hand, unter dem dreibogigen Eingang, der zu ebener Erde nach Garten und See hinausgeht. Er begegnete mir mit jenem heiter-demüthigen, herzlich-zutraulichen und doch natürlich-ernsten Blick, der zugleich die Tiefe der Betrachtung, die Gewohnheit erhabenen Denkens, die Reinheit eines wachsamen und regen Gewissens, die weitherzige Liebe einer täglich durch das Gebet und ein dem entsprechendes Wirken genährten Seele offenbarte. Er bestand darauf, daß ich sein Gast sei, und ich war es für etliche Tage: diese Tage öffneten mir ein Stück Himmels und bildeten von da ab einen Theil meiner Existenz.

„Unmöglich kann ich Alles wiedergeben, was mir in diesem

---

[1]) Vergl. über dieses Thema die seltsame Verhandlung zwischen der Civiltà cattolica 1885. Quad. 833, p. 594 und Paoli und Papa, Sapienza XI, 374 (1855).

kurzen Verkehr auffiel und was meine Verehrung und meine Liebe für einen solchen Mann nur erhöhen mußte. Ich hebe nur Einiges heraus.

„Eines Tages wandelten wir gegen Abend mit Rosmini an dem zauberhaften Ufer des Verbano dahin; ich eröffnete ihm mein Inneres und sprach mit ihm von den Kämpfen und Hoffnungen meiner Seele, von dem Schmerz, den ich beim Anblick meines nach so glänzendem Erwachen so tief darniederliegenden Vaterlandes empfand, von meiner Ueberzeugung, daß dessen wahrhafte und dauernde Auferstehung nur von dem Kreuze Christi kommen könne, von meinem Verlangen, in irgend einer Weise dazu beizutragen, daß die nationale Bewegung mit dieser himmlischen Quelle wahren und unsterblichen Lebens wieder in Zusammenhang trete. O, was waren das für Augenblicke! — In tiefer Sammlung, die geradezu Ehrfurcht erwecken mußte, machte mir Rosmini begreiflich, wie Italiens wahre politische Erneuerung nur von der Wiedergeburt des christlichen Lebens in seinen Söhnen ausgehen könne. Und dann fügte er hinzu, und das mit einer eigenthümlichen Feierlichkeit, die nichts Affectirtes und Anmaßliches hatte, die darum um so eindringlicher und mächtiger auf mich wirkten, weil sie als das selbstverständliche Ergebniß seiner Arbeiten, seiner Kämpfe, seiner Erfahrungen erschien: „wenn Sie wirklich die Wahrheit lieben, so bereiten Sie sich darauf vor, viel zu leiden; die Liebe zur Wahrheit ist unzertrennbar vom Martyrium.“[1]) Diese Worte prägten sich mir aufs Tiefste ein und kamen mir oft inmitten der Dornen und der scheinbaren Blüthen in Erinnerung, die mir mein Lebenspfad brachte.

„Wie es bei außergewöhnlich heiligen und großen Menschen zu geschehen pflegt, so war das, was bei ihm am meisten auffiel, nicht sowohl die Idee, welche er aussprach, als der aus seiner ganzen Persönlichkeit strahlende Geist. Man fühlte von der Wahrheit, welche er vortrug, so zu sagen, eher die erwärmende Wirkung als das Licht, das sie spendete. Das fiel mir besonders deshalb auf, weil die Lectüre seiner Schriften wesentlich anders als der Verkehr mit seiner Person wirkte. Während seine Darstellung bei aller Erhabenheit und allem Ideenreichthum doch zuweilen bei dem Vorherrschen der Analyse trocken und schwerfällig erscheint, war sein gesprochenes Wort, bei aller Bescheidenheit und Demuth der Form stets lebens-

---

[1]) „Se ama la verità, davvero si prepara a soffrir molto; l'amor del vero è indivisible dal martirio.“

voll, kräftig, heiter, einem die Nebel aus der Seele treibend und das Herz mit einer milden, wohlthätigen und heiligen Wärme erfüllend. Gerade dieser reine, lebhafte und heitere Zug, der aus all' seinen Worten und Handlungen sprach, verbreitete um ihn jene gesunde moralische Atmosphäre, in die Niemand mit aufrichtigem Gemüthe eintrat, ohne sich sofort besser zu fühlen, ohne sofort von Liebe und Bewunderung für ihn ergriffen zu werden.

„Für Rosmini's Heiligkeit könnte ich viele äußere Belege beibringen: mir genügt dieser eine, eben berührte. Denn diese Art spricht von der Seele zur Seele, sie ist das unterscheidende Merkmal dessen, was vom Himmel und nicht bloß aus Menschenkraft kommt; sie ist endlich das Kriterium, das uns Jesus Christus selbst gab, um wahre von falscher Heiligkeit zu unterscheiden: ex fructibus eorum cognoscetis eos.“ [1])

Ich habe diese Erzählung so ausführlich mitgetheilt, weil sie uns wie kaum ein anderes Actenstück den Eindruck wiedergibt, den das Walten, Wirken und das ganze Sein des Einsiedlers von Stresa hervorrufen mußte: er steht da lebendig vor unseren Augen, dieser Patriarch des Gedankens, groß und königlich, in all' seiner Verlassenheit und Verstoßung.

XI.

Rosmini war nach jenem oben erwähnten und ihm so verhängnißvollen Besuch in Rovereto leidend nach Stresa zurückgekehrt und begann wieder mit fieberhafter Sorge, als ob er befürchte, nicht fertig zu werden, an seiner „Ontologie“ zu arbeiten. Seit Januar 1855 zeigten sich heftige Schmerzen. Man zog einen tüchtigen Arzt aus Intra, den Dr. Teodoro de Bonis zu Rath; die Freunde sandten auch nach anderen medicinischen Autoritäten, Manzoni schickte den Dr. Salvatore Pogliaghi aus Mailand. Aber seit Mai stellte sich Wassersucht ein. Angstanfälle und Convulsionen ließen das Schlimmste befürchten. Die Freunde, benachrichtigt, kamen, um den Sterbenden

[1]) Vergl. den Brief Herrn Tancredi Canonico's an Fr. Paoli, Sapienza 1884, Bd. X, S. 162 ff. Der Bericht wurde mir durch den damals in Stresa anwesenden Padre Setti und später durch Herrn Canonico selbst mündlich bestätigt.

noch einmal zu sehen. Am 22. Mai langten Gustavo di Cavour und Prof. Corte an. Am 26. Mai überantwortete Rosmini dem Generalprocurator seines Instituts, Don Carlo Gilardi und Francesco Paoli seinen letzten Willen mit der Ernennung des Generalvicars für seinen Todesfall.[1]) Der Act beginnt mit den Worten: „möge das Gebot des Herrn auf der Erde in derselben Herrlichkeit wie im Himmel widerstrahlen." Das Gebot des Herrn, welches hier gemeint wird, ist die Alles umspannende Liebe. Es waren die letzten Worte, die Rosmini's Feder entflossen: würdig eines Lebens, welches ganz der Liebe geweiht war. Am Morgen des Pfingstfestes brachte man Don Antonio die Sterbesacramente; er bestand darauf, daß man ihm das Tridentinische Glaubensbekenntniß vorlese, das er dann nachsprach, um so einen letzten öffentlichen Erweis seiner Anhänglichkeit an die Kirche zu geben.

Auch in diesen schweren Stunden verließ ihn die Gleichmuth und Ruhe nicht. Mit den Aerzten unterhielt er sich eingehend und als ob der Gegenstand ihn nichts angehe über die Natur seines Leidens. Einen der geistlichen Söhne und Genossen wies er einmal darauf hin, welch' schöne Aufgabe es sei, zu zeigen, wie die göttliche Güte so viel gethan habe, um uns das Sterben leichter, ja fast süß zu machen.[2]) Klagten die Brüder über seinen Heimgang, so tröstete er sie mit der Hoffnung, nach seinem Tode werde es dem Institut besser ergehen als jetzt. Sah er Einige zu traurig, um den Gedanken an seinen Verlust zu tragen, so suchte er ihnen die Schwere des Uebels zu ver-

---

[1]) Sein Testament hatte er im Jahre vorher gemacht: es setzte Paoli zum Erben der in Oesterreich gelegenen Güter, Bertetti zu dem der übrigen Besitzungen ein. Während der ganzen Krankheit kam er mit keinem Worte auf diese irdischen Dinge zurück.

[2]) Viele Jahre später hat einer der edelsten Geister des Instituts, der jetzige Generalobere, P. Lanzoni, dieser Aufgabe in der sich im engsten Anschluß an Rosmini's bewegenden kostbaren kleinen Schrift „Magisterio della Morte, Schizzi e Meditationi", Torino 1882, entsprochen.

heimlichen, während er die Stärkeren bat, nicht an den Leib, sondern an die Seele zu denken. Mit besonderer Freude erfüllte ihn die Pfarrgemeinde von S. Zeno in Verona, die durch einen Priester ihm danken ließ für das, was er für sie einst gethan. Der Podestà von Rovereto, Baron Cesare Malfatti, kam, um dem Sterbenden ein Schreiben der Stadtverordneten und des Klerus seiner Vaterstadt zu überbringen, das Rosmini gerührt durch ein anderes (15. Juni) beantworten hieß. Am 11. Juni übergab er das Manuscript der Constitutionen seines Instituts, von dem er sich niemals getrennt hatte, Don Pietro Bertetti, dem Provincial in Piemont, damit dieser es dem künftigen Generalvicar übermittele. Als Ruggero Bonghi am 13. Abends kam, um ihn zum letzten Male zu sehen, äußerte Rosmini: „Sie sehen mich, lieber Bonghi, zwischen zwei Welten: der Welt der Eitelkeit und der Welt der Wahrheit. In Kurzem stehe ich vor Gottes Richterstuhl. All' mein Vertrauen ruht in dem, zu welchem ich sprechen darf: „particeps ego sum omnium timentium te (Ps. 118, 63)." In Thränen aufgelöst riß sich Bonghi los.

Am folgenden Tage, wo auch der treue Paoli Orsi aus Rovereto erschien, bat Rosmini, ihm nun auch die letzte Oelung zu spenden. Die Genossen des Instituts versammelten sich, und Gilardi übernahm es, im Namen Aller ihm zu danken für das, was er ihnen gewesen, und um Verzeihung für das zu bitten, worin sie etwa gegen ihn und die Regeln gefehlt hatten. Rosmini unterbrach ihn mit den Worten: „auch ich muß Euch Alle um Verzeihung bitten, besonders dafür, daß ich in der Zurechtweisung des Einen oder Andern nicht immer die Milde geübt, die Ihr verdientet. Ich hoffe immerhin, dabei nicht gesündigt zu haben, denn die Sünde besteht in der Bitterkeit und Bosheit des Herzens, und davon war ich allezeit frei. Ich habe Euch Alle stets geliebt, meine Lieben, ja, meine Heißgeliebten, ich habe Euch alles Gute gewollt. Aber der Mensch ist schwach, und so bitte ich Euch und das ganze Institut um

Verzeihung" .... Man bat ihn, die Brüder zu segnen, was er that, worauf er in tiefster Sammlung den Sterbegebeten folgte. Francesco Paoli erhob sich, um Don Antonio nochmals für seine Führung zu danken und ihm zu versprechen, seine Söhne wollten durch ihr Leben und Wirken zeigen, von welchem Vater sie erzogen seien. „Das," antwortete der Kranke, „wird für mich ein großer Trost sein. Wenn Ihr der Vollkommenheit nachstrebet, so ist das ein Triumph für Gott und wird auch ein Triumph für mich sein." Von da ab bis zu seinem Ableben versammelte sich die ganze Gemeinde der Brüder täglich zweimal an seinem Bette, um mit ihm zu beten; kamen Fremde, so nahmen sie an diesen Uebungen theil: so der heiligmäßige Gründer der regulirten Kleriker von S. Paolo, Antonia Maria Zaccaria, dessen Beatificationsprozeß gegenwärtig in Rom anhängig ist und den die Mailänder Barnabiten entsandt hatten. Aber auch weithin draußen betete man für Rosmini, und zahlreiche religiöse Gemeinden und Genossenschaften stellten eigene fromme Uebungen an, um die verehrte Seele ihrem Schöpfer zu empfehlen. Für ihn beteten alle Schwestern der Providenz, die des Instituts della Carità, die Töchter vom hl. Herzen, die barmherzigen Schwestern des hl. Vincenz von Paula. In der Kirche S. Maria Maggiore in Trient wurden den ganzen Mai hindurch öffentliche Gebete für ihn gesprochen; man konnte, wie ein Trienter Priester schrieb, sagen, die ganze Stadt nahm daran Antheil. Der Bischof von Montalcino ordnete öffentliche Gebete für den Kranken an. Ein großer feierlicher Gottesdienst, dem alle Behörden beiwohnten, fand zu gleichem Zweck in Rovereto statt. Von manchen Personen weiß man, daß sie Gott ihr Leben für dasjenige Rosmini's anboten: während er selbst den Freunden nur immer wiederholte: „denken wir nur daran, unsere Seele zu retten, alles Andere ist Nichts." Am Abend des 15. Juni kündigte der Graf Stampa die Ankunft Manzoni's und des Mailänder Arztes Pogliaghi für Sonntag an; mit unsäglicher Freude vernahm Rosmini die Kunde, und gab, seiner

Gewohnheit gemäß, sofort Befehl, alles Nöthige für die Aufnahme der Gäste bereit zu halten. Am 16. Juni langte Al. Pestalozza und bald darauf Manzoni mit dem Doctor an. Don Francesco Paoli kündigte „die beste Mailänder Medicin" dem Patienten an. „Manzoni ist also da?" antwortete dieser und ließ die Freunde sofort einführen. Es war eine ergreifende Scene, zu sehen, wie die beiden großen Männer eine Zeitlang brauchten, ehe sie Worte fanden für das, was auf ihrem Herzen lag. Der Dichter sprach seine Hoffnung aus, daß Gott Rosmini noch erhalten werde: seine Gegenwart unter uns sei zu nothwendig. „Nein," erwiderte Rosmini, „Niemand ist Gott nothwendig. Was Gott begonnen, wird er vollenden, mit den Mitteln, die in seinen Händen liegen, Mittel, die einen Abgrund von Macht bilden, die wir bloß bewundern und anbeten können. Was mich anlangt, so bin ich ganz unnütz, ja ich fürchte, nur schädlich, und diese Besorgniß läßt mich nicht nur dem Tod ruhig entgegensehen, sie läßt mich ihn erwünschen." — „Nein, um Gottes Willen, sprecht nicht so," meinte Manzoni, „was sollen wir ohne Euch thun?" — „Anbeten, schweigen, froh sein — adorare, tacere e godere" war Rosmini's Antwort.

Adorare, tacere, godere: das ist das Testament dieses großen Christen: ein Motto für jedes Leben, das sich unverstanden im Dienste Gottes und der Menschheit verzehrt[1]).

Rosmini zog Manzoni's Hand an sich, um sie zu küssen. Der Dichter neigte sich nieder, um des Nämlichen einen Kuß auf die Hand des Sterbenden zu drücken, dann aber besann er sich und eilte zu dem Fußende des Bettes. Das, meinte er, sei hier sein Posten. Rosmini konnte sich deß nicht mehr erwehren. „O par amicorum!" rief Pestalozza Angesichts dieser Scene. Bald kam auch Gustavo di Cavour. Rosmini tröstete die Freunde mit einer seiner Lieblingsbetrachtungen, indem er

---

[1]) Man vergl. den kurzen, aber schönen Commentar, den ein Mitglied des Instituts über diese Worte gab: Adorare, tacere, godere. Pensieri. Casale, 1886.

ihnen vortrug, wie die Trennung vom Körper Freunde nicht zu scheiden vermöge, welche in Christo verbunden seien und in ihm ihre höhere Vollendung finden. Der Marchese empfand, daß er den Freund zum letzten Male sehe, und ging weinend davon. Im Begriffe abzureisen, drängte es ihn, noch einmal zu dem Kranken zurückzukehren, den er in Thränen um seinen Segen bat, umarmte und küßte. Auch Alessandro Paravia, der alte Paduaner Freund, kam von Turin; nicht minder Tommaséo, den Rosmini mit dem Feuer der alten Freundschaft empfing. Paoli führte den fast erblindeten Gelehrten herein, und Rosmini nahm dessen Haupt und streichelte es wie das eines Kindes: und wie ein Kind weinte der vielgeprüfte Flüchtling um seinen alten Wohlthäter. Die Bischöfe von Novara und Ivrea kamen, um Rosmini für Alles das zu danken, was er ihren Gläubigen gewesen. Es war ein Trost für den Sterbenden, zu erfahren, daß auch Pius IX. die Nachricht von seiner Erkrankung mit aufrichtigem Schmerze vernommen und ihm den apostolischen Segen gespendet hatte. Eine Beschämung aber war es für ihn, daß in dem letzten Augenblicke seines irdischen Lebens ein edler und ausgezeichneter Bischof, Moreno, ihn bat, seiner, seiner Kirche, aller Kirchen Piemonts im Paradies zu gedenken. Stammelnd brachte Rosmini's demüthige Zunge noch die Worte hervor: „sono confuso, sono confuso — ich bin beschämt, beschämt; ja, ich werde es thun.“ Und wie der Bischof ihm sagte, nun werde er nicht aufhören, für ihn zu beten, antwortete der Sterbende noch: „grazie, grazie.“ Es waren seine letzten Worte. Bald darauf brach der Blick, es verschwand das feine Lächeln, das bis dahin stets auf seinen Lippen geblüht, die Zuckungen des Todeskampfes begannen, und ein „Dio eterno, Dio eterno“ drang noch aus den Tiefen der versinkenden Brust. Wieder schien sich der Todeskampf etwas zu stillen. Die Glocke der Pfarrkirche, in der Hunderte von Gläubigen, mit dem Pfarrer versammelt, für ihn beteten, läutete ihr Todeslied. Die Nacht nahte; nachdem die ganze Genossenschaft ein gemeinsames Gebet

gesprochen, zogen auf Bitten des Don Francesco Paoli sich alle Uebrigen zurück, selbst der treue Carli, der seinen Herrn nicht mehr leiden sehen konnte. Mit Paoli blieb noch ein anderer Gefährte zurück, Paolo Zamboni, der noch lange Jahre mit Jenem den Palazzo Rosmini in Rovereto bewohnt hat: eine anima candida, ganz den Werken leiblicher Barmherzigkeit hingegeben, den ich nie von Rosmini reden höre, ohne daß ihm die hellen Thränen über das liebe Antlitz rinnen. Um Mitternacht (30. Juni) beruhigten sich die Krämpfe; der Arzt de Bonis, P. de Vit, der Graf Stampa kamen noch rechtzeitig hinzu, um zu sehen, wie die Glieder des Sterbenden sich sanft zur ewigen Ruhe dahinstreckten.

Es war zwei Uhr, am Morgen des 1. Juli 1855, als Rosmini, achtundfünfzig Jahre drei Monate alt, sein Leben aushauchte. Unzählige kamen, um die Leiche zu sehen. Einsam und sinnend sah man Manzoni manche Stunde mit dem Todten zubringen.

Das Leichenbegängniß fand in der Pfarrkirche zu Stresa statt, die irdischen Reste des Philosophen wurden in der Kirche del Crocifisso beim Collegio beigesetzt, anfänglich provisorisch, dann in jenem Gewölbe, über welchem sich jetzt das schöne, von Vela gearbeitete Marmormonument erhebt. Ein dreifacher Sarg umschließt die Gebeine, Alles in der von Paoli bestimmten Anordnung. In Rovereto, Turin, Domodossola, in den englischen Häusern des Instituts wurden entsprechende Exequien gehalten. Puecher sprach in Stresa, de Vit auf dem Calvario, Barone zu Turin, Gastaldi zu Rugby die Trauerrede. Die piemontesische Regierung zeigte telegraphisch allen Höfen das Ableben Rosmini's an, die „Gazetta ufficiale“ von Verona erklärte, Italiens größter Geist und heiligstes Herz sei dahingegangen. Aehnlich sprachen sich die andern katholischen Zeitungen, selbst der „Univers“ aus. Eine Reihe von Bischöfen drückte in Zuschriften an das Institut ihre Bewunderung und ihr Bedauern aus. Newman, der jetzige Cardinal, schrieb aus Dublin an

Pagani: „Ich sende Ihnen zwei Zeilen, um mit Ihnen und den Ihrigen den Verlust Ihres berühmten und heiligen Stifters zu beklagen . . . Ein Mann, wie er, war, so lange er auf Erden verweilte, ein Besitz der gesammten Kirche. Ich fürchte, die von ihm erlittenen Verfolgungen mögen sein Leben abgekürzt haben."

Ein Denkmal Rosmini's erstand, wie gesagt, in Stresa, in der Kirche des Crocifisso, über seinem Grabe. Es zeigt den Meister auf einem Kissen knieend, im Talar und Manteletto, wie Rosmini sich trug; die Hände halten ein Buch, das Haupt ist leicht geneigt, Auge und Gesichtszüge deuten die Concentration einer in Betrachtung versunkenen Seele an. Das schöne Werk ist den Händen des kürzlich verstorbenen Vincenzo Vela zu danken und wurde von den Brüdern des Instituts gestiftet. Während es den Priester und Philosophen darstellt, zeigt das in Rovereto, vor Rosmini's Palast errichtete große Denkmal mehr den Philosophen und Staatsmann. Es stellt Rosmini stehend dar und gibt seine Züge außerordentlich treu wieder. Zu diesem von Vincenzo Consani gefertigten Monument trugen die Stadt und die Freunde des Todten bei. Schöner als beide ist, wie Paoli sich treffend ausdrückt, das Denkmal, das sich Rosmini in seinen Schriften selber gesetzt hat.

Ich habe mich oft gefragt, wie es möglich ist, daß es Menschen gab, die Don Antonio haßten, daß es Unmenschen gab, die ihm nach dem Leben stellten.

Ich weiß keine Erklärung dafür, als die, welche in der Antwort liegt, die ein Mitglied des französischen Convents einem der „Nächstenliebe" angeklagten Opfer gab:

„Citoyen, tu as commis un crîme contre la dignité de l'homme. Tu as donné l'aumône au Ciel, et tu as humilié tes compatriotes par la bienfaisance, tu mérites la mort[1])."

[1]) „The Times", 3. Nov. 1861. „L'Union", 1861, No. 308.

XII.

Nur wenige Blätter stehen uns noch zur Verfügung, um das nachzuholen, was Paoli in seinem zweiten Bande zu schildern unternommen hat: das innere Leben des Menschen und Christen in Rosmini. Die Darstellung seines Lebens wird ja ein ziemlich abgerundetes Bild seiner Persönlichkeit geboten haben; wir tragen nur noch einzelne Züge nach.

Bedarf es nach all' dem, was wir berichtet haben, eines Beweises dafür, wie treu und innig Rosmini seiner Kirche und deren Glauben ergeben war? Ich kann über diesen Gegenstand kurz hinweggehen, denn soweit ich sehe, wird selbst von seinen heutigen Gegnern seine Glaubenstreue nicht in Abrede gestellt. Ich weiß, man klagt ihn und die Seinigen an, in der Philosophie Pantheisten, in der Theologie Jansenisten, in der Politik Liberale zu sein[1]). Die Anklage ist, in ihrem schmählichen Mißbrauch der Worte, in ihrer absichtlichen Verkennung des Thatbestandes, zu niedrig, als daß es lohnte darauf einzugehen. Nur sei mir gestattet, einen Punkt zu betonen, der nicht übersehen werden sollte. Die fortgesetzten und bedauernswerthen Angriffe der „Civiltà cattolica" verbreiten in weitesten Kreisen die Vorstellung, als sei der gesammte Jesuitenorden ein tödtlicher Feind Rosmini's. Wir haben gesehen, daß Rosmini selbst sich nie als Feind der Jesuiten gezeigt hat, wenn er auch mit einigen Mitgliedern des Ordens in litterarischer Fehde gelebt. Zahlreiche Thatsachen beweisen, daß er frei war von der kleinlichen Gesinnung, welche ein ganzes Institut für die Handlungen Einzelner verantwortlich macht[2]). Daß aber auch seine Philosophie hervorragenden Mitgliedern der Gesellschaft Jesu ebensowenig wie seine Orthodoxie verdächtig erschien, beweisen Aussprüche, wie diejenigen des P. Bresciani, der sich von der Ver-

[1]) Civiltà catt. 1885, Ottobre. Vergl. ebenda 1882, 768 p. 668, Quad. 770, p. 138, Quad. 771, p. 269. 1883, Quad. 801, p. 281 u. a.

[2]) Vergl. Paoli, Bd. I, S. 125, 134, 177; Bd. II, S. 175.

breitung der Rosmini'schen Philosophie an den Universitäten die Erneuerung des geistigen Lebens in Europa versprach und die höchste Verehrung für diese „gran mente" an den Tag legte[1]), weitere Aussprüche, wie diejenigen des Hauptphilosophen der Gesellschaft, des P. Matteo Liberatore, der einst Rosmini den ersten Platz unter den Denkern der Neuzeit anwies und ihn als das glänzendste Gestirn in Ansehung des Umfanges seines Wissens, der Tiefe seines Gedankens, der Scharfsinnigkeit seiner Analyse pries[2]). Aber auch aus der neuesten Zeit lassen sich Beispiele einer unbefangenen Beurtheilung Rosmini's durch Jesuiten beibringen. Paoli's Buch wurde von einem französischen, Walter's „Life of Antonio Rosmini" von einem englischen Jesuiten auf das Sympathischste besprochen[3]). P. Lockhart war endlich in der Lage mitzutheilen, daß der General der Jesuiten ihm im Jahre 1854 durch zwei von ihm entsandte Patres ausdrücklich sein Bedauern über die gegen Rosmini gerichteten Angriffe ausdrücken und hinzufügen ließ, daß dies nicht das Werk der Gesellschaft Jesu, sondern einer Schule in derselben sei[4]). Ich weiß nicht, ob sich das sollte geändert haben; jedenfalls möchte ich nicht dazu beitragen, Gegensätze zu verschärfen, welche ich aufrichtig beklage. Ganz abgesehen davon, daß ich lieber Abgründe überbrückte, über welche überhaupt noch ein Steg zu legen ist, widersteht es mir, einem Verbannten ein hartes Wort zu sagen: es widersteht mir viel mehr noch, auch nur den Schein auf mich zu laden, als ob ein, ich glaube unbilliger, Angriff von derselben Seite, welche Rosmini befeindet, mich

---

[1]) Lettera inedita del P. A. Bresciani d. J. d. G. scritta dal R. Collegio dei Nobili in Torini, li 11 Maggio 1832. Sapienza I, 198.

[2]) Liberatore, Della Consoscenza intellettuale, Roma 1867. p. 323. Vergl. Visintainer, Kant e Rosmini e il problema gnoseologica, p. 21, Anm. 1 (Rovereto 1875).

[3]) Lockhart, Life of A. R., II, 348 ff. Bonniat, Ann. de Philos. Chrét. 1881. — The Month, 1885, May.

[4]) Lockhart a. a. O., Bd. II, S. 314.

von dem Boden einer rein objectiven Berichterstattung loslösen könnte[1]).

Hunderte von Zeugnissen ließen sich anführen, welche gleich denen der in hoher Verehrung gestorbenen und wie Heilige angesehenen P. Ludovico di Casoria, des Barnabiten Luigi Maria Villoresi, des Grafen Giac. Barbo den unmittelbaren Eindruck von Rosmini als einer ganz in die Gottheit versunkenen heiligmäßigen Persönlichkeit widerspiegeln[2]). Seine Seele ruhte völlig in Gott und bewahrte inmitten der schwierigsten und verzweifeltsten Lagen des Lebens ein Vertrauen auf die Vorsehung, eine Unerschütterlichkeit der Ruhe, wie sie nur großen Geistesmännern eigen ist[3]). Das Glück hat er nie anders als im Jenseits gesucht. Auf die Frage, was in dieser Welt am Wünschenswerthesten wäre, antwortete er einmal: „erstens, in der Gnade Gottes zu sein; zweitens, wenn es möglich wäre, darum zu wissen"[4]). Sollen wir noch Zeugnisse beibringen für den unerschöpflichen Quell von Liebe, der seinem Herzen entquoll? In heroischer Weise hatte er sich und all' seine Habe

[1]) In dem ersten Abdruck fand sich hier nachfolgende Anmerkung: „vielleicht gestattet mir hier der Leser eine persönliche Bemerkung. Man hat das „venite opprimamus eum sapienter", welches eine bekannte Zeitungscoalition vor einigen Jahren gegen den Verfasser dieser Zeilen inscenirt hat, auf die Initiative der Innsbrucker Jesuiten zurückgeführt, deren Zeitschrift s. Z. meine „Kirchengeschichte" lebhaft angegriffen hatte. Ich glaube, eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich dieser weitverbreiteten Annahme entgegentrete. Wie der Urheber dieses Angriffes selbst nunmehr über diese Sache denkt, lehrt mich der Brief eines berühmten römischen Gelehrten (de Rossi's): „le Père Grisar m'a parlé plusieurs fois de vous dans les termes de la plus sincère estime et amitié. Il m'a même recommandé de vous dire combien lui et ses confrères ont été indignés de certaines attaques de journaux — je crois déjà vieux — contre vous." — Ich bin seither belehrt worden, daß diese Bemerkung auf einer vollkommen irrthümlichen Unterstellung beruhte.

[2]) Paoli, Bd. II, S. 20 ff. Vergl. auch die schönen Worte der PP. L. Setti und Masante, ebenda Bd. I, S. 324 ff.

[3]) Ebenda Bd. II, S. 28 ff.

[4]) Lockhart. Bd. II, S. 45. Mittheilungen P. Signini's.

in den Dienst der Nächstenliebe gestellt[1]). Arm für sich selbst, hatte er fürstliche Freigebigkeit für alle Anderen, für Freunde wie für Feinde: oder sagen wir lieber „Gegner"; denn so wollte Rosmini, daß man Diejenigen, welche gegen ihn schrieben und handelten, nenne, „da er keine Feinde kenne"[2]). Auch seine literarische Thätigkeit war für ihn ein Liebeswerk. War er fertig mit dem einen Buch, so trieb es ihn zu einer neuen Arbeit, da ihn das Verlangen, Andern zu nützen, nicht ruhen ließ, und er all' sein Thun auf das Jenseits bezog. Einst zählte er vor P. Signini auf, was er noch von Büchern zu schreiben vorhabe. Nachdem er Alles genannt, setzte er mit einem Blick gen Himmel hinzu: „zuletzt kommt die Agathologie (die Wissenschaft vom Guten), doch die werde ich im Paradiese schreiben"[3]). Alle Tugend nimmt von der Gerechtigkeit ihren Anfang: Rosmini war ein unerbittlicher Beobachter derselben, strengster Vertheidiger alles dessen, was ihm recht schien. Das Sein, welches er speculativ erkannte, wollte er praktisch anerkannt wissen. Keine Unwahrheit litt er; auf dem Gebiete der ewigen und wesentlichen Rechte kannte er keine Transaction. Er war mäßig in Speise und Trank, oft enthaltsam bis zur äußersten Strenge. Sein Lager war hart und einfach. Obgleich von Hause aus zur Satire aufgelegt, hütete er seine Zunge und liebte das Schweigen um der Zerstreuung zu entgehen. Von seiner Umsicht und Klugheit gibt seine politische Thätigkeit und die gesammte Einrichtung seines Instituts ehrendes Zeugniß. Stark im Großen, verschmähte er es nicht, sich um die kleinsten Angelegenheiten des letzteren zu kümmern: „magnus in magnis, non exiguus in minimis", wie einer der Seinigen, Dr. Aimo, sich ausdrückte[4]). So stark und groß sein Wille sich in allen Fällen des Lebens erwies, so wenig kannte er Eigensinn und

---

[1]) Lockhart, Bd. II, S. 47 ff.
[2]) Ebenda Bd. II, S. 45. Mittheilungen P. Signini's.
[3]) Ebenda Life of A. R., II, 53.
[4]) Paoli, Bd. II, S. 68.

starres Beharren auf seiner Meinung. Man sah ihn nie sich im Gespräch ereifern, Widerrede mit Heftigkeit erwidern; im Gegentheil war es gerade die Urbanität und „gentilezza“ seines Wesens, was ihm alle Herzen gewann. Dieser Liebenswürdigkeit seines Umganges erfreuten sich vor Allen die Genossen des eigenen Instituts, dann aber auch alle anderen Diener Gottes, vor Allem solche, welche sich verfolgt oder verkannt sahen. Ein Bild der Bescheidenheit, lehnte er Titel und Würden ab, wo sie ihm angetragen wurden, von der richtigen Empfindung aus, daß in der Kirche Gottes leere Titel und klingende Decorationen nicht sein sollten. Aber er ehrte die äußere Lebensstellung an Anderen, ohne sie die Ueberlegenheit seines Geistes empfinden zu lassen. Er wollte auch nicht, daß man ihn „Reverendissimo“ anredete und ließ sich von den Seinigen „Padre“ nennen. Immer gleicher Stimmung, sah man ihn niemals traurig oder schwermüthig. Sein Essen war so einfach wie das aller Anderen, und Paoli bezeugt, daß während Rosmini sich in Stresa dem Collegio degli Educatori elementari widmete, während eines Jahres täglich nicht mehr als achtzig Centesimi (ungefähr 60 Pf.) für seinen Unterhalt ausgegeben wurden. Derselbe Mann, der Tausende für Andere übrig hatte, wohnte und schlief im selben Raume, der auf die ärmlichste Weise eingerichtet war. Man kann sich von der Einfachheit seines Lebens überzeugen, wenn man die Gegenstände, die ihn umgaben, in dem Sterbezimmer zu Stresa sieht. Wie alle anderen Brüder hatte er seine Woche, wo er die übrigen bediente, ihnen kochte, Holz spaltete u. s. f. Gab es nichts Anderes zu essen, so begnügte er sich fröhlich mit der Cicoria, die im Garten wuchs. Kostbare Dinge trug er nicht. Seine Uhr hatte ein Messinggehäuse. Auf der Eisenbahn fuhr er nur zweiter Klasse. Aber derselbe Mann, der einem armen Menschen ein Stück Kohle nachtrug, das jener verloren, konnte mit Würde und Glanz als bevollmächtigter Minister in Rom seine Rolle spielen. Stirn, Auge und Mund bezeugten bei Rosmini die makellose Reinheit

seiner Seele. Dem Gebete widmete er täglich zwischen vier bis fünf Stunden: ganze Stunden lang sah man ihn in Betrachtung versunken. Die hl. Schrift, in welcher er stets knieend las, hatte er wohl siebenmal von Anfang bis zu Ende meditirt. Jedes Jahr zog er sich auf mindestens zehn Tage in die Einsamkeit zurück, um mit seinem Gott allein zu sein, obgleich man sagen konnte, sein ganzer Wandel sei ein beständiges Gebet gewesen. Ebenso war er aber auch auf das Gewissenhafteste bestrebt, die Gesetze des Landes, in welchem er lebte, zu achten. Seine Constitutionen unterwarf er der Bestätigung der Regierungen Sardiniens, Toscana's und Oesterreichs. Während er für die Freiheit der kirchlichen Action focht, unterließ er nicht, im praktischen Leben sich der Lage der Dinge zu fügen, wie sie war. Er fand es offenbar eines Dieners Christi würdiger, mit einer Fessel am Fuß das Gute zu wirken, als um des hemmenden Ringes willen die Seelen ohne Hülfe und Trost zu lassen. Den Seinigen schrieb er im Umgange mit der Welt vor, was er selber übte: „seid rein im Wandel, aber ohne Affectation; bereit, die Worte Anderer zu hören; bescheiden und vorsichtig im Antworten; in allen Dingen gebt Euch zufrieden mit einer heiligen Zurückhaltung und Mäßigung, saget ohne zwingende Gründe nie Etwas, was Andere beleidigen könnte." „Drei Dinge", sagte er einmal zu P. Signini, „verführen uns arme Menschen zu falschen Urtheilen über die Wege der Vorsehung: corta vita, corta vista, corta pazienza — ‚die Kürze des Lebens, die Kürze unseres Gesichtes, die Kürze unserer Geduld'"[1]). Selbst ein ihm so nahestehender Freund wie Molinari durfte nicht von der in dem Libell des „Eusebio Cristiano" versteckten Bosheit reden, ohne die Antwort zu erhalten: „wer hat Euch zum Richter über das Gewissen der Menschen gemacht? Ihr konntet wohl von Unwissenheit reden. Aber genug davon."

---

[1]) Lockhart, Life of A. R., II, 52.

Die Reinheit seiner ganz auf Gott gerichteten Absichten spricht aus den herrlichen kurzen Flammengebeten, deren er sich zu bedienen pflegte und welche Paoli und Andere gesammelt haben[1]). Hatte er Etwas zu thun als Pflicht erkannt, so hielt ihn die Voraussicht bevorstehender Verfolgungen nicht ab. Als er die Abhandlung über das Gewissen schrieb, sagte er voraus, daß ihm dies Werk schwere Verfolgungen einbringen werde; aber er erkenne, daß Gott es von ihm verlange und so erfülle er dessen Willen[2]). Seine Uneigennützigkeit zeigt jedes Blatt seiner Geschichte; sie trat besonders 1848 ins hellste Licht, wo sowohl Oesterreich als Sardinien ihm glänzende Anerbietungen machten, die er dankend ablehnte[3]). Die Weisheit, mit der er die Angelegenheiten seines Institutes leitete und die er allenthalben entfaltete, verdiente es wohl, wenn der Bischof von London, Msgr. Grant, ihn nach seinem Hingange einen „großen Weisen und einen großen Heiligen" nannte. Wenn er die pflichtmäßige Sorge für seinen guten Namen und den des Institutes traf, so unterdrückte er doch ebenso sorgsam Alles, was bloß seinem Lobe diente. So verbrannte er die ihm zugestellten Acten der Indexcongregation, weil die Voten eine Menge Dinge zu seiner Ehre enthielten. So ließ er nach seinem Tode ein Paket mit Briefen des Maestro del Sacro Palazzo vernichten, zweifellos aus Discretion. Von seiner Vaterlandsliebe zeugen Hunderte seiner Briefe; vor Allem die schönen Worte, die er in der „Introduzione alla Filosofia" an Italien richtete[4]). Wenn seine heißeste Liebe der Kirche galt, so war ihm jene Carricatur von „kirchlicher" Gesinnung völlig fremd, welche sich nur auf den Trümmern der allgemeinen Menschenliebe, nur aus der Asche

---

[1]) Paoli, Bd. II, S. 125 ff. Vergl. die oben erwähnte kleine Schrift: Adorare, tacere, godere p. 21 ff.

[2]) Paoli, Bd. II, S. 136.

[3]) Ebenda Bd. II, S. 160.

[4]) Introd. alla Filosof. Dis. agli Amici No. 55. Paoli, Bd. II, S. 176 ff.

echt menschlicher Gesinnung erhebt. Es schmerzt mich, daß der Raum mir nicht mehr gestattet, merkwürdige Belege davon mitzutheilen[1]) oder des Eingehendern die Züge aufzuweisen, welche Paoli zusammenstellte, um die von Don Antonio selbst so herrlich geschilderte Tugend der Großmuth und Hochherzigkeit an ihm selbst zu erläutern[2]). Genug, ich denke, der wohlwollende Leser wird am Schlusse des hier versuchten Bildes gutheißen, was Pagano Paganini unter das in seinem Zimmer hängende Porträt Rosmini's schrieb: „wo fand sich eine reinere Tugend, eine schönere Harmonie des Lebens nach all' seinen Theilen, ein vollendeteres Opfer seiner selbst und all' seiner Habe zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten[3])?" Wem das nicht genügt, der gehe hin und lerne Rosmini aus seinen Früchten kennen: er gehe und studire die Menschen, welche sein Institut bilden und fortführen. „Dies Institut," äußerte einer der größten Denker dieses Jahrhunderts einmal gegen mich, „lebt wohl nur wie das Veilchen unter dem Moose." „Ja", antwortete ich ihm, „aber dies Veilchen ist ein Bote des Frühlings."

Wir scheiden für heute von dem „guten Mönche von Stresa", wie Cousin und Schelling Don Antonio zu nennen pflegten. Ich muß hier darauf verzichten, auf die Lehrmeinungen des Roveretaner Philosophen, auf seine Stellung in der Wissenschaft und in der Politik, auf den Inhalt seiner hauptsächlichsten Werke näher einzugehen. Ich gedenke das später, an einem anderen Orte zu thun: in Bezug auf Rosmini's Philosophie zunächst als einfacher Berichterstatter. Ein Vierteljahrhundert, zugebracht

---

[1]) Paoli, Bd. II, 182 ff.

[2]) Vergl. L'introduzioue al Vangelo secondo Giovanni, Com. Lez. LVIII, p. 168. Paoli, Bd. II, S. 189 ff.

[3]) Paoli, Bd. II, S. 119. Im Anhange seines zweiten Bandes hat Paoli eine große Menge von Aussprüchen bedeutender Zeitgenossen oder von Bekannten Rosmini's zusammengestellt, welche den Eindruck wiedergeben, den seine Person oder seine Schriften auf jene hervorgerufen hat. Ich möchte fragen, ob sich in Bezug auf irgend eine andere Persönlichkeit unserer Zeit ein ähnlicher Ehrenkranz flechten ließe.

in ganz anderen Studien, hat mich von den Wegen der speculativen Wissenschaft zu weit abgeführt, als daß ich mir ein fachmännisches Urtheil in Dingen der Ideologie zutraute und eine persönliche Stellung zu der Rosminianischen Erkenntnißtheorie (zu deren Anhängern ich demnach nicht gezählt werden könnte), zu nehmen in der Lage wäre. Nicht, um in die Polemik über diese einzutreten, habe ich mich mit Rosmini's Leben beschäftigt, sondern, weil dies Leben dem Kirchenhistoriker eine große, eigenartige und hochbedeutsame Erscheinung in der religiösen und geistigen Entwicklung unseres Jahrhunderts darzubieten schien. Die vier Elemente, welche in meinen Augen die moderne Cultur hervorgetrieben — die Antike, das Mittelalter, die Renaissance und die heutige Naturwissenschaft, diese vier Elemente, ohne die wir uns eine abgerundete und erschöpfende Bildung heute nicht mehr denken können, sie waren alle in den Geist dieses seltenen Mannes eingetreten. Rosmini ist von Irrthümern so wenig wie Pascal, Bossuet oder Fénelon freigeblieben; aber sein Streben diente nach der Richtung des Wahren, Guten und Schönen stets den Gesetzen höchster Idealität. Zwar haben die Zeitgenossen, zwar hat das gegenwärtige Geschlecht zu voller Klarheit über sein Wesen und Thun nicht zu gelangen gewußt: denn, wie Goethe gelegentlich Carlyle's Urtheil über Schiller sagt, „die Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihren Standpunkt und hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes.“ Am Fuße des Montblanc sieht man wenig von der Größe und Herrlichkeit des Bergriesen, vollends, wenn die Dämmerung des erwachenden Tages noch ihre Nebel um sein Haupt geschlagen hat: Geduld, vor der hellen, sieghaften Sonne werden die grauen und kalten Dünste zerfließen, die heute noch unseren Blick verschleiern und unsere Brust beschweren.

Freiburg, im November 1887.

V.

Frauenarbeit in der Archäologie.[1])

(1890.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.‘ 1890, LXII, 388 f.

Frauenemancipation — welch' häßliches Wort! Von allen Forderungen der Gegenwart die unberechtigste und unsinnigste. Gewiß, aber auch, wer in dem Aufgeben von Sitte, Herkommen und Pflicht seitens des weiblichen Geschlechtes nur die Entehrung dieses selbst und die Zerstörung des besten Theiles unserer Cultur erblickt, kann sich der Thatsache nicht verschließen, daß es eine „Frauenfrage“ gibt, und daß die Gesellschaft die Verpflichtung hat, an ihre Lösung zu denken.

Die Frage, wie der unverheiratheten Frau eine ihrem Geschlecht und ihren Verhältnissen angemessene Existenz zu beschaffen sei, trifft sowohl die niederen als die mittleren, selbst die höheren Stände. Insoweit sie die niederen Classen angeht, kann sie als ein Theil der Arbeiterfrage angesehen werden, welche gegenwärtig, wie bekannt ist, die Geister sattsam beschäftigt. Viel weniger hat sich die Aufmerksamkeit auf das Loos und die Hülfsmittel jenes großen Bruchtheiles der Frauenwelt gerichtet, welche den besseren Ständen angehört und nichtsdestoweniger materieller und geistiger Noth ausgesetzt ist. Man pflegt höchstens von ersterer zu sprechen: sie ist freilich groß und handgreiflich genug. Aber ich möchte auch Nachdruck legen auf die geistige Noth Tausender, um nicht zu sagen Millionen von Mädchen und Frauen, welche mit den ihnen von der Natur verliehenen Gaben nichts anzufangen wissen, weil eine oberflächliche, futile Erziehung weder diese Gaben noch die Energie des Willens hinreichend

ausgebildet hat, um ihnen die Verwerthung derselben zu ermöglichen. Diese geistige Nothlage des weiblichen Geschlechtes hängt, wie Jedermann sieht, aufs Engste mit der materiellen zusammen. Das Mittelalter hatte in seinen Stiftshäusern und in seinen „Beghinenhöhen“ sehr eigenthümliche, aber durchaus geeignete Institute, um dem unverheiratheten Weibe eine würdige und sorgenfreie, zugleich aber der Gesellschaft nutzbringende Lage zu schaffen. Die neueste Zeit hat angefangen, die Frauenwelt in einer Reihe von Dienstleistungen und Stellungen zu verwerthen, die ihr früher verschlossen waren. Für die unbemittelte Tochter unseres gebildeten Bürgers oder unserer Beamtenwelt hat sich damit Manches gebessert, und manches Elend hat seinen Ausweg gefunden. Aber eine durchgreifende Behandlung dieses Theiles der „Frauenfrage“ scheint mir doch erst dann eintreten zu können, wenn wir uns an der Hand der geschichtlichen Entwickelung und gewissenhafter Beobachtung ein festes Urtheil über die Frage gebildet haben, wie weit sich denn eigentlich die Befähigung der Frau erstreckt, welcher Ausbildung sie fähig ist, und welche Grenzen ihr gesetzt sind. Wir bedürfen, mit anderen Worten, einer gediegenen Geschichte der Betheiligung des Weibes an der geistigen Arbeit des Mannes: ein jeder Fachmann kann dazu einen Baustein liefern, wenn er die Leistung der Frauen auf seinem eigenen Wissensgebiete prüft und der allgemeinen Beurtheilung unterbreitet. Solch' einen Stein auf die Baustelle zu liefern, ist die Absicht der folgenden Blätter. Sie wollen keine vollständige Aufzählung aller Leistungen geben, mit denen sich Frauen auf dem antiquarischen Gebiete versucht haben; sie gehen auch nicht einmal über die Gegenwart hinaus. Die Archäologie als Wissenschaft, und speciell die christliche Archäologie, ist eine so junge Schöpfung, daß es kaum Wunder nehmen kann, wenn frühere Jahrhunderte nur geringe Spuren von Betheiligung der Frauen an den antiquarischen Bestrebungen aufzuweisen vermögen: obgleich ja auch da die seltsame Thatsache zu verzeichnen wäre, daß im zwölften Jahrhundert aus Frauenhand jene illustrirte

Encyklopädie mittelalterlichen Wissens hervorgegangen ist, welche, als „Hortus deliciarum“ berühmt, eine der Hauptschätze der 1870 leider verbrannten Straßburger Bibliothek gebildet hatte. Herrad von Landsperg, die sinnige Aebtissin von S. Odilien, hatte in diesem Werke all' Das zusammengestellt, was einer gebildeten Dame ihrer Zeit und ihrer klösterlichen Richtung in Dingen der Kunst, der Mythologie, des Alterthums zu wissen ziemte: sie und ihre Gehülfinnen, welche den „Hortus“ mit zierlichen Miniaturen schmückten, sie mögen als die Patroninnen jener modernen Frauen dastehen, welche sich der Kunstarchäologie und speciell dem so anziehenden Felde der Ikonographie zugewendet haben.

I.

Es kann auffallend erscheinen, daß gerade die Ikonographie derjenige Zweig der Archäologie ist, welcher die weiblichen Freunde dieser Wissenschaft entschieden am meisten angezogen hat. Aber es ist erklärlich. Die Ikonographie handelt von den Vorstellungen und Bildern, in welchen die Idee künstlerischen Ausdruck gewonnen hat. Die Kunst aller Völker ist durch das Symbol und die Allegorie hindurchgegangen, ehe sie eine historische und dramatische ward. Der geheimnißvolle Zauber der symbolischen Welt spricht die weibliche Phantasie ganz besonders an: findet er doch seinen stärksten Widerhall in den verborgenen Tiefen des weiblichen Geistes. Ich kann mir denken, daß es für die Frau einen ganz besonderen Reiz haben muß, den symbolischen Vorstellungen nachzugehen, in welchen die religiöse und künstlerische Welt vergangener Jahrhunderte ihren Ausdruck fand, und in die Sprache des Gemüthes einzudringen, die sich hinter den Bildern des Orients oder hinter den ideographischen Fresken unserer Katakomben verbirgt.

Es kann weiter auffallen, daß England das größte Contingent weiblicher Mitarbeiter auf unserem Gebiete stellt. Von den vier Frauen, welche in diesem Aufsatz eingehender besprochen

werden, gehören drei Großbritannien an. Ich glaube, daß die freiere Bewegung, welche dem Weibe in England gestattet ist, dies Factum hinreichend erklärt, ganz abgesehen davon, daß die Zahl literarisch wirkender Frauen sicher dort größer als in einem der anderen großen Culturländer ist.

Fangen wir gleich mit derjenigen unserer Engländerinnen an, von welcher am meisten zu sagen ist.

Anna Jameson[1]) war als die Tochter eines jungen Miniaturmalers, Brownwell Murphy, 1794 zu Dublin geboren. Ihre ersten Kinderjahre fielen in eine für Irland verhängnißvolle und schwere Zeit: ihr Vater selbst war in die Unabhängigkeitsbewegung der unglücklichen Insel hineingezogen und entging dem Verderben wohl nur in Folge seiner Uebersiedlung nach Cumberland im Jahre 1798. Die kleine Anna wuchs in einfachen Verhältnissen auf: ihr lebhafter Geist und die bedrängte Lage der Familie waren die beiden Motoren, welche sie sehr frühzeitig literarischer Beschäftigung zuführten. Gedichte und Erzählungen waren die ersten Producte des jugendlichen Geistes, welchem eine Reise nach Paris und Italien bald neue und weitere Horizonte eröffnete, nachdem sie 1821 einem jungen Anwalt, Robert Jameson, die Hand gereicht hatte. Die Aufzeichnungen, welche auf dieser Reise entstanden, gelangten als anonymes Werk, unter dem Titel „The Diary of an Ennuyée", sehr bald in die Oeffentlichkeit. Ihnen folgten „The Loves of the Poets" und die „Celebrated Female Sovereigns". Hatten schon die Wanderungen in Italien ihre künstlerischen Neigungen angeregt, so wurden dieselben durch eine Reise in den Niederlanden weiter entwickelt: eine Zeit lang war ihr Sinn ganz mit Rubens, Rembrandt, Ruysdael erfüllt. Sie räumten dann Shakespeare den Platz, der Mrs. Jameson einige Jahre beschäftigte und ihr zu jener Serie von Essays über die weiblichen Charaktere des

[1]) Vergl. Memoirs of the life of Anna Jameson, author of „Sacred and legendary Art" etc. By her niece, Gerardine Macpherson. London 1878. 8°.

großen Dichters Anlaß gab, welche unter dem Titel „Characteristics of Woman“ erschienen. Später hat sie Dante vor Allem angezogen. Epochemachend für ihr geistiges Leben ward indessen ihre Reise nach Deutschland 1833, wo sie rasch mit den vornehmsten Kreisen der Literatur Fühlung gewann, vornehmlich mit Tieck, dessen Shakespeare-Uebersetzung sie in hohem Grade angezogen hatte. Sie redete ihn englisch an, er antwortete deutsch. „Trotz seiner vorzüglichen Kenntniß unserer Sprache“, erzählt sie, „sprach er nur selten englisch; französisch wollte er, so wenig wie Alfieri, reden“. In Weimar besuchte sie, „den leeren Thron des Genius“ und trat in Beziehung sowohl zu den großherzoglichen Herrschaften als zu Goethe's Schwiegertochter, welche ihr eine dauernde Freundschaft zuwandte. In Dresden entzückte sie die Madonna di San Sisto, aber ebenso zog die feine, edle Persönlichkeit Tieck's sie an, und ihre dritte Freude daselbst war die Bekanntschaft mit Moriz Retzsch, dessen anmuthige Illustrationen zu Schiller, Goethe, Bürger und Shakespeare damals so großes Aufsehen machten. Mr. Jameson gibt eine reizende Beschreibung seines Ateliers „mit seinen allerliebsten schalkhaften Engelsköpfchen, von denen jedes im Stande ist, eine ganze Legion von Teufeln zu bändigen“. Sie meint, wenn irgend Jemand, so müsse es Retzsch gelingen, die Idee einer Miranda, eines Caliban, einer Titania zu verwirklichen, „da in ihm das Groteske, Komische, Milde, Wundersame, Phantasievolle und Elegante sich zusammenfinden“. In Frankfurt begeistert sich unsere Archäologin für Frau Schroeder-Devrient; sie sieht Dannecker's Ariadne und gibt uns eine eingehende Beurtheilung seines „Erlösers“. Sie fand den betagten Künstler mit inniger Freude vor seinem eigenen Werke am Piedestal desselben stehen; er meinte, in schlechtem Französisch sich an sie wendend: „oui, quand on a fait comme cela, on reste sur la terre.“ Und er fügte hinzu: oft sei er gefragt worden, woher er die Modelle für seine Werke genommen, er pflege darauf zu antworten: „dort und hier,“ indem er die Hand auf sein Haupt und sein Herz lege.

Hoch erwünscht war Frau Jameson die Bekanntschaft mit A. W. von Schlegel. „Für mein Theil," meint sie, „höre ich ihn lieber von Romeo und Julie und von Frau von Staël reden als von den Ramayana, Bhagvat-Gita oder den „Eastern Confut-cyee": sicher ein Ausfluß meiner eigenen Unwissenheit. Die Conversation gleicht einer Leier mit sieben Saiten, sie heißen: Philosophie, Kunst, Poesie, Politik, Liebe, Skandal und Wetter. Es gibt Professoren, wie Paganini, die höchst geschickt auf einer einzigen Saite, Andere, welche das ganze Instrument zu spielen wissen, und die es mit Meisterhand von unten bis oben schlagen. Schlegel gehört zu Letzteren. Er kann Baß und Fistel spielen und ganz allein ein vollständiges Concert geben. Niemand kann scherzen wie er, Niemand in wenig Stunden abwechselnd den Kritiker, Philologen, Dichter, den Philosophen und obendrein den Weltmann herauskehren. Niemand reizender erzählen oder irgend einen Einfall glücklicher verwerthen. Er erzählte mir manche interessanten Dinge. Ich betrachtete eines Morgens eine ihm von Frau von Staël geschenkte prächtige, in Maroquin gebundene Ausgabe der „Corinna"; „wissen Sie auch," sagte er da, „daß ich in diesem Buch figurire!" Ich fragte: „in welcher Rolle?" Er ließ mich rathen, und ich rieth scherzend auf den Grafen von Erfeuil. „Nein, nein," rief er lachend, „ich bin verewigt in dem Prinzen von Castel Forte, dem glaubensvollen, demüthigen, nichts für sich verlangenden Freunde Corinna's."

Auch in München, welches damals anfing, eine Stadt zu werden, befand sich unsere Engländerin sehr wohl. Sie hält dafür, daß es nach Venedig die schönste „City" ist: man begegnet ihr freundlich, sie sieht sich gefeiert wie eine Prinzessin. Aus all' diesen schönen Erinnerungen entsteht ihr vierbändiges Werk „Visits and Sketches" (1834), welches ihre Landsleute noch vor Carlyle eine Menge neuer Dinge über Deutschland lehrte. Im folgenden Jahre finden wir Frau Jameson abermals in Deutschland. Sie besucht Berlin und Weimar. Am weimarischen Hofe aß sie mit Alexander von Humboldt (11. Januar 1836), der zwei

Tage in Weimar zubrachte und meist mit Ottilie von Goethe zusammen war. „Er erstaunte mich, amüsirte mich, interessirte mich und drehte mir halb den Kopf herum. Glücklicher Weise hat er eine Leidenschaft für die Conversation, ich möchte sagen eine Manie; er erzählt unablässig und so bewundernswerth, daß man dem Himmel dafür danken muß. Er kennt Alles und Alle, hat Alles, von einem Pol zum anderen, gesehen. Er spricht alle modernen Sprachen, ist mit der Literatur aller Völker vertraut: nichts gab mir eine so hohe Vorstellung von seiner Universalität, als daß er meinen Namen und alle meine Schriften kannte. Ich arme Kleine! Ich fühlte mich, wie ich zu ihm aufblickte, wie einem Maulwurfshügel gegenüber den Anden. Ich bekenne, daß ich mit seinen Ansichten und Speculationen, so weit ich sie mir klar machen konnte, nicht einverstanden bin; aber was Darstellung des Thatsächlichen und die Charakteristik der Dinge angeht, war er entzückend, eine wandernde Encyklopädie, eine ambulante Bildergalerie und obendrein ein vollendeter Hofmann."

Eine Reise nach Canada, wo ihr Mann unterdessen eine Stellung gefunden hatte, unterbrach diese Studien auf dem europäischen Festland. Es war keine Kleinigkeit für sie, jene Länder und Menschen zu verlassen, mit denen sie bisher geistig zusammengelebt hatte. Sie erzählt, wie sie einmal, weinend über all' das, was sie daran gegeben, zu Bette ging und sich plötzlich einer Anekdote erinnerte, die sie mitten, durch ihre Thränen hindurch lachen machte. Es war die Geschichte von Madame de Boufflers, welche „avec tant de sérieux et de sentiment" erklärte, sie sei bereit, als Botschafterin nach England zu gehen, aber nur unter der Bedingung, daß sie „vingt-cinq ou vingt-six de ses amis intimes" und dazu noch sechzig oder siebzig andere Personen mitnehmen dürfe, deren sie zu ihrem Glück absolut bedürfe. Ich weiß nicht, ob Madame de Boufflers sich schließlich zu der Gesandtschaft entschlossen hat: Mrs. Jameson hat sich sicher in Amerika nie wohl befunden; sie gibt nur

melancholische Berichte über die Natur des Landes und seine Bewohner. Nach einer zweimonatlichen Expedition nach dem Huronensee und zu den Indianerstämmen der Umgegend kehrt sie (1838) nach England zurück, wo sie sich intensiver noch als früher kunstgeschichtlichen Studien hingibt. Waagen's Schrift über Rubens gibt ihr nächste Veranlassung dazu. Eine Reihe von Darstellungen über die altitalienischen Meister für das „Penny Magazine“ war die erste Frucht dieser Studien; sie wurde 1858 und 1859 neu herausgegeben und 1862 von Ferdinand Labour ins Französische übersetzt. Im Januar 1842 folgte diesen ein „Handbook to the public galleries in and near London“. Im Jahre 1841 war die Verfasserin nach Paris gegangen, wo sie mit Rio bekannt wurde — ein großes Ereigniß ihres Lebens, wie sie selbst erachtet. Mit ihm und Triqueti hatte sie die Sammlungen des Louvre durchgearbeitet und Vieles gelernt. Sie hatte in Paris ausschließlich den Bildern gelebt, sonst nur zweimal die Oper besucht und die Rachel gesehen. Ich begreife, daß Rio damals tiefen Eindruck auf sie machen mußte und mit seinen Ansichten eine große Umwälzung in ihren Anschauungen hervorzurufen im Stande war. Der erste Band seiner Geschichte der christlichen Kunst war kurz zuvor erschienen. Viele Jahre später hat Rio mir mit Humor erzählt, welchen Erfolg das Buch im ersten Jahre nach seinem Erscheinen hatte. Der Verleger hatte just zwölf Exemplare verkauft, und Delécluze, das Kunstorakel des „Journal des Débats“, fragte Herrn Rio einmal allen Ernstes, ob er eine Mystification des Publicums beabsichtigt habe. Bis dahin hatten die von Diderot und Cochin im achtzehnten Jahrhundert vorgetragenen Ansichten in Frankreich absolute Geltung. Man sah den Höhepunkt der italienischen Kunst in der eklektischen Schule der Bolognesen: die Caracci, Domenichino, G. Reni galten mehr als Raffael, und noch wenige Jahre zuvor hatte Frankreichs größter Schriftsteller, Chateaubriand, ganz in diesem Sinne sich über die Kunst Italiens geäußert. Rio, welcher nach dem Aufgeben seiner diplomatischen

Laufbahn sich lange in Deutschland aufgehalten, und dort im Verkehr mit den letzten Ausläufern der romantischen Bewegung, namentlich aber mit dem Begründer unserer modernen Kunstwissenschaft, dem Freiherrn von Rumohr, die Grundlage einer wissenschaftlichen Behandlung der Kunstgeschichte gewonnen hatte, trat nun mit der These hervor, daß die italienische Kunst sich bis auf Raffael in aufsteigender, seit seinem Tode in absteigender Richtung bewegt habe und der Eklekticismus der Bolognesen nur ein Stadium ihres Verfalles darstelle. So selbstverständlich uns das heute ist, so unverständlich war das den Franzosen von 1838, und es bedurfte der kräftigen Einwirkung der von Montalembert, Caumont u. A. getragenen romantischen Bewegung, um dieser neuen Anschauung zum Durchbruch zu verhelfen. Sie war für Mrs. Jameson maßgebend, und von da ab sehen wir sie mit der ganzen Energie ihres Wesens dem Studium der älteren christlichen Kunst, besonders Italiens, sich hingeben, und allmälig das Werk ihres Lebens, die große Ikonographie der christlichen Kunst, entstehen. Sie begibt sich wieder jenseits der Alpen: Venedig ist einer der ersten Plätze, der sie fesselt, und voll Begeisterung theilt sie ihren Freunden die Entdeckung von Tizian's Hause mit: „nach einer Wanderung durch die Kirchen und Paläste Venedigs, nach dem wir Tag für Tag mit neuem Entzücken die „Darstellung Mariens im Tempel" und die „Assunta" gesehen, beschlossen wir, unseren Aufenthalt mit einem Besuche in dem Hause zu schließen, in welchem der große Altmeister über fünfzig Jahre, die Hälfte seines Lebens, gewohnt hat, wo er lebte und liebte, wo er mit Aretino und Sansovino, mit Bembo und Bernardo Tasso lachte und scherzte, wo er die schwarzäugigen venezianischen Damen bewillkommnete und fremde Fürsten unterhielt, wo er der Schönheit Unsterblichkeit verlieh und dann starb — ach, welch' eines Todes! eines Todes, der in seinem Schrecken und seiner Scheußlichkeit all' die Bitterniß eines ganzen Lebens in wenig Stunden zusammenfaßte." Mrs. Jameson klagte über den elenden Zustand, in welchem sich damals

die Casa Tiziana befand: „vor vierzig Jahren sah man noch in einem Zimmer eine reizende Gruppe tanzender Cupidos. Einer der Miether wollte sie wegwaschen; als man ihn auf den Werth dieser Wandgemälde aufmerksam machte, versuchte er den Kalkbewurf von der Wand abzulösen, um ihn zu verkaufen. Was aus diesen Reliquien geworden ist, weiß man nicht: in solche Hände kam Tizian's Wohnhaus!“ Heute würde die Verfasserin noch Weiteres zu klagen haben: denn das Haus des unsterblichen Meisters ist längst dem Erdboden gleich gemacht!

Im Jahre 1847 begab sich Mrs. Jameson wieder nach Rom, wo eine Kolonie englischer Celebritäten, Männer und Frauen — Francis Sylvester O'Mahoney, Charles Hemans, Richard Wyatt, Penry Williams, Lady Charlotte Lury, Mrs. Butler sie empfingen, und der Verkehr mit Minardi, Cornelius, Overbeck, mit Lotte's Sohn, dem alten Kestner, mit dem Archäologen E. Braun ihr eine Quelle neuer Belehrung ward. Andere Berühmtheiten fanden sich ein, um diesen Winter anziehend zu machen, in welchem sich, wie unsere Reisende meinte, Pius IX. mit seinen liberalen Reformen eben anschickte, ein christlicher Harun-al-Raschid des neunzehnten Jahrhunderts zu werden. Da kamen Mr. und Mrs. Cobden, Lord Walpole, von näheren Freundinnen der Reisenden Frau von Goethe und Miß Montgomery, jenes Urmodell einer englischen Touristin, welche in einer Zeit, wo es bereits Eisenbahnen und Hôtels gab, ein halbes Jahrhundert auf dem Continent reiste, stets in ihrem Reisewagen, der ihr Wohnhaus, Schlafzimmer und Dining-room war. Sie war eine Verwandte von Lord Byron, mit dessen Gemahlin Mrs. Jameson lange Zeit in innigster Freundschaft lebte, bis ein nicht näher bekannter Umstand diese Beziehung unwiderruflich zerstörte: ein für Mrs. Jameson höchst schmerzliches Ereigniß, das uns in Anbetracht des vielberufenen Charakters von Lady Byron nicht sehr befremden kann. Unsere Reisende wohnte damals mit einigen ihrer Freunde und mit der Nichte, welche ihr Leben später schrieb, am spanischen Platz über der

Spithöver'schen Buchhandlung. Wer kennt sie nicht, diese wundervolle Piazza di Spagna, mit dem köstlichen Springbrunnen, mit der herrlichen, von den schönen Modellen der Sabinerberge bevölkerten Treppe, die zu S. Trinità de' Monti hinaufführt, mit dem reichen, ewig wechselnden Leben der Fremden, das sich hier concentrirt: Mrs. Jameson gab, wie wir Alle, der Piazza den Vorzug zum Wohnen; aber ihre eigentliche Lieblingsstätte waren die stillen Hügel des Coelius, Esquilin und Aventin mit ihren alten Kirchen und Klöstern, ihren einsamen Gärten und Vignen, hier eine Gruppe melancholischer Cypressen, dort eine luftige Pinie oder eine majestätische Palme: in der benachbarten Basilika die kostbaren Schöpfungen längst heimgegangener Geschlechter, ein marmorner Altar, wundervolle Porphyrsäulen, die ernsthaften Mosaiken altchristlicher Jahrhunderte mit der schweigenden Majestät ihrer überwältigenden Sprache. Schon damals mußte Mrs. Jameson über so manches Moderne, das auch in diese heiligen Stätten eindrang, Klage führen — was würde sie heute sagen! „Und doch," fügt sie hinzu, bleibt so Vieles, so Vieles, um das Herz zu erheben, es aufzurichten, so Vieles, das immer aus dem Gedächtniß schwindet, so Vieles, das fortan ein Stück unseres Lebens bildet!"

Und welchem wirklichen Archäologen wären jene Dinge, jene Reste des Alterthums, nicht ein Stück seines Lebens — vollends, wenn ihm die Gegenwart nichts mehr sagt, und er nichts mehr zu sagen hat als des Dichters Wort: „poco spera, nulla chiede!"

Ein Jahr später, inmitten der europäischen Revolution von 1848, treffen wir Mrs. Jameson in Irland. Auch diese Reise sollte ihr bedeutsam werden. Sie hatte als Protestantin ihre ausgesprochenen Aversionen: nun trifft sie in einer kleinen Stadt des nördlichen Irland auf einen römisch-katholischen Gottesdienst. Der Prediger erklärt das Wort des Herrn: liebe Deinen Nächsten, und was sie hört und um sich sieht, ergreift sie auf das Tiefste, und sie schreibt in ihr Tagebuch: „nie sah ich eine

Versammlung, die aufmerksamer, ehrfurchtsvoller, offenbar mehr bewegt und erbaut war als diese."

Unterdessen war Mrs. Jamesons Hauptwerk die „Sacred and Legendary-Art" (1848) erschienen. Man wird Robert Peel nicht für eine Autorität in Sachen der Kunstgeschichte erklären. Aber sein begeisterter Brief an die Verfasserin, deren „eloquent and beautiful volumes" er preist, mag eine Vorstellung davon geben, welchen Eindruck das Werk in gebildeten Laienkreisen hervorrief. Diesen Eindruck gibt auch Longfellow wieder, der Mrs. Jameson aus Amerika schrieb: „das Buch bringt in meiner Seele eine ähnliche Wirkung hervor, wie diejenige, welche große Orgelspieler hervorbrachten, indem sie, während ihre Finger mit andern Tasten beschäftigt scheinen, plötzlich ungeahnte Schlüssel ihres Instrumentes öffnen und einen ungebrochenen Strom von Melodien dahinrauschen lassen. Da liegen Ihre Bände, und es ist mir, als drückten sie auf meinen Gedanken und zwängen ihn zu ununterbrochener Musik! Gott segne Sie für dies Buch!"

Dieser „Sacred and Legendary-Art", welche, soviel mir bekannt ist, sieben Auflagen (letzte 1874) erlebte, folgten noch drei andere Werke, welche sich als Erweiterungen und Fortsetzungen derselben darstellen: 1852 die „Legends of the Madonna" (fünfte Auflage 1872), die „Legends of the Monastic Orders" (fünfte Auflage 1872) und die „History of Our Lord and of St. John the Baptist"[1]), welch' letztere die Verfasserin zum Theil in Florenz ausarbeitete. Immer und immer wieder war sie zurückgekehrt in dies heilige Land der Kunst, wo jede Last des Lebens sich leichter trägt, wo der süße Duft seiner lebenden Blumen und der süßere Duft seiner hingestorbenen Poesie uns über die Leiden des Körpers und des Gemüthes hinwegtäuscht. Rom vor Allem war ihr theurer, sie brach

---

[1]) Letzteres Werk wurde erst nach der Verfasserin Tode durch ihre Freundin, Lady Eastlake, herausgegeben (1864); dritte Auflage 1872.

in Enthusiasmus aus, inmitten dieser gewaltigen Natur, inmitten der antiken Denkmäler, inmitten der heiligen Reste alten Christenthums! „Da ist," schreibt sie, „keine Cypresse auf den Hügeln Roms, keine Weinranke, die über die schattigen Gärten hinaussprießt, kein Bild in den großen Galerien und Villen, keine Katakombe, kein Märtyrergrab unter den Siebenhügeln der Stadt, das nicht mit lebendigen Fasern in meinen Geist und meine Einbildungskraft hineingewachsen wäre und die theuersten persönlichen Erinnerungen für mich in sich birgt." Vor Allem waren die Bilder für sie wie eine offene klare Schrift: sie blickte sie an und verstand sofort, was der Meister mit ihnen gewollt hatte.

Mrs. Jameson hatte in ihren drei letztgenannten Hauptwerken, der eigentlichen Arbeit ihres Lebens eine nahezu vollständige Ikonographie der christlichen Kunst zu geben unternommen. Wenigstens sind die wichtigsten Themata derselben, die Darstellungen Gottes, Jesu Christi, der Madonna, der Apostel, der namhaftesten Märtyrer und Ordensstifter in diesen sechs Bänden behandelt. Weder vor ihr noch nach ihr ist der Gegenstand in ähnlicher Weise und ähnlicher Ausdehnung behandelt worden. Die älteren ikonographischen Werke waren rein dilettantisch: erst seit die classische Archäologie die Grundsätze der modernen Kritik auf die Ikonographie der Griechen und Römer angewandt und ein Vorbild wissenschaftlicher Behandlung eines solchen Vorwurfs aufgestellt hatte, konnte an eine ernstgemeinte Ikonographie unserer altchristlichen Denkmäler gedacht werden. Mrs. Jameson war die Erste, welche den Versuch einer solchen in größerm Maßstabe wagte. Ihr war klar geworden — und darin lag der Fortschritt, welchen ihre Arbeit bezeichnet — daß, um die ungeheuere Aufgabe zu bewältigen, vor Allem zwei Dinge geschehen müßten. Man durfte sich nicht beschränken auf die Zugrundelegung eines nur unvollständigen, mehr oder weniger dem bloßen Zufall verdankten Materials; und: es mußte nicht bloß alles Erreichbare an Monumenten

gesehen und geprüft werden, sondern es mußten auch die Denkmäler der Literatur und Poesie in steter Parallele mit denjenigen der bildenden Künste gesetzt werden. Es ward ihr klar, daß hier die einen die anderen erklärten, und daß, wer auf den Namen eines Archäologen Anspruch erheben wollte, den Geist seines Volkes in allen seinen monumentalen und literarischen Offenbarungen zugleich studirt haben müsse. Mrs. Jameson war bestrebt, das Sinnen und Trachten der christlichen Vorzeit aus den Werken der Väter kennen zu lernen. Sie sah in den Hymnen des Mittelalters, in den Schriften der Mystiker die Quellen jener Kunstvorstellungen, die uns in den Wand- und Glasmalereien unserer Kathedralen, in den entzückenden Schöpfungen eines Fiesole entgegentreten. Sie hat vorzüglich auch das Verdienst, eindringlich auf Dante's Bedeutung für die bildende Kunst des Mittelalters hingewiesen zu haben. Und das Alles geschieht nicht in der Form trockener Abhandlungen und ermüdender Nomenclaturen. Ein jeder ihrer Artikel stellt einen kleinen Essay dar; er lehrt uns, welchen Platz die Madonna oder St. Katharina oder eine andere Heilige in der Erinnerung und in der Phantasie vergangener Jahrhunderte eingenommen hat; wir sehen die heiligen Gestalten förmlich vor unseren Augen hinschweben, in dem ganzen Zauber poetischer Vollendung, den ihnen die kindliche Phantasie des Mittelalters lieh, in der vollen Gewalt, die sie über die Gemüther übten, und die, mag man über die religiöse Seite der Sache denken wie man will, sicher die Wirkung gehabt hat, Gestalten von unendlicher Schönheit, Gebilde von unsagbarer Idealität, geschaffen zu haben. Wenn aber das, was wir hier Alle bewundern und lieben, seien es die Bilder von S. Marco in Florenz, seien es die Fresken der Loggien, und Stanzen im Vatican — wenn das für uns Alle — Katholiken oder Protestanten — ewige, allgemein menschliche Gültigkeit gewonnen hat; dann hat die Wissenschaft, welche den Sinn dieser Darstellungen aufschließt, dann hat die „Ikonographie der Heiligen" doch auch einen allgemeinen und höheren

Werth, dann darf sie sich richten an die Theilnahme aller Gebildeten. Diesen sie näher zu bringen, war Mrs. Jameson's Lebensaufgabe, und sie hat dieselbe, wenigstens für England, im Ganzen gelöst. Fragte man mich nach dem Werthe ihrer Arbeiten im Lichte der heutigen Forschung, so ist Manches einzuwenden. Als Mrs. Jameson schrieb, war die Reconstruction oder vielmehr die eigentliche wissenschaftliche Begründung der christlichen Archäologie kaum erst eingeleitet. Noch hatten die großen Publicationen de Rossi's das Fundament für die Erklärung der altchristlichen Bildwerke nicht geschaffen; noch war man sich nicht klar über den gänzlich verschiedenartigen Charakter der altchristlichen und mittelalterlichen Symbolik, und noch war man entfernt davon, in allen Stücken die richtigen Principien für die Interpretation der Bilder der romanischen und gothischen Kunst gewonnen zu haben; noch irrte man endlich völlig in der Beurtheilung des Einflusses, welchen der Byzantinismus auf die abendländische Kunst ausgeübt hatte. Heute haben wir uns verbesserter Kenntniß in all' diesen Dingen zu rühmen: aber noch immer besitzen wir keine genügende Ikonographie des Mittelalters. Seit man angefangen hat, Kunsttopographien der einzelnen Länder herauszugeben, ist uns erst recht klar geworden, wie unvollständig das Material ist, auf welchem alle bisherigen Bearbeitungen des Gegenstandes aufgebaut sind. Was wir heute an Material besitzen, übertrifft dasjenige der Mrs. Jameson sicher um das Zehnfache: aber blicke ich auf die Tausende von Schedulae, auf denen ich seit fast dreißig Jahren meine Lesefrüchte auf diesem Gebiete eingetragen, so dient es mir, um mich zu überzeugen, wie weit wir noch von dem Ziele entfernt sind. Immer aber noch nehme ich voll Dankes und voll Anerkennung die Bücher der Mrs. Jameson zur Hand, und ich bewundere die Energie und den Muth dieser Frau, welche für ihre Zeit Etwas wagte, was wir uns heute nicht mehr oder noch nicht zu unternehmen getrauen.

Es hat der gelehrten Forscherin in ihren sterblichen Tagen

an Anerkennung übrigens nicht gefehlt. Wir sahen, wie die bedeutendsten Menschen der Zeit sie mit ihrer Freundschaft beehrten. Seit dem Jahre 1851 hatte ihr die Königin von England eine Pension von 100 Pfund auf die Krone angewiesen. Ihre letzten Jahre waren durch körperliche Leiden heimgesucht, die sie nicht hinderten, einen großen Theil des Tages dem Studium im britischen Museum zu widmen. Ein Brustleiden setzte ihrem Leben und ihrem Wirken ein Ende (1859): in jenen Tagen, die dem Tode vorausgingen, umschwebte die Erinnerung an die herrlichen Schätze, die der Director des British Museums, Herr Panizzi, ihr kürzlich vorgelegt, an die kostbaren Miniaturen und Stiche dieser unvergleichlichen Sammlung ihr Krankenbett, und die poetischen Gestalten der Vorzeit, denen sie das beste Stück ihres Lebens gewidmet, gaben ihr das Geleite ins Jenseits.

II.

Anna Jameson hatte auf dem ihr eigensten Gebiet eine Rivalin dicht neben sich. Luisa Twining kann ihr an Ausdehnung der literarischen Thätigkeit und auch wohl an Anmuth und Reichthum des Geistes nicht verglichen werden. Aber auch ihre ikonographischen Publicationen: „Symbols and emblems of early and mediaeval christian Art“ (London 1855) und „Types and figures of the Bible, illustrated by the Art“ ꝛc. (London 1855) erfreuten sich des Beifalles: sie sind nicht bloß in England, sondern auch bei uns verbreitet, und werden vielfach angeführt. L. Twining hat sich gleichfalls nicht bloß auf das gedruckte Material beschränkt, sie geht ebenso dem handschriftlichen und unedirten nach, und es gebührt auch dieser Dame ein ehrenvoller Platz in der Literatur unserer christlichen Archäologie. Weit bedeutender aber ist die gelehrte Wirksamkeit einer dritten Tochter des Inselreiches, die noch unter den Lebenden weilt und sich in der gesammten Gelehrtenrepublik eines bewährten Rufes erfreut. Das ist Miß Margaret Stokes, irre ich nicht, die Tochter eines Dubliner Professors,

welche sich ganz auf das Gebiet der irischen Antiquitäten geworfen hat. Ihre Betheiligung an der Herausgabe des großen von Lord Dunraven begründeten Werkes über die Alterthümer Irlands hat ihren Ruf begründet[1]). Dann bereicherte sie die keltische Forschung mit einem Quellenwerk ersten Ranges, in welchem sie die von George Petrie gesammelten frühchristlichen Inschriften Irlands publicirte: eine Arbeit, welche ebenso der christlichen Epigraphik, wie der erst aufblühenden und mühsam sichern Boden gewinnenden keltischen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte zu statten kam[2]). Ihre neueste Leistung ist ein Bändchen, welches ich allen Besuchern Londons und Großbritanniens als Führer durch das Gebiet der christlichen Alterthümer der Inseln empfehlen möchte[3]). Bekanntlich hat die Verwaltung des South Kensington Museum neben so manchen anderen praktischen, auf dem Continent leider noch nicht allweg nachgeahmten Einrichtungen auch die Herausgabe billiger illustrirter Kataloge und darstellender Führer durch die verschiedenen Gebiete dieser unermeßlichen Sammlung veranstaltet. Von den ersten Handbüchern dieser Art war Maskell's „Erklärung der altchristlichen und mittelalterlichen Elfenbeinsculpturen" eines der besten. Diesem steht nun würdig Miß Stokes' Compendium zur Seite, welches, sich anlehnend an die Bestände und Abgüsse des South Kensington Museums, einen höchst belehrenden und bei aller Kürze vollständigen Ueberblick über die frühchristlichen Denkmäler Irlands und Englands gibt: ein Schriftchen, dem wir in Deutschland nichts Aehnliches zu vergleichen haben, und

---

[1]) Lord Lunraven, Notes on Irish Architecture. Edited by Margaret Stokes. London. 1875—1877. 2 voll. 4°.

[2]) Christian Inscriptions in the Irish Languang e chiefly collected and drawn by Georgie Petrie, edited by M. Stokes (Ann. Vol. of the Royal Hist. and Arch. Association of Ireland). Dublin. 1870—1878.

[3]) Early Christian Art in Ireland. By Margaret Stokes. Published for the Committee of Council on Education. London. 1878 (South Kensington Museum. Art Handbooks).

das auf jeder Seite von der Sachkenntniß und dem gesunden kritischen Urtheil der Verfasserin rühmliches Zeugniß ablegt. Kein Mann hätte das besser machen können, als diese wackere Collegin, der ich hiermit ein macte virtute über den Canal zurufen möchte.

Nur wenige Worte kann ich über einige „Archäologinnen" sagen, welche dem Continent angehören, deren Lebensverhältnisse mir indessen weniger bekannt sind, und deren Arbeitsgebiet dem meinigen ferner liegt, als das der genannten. Da wären zwei Frauen zu nennen, welche ihren Gatten bei großartigen und die Welt mit ihrem Ruhm erfüllenden Forschungen und Ausgrabungen eine wirkliche Stütze gewesen sind: Frau Dr. Schliemann in Athen und Madame Dieulafoy in Paris. In wie weit beide Frauen eine fachmännische Ausbildung gewonnen haben, entzieht sich meiner Beurtheilung: vor dem Muthe, der Hingebung, der Begeisterung beider Damen für ein hohes wissenschaftliches Ziel, vor ihrer Ausdauer und Energie muß Jeder Hochachtung empfinden. Diese Namen werden stets genannt werden als Beweis, daß auch Aufgaben, welche schwere körperliche Mühsal, Strapazen und Gefahren aller Art mit sich führen, von Vertreterinnen des zarten Geschlechtes erfolgreich gelöst oder unterstützt werden konnten. Für unsere Wissenschaft fällt das durchaus in die Wagschale: denn sicher ist die Archäologie eine der Disciplinen, welche es ihren Jüngern nicht leicht macht. Wer nicht im Stande oder nicht gewillt ist, jeden Augenblick mit seiner Person zu bezahlen, wer nicht zu wollen versteht, dem sind die Pforten dieses Reiches verschlossen: die reife Frucht der Erkenntniß fällt hier keinem Bequemen in den Schoß.

Nur kurz erwähnt seien auch zwei andere Frauen. In den vierziger und fünfziger Jahren begleitete die verstorbene Frau Sibylla Mertens-Schaffhausen die Bestrebungen der „Alterthumsfreunde im Rheinland" mit verständnißvoller und ersprießlicher Theilnahme. Das sind nun schon manche Jahre her: der vollen Gegenwart aber gehört das Interesse an, welches

eine in allen archäologischen Kreisen verehrte, nicht minder durch ihren Geist, wie durch ihre Geburt hervorragende Dame, die Gattin des Professor Helbig in Rom, der classischen Alterthumswissenschaft und der Kunstgeschichte zuwendet. Der Name ihres Gemahls ist den besten Zeiten des Deutschen archäologischen Instituts auf immer verknüpft; wer von uns gedenkt nicht mit Wehmuth der langen schönen Jahre, wo der unvergeßliche Henzen an der Spitze derselben stand, und Alles, was sich von Archäologen in Rom zusammenfand, durch seine und der Helbig's wissenschaftliche und gesellige Tugenden zu einem wahren Familienleben verbunden wurde. Nun ist auch das dahin — aber es blieb uns doch jener gastliche Herd, droben in der herrlichen Villa bei St. Onofrio, welche Professor Helbig, nach seinem Auszug aus dem Capitol bewohnt und von deren Decken Giulio Romano lächelnd herabschaut auf das Leben und Treiben von Menschen, die werth sind, mit den Göttern der Renaissance unter einem Dache zu wohnen.

Wir haben Frau Helbig begrüßt: kehren wir über die Tiber zurück in die ewige Stadt und treten wir, nahe bei S. Maria in Campitelli, in den Palast der Frau ein, welche heute unzweifelhaft den Reigen der archäologischen Damen anführt, und welcher der Rest dieser Blätter gewidmet sei.

III.

Donna Ersilia Caetani-Lovatelli ist die Tochter des am 11. November 1883 im Alter von 79 Jahren verstorbenen Herzogs Michelangelo Caetani-Sermoneta und die Schwester von Don Onorato, der bis zum Tode des Vaters den Titel eines Principe von Teano führte und jetzt das Haupt der Caetani'schen Familie ist. Seit den Tagen jenes herrschgewaltigen Papstes, den die Caetani als zweiten aus ihrem Hause lieferten, seit Bonifacius VIII., den Dante zürnend „lo principe de' nuovi farisei“ genannt, ist die Familie eine der erlauchtesten Roms: sie hat neben den Colonna und Orsini den höchsten Rang im

römischen Adel und erfreut sich noch heute eines ausgedehnten Besitzes, den der verstorbene Herzog vortrefflich verwaltete. Steigt man die Treppe des großen Caetani'schen Palastes hinan, so begegnet man einer lateinischen Inschrift, die Don Michelangelo sich selber gesetzt als „dem, der die Schulden seiner Väter bezahlt — ein seltenes Ding in der Geschichte der römischen Aristokratie.“ Es war ein merkwürdiges Original, der alte, blinde Duca, den ganz Rom kannte, und der sein Rom wie kein Anderer auswendig wußte. Sein Wesen entbehrte nicht manches bizarren Zuges, aber es war gänzlich frei von jenem Riesenzopf, der, wie Gino Capponi einmal sagt, dem römischen Adel bis auf den Boden herunterhängt. Freilich war er seiner fast königlichen Abkunft sich bewußt und stolz darauf: aber selbst wo dieser Adelsstolz durchbrach, geschah es nicht ohne jenen Humor und jene Selbstironie, die Don Michelangelo so anziehend und liebenswürdig machten. So meinte er einmal, von einer Heirath sprechend, die, ich glaube, vor zweihundert Jahren zwischen einem Farnese und einer Caetani geschlossen wurde: „wir haben uns damals lange bedacht, ehe wir diese Mesalliance zugaben.“ Und von der römischen Frage redend, äußerte er scherzend: „ich weiß nicht, warum die Carignan und die Pecci sich nicht verständigen sollten; sind sie doch alle beide eigentlich nur Landjunker.“ Don Michelangelo hatte in dem bekannten Philologen und Archäologen Emilio Sarti einen vortrefflichen Lehrer seiner Jugend gehabt. Ihm und dem steten Umgang mit den bedeutendsten Alterthumsfreunden Roms verdankte er seine wunderbare Bekanntschaft mit den antiken Denkmälern; sich selbst aber und seiner beharrlichen Arbeit seine beispiellose Vertrautheit mit Dante, dessen „Divina Commedia“ er seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre auswendig wußte und von der er in seinen späteren Jahren noch an Troya schrieb: „immer und immer bin ich von diesem göttlichen Gedicht erfüllt und entzückt — sempre vago e amoroso.“ Verschiedene Schriften zeugen von seiner ernsthaften Beschäftigung mit der Dichtung, welche er in

einem Briefe an den nun auch dahingegangenen Giuliani (13. März 1857) „das größte Kunstwerk nennt, welches der menschliche Geist je hervorgebracht hat“. In politischer Beziehung war der Herzog stets den gemäßigt liberalen Ideen zugethan. Er begrüßte die constitutionelle Aera Pius IX. und diente ihr; nach der Ermordung Pellegrino Rossi's zog er sich indessen auf seine Villa in Frascati zurück und blieb der Politik ferne, bis Rom italienisch ward. Der General Cadorna, welcher im September 1870 die Residenz des Papstes besetzte, bat ihn, den Vorsitz der Giunta zu übernehmen: in dieser Eigenschaft überreichte der Herzog von Sermoneta dem König Victor Emanuel das Plebiscit, welches Rom mit Italien vereinigte. Indessen blieb Caetani nicht lange an der Spitze der städtischen Verwaltung. Er fand bald, wie er sich ausdrückte, daß die Piemontesen noch größere Thorheiten begingen als die Päpstlichen und zog sich für immer von der politischen Schaubühne zurück. In religiöser Hinsicht war er immer Katholik geblieben, er ist auch als solcher gestorben. Das war der Mann, den Donna Ersilia als ihren Vater verehrt. Die Liebe zum Alterthum, das Verständniß und die Freude an den antiken Monumenten war in diesem Hause etwas so Selbstverständliches, daß die Tochter diese Dinge ebenso spielend lernte, wie andere Mädchen die kindischen oder eitlen Grillen und Unterhaltungen der Weltdamen gewissermaßen mit der Muttermilch einsaugen. Der Umgang mit den großen Gelehrten, welche den Palazzo Caetani besuchten und mit dem Vater freundschaftlich verkehrten, kam hinzu, um die junge Archäologin rasch auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft zu orientiren. Lateinische und griechische Sprache und Literatur wurden der Prinzessin so geläufig wie irgend einem unserer fachmännisch und akademisch ausgebildeten Philologen. Ich citirte einmal einen Ausspruch, ich weiß nicht mehr von Chateaubriand oder von Lamartine. „Aber wissen Sie auch,“ unterbrach mich Donna Ersilia, „von wem der Dichter diese Sentenz hat?“ Und dann citirte sie mir

ohne Weiteres den betreffenden Vers des Euripides. Donna Ersilia hatte ihre Hand dem aus dem Ravennatischen stammenden Grafen Lovatelli gereicht: eine Ehe, deren Glück durch den frühen Tod des Letztern vor etwa dreizehn Jahren zerstört wurde. Mehrere Söhne, von denen der älteste jetzt italienischer Marineofficier ist, und zwei reizende Töchter, Donna Callista und Donna Rosalia, sind diesem Bündniß entsprossen. Ihnen ist die Mutter eine sorgsame Erzieherin, die ihre Pflichten vortrefflich zu erfüllen und ihre Güter zu verwalten weiß. Aber das hindert sie nicht, ihren Lieblingsstudien obzuliegen und, namentlich auf dem Heimgang ihres Gatten, in dem Studium des Alterthums Trost und Linderung ihres Schmerzes zu suchen. Auf meine Frage, welchen Studiengang sie zurückgelegt, antwortete sie mir jüngst: „Ich war Frau und Mutter mit achtzehn Jahren; bald nach der Geburt meines ältesten Sohnes begann ich mich langsam den Studien zuzuwenden, ohne je daran zu denken, etwas zu schreiben und drucken zu lassen. Daß es dazu kam, war reiner Zufall und geschah gelegentlich der Aufdeckung der Grabschrift des Crescens. Und da — ce n'est que le premier pas qui coûte —, nachdem ich einmal angefangen hatte zu schreiben, fuhr ich fort und gelangte dahin, wo Sie mich heute sehen.“ Eine Reihe archäologischer Abhandlungen erwarben ihr die Aufnahme in die unter Quintino Sella's Präsidium neuerrichtete königliche Akademie der Wissenschaften (Accademia de'Lincei): den Freitagssitzungen des deutschen archäologischen Instituts, den Monatssitzungen der von de Rossi und Bruzza begründeten Gesellschaft von Freunden des christlichen Alterthums ist sie eine treue Theilnehmerin. Vor Allem aber ist ihr Haus der Sammelpunkt der gesammten archäologischen Welt Roms, ich will lieber sagen, Europas geworden. Donna Ersilia hat sich von dem zeitraubenden und inhaltsleeren Verkehr mit der rauschenden, dem Vergnügen und frivolem Zeitvertreib nachgehenden Leben des eleganten High-Life zurückgezogen; sie hat dafür aus ihrem Salon das Rendezvous aller Derer ge-

macht, welche Geist und Wissen nach Rom zusammenführt. Theodor Mommsen und Gregorovius sind hier alte, gern gesehene und gefeierte Gäste; de Rossi, der alte Hausfreund des Vaters, der selten nur Abends ausgeht, erscheint doch von Zeit zu Zeit und liefert, im Gegensatz zu uns nordischen Bären, den Beweis, daß man ein großer Alterthumsforscher und doch ein Mann von vollendeter Grazie des Benehmens und hinreißender Anmuth des Charakters sein kann. Die Vertreter der deutschen wie der französischen Schule begegnen sich hier auf neutralem Felde. Leblant und Geffroy, welche einander in der Leitung der französischen École d'archéologie ablösten, sind da häufige Besucher: Einer wie der Andere leuchtende Beispiele internationaler Liebenswürdigkeit und edelste Vertreter all' des Schönen und Anmuthigen, was der Geist und die Cultur unserer westlichen Nachbaren aufzuweisen vermag. Europa hätte keinen Krieg zu fürchten, wenn unser archäologisches Collegium an Donna Ersilia's prächtigem und erquickendem Kamin über seine Geschicke zu entscheiden hätte. Es ist leider nicht so, und wir haben da höchstens über die Auslegung eines alten Textes oder über die Interpretation eines antiken Sarkophags ein Wort mitzureden. An Kenntniß dieser Dinge aber steht die schöne und majestätische Herrin des Hauses ihren Gästen nicht nach, und von ihrem Können einen Begriff zu geben, lade ich den Leser und die Leserin ein, sich die Früchte ihres Geistes näher anzusehen. Diese Publicationen, meist in den Akademieschriften der Lincei, zum Theil in dem Bulletino der städtischen archäologischen Commission in Rom oder der „Nuova Antologia" erschienen, sind jetzt ihrer Mehrzahl nach in einem kürzlich ausgegebenen hübschen Bande[1]) vereinigt: sie beginnen mit dem im Jahre 1878 zuerst mitgetheilten Aufsatze über die Inschrift des Wagenlenkers Crescens. Die weitern Essays erörtern eine Aschenurne mit Darstellungen der eleusinischen Geheimnisse, ein antikes

---

[1]) E. Caetani-Lovatelli, Antichi Monumenti ilustrati. Roma. 1889.

Mosaik mit einer Scene aus den Kämpfen des Circus, ein auf dem Esquilin gefundenes Basrelief mit der Hochzeit von Helena und Paris, eine Säulenbasis mit der Darstellung des Nil, ein Marmorköpfchen, das einem als Wagenlenker dienenden Knaben angehörte, eine Votivstele mit Minerva, die das Gorgonenhaupt trägt; wieder ein Mosaik mit den Wagenlenkern des Circus; eine 1878 auf dem Campo Verano gefundene niedliche Marmorstatuette, welche einen mit Nüssen spielenden nackten Knaben vorstellt; ein Glasgefäß des Museo archeologico in Florenz mit einer den dionysischen Cult betreffenden Scene; die Spielzeuge der antiken Kinderwelt, die hier unter dem Titel „Parvula“ behandelt werden, endlich jene reizende, in so manchen Varianten wiederkehrende Darstellung von Amor und Psyche, in welcher das Zeitalter der Antonine wie in dem Raub der Proserpina und andern beliebten Sarkophagsculpturen die Idee der Unsterblichkeit und der in einem jenseitigen Leben zu erhoffenden glückseligen Wiedervereinigung sich gerne vor Augen führte: eine Darstellung, die in ihrer allgemein gültigen und des polytheistischen Beigeschmacks völlig entkleideten Beziehung von der altchristlichen Kunst einige Mal zugelassen wurde und schließlich auch in der neuen Kunst, bei Raffael und Canova wiederkehrt — wie die Verfasserin sagt „in jeglicher Hinsicht und unter jedem Gesichtspunkt stets eine der edelsten und zartesten Schöpfungen, die aus dem Geiste des Menschen hervorgingen: ein Sujet, in welchem sich die Theorie der Liebe zusammenfaßt, so wie sie Plato verstand; jener Liebe, welche in der Seele die Erinnerung an die ungeschaffene Schönheit wachruft, sie adelt und zum Himmel zurückführt, von dem sie gekommen ist.“ Nie ist dieser schöne Mythus des Alterthums schöner und liebenswürdiger behandelt worden, als in diesem zu wiederholten Malen auch für sich abgedruckten Aufsatze[1]). Nicht alle Studien der erlauchten Forscherin sind in dem erwähnten Sammelbande vereinigt: im Jahre 1882

[1]) Ersilia Caetani-Lovatelli, Amore e Psiche. Roma. 1883.

kamen zwei weitere Bändchen heraus, von denen das eine das bei den Alten übliche Rosenfest behandelt, welches auch im Mittelalter und in unserer Zeit bei den christlichen Völkern seinen Nachhall hat, dann unter dem Titel „Tramonto Romano“ die melancholische Betrachtung bringt, die sich der Archäologin inmitten des wundervollen Gartens der Villa Mattei aufdrängt, da, wo ihr Blick über die von der Abendsonne vergoldeten Ruinen des Cölius streift und der sterbende Tag sie an das ewige Sterben und Wiederaufleben dieser Welt gemahnt — mundus nunquam est, nascitur semper et moritur.

Ein letztes Werk Donna Ersilia's, das ich hier besprechen müßte und das zugleich ihr umfangreichstes, ist „Thanatos“ überschrieben. Seit Jahren dachte ich eine „Archäologie des Todes“ zu schreiben und an den Denkmälern des Grabes jenen Gedanken, Leiden und Empfindungen nachzugehen, welche die menschliche Brust durchzogen, seit Todesbangen und Trennungsschmerz unter uns genannt werden. Das Jahr 1888 mußte den Plan in mir reifen: da kam mir die Freundin zuvor; wehmüthigen Sinnes las ich auf dem ersten Blatte ihr „ricordo di perenne amicizia“ und über dem Texte das Motto „usque dum vivam et ultra.“ Ich weiß nicht, ob Jemand sich jemals aufrichtiger freuen konnte, daß ihm ein liebgewordenes Thema unerwarteter Weise weggenommen wurde: hier war die Freude eine wahre und leichte, denn Donna Ersilia's „Thanatos“ verräth eine solche Belesenheit in alter und neuer Literatur, eine so vollkommene Vertrautheit mit dem Besten, was jemals über den Tod und den Todesgedanken geschrieben wurde; er zeigt ein so feines Verständniß, ein so tiefes Eindringen in den Sinn der Kunstwerke, welche dies Thema von so lieblicher Furchtbarkeit behandeln, daß ich von Seite zu Seite von steigender Bewunderung ergriffen wurde. Ich denke mir, Niemand, auch kein Laie in archäologischen Dingen, wird dies „Todesbüchlein“ ohne Gewinn und Erhebung lesen: die archäologische Erudition der Verfasserin und ihr von sanfter Schwermuth getragener

Geist hat sich hier ein edles Denkmal gestiftet: stimmen wir ihr bei, wenn sie am Schlusse ihrer Betrachtung die Aufforderung des Sokrates wiederholt: guten Muthes zu sein in Bezug auf den Tod — *εὐέλπιδας εἶναι πρὸς τὸν θάνατον* (Plat. Apol. Socrat. 33), da das kein Uebel für uns sein könne, was das natürliche Gesetz der Götter, die über dem Wohl der Menschen warten, für unser Bestes also eingerichtet hat[1]).

* * *

Literarische Beschäftigung ist von jeher den Einen Unterhalt, den Andern Schmuck des Lebens, Vielen beides zugleich gewesen. Unter den Frauen, welche sich in unserer Zeit an der archäologischen Forschung betheiligten, lernten wir solche kennen, welche in diesem Studium Erquickung, Ablenkung und Trost suchten; einer von ihnen ward die Archäologie auch Schutz gegen die Noth des Lebens. Was diesen Frauen gelungen ist, vertheidigt sie gegen die Anklage, ein ihrem Geschlechte unzugängliches Gebiet betreten zu haben; mag es Andern Antrieb und Sporn sein, ihre Kraft zu versuchen.

---

[1]) Nachdem dieser Aufsatz geschrieben war, erschienen noch zwei weitere Arbeiten der Verfasserin: I lumi e le luminare nell' antichità (Nuova Antologia, Serie III, vol. XXII, 15. Juli 1889) und: I sogni e l'ipnotismo nel mondo antico (ebenda vol. XXIV, 1. December 1889), ferner, abgesehen von kleineren Abhandlungen: Miscellanea archeologica, Roma 1891; Nuova Miscellanea, Roma 1894; Römische Essays, mit einem Vorwort von E. Petersen. Leipzig 1891. Schließlich möchte ich den Genannten noch den Namen einer auf dem archäologischen Gebiete schriftstellernden Dame anreihen, mit deren Bestrebungen ich auch erst in den letzten Wochen bekannt geworden bin. Es ist Mrs. Elisabeth Lecky, die Gattin des bekannten Historikers Englands, eine geborene Holländerin (Baronin v. Dedern), welche soeben einen gut geschriebenen Aufsatz „The Gardens of Pompeji" in Macmillan's Magazine (November 1889) veröffentlicht hat.

VI.

Vittoria Colonna.[1])

(1891.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.' 1891, LXVI, 427 ff.

I.

Vierhundert Jahre sind es nun, daß Agnese von Montefeltro, Tochter des Herzogs Federigo von Urbino und einer Sforza von Pesaro, ihrem Gemahl, Fabrizio Colonna, dem Großneffen Papst Martin's V., Herrn von Paliano und später Fürsten von Tagliacozzo, den Macchiavelli in seinen Dialogen als den Meister der Kriegskunst auftreten läßt, in Vittoria Colonna die einzige Tochter, Italien seine größte Dichterin schenkte[1]. Die früheste Jugend Vittoria's fiel in die Zeit, wo Alexander VI. mit seiner Consequenz darauf ausging, auf den Ruinen der alten Baronialgeschlechter die Macht des Hauses Borgia aufzubauen. Nur der plötzliche Tod des Papstes und der Zusammenbruch von Cesare Borgia's Herrlichkeit verhinderte, daß selbst ihr Geburtsort Marino dem Erdboden gleich gemacht wurde. Schon als Kind aus politischen Rücksichten dem Sprößling eines der angesehensten der im Neapolitanischen eingewanderten spanischen Geschlechter, Ferrante Francesco d' Avalos, verlobt, ward sie siebzehnjährig dessen Gattin, und damit Marchesa di Pescara, unter welchem Namen sie das 16. Jahrhundert gekannt hat. Die Ehe war

---

[1]) Das Geburtsjahr 1890 darf durch das Zeugniß der im Archiv der Colonna bewahrten Stammbäume als gesichert betrachtet werden (vergl. Visconti Vita p. XIV; Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur, Bd. II, S. 688, bezweifelt das Datum 1490 auf Grund des Sonettes 76); dagegen weiß Niemand den Geburtstag mit Sicherheit anzugeben.

kinderlos und scheint auch sonst nicht in allweg glücklich gewesen zu sein: früh hat die junge Fürstin, welche, wie auch Capponi gesehen hat, den unruhigen, abenteuerlichen und ehrgeizigen Geist Pescara's weder begreifen noch befriedigen konnte, Einsamkeit und Vereinsamung des Herzens kennen gelernt, während ihr Gatte im Dienste Spaniens meist in den Waffen stand, bald mit Karl V. in nahe Beziehung kam und seinem Kaiser als Feldherr die große Schlacht von Pavia 1525 gewann, Franz I. zum Gefangenen machte und dann in Ungnade, an den bei Pavia empfangenen Wunden, am 26. November 1525, in Mailand starb. Sicher ist, daß er dem Kaiser verdächtig war, seit Morone's Intriguen ihn zur französischen Partei herüberzuziehen suchten und man ihm Neapels Königskrone angetragen hatte. Das Urtheil der Geschichte über Pescara schwankt[1]. „Ich erinnere mich,“ sagt Guicciardini, „wie mir Morone in den Tagen Leos' X. gesagt hat, in ganz Italien gebe es keinen Menschen von größerer Bosheit und geringerer Treue als den Marchese von Pescara.“ Diese Aeußerung ist sicher zu hart und ein Ausfluß der Parteileidenschaft: auch scheint sie durch Morone's Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit des Mannes selbst widerlegt zu werden. Dagegen muß man Gregorovius Recht geben, wenn er meint, das unredliche Verfahren des Marchese gegenüber Morone bleibe doch ein Flecken in seinem Charakter[2]. In diesen Jahren lebte Vittoria meist in Ischia, Neapel, Marino, vorübergehend in Rom, wo sie mit Bembo, Sadoleto, Ariosto, Molza, in Beziehungen trat, namentlich aber mit Giberti, dem späteren Bischof von Verona und langjährigen Vertrauten Clemens' VII., dessen Wahl sie mit einem durch die Ereignisse

[1]) Wir erinnern hier an die dichterische Auffassung des Charakters in der meisterhaften Novelle: „Die Versuchung des Pescara“ von Conrad Ferdinand Meyer, welche zuerst in der „Deutschen Rundschau“ (1887, Band LIII, S. 1. ff.) erschien und den Lesern dieser Zeitschrift unvergessen sein wird.

[2]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Bd. VIII, S. 451.

in keiner Weise gerechtfertigten Enthusiasmus begrüßte, mit dem sie aber in gutem Einvernehmen blieb, auch während ihre Verwandten, die Colonnesen, den Vatican überfielen und an jenem Kriege gegen den Papst theilnahmen, der zu der schrecklichen Plünderung Roms im Jahre 1527 führte. Vittoria, welche sich nach dem Tode Pescara's in das Kloster S. Silvestro in Capite zu Rom zeitweilig zurückgezogen, sah diesen Vorgängen von Marino, dann von Neapel und Ischia aus zu. Hier verkehrte sie 1533 u. A. mit Bernardo Tasso, dessen berühmterer Sohn Torquato elf Jahre später in dem benachbarten Sorrento das Licht der Welt erblickte. Baldassare Castiglione war ihr schon früher näher getreten und hatte ihr zuerst das Manuscript seines gefeierten „Cortegiano" vorgelegt, in welchem die Frau von Stande in einer Weise gezeichnet wird, die zwar zunächst an Filiberta, Giuliano de Medici's Gemahlin, und der Königin Luisa von Frankreich Schwester das Muster nimmt, sicher aber auch den Aufblick zu der Marchesa von Pescara nicht meidet. Vittoria hat seit dem Verlust ihres Gatten nie etwas Anderes als stille Zurückgezogenheit gesucht[1]), mit Vorliebe in befreundeten Klöstern, in Orvieto in S. Paolo (1540), in Viterbo in Sta. Caterina (1541), zuletzt in Rom bei den Schwestern von Sant' Anna de' Funari, mit wenigen Dienerinnen und höchst einfach gewohnt, ganz mit den Uebungen christlicher Frömmigkeit beschäftigt und der Strenge eines Bußlebens hingegeben, für welches in der Unschuld ihrer Jugend kein Anlaß vorlag, zu dem sie der Anblick der Leiden ihrer Zeit und der Verirrung der eigenen Blutsverwandten hinziehen mochte und dessen übermäßigen Eifer sie erst einstellte, als Reginald Pole ihr Gewissensrath wurde. Die

[1]) Nur einmal trat Vittoria aus dieser Zurückgezogenheit heraus, als sie sich wahrscheinlich im Interesse des von ihr beschützten Capucinerordens, im April 1537, nach Ferrara begab, wo sie die glänzendste Aufnahme am Hofe Herzog Ercole's II. von Este und Renée's von Frankreich fand und am 19. Juni die Prinzessin Eleonore aus der Taufe hob, welche später die Freundin Torquato Tasso's wurde.

freiwillig gewählte Zurückgezogenheit und die Hingebung an die Werke der Nächstenliebe, deren Ausübung die Einfachheit ihres Lebens und ihre große Anspruchslosigkeit ihr in reichem Maße gestatteten, hinderten sie indessen nicht, den idealen Interessen treu zu bleiben, auf welche die ihr zu Theil gewordene Ausbildung, mehr noch die von ihr gesuchten und sorgsam gepflegten Beziehungen zu den besten Männern ihrer Zeit sie frühzeitig hingewiesen hatten. Vittoria war ein Kind ihrer Zeit im besten Sinne. Was die Renaissance an großen und der Menschheit bleibenden Ideen zugebracht hatte, war in ihren Geist eingedrungen: Kunst und Wissenschaft standen als freundliche Engel ihrer Einsamkeit zur Seite, und wer möchte diese Einsamkeit nicht beneiden, die auf das Geräusch einer frivolen und oberflächlichen Welt verzichtete, um sich des ausschließlichen Umganges mit Männern, wie Bembo und Sadolet, Giberti, Contarini, Morone, Reginald Pole, vor Allem mit Michelangelo, dem Unvergleichlichen, zu erfreuen, auf dessen beginnendes Alter Vittoria's Freundschaft einen Strom erwärmenden Lichtes ausgoß. „Vor Allem," sagt Ascanio Condivi, des großen Künstlers Schüler und Biograph, „liebte Michelangelo die Marchesa von Pescara, deren göttlicher Geist ihn lebendig anzog und die auch zu ihm wärmste Zuneigung hegte. Von ihr besitzt er noch viele Briefe von der reinsten und süßesten Liebe, wie sie aus solchem Herzen zu kommen pflegen, während er eine Menge Sonette an sie gerichtet hatte, voll Geist und warmer Sehnsucht. Sie verließ wiederholt Viterbo und andere Orte, wohin sie sich zur Erholung und um den Sommer zuzubringen, begeben hatte, und kam nach Rom, um keines anderen Grundes willen, als um Michelangelo zu sehen." Der Geist entzündet sich am Geiste: wenn die Geschichte aller Literaturen reich ist an Belegen dafür, so gibt es wenige Beispiele, die herrlicher dafür zeugen als die poetischen Schöpfungen, welche aus den Beziehungen Vittoria's und Michelangelo's wie ein Wechselgesang emporsteigen. Sie bilden den Höhepunkt reinster dichterischer Em-

pfindung, den das 16. Jahrhundert in Italien aufweist, und stellen sich unbedingt dicht neben Dante und Petrarca. Hätte Vittoria Colonna keinen anderen Ruhmestitel aufzuweisen, sie wäre immerhin, neben Caterina da Siena, die erste Frau Italiens. Aber die große Seele dieses Weibes war noch von anderen Dingen erfüllt, und wenn ich die Dichterin bewundere, so reiche ich ihr auf einem höheren Gebiete dankbar die Hand.

Die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform war in Italien empfunden worden, lange ehe Luther kam. Seit dem 13. Jahrhundert hat die Erwartung des Papa Angelico die Gemüther in Spannung erhalten. Francesco d' Assisi hatte den Punkt getroffen, auf dem die Reform anzusetzen hatte, ohne sie für den gesammten Organismus der Kirche durchsetzen zu können. Dante war ihr Prophet geworden, die Träume der Franciscaner-Spiritualen waren zum Theil völlig unkirchliche Utopien, und ihre Lehre von der Ecclesia carnalis und spiritualis konnte keinen Anspruch auf allgemeine Anerkennung gewinnen; aber sie umschloß in ihrer Opposition gegen die wachsende Verweltlichung der Kirche Ahnungen dessen, worauf es ankam. Dem Zusammentritt dieser weltlichen Tendenzen mit den territorialen Bestrebungen des Papstthums seit Mitte des 15. Jahrhunderts einerseits, dem paganisirenden Zug des herrschenden Humanismus anderseits war Savonarola entgegengetreten. Sein Werk war gescheitert, weil es auf einer unmöglichen Grundlage, auf der der vorübergehenden Begeisterung der Massen, aufgebaut war und sein Urheber selbst dem Gegner die Waffen in die Hand drückte. Niemand hat bis jetzt das Räthsel völlig zu erklären gewußt, welches darin liegt, daß trotz der Offenkundigkeit der Verhältnisse der Gerechte von dem Verworfenen getödtet werden konnte; mit anderen Worten, daß die öffentliche Meinung Italiens es Alexander VI. gestattete, Savonarola zu verderben. Ich glaube die Erklärung kann nur darin gesucht werden, daß Fra Girolamo den ungeheuren Fehler beging, die Intervention des Auslandes herbeizurufen, während Alexander VI. die unbestreitbar glückliche Idee ergriff, sich an

die Spitze der nationalen Bewegung und der Opposition gegen jede Einmischung des Fremden zu stellen. Da liegt die Erklärung des Geheimnisses, weshalb Italien die Borgia ertrug: ihre Politik war ein genialer Schachzug, ein Vorwegnehmen von Tendenzen, die alle die großen Renaissancepäpste zum Theile wenigstens festhielten und welche den Inhalt der modernsten Entwickelung Italiens bilden. Es liegen Anzeichen vor, daß Vittoria diesen auf Unabhängigkeit der Halbinsel gehenden Richtungen sich nicht verschloß; aber sie hat die Erreichung idealer Wünsche den bestehenden rechtlichen Verpflichtungen stets untergeordnet. In diesem Sinne berieth sie ihren Gatten, als Morone mit seiner bestechenden Versuchung an ihn herantrat. „Die beste Tochter Italiens," sagt Gino Capponi, „hielt damals ihren Gemahl ab, das italienische Banner aufzupflanzen. Sie nannte das Verrath, und es war Verrath; denn Pescara hatte sich Karl V. verkauft."

Die Frage der Zukunft Italiens trat aber sicher in Vittoria Colonna's Geist zurück hinter derjenigen nach der Zukunft der Kirche. Das Pontificat Clemens' VII., ganz von den Interessen des mediceischen Hauses ausgefüllt, unglücklich in jeder Hinsicht, hatte diesem Gegenstand nur geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden vermocht. Mit dem Augenblicke, wo Paul III. den päpstlichen Stuhl bestieg, stellte er sich in den Vordergrund der Verhandlung. Alessandro Farnese's Jugend hatte den Verirrungen der Zeit ihren Tribut gezahlt und auch sein Pontificat ist von dem ungebührlichen Nepotismus zu Gunsten seines natürlichen Sohnes, von den Greueln des gegen Ascanio Colonna, Vittoria's Bruder, geführten, „Salzkrieges", nicht frei zu sprechen. Aber ein hoher Sinn wohnte diesem Papste sicher in den ersten Jahren seiner Regierung inne. Damals war es, wo er das Cardinalscollegium zu einer vorher und seither nie mehr gesehenen Vereinigung der geistvollsten und edelsten Männer der Zeit machte und wo er die besten derselben zu jenem Gutachten über die Schäden der Kirche aufforderte, das, im Jahre 1537 erstattet, als ein ewig denkwürdiges Zeugniß für die Einsicht und Ehrlichkeit seiner

Urheber dasteht. Die Männer, welche an diesem Consultum direct oder indirect betheiligt waren, sind sozusagen ohne Ausnahme die nahen Freunde und Vertrauten Vittoria's: Gasparo Contarini, der 1541 als Botschafter nach Deutschland ging und der auf dem Regensburger Reichstage die weitestgehenden Anstrengungen machte, um den Frieden mit den deutschen Protestanten zu suchen; Jacopo Sadoleto, der berühmte Humanist; Giovanni Morone, der Sohn jenes hochbegabten, unseligen Staatsmannes, der Pescara die neapolitanische Krone angeboten: mit zwanzig Jahren Bischof von Modena, mit dreißig Cardinal, später bekanntlich unter Paul IV. verdächtigt und von der Inquisition in den Kerker geworfen, endlich die rechte Hand Pius' IV. bei Beendigung des Concils von Trient, dessen letzter Vorsitzender er war; Marcello Cervini, die idealste und geliebteste Persönlichkeit der Zeit, auf welche die katholische Welt die schönsten Hoffnungen setzte, dem als Papst (Marcellus II.) nur wenige Tage zu regieren gegönnt war, und dessen liebenswürdiger Name noch fortlebt in Palestrina's unsterblicher Schöpfung; Federigo Fregoso, Sohn eines genuesischen Dogen und Gentile's von Montefeltro, der Schwester von Vittoria's Mutter, der als Erzbischof von Salerno eine ausgezeichnete Thätigkeit entfaltete, als Cardinal Verdächtigungen seiner Rechtgläubigkeit so wenig wie Contarini, Morone, Pole entging. Da ist weiter zu nennen Giovanni Guidiccioni, der in diplomatischen Geschäften ebenso Geschick wie Ehrlichkeit bewies und Sonette mit unserer Dichterin wechselte; Claudio Tolomei, aus dem großen Sieneser Geschlecht; vor Allen aber Reginald Pole, der Vetter König Heinrichs VIII. von England, seit seiner Erhebung zum Mitglied des Sacro Collegio 1536 gewöhnlich der „Cardinal von England" genannt. Ein Mann, der, wie Lodovico Beccadelli sich ausdrückte, Weltkenntniß mit vielseitiger Belesenheit verband, und durch das einnehmendste Wesen mit angenehmer Conversation Alles anzog. Man hat gesagt, nicht Cardinalis Anglicus, sondern Angelicus sollte er genannt werden. Für Vittoria ist er das gewesen. Zehn Jahre

älter als er, hat sie ihm eine Art mütterliche Liebe gewidmet, während sie in geistlichen Dingen ihn wie ihren Vater und unbedingten Führer betrachtete. Diese glanzvolle Persönlichkeit hat bekanntlich eine schwere, durchaus nicht beglückte Existenz geführt. Keiner der Cardinäle kam, wie es scheint, den deutschen Reformatoren in Dingen der Rechtfertigung weiter entgegen; die Legation in England, zur Seite seiner Base, der Königin Maria der Katholischen, brachte ihm eine wenig beneidenswerthe Aufgabe; die Wahl seines alten Gegners Caraffa zum Papste (23. Mai 1555) führte gegen ihn wie gegen Morone die Anklage auf Heterodoxie herbei; doch blieb er als Erzbischof von Canterbury ziemlich unbehelligt, während sein Freund in den Kerkern der Engelsburg schmachtete. Er starb einen Tag nach Maria, 1558. Noch andere Männer von Bedeutung kamen in jenen Tag vielfach mit Vittoria zusammen: Lodovico Beccadelli, Marcantonio Flaminio, Carnesecchi, den die Inquisition 1566 processirte und hinrichtete, Sorango, der als Bischof von Bergamo gleichfalls in Untersuchung wegen häretischer Meinungen kam, Juan Valdez, der spanische Reformator, der, wie es scheint, um 1532 nach Neapel, aber auch nach Rom kam und namentlich Einfluß auf eine andere berühmte Frau der Zeit, eine Verwandte Vittoria's gewann, nämlich auf Giulia Gonzaga, Herzogin von Traetto, die Wittwe Vespasiano Colonna's, welche durch ihre Urgroßmutter Barbara, die Tochter Johanns des Alchimisten, mit dem hohenzollern'schen Hause zusammenhing. Bekannt sind die Stanzen Francesco Maria Molza's, welche Sebastiano del Piombo's Bildniß dieser Fürstin in schmeichelnden Gemeinplätzen verherrlichen. Die größte Bedeutung für unsere Dichterin hatten aber ihre Beziehungen zu Bernardio Ochino, der, 1487 in Siena geboren, 1534 der in dem Capucinerorden neuerstandenen Franciscanerreform beigetreten war und der trotz mannigfacher Anfechtung seiner mehr und mehr protestantisirenden Ansichten unter dem Schutze Caterina Cybo's und Vittoria Colonna's acht Jahre lang eine glanzvolle, in ganz Italien bewunderte Thätig-

keit als Prediger entfaltete, bis der innere Conflict zum Durchbruch gelangte und ihn zur Flucht nach der Schweiz veranlaßte. Der Brief, den er am 22. August 1542 aus dem Kloster Montughi vor den Thoren von Florenz an Vittoria richtete, ist das letzte Zeugniß für ihre Beziehungen: das Schreiben der Marchesa an Cardinal Cervini vom 4. December 1542 beweist, wie schmerzlich dieselbe von dieser Wendung der Dinge ergriffen war und wie entschieden sie Ochino's Schritt verurtheilte, während sie auf der anderen Seite in einem Schreiben an Morone hervorhebt, sie verdanke ihr Heil Reginald Pole, denn er habe ihr Einhalt gethan und sie von vielen Truggedanken zurückgebracht. Der 1870 von Giacomo Manzoni publizirte Proceß Pietro Carnesecchi's läßt keinen Zweifel darüber, daß die von dem Sant' Uffizino 1566 bestellten Inquisitoren sowohl Vittoria als Pole der Häresie verdächtig, beide von dem lutherischen Solafides-Glauben inficirt erachteten, ja sie gehen sogar so weit, die Zuneigung Vittoria's zu dem Cardinal als fleischlichen Affect zu denunciren. Es liegt kein Grund vor, letztere Anklage, welche sich angesichts der Thatsachen von selber richtet, irgend einer Widerlegung zu würdigen. Ueber die Frage, ob Vittoria sich die Lehre Luther's von der allein rechtfertigenden Gnade angeeignet, gehen die Ansichten auseinander. Benrath hat sie bejaht, Reumont sie verneint. Als Alfred von Reumont sein Buch über Vittoria Colonna schrieb, unterhielt er über diesen Gegenstand eine Correspondenz mit mir. Ich sprach damals eine Meinung aus, welche ich auch heute noch für die richtige halte. Wer Italien kennt, weiß, wie vielfach das Volk äußeren Uebungen der Frömmigkeit ergeben ist, darüber aber nur zu oft den Geist und den Inhalt vergißt. Wie oft hat Savonarola dies Thema behandelt, und doch ist kein Zweifel, daß er von dem Solafides-Glauben weit entfernt war. Der Anblick dieser Dinge mochte, namentlich unter dem Einflusse von Männern wie Valdez und Ochino, welche lange Zeit ihre wahre Herzensmeinung verheimlichten, Vittoria Colonna und Andere in der That dazu

geführt haben, einen stärkeren Nachdruck auf die erlösende Gnade Christi als auf äußere Uebungen zu legen: um so leichter konnte das geschehen, als die Bestimmungen des Trienter Concils über diesen Punkt damals noch nicht getroffen waren. Daß Vittoria aber innerlich zur Lehre Luther's übergetreten, dafür liegt kein Beweis vor; im Gegentheil spricht ihr ganzes religiös-ascetisches Leben für die entgegengesetzte Annahme. Man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß in Hinsicht der Lehre von der Rechtfertigung ihre Vorstellungen diejenige Richtung gewonnen hatte, welche um 1541 in Deutschland die geistvollen Vertreter der Vermittelungspartei, der spätere Bischof Julius von Pflugk und Gropper eingeschlagen hatten und der auch Contarini im Wesentlichen beigetreten war. Als der Cardinal auf der Rückreise nach Italien die gegen ihn gerichteten Verdächtigungen vernahm, schrieb er, genau ein Jahr vor seinem Tode, 1541, 23. August an den Cardinal Farnese: „er hoffe zu zeigen, daß die, welche behaupten, dies (nämlich seine Ansicht) sei eine lutherische Lehre, nicht wissen, was die lutherische Meinung ist, noch was die Kirchenlehrer, namentlich der heil. Augustin und Thomas über diesen Punkt gesagt haben. Wüßten sie es, so würden sie wohl bescheidener sein und nicht Aergerniß unter den Katholiken erregen“ [1]).

Das ganze Geschlecht fürstlicher Geister, welche Vittoria Colonna gewissermaßen als ihren gesellschaftlichen Mittelpunkt betrachteten, mußte ins Grab steigen, ohne die Erfüllung seiner auf die Reform der Kirche gehenden Absichten und Wünsche erlebt zu haben, ja es mußte die Verwirklichung seiner Hoffnungen in weite Ferne gerückt sehen, seit die Besten unter ihnen, niedriger

[1]) Viele Jahre später schrieb selbst der Hauptgegner des Protestantismus, der Cardinal Bellarmin, noch die Worte nieder: „Angesichts der Ungewißheit unserer Rechtfertigung und der Gefahr der Selbsttäuschung ist es sicherer, unsere ganze Hoffnung nur auf Gottes Gnade und Güte zu setzen.“ Man vergl. was Newman über diese Aeußerung des Verfassers der „Controversen“ geschrieben hat (Preface to the third Edition of the Via media, London 1877, I, p. L f.).

Verleumdung preisgegeben, den Muth ihrer Ueberzeugung mit schweren Verfolgungen zu zahlen hatten. Das Vorgehen Caraffa's, der mit den Regungen der Häresie zugleich das geistige Leben in Rom und Mittelitalien niederschlug, hat Niemand unter ihnen mit einer „Reform der Kirche" verwechselt. Mit ihnen versank das geistige Element des Renaissancezeitalters, und der rasch wieder verflogene Aufschwung, welchen die Tridentiner Reform dem religiösen Leben zubrachte, konnte nur oberflächliche Geister darüber täuschen, daß Völker wie Individuen, denen die geistige Bewegung verkümmert wird, ihren Ausweg nach der Richtung eines alle besseren Kräfte verzehrenden Sinnengenusses nehmen. Als die letzten Freunde der Marchesa di Pescara starben, stand der Barocco als Ausdruck dieser Empfindungsweise dicht vor der Thüre.

Die letzten Jahre Vittoria's waren auch durch andern Kummer schwer heimgesucht. Der Kampf der Colonnesen gegen die Päpstlichen war, wie das vorauszusehen, zu Ungunsten ihres Bruders Ascanio ausgefallen, der, seiner Herrschaft entsetzt, nun als Verbannter umherirrte und dessen störrische Charaktereigenschaften auch nach der Restitution durch Julius III. das Vermögen der Familie zerrütteten, so daß sein Sohn Marcantonio, später durch den Sieg bei Lepanto berühmt, sich die Lehen übertragen ließ. Ascanio wurde in Neapel verhaftet und starb als Gefangener im Castelnuovo. Der Frühling 1546 raubte Vittoria auch ihren Neffen, den Marchese del Vasto, der in den Kriegen Karls V. eine so namhafte Rolle gespielt hat und der nach der blutigen Niederlage von Ceresole, die den Frieden von Crespy bedingte, gleich Pescara die Ungnade seines kaiserlichen Herrn zu erfahren hatte. Das folgende Jahr eröffnete sich für sie mit dem Verlust eines ihrer ältesten Freunde, des Cardinals Pietro Bembo, der, siebenundsiebzig Jahre alt, am 18. Januar 1547 starb, über seine dichterische Bedeutung hinaus für Italien als sprachlicher Gesetzgeber maßgebend, in kirchlichen Dingen ein Vertreter maßvoller Tendenzen und ausgleichender Politik. Um

dieselbe Zeit zeigten sich bei Vittoria vermehrte Anzeichen einer Krankheit, zu deren Ausbruch die Klosterluft ihrer Wohnung und die Lebensweise, welche sie führte, beigetragen haben mochten, deren Ursache sicher eher auf jene Seelenleiden zurückzuführen ist, welche ihre letzten Jahre getrübt haben. Sie bewohnte damals das Kloster von Sant' Anna de' Funari auf dem südlichen Theile des alten Marsfeldes, wo seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts Benedictinerinnen eine Ansiedelung der Tempelherren erworben hatten. Seit Pius VII. ist das mehrfach nebst der Kirche erneuerte Kloster ein Asyl für Waisenknaben. Das düstere Quartier grenzt an jenes, welches der Palast der Caetani auszeichnet. Wie manchesmal hat mich mein Weg, um zu Donna Ersilia Caetani-Lovatelli zu gelangen, durch die Via delle Botteghe oscure geführt, deren Mauerwerk zum guten Theil von dem Circus der Römer genommen ist, und es drängten sich Betrachtungen auf über die Schicksale dieser Stadt und ihrer Bewohner, von den Tagen der glänzendsten Vertreterinnen ihrer Frauenwelt im sechzehnten Jahrhundert bis herab zu der Freundin, welche das heutige Italien die gelehrteste der Seinigen nennt. Welcher Wandel vor Allem in der Stellung der Familien, denen beide angehören und deren veränderte sociale Position die großen Umwälzungen der letzten Jahrhunderte ausspricht. Vittoria ist indessen nicht bei den Schwestern von S. Anna gestorben, sondern in dem benachbarten Palaste der Cesarini, von denen einer, Giuliano Cesarini, mit einer Colonna vermählt war und wohin man die Kranke behufs besserer Pflege verbracht hatte. Am 25. Februar 1547 beschloß sie da ein Leben, das, wie sie selber sagte, „unter vielen bittern, wenig süßen Thränen“ verstrichen war. Noch am Abend ihres Ablebens wurde sie, nach Anordnung der von ihr als Testamentsvollstrecker ernannten Cardinäle Pole, Marone und Sadoleto, in der Gruft der Nonnen von S. Anna beigesetzt. Die Stelle ihres Grabes scheint nicht bezeichnet gewesen zu sein, jedenfalls hat sich das Haus Colonna einer bemerkenswerthen Gleichgültigkeit in Bezug auf die Grab-

stätte seines berühmtesten Mitgliedes beflissen. Die neuesten Untersuchungen haben aufgewiesen, daß das Grab bei der Abtragung der älteren Kirche zerstört, die Gebeine zerstreut worden sind, so daß jede Möglichkeit geschwunden ist, den irdischen Ueberresten der Dichterin die gebührende Ehre zu erweisen[1]. Ihr Tod hatte eine unausfüllbare Lücke in den Kreis der Freunde gerissen. Reginald Pole sprach seine tiefe Trauer in einem Briefe vom 5. März dem Cardinal Madruzzo gegenüber aus, indem er sagt, er habe die Marchesa wie eine Mutter verehrt. Michel Angelo war nach dem Zeugnisse Condivi's durch ihr Hinscheiden völlig betäubt und war eine Zeitlang wie von Sinnen. Er bereute später, daß, als er Vittoria's Leiche sehen ging, er ihr nicht Stirne und Antlitz geküßt habe, wie er ihr die Hand küßte. Und drei Jahre später noch jammert er in einem Briefe, daß der Tod ihm einen so großen Freund geraubt — morte mi tolse uno grande amico.

II.

Es war nicht meine Absicht, das Leben Vittoria Colonna's an dieser Stelle zu erzählen; nur die allgemeinsten Daten desselben wollte ich mir erlauben, der deutschen Leserwelt ins Gedächtniß zurückzurufen, da zwar Alle ihren Namen, Wenige ihre Schicksale kennen. Sie sind zum ersten Male (nach 1565) von einem ihrer Zeitgenossen, Filonico Alicarnasseo (unter diesem Pseudonym verbarg sich, nach Volpicella's Ermittelungen, ein Neapolitaner von epirotischer Herkunft, Costantino Castriota), dann 1760 von Rota sehr ungenügend erzählt worden. Eine im Allgemeinen befriedigende Biographie lieferte zuerst Pietro Ercole Visconti in der der Ausgabe der „Rime" von 1840

---

[1]) Man vergl. die schätzbaren Mittheilungen Domenico Tordi's Sulla Tomba di Vittoria Colonna, im Anhange zu dem „Carteggio" derselben, p. 347 ff. und jetzt: Amante, Bruto, La Tomba di Vitt. Col. e i testamenti finora inediti della poetessa, Bol. 1896 (auch in des Verf. Giulia Gonzaga, eb. 1896, p. 351 f.).

vorgesetzten „Vita“, welche allen späteren Darstellungen zu Grunde liegt. Nichts Neues brachten die zum Theil nur dilettantischen Arbeiten von Bertha Arndts (1858), Saltini (1860), Deumier (1856), Wackerhagen (1861), Thom. Roscoe (1868), Th. A. Trollope. Erst der Marchese Giuseppe Campori hat in den „Lettere artistiche inedite“ (Modena, 1878) die Visconti'sche Darstellung durch die Einbeziehung der religiösen Bewegung ergänzt, worauf Alfred von Reumont, der bereits in seinen „Römischen Briefen von einem Florentiner“ (1844) und in seinen „Beiträgen zur Italienischen Geschichte“ (1853) das Leben Vittoria's kurz behandelt hatte, ihr jene Monographie widmete, welche auch heute noch das Vollständigste und Beste ist, was wir über die Dichterin besitzen[1]). Es war eine der letzten Arbeiten dieses Mannes, der zwei volle Menschenalter hindurch der vornehmste Vermittler zwischen italienischer und deutscher Literatur gewesen ist, von dem wir Alle unendlich viel gelernt haben und der eine Lücke hinterließ, welche unter den Lebenden Niemand auszufüllen im Stande ist[2]). Reumont's „Vittoria Colonna“ ist ins Italienische übersetzt und mit brauchbaren Noten versehen worden; wie denn auch die Uebersetzer Reumont's ihre gleich zu erwähnende Ausgabe des Briefwechsels mit werthvollen biographischen Ausführungen bereichert haben. Seither hat die Literatur über das Leben der Dichterin eine nennenswerthe Ergänzung nicht erfahren; denn Alethea Lawley's „Study“ kann als eine solche ebensowenig bezeichnet werden, wie die kleine Gelegenheitsschrift More's[3]).

---

1) Alfred von Reumont, Vittoria Colonna. Leben, Gedichte, Glauben im sechzehnten Jahrhundert. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1881.

2) Ich kann bei dieser Veranlassung den Wunsch nicht unterdrücken, es möge unserm verehrten Freunde, Herrn Geh. Justizrath Professor Dr. Hüffer in Bonn gelingen, aus dem ihm anvertrauten Nachlasse Reumont's noch die eine oder andere Gabe, vor Allem den Essay über Dante, für die Veröffentlichung herzurichten.

3) Vittoria Colonna, A Study with translations of some of her published and unpublished Sonnets. By the Hon. Alethea Lawley. 2. ed. revised. London 1889. Diese neueste englische

Vittoria's literarischer Ruhm ruht selbstverständlich vor Allem, ja gänzlich auf ihren Gedichten. Sie hat dieselben ihren Freunden, z. B. Michelangelo selbst mitgetheilt und ihre Verbreitung gestattet: so geschah es, daß noch zu ihren Lebzeiten vier Sammlungen der Sonette erschienen (die erste zu Parma 1538), denen nach ihrem Tode das sechzehnte Jahrhundert noch sechs andere Drucke hinzufügte. Die beiden folgenden Jahrhunderte brachten jedes nur eine Ausgabe (die Neapolitaner von 1692, wie alle vorhergehenden unvollständig, und die Rota'sche, Bergamo 1760), ein Beweis, daß die Leserwelt ihren Geschmack auch in Bezug auf die Colonneserin geändert hatte. Als im Jahre 1840 der Fürst Allessandro Torlonia sich mit Donna Teresa Colonna vermählte (die Fürstin starb 1875), ließ er durch den bekannten Archäologen Pietro Ercole Visconti eine prächtige, nicht in den Handel gekommene Ausgabe veranstalten, zu welcher u. A. eine Corsini'sche und eine Casanatensi'sche Handschrift benutzt wurden[1]). Dieser Text wurde im Wesentlichen in der Ausgabe G. Enrico Saltini's wiederholt, welche einen Band der beliebten Barbera'schen Bibliothek der italienischen Classiker bildet[2]). Eine wohlgemeinte, aber im Ganzen nicht glückliche Uebersetzung sämmtlicher Sonette unternahm Bertha Arndts

Biographie Vittoria's hat den Muth, Reumont's Buch gänzlich zu ignoriren und es unter den benutzten Quellen nicht aufzuführen; während Jedem in die Augen fallen muß, daß schon der Eingang die beiden ersten Seiten Reumonts's wiedergibt. Auch der römische Advocat Luigi More hat, wie schon Zannoni in Bonghi's „Cultura" (IX, 269) tadelnd vermerkt, Reumont und seine italienischen Herausgeber reichlich benutzt, ohne ihn zu nennen (Vittoria Colonna, Marchesana di Pescara, Roma 1890, 32 S.) — Unbekannt sind mir geblieben die Biographien von A. Luzio (in Rivista Stor. Mantovana, 1, 1885) und Isabella Albrizzi in Venedig, welche Sauer (Geschichte der italienischen Literatur, Leipzig 1883, S. 287) als „vorzüglich" bezeichnet.

[1]) Le Rime di Vittoria Colonna, coretti su i testi a penna e pubblicate con la vita della medesima dal cav. P. E. Visconti. Roma 1840. 4°.

[2]) Rime e Lettere di Vittoria Colonna, Marchesana di Pescara. Firenze. G. Barbèra. Ed. 1860. 18°.

(Schaffhausen 1858), einzelne übersetzten K. Witte, G. Grimm, Woltmann ins Deutsche, John Addington Symonds ins Englische. Das treffendste Urtheil über den Werth dieser Dichtungen hat Campori in der „Rivista moderna" 1878 niedergelegt. Mit Recht betont er, daß man sich in der Beurtheilung Vittoria's als Dichterin ebenso weit von der maßlosen Bewunderung ihrer Zeitgenossen als von der Hyperkritik moderner Zeit entfernt halten müsse. „Nicht alle ihre Schöpfungen sind ersten Ranges, manche erheben sich sogar nicht über die Mittelmäßigkeit, und der Mangel an Mannigfaltigkeit der Themas wirkt oft ermüdend auf den Leser. Anderseits erklären die Eleganz der Verskunst, die Zartheit und oft auch die Originalität der Gedanken, der Zauber einer leidenschaftlichen, melancholischen Empfindung, wie sie in diesen Gedichten hervortreten, die Werthschätzung, in welcher sie von ihren Zeitgenossen gehalten wurden und die wiederholte Nachfrage nach neuen Ausgaben[1])." Gregorovius hat nicht Unrecht, wenn er die Sonette eine Nachahmung Petrarca's nennt; aber er findet in ihnen doch auch das Gepräge einer selbständigen sittlich edlen Natur, und man darf wohl fragen, welcher italienische Sonettendichter sich dem Einflusse Francesco Petrarca's seit dem 14. Jahrhundert gänzlich zu entziehen gewußt hat. Immerhin hat Vittoria nur in ihrer Zeitgenossin Veronica Gambara eine Rivalin[2]).

---

[1]) Atti e Memorie delle R. Deputacioni di Storia patria per le provincie dell' Emilia. Modena 1878. III, 2. Damit stimmt im Wesentlichen auch Gaspary in seiner vortrefflichen Beurtheilung der Gedichte (Geschichte der italienischen Literatur. Berlin 1888. Bd. II, S. 498 ff.)

[2]) Mit dieser anderen merkwürdigen Frau des Cinquecento beschäftigt sich gegenwärtig Herr Emilio Costa, von dem wir eine Biographie derselben und hoffentlich eine vollständige Ausgabe ihrer Gedichte zu erwarten haben. Die „Sonetti amorosi inediti o rari" Gambara's hat Costa kürzlich in Parma (1890) veröffentlicht; Anderes verdanken wir Vittorio Ciani (Primizie epistolari, Aless. 1890) und Luigi Amadužzi (Undici lettere inedite etc. Guastalla 1889. Vergl. R. Renier im Giorn. storico della litt. italiana. XIV. f. Zannoni bei Bonghi, Cultura IX, 270 f.).

Außer den Sonetten hat uns Vittoria eine Anzahl Briefe hinterlassen, oder vielmehr, aus der großen Menge ihrer Correspondenzen ist ein kleiner Theil gerettet worden. Einige derselben wurden schon zu ihren Lebzeiten veröffentlicht, andere finden sich zerstreut in den verschiedensten Sammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts; in unserer Zeit machten sich Campori, Giuliari, Piccioni durch Herausgabe neuer Briefe verdient. Eine kleine, aber sehr unvollständige Sammlung derselben war den Ausgaben der „Rime" von Visconti und Saltini beigegeben. Das auch von Reumont hervorgehobene Bedürfniß einer Gesammtausgabe blieb bestehen, bis uns im vorigen Jahre die Uebersetzer von Reumont's „Vittoria Colonna" mit einer solchen beschenkten[1]). So weit ich die Arbeit der Herren Ferrero und Müller beurtheilen kann, macht sie den Eindruck großer Gediegenheit. Zum ersten Male werden genaue Nachweise über die vorhandenen Briefe und ihre früheren Ausgaben gegeben und in den angehängten Noten und Beilagen ein reiches Material bibliographischer und literargeschichtlicher Natur beigebracht. Es kommen in dem Bande im Ganzen 185 Briefe zum Abdruck, von denen aber fast ein Drittel nicht von Vittoria herrührt, sondern an sie gerichtet ist. Die meisten derselben waren bereits bekannt. Die seit Reumont's Publication erst veröffentlichten Briefe werfen namentlich einiges neue Licht auf ihre Beziehungen zum päpstlichen Hofe, auf die Natur ihrer religiösen Gesinnungen und Bestrebungen, auf ihren Antheil an dem kirchlichen Reformgedanken. Die jetzt bekannt gewordenen Proceßacten des Cardinals Morone illustriren ihr Verhältniß zu dem Cardinal von England und die diesem wie dem Andenken Vittoria's selbst gewidmete Verfolgung. Bis auf wenige Schreiben ist dagegen verloren der Briefwechsel mit ihrem Gemahl, der mit dem Marchese del Vasto, der Herzogin von Amalfi und der von

---

[1]) Carteggio di Vittoria Colonna, marchesa di Pescara. Raccolto e pubblicato da Ermanno Ferrero e Giuseppe Müller. Torino 1889.

Urbino, der Herzogin von Francavilla; nur zwei Briefe blieben von Ascanio Colonna, keiner von den übrigen Mitgliedern der Familien Colonna und d'Avalos. Weiter fehlen alle mit Ariosto, Molza, Sadoleto, Galeazzo di Tarisia und andern bedeutenden Männern in Vittoria's Jugend gewechselte Briefe, wie auch die Giberti's aus der Zeit Clemens' VII.; nur wenige sind aus den Jahren übrig geblieben, welche Giberti nach seinem Rücktritt aus der Politik in Verona verlebt hat. Aeußerst gering sind die Reste epistolarischen Verkehrs mit Pole, Friuli, Contarini, Bernardino Ochino. Unter den erhaltenen sind die zwischen 1523—24 später an Giberti, und dann die an Kaiser Karl V., an Clemens VII., an Baldassare Castiglione, an Pietro Bembo, die Herzogin von Urbino, an Friedrich Gonzaga II. von Mantua, an Paul III., an del Vasto, Pietro Aretino Ercole II. d'Este von Ferrara, an den Cardinal Ercole Gonzaga, an Giov. Guidiccione, Pier Paolo Vergerio, den Bruder Ascanio Colonna, Contarini, Reginald Pole, vor Allem die an Michelangelo gerichteten die wichtigsten. Sie sind zumeist einfach „La Marchesa di Pescara“ unterschrieben. Wie heutzutage noch die meisten Damenbriefe, ermangeln auch diejenigen Vittoria's größtentheils des Datums; sie sind offenbar in aller Hast hingeworfen, daher flüchtig und zuweilen geradezu nachlässig. Es ist sicher etwas zu grob, wenn Foscolo in einem Briefe an Lord Holland von 1824 sagt, Vittoria Colonna habe „come la moglie d'un fattore“ geschrieben. Aber sicher war ihr das Briefschreiben kein Bedürfniß wie das Dichten; hat sie, wie das erste Sonett der jetzigen Sammlung besagt, gedichtet „um des Herzens Weh zu stillen“ („scrivo sol per sfogar l'interna doglia Di che si parse il cor“), so trägt ihre Correspondenz im Gegentheil im Allgemeinen durchaus den Charakter des Geschäftlichen. Wußte doch die welterfahrene Fürstin ohne Zweifel zu gut, wie schlecht es zu ihrer Zeit um das Briefgeheimniß gestellt war und wie sie überwacht wurde, als daß sie in ihrer Correspondenz sich zu offen aussprechen mochte: so war sie weder darauf bedacht noch ist es

ihr gelungen, den Brief zum Kunstwerk zu gestalten. Die familiären Briefe sind einfach gehalten; Reumont vermuthet, daß sie fremder Betheiligung unterworfen wurden, etwa der ihres mit der römischen Literatenwelt und namentlich dem berühmten Briefschreiber der Farnesen, Annibale Caro, eng verbundenen, später in Lyon als Häretiker in contumaciam zum Tode verurtheilten Geheimschreibers Jova von Lucca. Ihr selbst, gibt Reumont zu, waren die Sprachgesetze ebenso unbekannt wie vielen Anderen. Die an hochgestellte und fürstliche Persönlichkeiten gerichteten Schreiben Vittoria's sind von dem im sechzehnten Jahrhundert allenthalben herrschenden Fehler einer gekünstelten Phraseologie und den den Italienern und ihrem Briefstil bis heute anhaftenden übertriebenen Ergebenheitsbetheuerungen nicht freizusprechen. Der Zopf ist in die epistolarische Literatur noch früher eingedrungen, als in die bildende Kunst, und er hat seine Herrschaft darin bis zur Gegenwart behauptet, in den Titulaturen auch in Deutschland. Das spätere Renaissancezeitalter aber mit seinen berufsmäßigen Briefschreibern im Fürstendienste, aus deren Händen wir ganze Sammlungen, wie die „Lettere di principi“ erhalten haben, ging in diesem Punkte allen andern Zeitaltern mit schlechtem Beispiele voraus: man athmet wie befreit auf, wenn man aus dieser Atmosphäre zu den classischen Briefschreibern Frankreichs hinübergeht und die epistolarischen Meisterwerke aus der Zeit Ludwig's XIV. genießt. Sieht man von diesen Mängeln ab, so kann Vittoria Colonna's „Carteggio“ sicher den werthvollern Briefsammlungen der neuern Zeit zugezählt werden. So flüchtig diese Briefe hingeworfen sind, so erzählen sie doch von dem innern Leben ihrer Urheberin und geben Zeugniß ab von jener eigenthümlichen Richtung, „zu welcher,“ wie Reumont sich einmal äußert, „der Geist sie trieb und der sie ihre hohe und fast einzige Stellung in der Geschichte verdankt“. Was diese Stellung hauptsächlich bedingte, war der selbstverständlich bei den allerwenigsten Frauen Platz greifende Umstand, daß die Weltgeschichte sichtbar, wie ihr Biograph wiederum hervorhebt,

in Haus und Leben bei ihr eingegriffen hat. Das gab ihrem Wesen und ihrer geschichtlichen Erscheinung jene, ich möchte sagen, antike Größe, welche unseren bedeutenden Frauengestalten leider fast immer fehlt, weil Erziehung und Verhältnisse das moderne Weib meist ohne Beziehung zu den großen historischen Thatsachen lassen und es auf diese Weise fast dazu nöthigen, alle Dinge „du petit coté“ anzufassen, selbst wenn dies nicht von vorneherein in der Natur des weiblichen Organismus gelegen wäre. Es ist schwer, für die Marchesa di Pescara einen Pendant in der neueren Geschichte zu finden. Sieht man nur auf die Dichterin, so würde ihr kaum eine andere Frau näher kommen, als unsere deutsche Anette von Droste-Hülshoff, deren Schicksale und Entwickelung uns vor wenigen Jahren Herman Hüffer in seinem anziehenden Buche geschildert hat, deren poetisches Empfinden ich geneigt bin, höher noch zu schätzen als dasjenige Vittoria's, während allerdings die Wiege der letztern von Grazien umstellt war, welche den Weg zu dem westfälischen Edelfräulein niemals gefunden haben.

Die Zeitgenossen schildern Vittoria als eine durch ihre Schönheit blendende Frau. Jener wenig bekannte Dichter aus Cosenza, Galeazzo di Tarsia, der Italien in einem der schönsten Gedichte des Cinquecento besungen und in einer wundervollen Strophe das Entzücken geschildert hat, das uns Alle überkommt, wenn uns, jenseits der grauen, eisigen Berge, Italiens balsamische Lüfte entgegenwehen — derselbe Dichter hat einen Theil seiner Lieder der Verherrlichung Vittoria's gewidmet, und er feiert da vor Allem ihr goldenes, nur der Sonne und den Sternen zu vergleichendes Haar —

„Le trecce d'or che in gli altri giri
Non è ch'unqua pareggi o sole o stella.“

Leider gibt es kein Bild Vittoria's, welches dieser Schilderung entspricht. Unbestritten ist kein einziges der uns angeblich erhaltenen Bildnisse; die von ihr selbst an Bembo und Guidiccioni geschenkten scheinen untergegangen zu sein. Am meisten Anspruch

auf Echtheit dürften haben ein früher Campanari in Mailand, jetzt dem Louvre gehöriges Porträt und ein Girolamo Muziano zugeschriebenes Bild in der Galerie Colonna an Piazza S. Apostoli, früher in Genazzano befindlich. Auch Paolo Veronese soll Vittoria auf seiner berühmten Hochzeit von Kana im Louvre porträtirt haben, doch stimmt man in der Deutung der Figur nicht überein. Ganz aufgegeben ist die Annahme, die bekannte „Fornarina“ der Galerie der Uffizien stelle Vittoria dar. Das von Visconti und Anderen reproducirte Bildniß der Galerie Colonna läßt weder die geistigen noch die körperlichen Vorzüge erkennen, welche der Marchesa nachgerühmt werden; eher gilt das von einigen Medaillons des 16. Jahrhunderts, welche Litta aus der Sammlung des Mailänder Museums veröffentlicht hat, und welche auch zum Theil bei Visconti und den Herausgebern des Briefwechsels wiederholt sind. Zwei derselben stellen Vittoria in ihren Jugendjahren, auf dem Avers den Marchese von Pescara, bezw. die Insignien des Kriegsgottes dar; zwei andere zeigen die Wittwe, einmal mit Pyramus und Thisbe, ein anderes Mal mit dem Phönix auf dem Scheiterhaufen und dem Reverse dar. Die beiden letztgenannten dürften die charakteristischen sein: sie verrathen den muthigen, hohen Sinn der Dichterin und zugleich in dem wehmuthsvollen Auge das tiefe Leid einer um die besten Hoffnungen dieses Lebens getäuschten Seele. — — —

Rom hat in diesen letzten Jahren sich wiederholt des Ruhmes seiner Dichterin erinnert. Der König Umberto hat 1883, auf Antrag des Unterrichtsministers Baccelli, eine Mädchenschule nach ihr benannt, „damit diese Glorie Italiens den Schülerinnen ein Vorbild sei“; eine Straße, die von dem Ponte di Ripetta nach dem neuen Stadttheil der Prati di Castello geht, trägt gleichfalls ihren Namen, und unter den Büsten, welche den Pincio zieren, gewahrt man den Kopf der Marchesa, ein Werk des Bildhauers Carlo Novella. Gleichwohl muß es befremden, daß Vittoria Colonna kein Denkmal besitzt in einem Lande, wo die Denkmälersucht geradezu epidemisch ist. Die Herausgeber

des Briefwechsels machen den Vorschlag, ihr an der Stelle ihres Grabes ein Monument zu errichten; es würde, meinen sie, den Frauen Roms eine Predigt sein: „siate buone e saggie!“ Der Umbau dieses düstern Quartiers dürfte aber kaum geeigneten Platz für ein würdiges Denkmal gelassen haben. Der selbstverständliche Platz eines solchen wäre die Umgebung des Palazzo Colonna. Hätte ich für ein solches Denkmal die Stelle zu wählen, ich würde mich zu Gunsten der Stätte entscheiden, an der Vittoria Colonna in jenen Stunden verweilte, wo ihr Geist sich dem höchsten geistigen Genusse hingeben konnte, Augenblicke, welche sicher ihr selbst als die glücklichsten und an Inspiration fruchtbarsten ihrer Laufbahn erscheinen mußten. Das ist der Klosterhof von S. Silvestro a Monte Cavallo, der kleinen auf der Höhe des Quirinals, neben dem obern Zugange zu dem Garten der Villa Colonna gelegenen Kirche, in der Vittoria sich mit den Freunden zur Predigt des Fra Ambrogio da Siena zusammenfand: war die Predigt vorbei, so pflegte sie mit Michelangelo, Lattanzio Tolomei, Künstlern und Gelehrten die späteren Stunden des Tages unter den Bäumen und an dem Brunnen jenes herrlichen Klosterhofes zuzubringen, dessen hohe, freie Lage eine der schönsten Aussichten über die ewige Stadt gewährt. Da wurden jene denkwürdigen Gespräche gehalten, über welche uns der portugiesische Maler Francesco d'Ollanda berichtet hat und deren Widerhall wir in Michelangelo's Sonetten finden[1]). Da war es, wo die fürstliche Dichterin den Künstler inspirirte, und wo, wie er selbst in einem jener Gedichte sagt, „ihres Geistes herrliche Gestalten“ in den seinigen eintraten und Leben gewannen. Niemand kann ermessen, was die Kunst

[1]) Francesco d'Ollanda, der 1584 in Santarein starb, verweilte 1538 und 1539 in Rom. Seine Aufzeichnungen über die Gespräche Vittoria's und Michelangelo's sind längst durch A. Raczynski (Les Arts en Portugal, Paris 1846, p. 5—77) bekannt geworden; Herman Grimm hat sie dann in seinem „Michelangelo“ (Bd. II, Kap. 14) weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

diesen kostbaren Stunden des Austausches zwischen jenen beiden Menschen verdankt: sicher, daß wenige Stätten Roms in der Geschichte der Renaissance ein geheiligteres Andenken bewahren. Da, meine ich, sollte ein gemeinsames Standbild Vittoria's und Michelangelo's den Bund der Poesie und der bildenden Kunst verherrlichen und kommenden Geschlechtern von jener seltenen Frau erzählen, die Ludovico Ariosto im siebenunddreißigsten Gesang des „Orlando furioso"[1]) also gepriesen hat:

Sie hat nicht nur durch süße Melodie
Sich selber zur Unsterblichkeit erhoben.
Auch jeglichen, von dem sie singt und spricht,
Versetzt sie aus der Gruft zum ew'gen Licht."

---

[1]) Ariosto, Orlando furioso, Canto XXXVII, Str. 16. Ich citire die Verse nach der Uebersetzung A. v. Reumont's (Vittoria Colonna, S. 113), welche entschieden geschmackvoller ist als diejenige von Herman Kurz (Stuttgart 1856, Bd. III, S. 149).

VII.

Giovanni Battista de Rossi.[1])

(1892.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.' 1892, Februar, 273 f.

Wenige Monate sind es her, seit die deutsche Nation und mit ihr die gesammte gelehrte Welt den siebzigjährigen Geburtstag zweier Männer gefeiert hat, von denen der Rektor der Berliner Hochschule wohl sagen durfte: „daß sie, zwei Helden der geistigen Arbeit und des geistigen Kampfes, geschmückt mit dem Lorbeer größter Erfolge in der Wissenschaft, durch siegreiche Bewältigung oder Klärung weltbewegender Probleme die geistige Stärke unseres Volkes, den Ruhm und das Ansehen unseres Vaterlandes bei den anderen Nationen der Erde zu erhalten und zu erhöhen mächtig geholfen haben.“ Solch' ein Jubelfest begeht in den nächsten Wochen ein uns engbefreundetes Volk: am 22. Februar 1892 feiert Italiens größter Alterthumsforscher, Giovanni Battista de Rossi, seinen siebzigsten Geburtstag. Die ganze archäologische Welt nimmt Theil an diesem Feste: wir Deutsche sicher nicht an letzter Stelle. Es wäre unbescheiden und überflüssig, den berufenen Vertretern der Alterthumswissenschaft auseinandersetzen zu wollen, welche Stellung sie diesem „Familienereignisse“ gegenüber zu nehmen haben: wohl aber erscheint es mir angemessen, an diesem Tage de Rossi zu Ehren die Theilnahme weiterer Kreise auf einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen, und ich halte es für selbstverständlich, daß man jenseits der Alpen erwartet, die „Deutsche Rundschau“, welche allen bedeutenderen Erscheinungen des Auslandes ihre Aufmerksamkeit zuwendet, werde diese Veranlassung nicht vorübergehen lassen, ohne für Italien ein Wort der Sympathie und für dessen größten jetzt lebenden Gelehrten ein Zeichen der Hochachtung zu finden.

I.

Giovanni Battista de Rossi ist am 22. Februar 1822 in Rom geboren: seine Eltern waren der Commendatore Camillo Luigi de Rossi und dessen Gemahlin, die Marchesa Marianna Bruti-Liberati. Er erhielt im Schoße der Familie seine ganze Erziehung: die schöne Frucht dieses bei den romanischen Völkern leider so seltenen Systems sind seine von allen Bekannten des Hauses bewunderten häuslichen Tugenden, sind das reine, ungetrübte Glück, das ihm später als Gatte einer trefflichen Frau, der Gräfin Constanze Bruno di San Giorgio, und als Vater einer einzig geliebten Tochter erblühte.

Seinen ersten Unterricht genoß de Rossi in den öffentlichen Schulen Roms, dann legte er die höheren Studien in der gregorianischen Universität zurück. Im Collegio Romano gewann er fast in allen Fächern die Jahrespreise, zuweilen wurden ihm ganz außergewöhnliche Anerkennungen zu Theil, welche ihm den Schulruhm eines Princeps perpetuus eintrugen: es war wie eine Prophezeihung seiner künftigen Stellung inmitten der christlichen Alterthumsforscher.

Der Geschmack an den Alterthümern lag in de Rossi's Natur. Aber dies Geschenk, welches gütige Musen ihm in die Wiege gelegt, gelangte durch die Umstände und den Ort, an dem er das Licht der Welt erblickt hatte, frühzeitig zur glücklichsten Ausbildung. Ein Freund der Familie, dem er auf seinen Spaziergängen anvertraut war, machte ihn von seinen Kinderjahren an mit den Denkmälern der ewigen Stadt bekannt. Solch' ein Genie, an solchem Orte geboren und erzogen, mußte spielend zum Archäologen werden. Sein Bruder, der jetzt auf dem Gebiete der Geologie und des Vulcanismus eine so hoch angesehene Stellung behauptende Professor Michele Stefano de Rossi, erzählt mir, Giovan Battista habe schon in seinen frühesten Jahren angefangen, auf den weißen Blättern der Gebetbüchlein, die er als Kind in der Tasche trug, Inschriften zu copiren.

Einen eigentlichen Lehrmeister in diesen Dingen hat er auch nie gehabt: am Studium der großen Meister der Wissenschaft und im Umgang mit den Monumenten hat er sich selbst gebildet.

II.

Worauf es hier ankommt, ist, die Stellung de Rossi's zur Wissenschaft kurz zu charakterisiren, das Werk seines Lebens vor dem Auge des Lesers auszubreiten. Ich muß, um das zu können, mit wenigen Worten auf den Zustand der hauptsächlich von ihm vertretenen Wissenschaft, der christlichen Archäologie, bis zu dem Augenblick, wo er in die Action trat, eingehen.

Das Studium der christlichen Alterthümer ist, wie so manche andere Disciplin, ein Kind des sechzehnten Jahrhunderts. Die humanistische Bewegung ist ihm zunächst nur wenig zu gute gekommen. Sieht man von gelegentlichen Ausblicken in das christliche Alterthum ab, wie sie seit Dante und Petrarca uns hier und da begegnen, so muß man zugeben, daß der Enthusiasmus für das classische Alterthum, seine Literatur und Kunst, die italienischen Humanisten gänzlich absorbirte. Die Mitglieder der „römischen Akademie", welche sich in den Tagen Paul's II. mit einer weder politisch noch kirchlich unbedenklichen Restauration des Classicismus trug, hielten ihre geheimen Zusammenkünfte oft genug in den Katakomben. Man liest da ihre Namen angeschrieben, aber nichts verräth, daß Pomponio Leto und die Seinigen irgend ein Interesse für den Ort ihrer Berathungen und dessen Denkmäler hegten. Die deutschen Humanisten, Erasmus an ihrer Spitze, bewiesen wenigstens der altchristlichen Literatur eine warme Theilnahme. Aber erst durch das Auftreten der Reformatoren ward man auf die Erforschung der Culturzustände des alten Christenthums, auf die Darstellung ihrer Antiquitäten, hingedrängt. Protestanten wie Katholiken mußten sich veranlaßt sehen, ihr Verhältniß zu der alten Kirche und deren Leben aus den Antiquitäten zu erläutern. Denkmäler der frühesten Jahrhunderte gab es diesseits der Alpen nicht oder sehr

wenige, und diese wenigen waren noch unbekannt. Es lag daher nahe, daß die wissenschaftliche Arbeit in der berührten Richtung sich ganz auf die schriftliche Hinterlassenschaft der ersten christlichen Jahrhunderte stützte. Die Leistungen der nordischen Wissenschaft bis herab auf die berühmten „Antiquities of Christian Church“ des Anglicaners Bingham (1708 ff.) trugen alle diesen Charakter. Auch bei den katholischen Schriftstellern der Zeit waltete derselbe vor. Doch war es selbstverständlich, daß die Italiener den Monumenten früher und entschiedener ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Ihr Land war selbst ein Monument des Alterthums. Baronius schrieb einen großen Theil seiner „Annalen“ in jener kleinen, reizenden Villa zu Frascati, welche nur durch die Straße von der weltberühmten Villa Aldobrandini getrennt ist, in der später das 1606 beim Bogen des Gallienus gefundene antike Wandgemälde, die Aldobrandinische Hochzeit, bis 1818 aufgestellt war: von Denkmälern umgeben, lernte Baronius auf ihre Sprache achten. Noch zu seinen Lebzeiten trat jenes Ereigniß ein, mit welchem sich die Erforschung der altchristlichen Monumente einleitete. Am letzten Mai 1578 stießen Arbeiter, welche an der Via Salaria nach Pozzolanerde gruben, auf eine unterirdische Begräbnißstätte, welche sich unter ihnen aufthat und deren Wände mit Inschriften, Gemälden, Sculpturen christlichen Ursprungs geschmückt waren. An jenem Tage entstand Name und Wissenschaft der „Roma sotterranea“ — des „unterirdischen Rom“. Baronius mochte die Bedeutung des Fundes ahnen; aber er war zu alt, um ihn zu verfolgen. In Rom lebende Fremde, wie Ciacconio, L'Heureux und de Winghe, waren die Ersten, welche die allmälig zu Tage tretenden Krypten und Galerien dieser seltsamen Todtenstadt untersuchten: dann aber kam in Antonio Bosio der eigentliche Entdecker derselben, der nun über dreißig Jahre seines Lebens diesem Studium sich widmete. Nach seinem Tode (1629) gab (1632) der Oratorianer Severano dessen großes Hauptwerk, die „Roma sotterranea“ heraus, in der die Topographie der Rom umgebenden

unterirdischen Cömeterien der alten Christen untersucht, ihre Gemälde und Sculpturen beschrieben und abgebildet waren. Dieser grundlegenden Publication Bosio's folgten im achtzehnten Jahrhundert diejenigen Bottari's, Boldetti's, Buonarrotti's u. A. Inzwischen wurden die Katakomben meist völlig planlos nach Reliquien der Märtyrer und nach Schätzen durchsucht, die meisten Fundgegenstände ohne Controle verschleppt und zerstreut; die Forschung des achtzehnten Jahrhunderts selbst stand an Methode und Zuverlässigkeit weit hinter Bosio zurück.

Die Arbeit dieses Mannes und seiner nächsten Nachfolger konnte in keiner Weise eine abschließende sein, und es erklärt das zum Theil, wenn diesseits der Alpen sein Werk keinen nennenswerthen Einfluß auf den Betrieb der christlichen Archäologie ausgeübt hat. Es gab vor Winckelmann keine wissenschaftliche Kunstgeschichte; erst mit der sich an ihn anschließenden Ausbildung der classischen Kunstarchäologie und dann mit dem Auftreten einer Mittelalter und Renaissance umfassenden Kunstgeschichte konnte der Standpunkt gewonnen werden, von dem aus die Denkmäler der frühesten christlichen Kunst in ihrem wirklichen Lichte zu sehen und zu beurtheilen waren. D'Agincourt, der 1779—1814, seit langer Zeit wieder der Erste, den Katakomben seine Aufmerksamkeit zuwandte, hatte zwar die gute Absicht, Winckelmann's Werk für die Jahrhunderte des Verfalles von Rom fortzusetzen: aber seine Thätigkeit fiel lange vor die Geburt der modernen — wir dürfen sagen — der deutschen Kunstgeschichte, und er war weit entfernt, jene archäologischen Sachkenntnisse zu besitzen, welche zu einem solchen Unternehmen befähigten. Man weiß, wie seit Anfang dieses Jahrhunderts die Philologie sich in Deutschland zu einer bis dahin nicht gekannten Höhe entwickelt und wie die von ihr gewonnene Methode der Archäologie zu gute gekommen ist. Man fing endlich an, die Denkmäler des griechischen und römischen Alterthums einem kritischen Studium zu unterwerfen, welches durch die Erleichterung des Verkehrs, durch die Entdeckungen gelehrter Reisender

nun einen ungeahnten Aufschwung nahm. Das von Preußen aus in Rom gegründete Institut für archäologische Correspondenz wurde bald Mittelpunkt dieser Bestrebungen und die vornehmste Stätte, wo deutsche und italienische Erudition sich befreunden und austauschen konnte. Deutschland brachte Italien die Schärfe seiner Kritik und die Sauberkeit seiner in der Schule der Wolf, Lachmann, G. Hermann, Fr. Ritschl philologisch geschärften Methode: aber Italien war doch nicht bloß der empfangende Theil. Es stellte in Bartolomeo Borghesi (1782—1859) einen Gelehrten erstes Ranges, der sich in der Anwendung einer sichern kritischen Methode auf die römischen Inschriften mit Ritschl und Mommsen begegnete. Die Grundlagen der Betrachtung, Autopsie und treueste und bildliche Reproduction, wurden nunmehr, unterstützt durch das Aufkommen früher unbekannter technischer Verfahren, in hohem Grade vervollkommnet: für Inschriften wie für Kunstwerke trat damit ein neues Stadium der wissenschaftlichen Behandlung ein. Von großer Einwirkung auf die Studien der Zeit war das Auftreten Gerhard's, dessen so bedeutende Thätigkeit in Italien zwischen 1822 und 1836 fällt. Sie war, wenn ich mich nicht ganz irre, auch für de Rossi's Auffassung entscheidend. Hatten die Weimarischen Kunstfreunde „Kunst und Alterthum" der Betrachtung unterstellt, so handelte es sich für ihn um „Alterthum und Kunst". — „Wenn allerdings," sagt Gerhard in der Beschreibung Roms[1]), „nur ein durch Produktion erhöhtes Kunstgefühl es hoffen darf, die Trefflichkeiten eines Kunstwerkes dem Geiste des alten Künstlers nachzufühlen, so stellen doch andererseits Zeit, Bestimmung und Bedeutung jedes Kunstwerk in eine Mitte, die umfassender und gewiß nicht unwichtiger als sein Verhältniß zur verwandten Reihe gleichzeitiger Kunstwerke, außer dem Gefühl auch die gesammte Anschauung und Erkenntniß des alterthümlichen Lebens in Anspruch nimmt." Von diesem Standpunkt aus forderte Gerhard zur Gesammt-

[1]) Gerhard, Beschreibung Roms, Bd. I, S. 278. Vergl. dazu Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst, Bd. I, S. 285.

betrachtung antiker Kunstvorstellungen auf, und der Ausgangspunkt dazu ist ihm die Gräberwelt mit der ganzen Fülle ihrer Ausstattung.

Diese Gesinnung, auf das Christliche angewandt, treffen wir im Wesentlichen auch bei de Rossi. Als er zu Anfang der vierziger Jahre in die gelehrten Kreise eintrat, waren die Grundlagen der neueren Kunstgeschichte in Deutschland durch den Freiherrn von Rumohr gelegt. Für die Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance waren dessen „Italienische Forschungen" (1827 bis 1831) in ähnlicher Weise bahnbrechend, wie die Schriften Winckelmann's für das classische Alterthum. Die zwischenliegende altchristliche Periode kam für ihn und seine Nachfolger in Deutschland, für die Kugler, Schnaase und Alle, die seither sich auf ihren Schultern als Lehrer der Kunstgeschichte erhoben, so gut wie gar nicht in Betracht. Man wußte wenig über diese Zeit und ihre Denkmäler; das Wenige, was man zu wissen glaubte, war nicht hinreichend constatirt, und schien, wenn man den Begriff der „Kunst" voransetzte, nicht hinreichend interessant, um es zum Gegenstand einer eingehenden Forschung zu machen. Noch in den dreißiger und vierziger Jahren erschienen bei uns Handbücher der christlichen Archäologie, deren Verfasser kaum eine Ahnung von den Monumenten hatten. Was man in den Lehrbüchern der Kirchen- und Kunstgeschichte über die sechs ersten christlichen Jahrhunderte las, kam in Bezug auf „Kunst" nicht viel über eine „fable convenue" hinaus. Rumohr selbst hat, beim besten Willen von der Welt, eine gute Anzahl völlig falscher Urtheile und Vorstellungen, z. B. betreffs der sogenannten byzantinischen Frage, begründet, welche seither sich wie Seeschlangen durch die ganze Literatur hindurchzogen.

Das war die Lage der Dinge, als der junge de Rossi anfing, sich mit Archäologie, und speciell mit christlicher, zu befassen. In Verbindung mit dem deutschen archäologischen Institut emporgewachsen, gewann er sich rasch die epigraphische Schulung, die historische Methode der Deutschen, als deren Schüler er sich in

diesem Punkte immer bekannt hat. Aber er setzte in seiner Arbeit nicht in der auf Mittelalter und Renaissance gewandten Richtung ein, in welcher bei uns Kugler und Schnaase Rumohr's Werk weiterführten: vielmehr erhob sich vor seinen Augen die alt-christlich-römische Welt als ein in sich abgeschlossenes Object des Wissens, das in seiner Gesammtheit geschaut und nach allen Seiten des Lebens erforscht sein wollte. Wie Gerhard „jene Symbolik der alten Welt, welche nach dem Widerschein himmlischer Erscheinungen auf Erden sucht und die edelsten Gegenstände der wirklichen Welt im Spiegel göttlicher Abkunft zu erblicken begehrte, in den Göttersagen nicht voreilig aufsuchen wollte, ehe er selbst in den spielendsten Vorstellungen eines untergeordneten Göttergefolges und selbst im schlichtesten Gewand der Alltagswelt einen bald mystischen, bald rein symbolischen Bilderkreis gefunden hatte“: so erhob sich vor de Rossi die Forderung, allen, auch den geringsten Erscheinungen des altchristlichen Lebens nachzugehen, um ein Gesammtbild jener Culturepoche zu gewinnen, welche die thatsächliche Grundlage der heutigen christlichen Welt darstellt. Nichts konnte in dieser Hinsicht von nun an geringfügig erscheinen. Inschriften, Münzen, Gläser, Lampen, Alles gewann ein Interesse, an das frühere Zeiten nicht gedacht hatten. Gemälde und Sculpturen, welche bisher als Werke der Decadenz keiner Beachtung gewürdigt worden waren, erschienen auf einmal in einem ganz neuen Lichte: sind sie doch die Zeugen einer Epoche tiefgehender geistiger Kämpfe; einer Epoche, die das eigentliche Wunder der Weltgeschichte darstellt, insofern sich in ihr, vornehmlich zwischen 150 und 312, die Transformation der heidnischen Gesellschaft in eine christliche vollzogen hat. Was ist damals im Herzen der Menschheit vorgegangen? Bilder und Inschriften verrathen durch die Unmittelbarkeit ihrer Sprache so Manches, was kein literarisches Zeugniß ausspricht; sie verhelfen zu einem Gesammteindruck, den man ohne Zuhülfenahme der monumentalen Bezeugung nie gewonnen hätte. Die Gemälde und Sculpturen jener Zeit sind

aber zugleich die Ausgangspunkte der gesammten christlichen Kunst. Will man den Weg erkennen, den die europäische Menschheit zurücklegte, bis sie zu Raffael's Sistina oder zu Michelangelo's jüngstem Gericht vordrang, so hat man die Wiege dieser Kunst in den Katakomben zu studiren. Ihre Denkmäler beanspruchen ein ähnliches Interesse, wie es die frühesten Anfänge der Organismen in der heutigen Naturwissenschaft bei allen biologischen Untersuchungen genießen.

So war nothwendigerweise auch für de Rossi die Gräberwelt der Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Forschung. Was die Aufdeckung der durch die Eruption des Vesuvs verschütteten Städte Campaniens für die classische Archäologie, das — nur noch viel mehr — stellt Roms unterirdische Nekropole, stellen die Katakomben für die christlichen Alterthümer dar.

Aber freilich, das Reich, welches de Rossi zu gründen unternahm, konnte sich nicht auf der Betrachtung der Katakomben erheben, so wie sie bisher geübt war. Es mußte mit tausend Vorurtheilen gebrochen, es mußte der Dilettantismus ausgetrieben werden, der sich dieses Gegenstandes bemächtigt hatte. Es galt, die Principien der modernen philologischen und archäologischen Kritik auf das Studium der Katakomben anzuwenden. Ein systematischer Betrieb der Ausgrabungen war das Erste, was zu erstreben war. Schon in den vierziger Jahren hatte der Padre Marchi den Anstoß zu solchen gegeben. Aber er fand seine Schultern selbst zu schwach, um das Begonnene fortzusetzen; er überließ die Last der frischern Kraft des jungen Nobile, den er in eigener Person in die Kenntniß dieser unterirdischen Welt eingeführt hatte. Für dieses Unternehmen war de Rossi so glücklich, einen Protector zu finden, dessen Theilnahme für die Katakombenforschung und dessen gnädige Gesinnung für ihren Hauptvertreter sich niemals verleugnet hat. Pius IX. war kein Gelehrter, aber er besaß die den Italienern so oft wie angeborne instinctmäßige Empfindung von der Bedeutung der monumentalen Studien; er liebte de Rossi, und er hat durch Förderung seiner

Arbeiten sich ein Verdienst erworben, das ich nicht anstehe, als die unbestrittenste Leistung seiner langen Regierung zu erklären.

Der größte Feldherr bedarf des Glückes, aber das Glück läßt sich gerne an den Siegeswagen des Genies fesseln. Napoleon und Moltke wußten, was sie Fortuna dankten; auch de Rossi ist ihr verpflichtet. Ich könnte von einigen Fällen berichten — de Rossi erzählte sie gerne selbst — wo der Zufall ihm mit köstlicher Grazie schöne Entdeckungen in die Hand gespielt hat. Aber seine großen Erfolge, namentlich bei den Ausgrabungen an der Via Appia, verdankt er keineswegs diesem launigen Gott, sondern vielmehr jener überaus seltenen Vereinigung von Scharfsinn, glücklichster Combinationsgabe, reifer Erfahrung und geduldiger Ausnutzung aller Umstände, die wir an ihm bewundern. Die Topographie der „Roma sotterranea" war, als er ans Werk ging, total verwirrt und verdunkelt; fabelhafte Angaben, wie die von der Bestattung der hl. Cäcilia in dem unter S. Sebastiano gelegenen Cömeterium, erschwerten die Orientirung. Es galt hier zuerst reinen Tisch zu schaffen. De Rossi griff auf die einzig richtige topographische Methode Bosio's zurück, studirte vor Allem die uns von dem christlichen Alterthum selbst hinterlassenen topographischen Notizen, die Angaben der Itinerarien, untersuchte die Bibliotheken Deutschlands, Italiens, Frankreichs auf diesen Zweck hin und stellte so das Netz der unterirdischen Begräbnißstätten — zunächst auf dem Papier — wieder her. Die Ausgrabungen bestätigten in glänzendster Weise seine Combinationen. Seit er im Jahre 1849 in dem Keller eines Weinberges an der Via Appia, nicht weit diesseits S. Sebastiano, auf dem Bruchstück einer Marmorplatte die Reste der Grabschrift des Papstes Cornelius entdeckt, that sich das große, officielle Cömeterium des dritten Jahrhunderts allmählich vor ihm auf. Er wußte, daß die Krypta des hl. Cornelius nicht weit von derjenigen der hl. Cäcilia liegen müsse, daß neben dieser die Papstgruft zu suchen sei, in welcher die römischen Bischöfe des dritten Jahrhunderts beigesetzt waren. 1852 stieß er auf die Krypta des Cornelius;

1854 drang er endlich in die Papstgruft ein, an deren Boden noch in hundertundfünfundzwanzig Bruchstücken die einst von Papst Damasus gedichtete Inschrift zerstreut lag. Mit dieser glanzvollen Entdeckung waren der christlichen Alterthumskunde ganz neue, unerwartete und höchst ergiebige Perspectiven eröffnet. Die Aufdeckung der Krypten des Eusebius, die der sog. Sacramentskapellen, und mit den letztern überraschende Einblicke in die Geheimnisse der altchristlichen Liturgie, kurz die Aufdeckung des ganzen Cömeteriums des hl. Callistus reihte sich an diese ersten Funde. Die Ausgrabungen an der Via Ardeatina führten de Rossi zu neuen Triumphen seiner Methode und seiner ausdauernden Hingabe. Im Jahre 1865 wurde das mit Wandmalereien des ausgehenden ersten und beginnenden zweiten Jahrhunderts, ganz im pompejanischen Stil geschmückte Vestibulum der großen Domitillakatakombe bloßgelegt, in welcher sich die frühesten christlichen Grabanlagen und Bilder fanden, Werke jener Zeit nahestehend, in der das Flavische Kaiserhaus dies Terrain besaß und ein Mitglied desselben, Flavia Domitilla, es für sich und die Ihrigen zur Begräbnißstätte bestimmte. Die Ausgrabungen zu diesem, nach mancher Richtung wichtigsten Cömeterium wurden 1874 durch einen Haupterfolg gekrönt, als die Reste der 395 n. Chr. vollendeten Basilika der hl. Petronilla zu Tage traten. Ich habe diesen Ausgrabungen öfter beigewohnt; stundenlang durchwanderten wir, de Rossi und ich, die Galerieen, welche nun fast anderthalbtausend Jahre von ununterbrochenem Schweigen bedeckt waren; auf Schritt und Tritt konnte ich bewundern, wie die kühnsten Combinationen des Meisters sich bewahrheiteten, und die Steine das Glück und den Ruhm des großen Alterthumsforschers erzählten. Andere Schlachtfelder, auf denen er nicht mindere Siege erfocht, boten die Katakomben des Prätextat, und in noch höherem Maße diejenige von S. Priscilla an der salarischen Straße dar, wo die berühmte Madonna mit dem auf den Stern deutenden Propheten, ein Werk aus dem Ende des ersten oder Anfang des zweiten Jahrhunderts, zu Tage

trat; wo weiter eine ganze große Familie von Inschriften des ersten und zweiten Jahrhunderts, wo endlich neuestens höchst belangreiche Funde uns bis dicht an die Schwelle des Apostolischen Zeitalters führen.

So war nach und nach in wenigen Jahren eine ganze versunkene Welt vor unseren erstaunten Augen wieder auferstanden. Die christlichen Zeitgenossen Trajan's und Marc Aurel's, die Blutzeugen, welche der Verfolgung der Decius und Diocletian zum Opfer gefallen; die Männer, welche das Herz der antiken Menschheit zu Christus umgewandt; die Staatsmänner aus der Schule der Constantin und Theodosius; sie fingen auf einmal an, aus ihren Inschriften, aus den Bildern ihrer Gräber zu unserer Gegenwart zu sprechen; aus den einzelnen Zügen begann sich, wie aus zerstreuten Würfeln, ein Mosaikgemälde zusammenzufügen, welches uns zuerst ein adäquates Gesammtbild des christlichen Alterthums gewährte. Das ist das unsterbliche Werk, auf welches heute de Rossi zurückblicken darf.

In schweren, kostbaren Bänden hat de Rossi die Ergebnisse seiner Forschung der gelehrten Welt vorgelegt. Im Jahre 1857 erschien der erste Band jenes großen Werkes, welches die christlichen Inschriften der Stadt Rom zusammenfassen soll: dieser erste Band bringt von den etwa 14 000 Nummern nur 1374, die datirten: mit ihrer Publication wurde die christliche Epigraphik als Wissenschaft begründet. Hätte de Rossi sonst nichts hinterlassen, er stände für alle Zeiten da als der erste unter allen Vertretern der christlichen Alterthumsforschung. Dann aber kam 1864 der erste, 1867 der zweite, 1877 der dritte Band seines Hauptwerkes, der „Roma sotterranea“ — dieses Monumentum aere perennius, in welcher alle die Gräberwelt der alten Christen betreffenden principiellen Fragen erörtert, die Topographie der römischen Katakomben hergestellt und endlich die eingehendste Beschreibung der Callistkatakombe und einiger kleineren Cömeterialanlagen gegeben ist. Daneben stattet de Rossi in dem seit 1863 erscheinenden, von ihm selbst verfaßten „Bullet-

tino di archeologia cristiana" fortlaufenden Bericht über seine Ausgrabungen und alle einschlägigen Studien ab. Die Bewältigung so ungeheurer Aufgaben hat aber seine Arbeitskraft nicht erschöpft. Seit die Berliner Akademie die Herausgabe des alle Denkmäler der römischen Epigraphik umfassenden „Corpus Inscriptionum Latinarum" beschlossen, ist de Rossi ein thätiges Mitglied der dieses bewunderungswürdige Werk leitenden Commission gewesen, und sein Name glänzt mit demjenigen Th. Mommsen's, Ritschl's, Henzen's an der Spitze dieser der deutschen Wissenschaft zum höchsten Ruhme gereichenden Schöpfung.

Und daneben laufen zahlreiche und zum Theil auch dem Umfange nach bedeutende Nebenarbeiten, Gelegenheitsschriften, Reden, Abhandlungen, bald über Gegenstände der profanen, bald der christlichen Archäologie, wie sie kein Fachmann ohne jenes Gefühl köstlichen Genusses aus der Hand legt, der uns aus der Lectüre von Untersuchungen entspringt, in denen sich eine immense Belesenheit mit der Sicherheit einer bis zur Virtuosität gesteigerten Methode paart. Eine von diesen Nebenarbeiten darf ich hier nicht unerwähnt lassen: sie würde jedem Andern allein einen unvergänglichen Namen in der Wissenschaft gesichert haben. Ich meine jenes herrliche Prachtwerk der „Musaici cristiani", welches, im Jahre 1870 bereits begonnen, gegenwärtig endlich seinem Abschlusse entgegengeht. Die christliche Mosaikmalerei stellt bekanntlich neben dem Basilikenbau das letzte Aufflammen des antiken Kunstgenius dar. Sie hat einen entscheidenden Antheil gehabt an der gewaltigen Wirkung, welche die altchristliche Basilika, von den Tagen Constantins ab, auf die Zeitgenossen geübt; sie erhielt sich auch in der Periode tiefsten Verfalles einigermaßen, um sich später wieder zu einer achtbaren Höhe emporzuschwingen. Die in den Kirchen Roms erhaltenen Denkmäler dieser Kunst wurden von de Rossi zum ersten Male in einer den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Weise in Chromolithographieen publicirt. Die Spithöver'sche Buchhandlung, die älteste deutsche Firma Roms, vielen Deutschen

bekannt als eine stets bereitwillige und nützliche Vermittlerin, hat das nicht zu unterschätzende Verdienst, kein Opfer gescheut zu haben, um diese kostspielige und äußerst splendide Publication in würdiger Weise auszustatten und zu glücklichem Ende zu führen. Wer freut sich nicht an der Erinnerung, daß es deutsche Drucker gewesen sind, welche die italienischen Humanisten zuerst durch ihre neue Kunst der Typographie in Subiaco und anderwärts unterstützten, daß es deutsche Typographen waren, denen wir die ersten Drucke von Dante's Divina Commedia (die Ausgaben von Fuligno, Mantua, Florenz) verdanken. So hat nun auch deutscher Fleiß seinen Antheil an de Rossi's Ruhme genommen.

Als ich vor vierzehn Jahren den dritten Band der „Roma sotterranea" besprach, schrieb ich die Worte nieder: „ich weiß nicht, ob Jemand in Deutschland, der die Rossi'sche Forschung sorgfältiger, ernster und gewissenhafter untersucht, dieses Gebäude Stein für Stein so nachgeprüft hat, wie der Referent; gewiß aber kann Niemand dem Urheber des Werkes eine tiefere Bewunderung zollen, als der Schreiber, so daß er sich gerne das Wort zu eigen macht, das einst zwischen zwei großen Männern getauscht wurde: „tantae mihi in litteris tuis quae in manus nostra venire potuerunt apparent res, ut nihil studiorum meorum mallem, si possem, quam inhaerere lateri tuo" [1]).

III.

Gelehrte, welche ganz in der Vergangenheit leben, gehen meist in ihr auf. Gewohnt an die melancholische Poesie der Ruinen, haben sie für die Gegenwart nur selten mehr ein Auge. Frei und beglückt im Verkehr mit den Besten der Vorzeit, fühlen sie sich durch den Realismus, der sie umgibt, durch die niedrigen Leidenschaften und die erbärmlichen Nichtigkeiten des Tages abgestoßen. Wie viele von ihnen verlieren im ausschließ-

[1]) S. Augustinus ad Hieronymus. Epist. LXXIII, 5. „Alles, was von Deinen Schriften in meine Hände kam, entzückte mich so sehr, daß ich am liebsten nur immer Seite an Seite mit Dir zusammengearbeitet hätte."

lichen Umgang mit alten Steinen, Münzen, Sculpturen die Fähigkeit, noch etwas Anderes zu sehen, als das, was für sie die Welt ist. Solch ein „Antiquar" ist de Rossi nie gewesen. Weltmann von vollendeter Grazie der Formen und liebenswürdigstem Wesen hat er auch den Dingen dieser Zeit, dem Ringen und Kämpfen der heutigen Menschheit sein volles Interesse zu bewahren gewußt. Freilich, die Verhältnisse, die eigenthümliche Lage seines Vaterlandes und speciell Roms haben ihn in allen öffentlichen Angelegenheiten zu einer anscheinend vollkommenen Passivität verurtheilt. Einer gefallenen Macht, die ihm die großherzige Beschützerin seiner Studien gewesen ist, treu geblieben, ist er den höchsten Ehren und Aemtern ausgewichen, die ihm von anderer Seite gerne wären zugeworfen worden. Staatsmann im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist er nie gewesen. Aber es gibt Männer, die in einem höheren Sinne Staatsmänner sind, als diejenigen, welche in den Kammern reden oder auf Ministerfauteuils sitzen: Freunde ihres Volkes und ihres Souveräns, frei von Ehrgeiz und Selbstsucht, bleiben sie stille Beobachter des ewigen Kreislaufes menschlicher Dinge, um nur von Zeit zu Zeit, und auch da meist nur hinter der Schaubühne, in die Action zu treten, wenn es gilt, gut zu machen, was die Thorheit der officiellen Staatsmänner verdorben, zu ergreifen, was Unfähigkeit oder Leidenschaft nicht sieht oder sehen will. Nicht selten ist de Rossi in der Lage gewesen, seine staatsmännische Einsicht in dieser Weise zu bewähren. Es ist nicht meine Absicht, darüber mehr zu sagen, so wenig, wie ich daran denken kann, auf Dinge einzugehen, welche uns in Deutschland viel mehr noch als die italienischen Angelegenheiten berühren. Ich muß es mir namentlich versagen, von jenem Werke des Friedens und der Versöhnung zu sprechen, an dem wir beide Jahre lang zusammen gearbeitet haben: die Kenntniß dieser Vorgänge, denke ich, werden wir beide, de Rossi und ich, mit ins Grab nehmen. Es wäre mir nicht möglich, über die intimsten Phasen aus der Kirchenpolitik

der letzten zwei Jahrzehnte zu sprechen, ohne den Undank der Einen, den Unverstand der Anderen anzuklagen. Beides ist kein Geschäft, welches meiner Neigung entspricht.

Hier und heute handelte es sich nur darum, meinen deutschen Lesern die Gestalt des großen Gelehrten vorzuführen, dessen Ehrentag wir Archäologen demnächst begehen. Wie vieles Andere hätte ich von ihm zu sagen, wollte oder dürfte ich ihn schildern nach seinen menschlich-edeln Eigenschaften, nach seiner Stellung in der Familie, in der Gesellschaft, nach seinem Denken, Empfinden, Leben als Christ. Ich weiß nicht, ob es je einen großen Forscher auf unserm Gebiete gegeben hat, der wie de Rossi innerlich gestimmt war. Während seine Tagesarbeit ganz den Resten einer großen Vergangenheit galt und sein Fuß unermüdet nach ihnen den Boden der irdischen Heimath durchwühlte, war sein inneres Auge immer und unverwandt auf das Jenseits gerichtet. Alle Erfolge und Ehren konnten ihn nicht hinwegtäuschen über das, was unser gemeinsamer Lieblingsschriftsteller „exilium cordis“ genannt hat. Von all' dem sei hier geschwiegen, und geschwiegen von dem, was der Freund über den Freund zu sagen hätte, wäre Solches gestattet, so lange man unter den Lebenden geht. Ich lasse ihm lieber selbst das Wort, indem ich die Indiscretion auf mich nehme, den Schlußpassus eines Briefes mitzutheilen, in dem der große und theuere Meister sich selber malt: „très cher ami,“ schreibt er einmal einem seiner Freunde, „je vous aime parce que je vois que vous avez surtout et avant tout le culte du Bien et de la verité, telle que doivent l'entendre les Chrétiens, les vrais Chrétiens. Payez-moi en retour d'un même amour; et regardons le ciel au milieu des tempêtes de cette orageuse période“ [1]).

[1]) Nicht lange nach Abfassung dieser Zeilen ist G. B. de Rossi durch einen Schlagfluß gelähmt worden und am 20. September 1894 in Castelgendolfo gestorben. Der Verfasser gedenkt seinem berühmten Freunde später ein eingehenderes literarisches Denkmal zu setzen.

VIII.

Umbrische Lyrik.[1])

(1892.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.' 1892, April, 42 f.

Als ich Karl Hillebrand im Jahre 1877 — zum ersten und zum letzten Male — in Florenz besuchte, that er den damals mich befremdenden Ausspruch: es sei das heutige Italien so unendlich uninteressant. Er hatte im Grunde einigermaßen Recht. Vorüber sind die Zeiten der nationalen Größen ersten Ranges, und jenes Geschlecht, das noch zu den hohen Persönlichkeiten eines Manzoni, Rosmini, Gioberti hinaufgesehen, ist bis auf Wenige ins Grab gebettet. In Italien wie in Deutschland ging die literarische Blüthe der politischen Erhebung voraus; in beiden Ländern stehen wir vor der seltsamen und beängstigenden Thatsache, daß die erkämpften Siege, daß die Gewährung jahrhundertalter Wünsche eines großen Volkes auf keinem Gebiete der Kunst ein monumentales Werk ersten Ranges hervorgerufen haben. Der Idealismus, der allein solche Werke zu schaffen im Stande ist, sah sich nach 1870 in beiden Ländern von Parteibestrebungen und Kämpfen zurückgedrängt, denen ideale Interessen meist völlig fremd waren. Die schaffende Kraft der Völker hat sich, wie man das nennt, dem „Realen" zugewandt, die poetische Gestaltungskraft hat sich verzehrt, die Reflexion tödtet die Phantasie unserer Jugend, und wir sind dem Epigonenthum um so rascher anheimgefallen, je dreister und trauriger die Eroberungen des Radicalismus auf allen Gebieten des Wissens und des Wollens gewesen sind.

Die italienische Dichtung der Gegenwart konnte sich dem

Zuge der Zeit und dem allgemeinen Gesetze der Entwickelung selbstverständlich nicht entziehen. Es erklärt sich daraus einigermaßen die fast völlige Vernachlässigung, welche ihr diesseits der Alpen zu Theil wird. Kaum, daß man in Deutschland von Carducci mehr als den Namen kennt. Aber wenn der Bolognesische Professor zweifellos heute den Principat unter den Dichtern seiner Heimath behauptet, so haben die Musen das übrige Italien doch nicht so völlig verlassen, als vielfach geglaubt wird. Manch' duftende Blume wächst und gedeiht auch noch heute in jenem ältesten Garten der Kunst, und es war sicher ein großes Verdienst Paul Heyse's, den Deutschen die Kenntniß dieser Poesie in seinen „Italienischen Dichtern seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts" erschlossen und uns durch sein wunderbares Formtalent eine getreue Vorstellung von dem Wollen und Können dieser Poeten gegeben zu haben.

Aber es ist doch auch nur eine Auswahl, welche Heyse geboten, und er hat gerade diejenige dichterische Kraft nicht berücksichtigt, welche unter den jetzt lebenden vielfach als die hervorragendste bezeichnet wird. Das ist z. B. die Meinung Gubernatis' in Bezug auf die merkwürdige Frau, welche den Gegenstand dieses Aufsatzes bildet, und die er geradezu, „la plus illustre des femmes écrivains de l'Italie" nennt[1]). Aehnlich urtheilte Antonio Stoppani unvergeßlichen Andenkens, der nicht nur ein großer Naturforscher war, sondern auch ein feines ästhetisches Urtheil besaß, wie seine Crusca-Rede über die Schönheit der italienischen Sprache beweist. Es wird sich also wohl lohnen, wenn man auch diesseits der Alpen von dieser Dichterin Kenntniß nimmt, und diese Kenntniß zu vermitteln ist die Absicht, in der ich heute die Leser der „Deutschen Rundschau" um geneigtes Gehör ersuche[2]).

---

[1]) De Gubernatis, Dictionnaire international des Ecrivains du jour. Florence 1888, IV. Art. Bonacci-Brunamonti.

[2]) In Italien haben sich seit drei Jahrzehnten zahlreiche Journale und Zeitschriften mit der Dichterin beschäftigt. Ich hebe aus dieser Lite-

I.

Maria Alinda Bonacci-Brunamonti wurde 1842 in Perugia geboren, wo ihr Vater, Gratiliano Bonacci, aus Recanati gebürtig, als Professor der schönen Literatur am Collegio della Sapienza wirkte. Bonacci war Verfasser eines Werkes über Aesthetik, das seiner Zeit den Beifall Giordani's und anderer Kritiker gefunden und dessen in neuester Zeit Augusto Conti in seinem Buche „Il Bello nel Vero" gleichfalls vortheilhaft gedacht hat. Er hat auch akademische Reden veröffentlicht, deren idealer Schwung ihm u. A. eine ehrende Zuschrift Seitens Antonio Rosmini's zuzog. Diesen Mann hatte Alinda als ersten und einzigen Lehrer. Sie selbst hat ihm in dem Gedichte „I miei primi studi" ein schönes Denkmal gesetzt. Sie erzählt da, wie der Vater sie als Kind vor Allem mit der Natur bekannt gemacht; wie er sie durch die herrlichen Umgebungen ihrer Geburtsstadt geführt und gelehrt habe, alles Schöne voll Dankbarkeit gegen den Schöpfer zu sehen, zu verstehen; wie er dann in der Studierstube sie angehalten zum Studium der Sprache und des Ausdrucks, wie er ihr frühzeitig Virgil als den großen Meister gereicht, wie er sie dann mit Petrarca, der Nachtigall, „die so süß zu weinen weiß", endlich aber und vor Allem mit Dante bekannt machte. Und dann durchwanderten Vater und Tochter die Stadt mit ihren uralten Denkmälern; die Geschichte

---

ratur nur das Wichtigere hervor: Guiseppe Biadego, Dei Versi di Maria Alinda Brunamonti nata Bonacci. Verona 1876 (Abdruck aus dem „Adige", 1876, Nr. 46—50). — Cesare Berarducci, Nuovi Poeti Umbri. Assisi 1876 (Estr. dalla „Favilla"). — F. Persico, Versi di Maria Alinda Brunamonti o. D. — De Gubernatis a. a. O. und in der italienischen Ausgabe des Dizionario Biografico, S. 175 f. — Rosalia Piatti, Monografia di Maria Alinda Brunamonti. Firenze 1882. — La Nuova Antologia, Ott. 1869. Febbr. 1876. — La Rivista Europea, 1873, 1. Maggio. — L'Ateneo Veneto, 1887, Lugl. e Agosto. — La Rassegna Nazionale, 1889, 1. Maggio. — C. Fabris im „Rosmini" 1888, Nr. 11. Nützlicher als diese Aufsätze waren mir die Mittheilungen, welche ich der geistvollen Tochter der Dichterin, Fräulein Beatrice Brunamonti, verdanke.

der Vergangenheit stieg vor dem sinnigen Kinde auf, und der Vater wußte ihr an den Schöpfungen der umbrischen Malerschule ohne Mühe die Empfindung für das Schöne in der Kunst beizubringen: niemals hat diese „serena luce dei cieli perugini“, niemals der himmlische Friede, der auf Perugino's Bildern ruht, ihre Seele fürder loszulassen vermocht. So war die Liebe zur Natur und zur Kunst frühzeitig in ihr gepflanzt. Die treffliche Mutter ergänzte den Vater in der Sorge für das Haus und in der Hinwendung des kindlichen Herzens auf Gott. So verflossen die ersten Jahre, jenes Idyll des neuen Lebens, wie es aus frommer, gottesfürchtiger Familie sich für den jungen Erdenpilger aufbaut. Das Auge des jungen Mädchens schweifte aus seinem Fenster über den frischen grünen Wiesengrund hinaus über jene ganze wunderbare Welt, die Perugia zu Füßen liegt. Die großen Namen, die dies kleine umbrische Land zu einem geistigen Paradiese der Menschheit gemacht, sie alle, von Francesco d'Assisi herab bis auf Rafael, wurden von selbst die Gespielen ihrer Jugend: wohin der junge Geist sich wandte, überall her kehrte er erfüllt mit dem Dufte der Poesie in die stille Kammer zurück, aus der bald die ersten Proben ihres eigenen Vermögens hervordringen sollten. Mit neun Jahren machte Alinda ihre ersten Verse, mit zwölfen dichtete sie eine Reihe von religiösen Gesängen, aus denen, als sie vierzehn Jahre alt war, die Familie eine Anzahl drucken ließ[1]). Der Vater war der Erste, diese übrigens vom Publicum beifällig aufgenommenen Gedichte für unreif zu erklären. Er hatte nie die Absicht, aus seiner Tochter eine Dichterin zu machen; sie selbst fühlte sich in unwiderstehlichem Drange zu diesem Berufe getrieben. Bonacci nahm ihre ersten Versuche mit Nachsicht auf, um sie nicht zu entmuthigen, dann aber zwang er sie zu energischem Studium der Sprache, der Literatur, der großen Vorbilder. Er lehrte sie auch in der Dichtung Maß und Wahrheit beobachten, wie

---

[1]) Canti. Perugia, tipografia Vagnini, per G. Ricci, 1856.

denn jener energische Wahrheitsdrang, der sie auszeichnet, sicher auf die Einwirkung des Vaters zurückzuführen ist — auf seine immer wiederholte Lehre „von dem großen Meere der Wahrheit, das keinen Hafen kennt": „che il mare del vero non conosce porto, ch' eterna è l'arte e il viver nostro è corto"[1]).

Man hatte, als die ersten Gedichte gedruckt wurden, mehrfach bezweifelt, ob sie echt, d. h. ob sie wirklich die Schöpfungen eines zwölf- bis vierzehnjährigen Mädchens sein könnten. Bald aber legten sich diese Zweifel und machten jener Bewunderung Platz, wie sie Bartoli, damals Professor an der Universität Perugia, in seiner Besprechung dieser jugendlichen Versuche aussprach[2]). Es konnte nicht fehlen, daß die kleine Dichterin sich durch diesen Beifall mächtig ermuthigt fand. Indessen trat nun vorübergehend eine Störung in ihrer Entwicklung ein. Der Vater zog mit der Familie nach Foligno. Das junge Mädchen wurde bald von tiefem Heimweh ergriffen und versank in einen Zustand krankhafter Schwermuth. Man suchte Alinda's Geist durch Musik zu erheitern; sie selbst begann die griechische Sprache zu erlernen, in der sie keinen Lehrmeister in Foligno fand, es aber bald so weit brachte, daß sie den Homer lesen konnte. Auch im Zeichnen versuchte sie sich, gleichfalls ohne Lehrmeister, so daß sie die technischen Schwierigkeiten nicht zu überwinden vermochte; doch hat man in ihren Zeichnungen Frische und Kraft der Empfindung und lebendige Phantasie gefunden. Im Jahre 1860 verzichtete Bonacci auf sein öffentliches Lehramt und zog mit den Seinigen in seine Vaterstadt Recanati. Sie trafen dort ein am Vorabende der Schlacht von Castelfidardo. Man hörte den Kanonendonner, man sah in der Nacht das Feuer auf der Linie von Loretto; des andern Tages stieg die piemontesische Cavallerie in die Thäler von Potenza und des Musone herab; Nachts kamen die Flüchtlinge der päpstlichen Zuavenarmee in die Stadt und

[1]) Nuovi Canti p. 269.

[2]) F. **Bartoli** im Giornale Scientifico-letterario di Perugia, Dispensa III, 1856. Vergl. auch das „Crepuscolo" von Mailand, 1. März 1857.

wurden da Kriegsgefangene. Man kann sich denken, welchen Eindruck all' diese Dinge auf die nun zur Jungfrau Erwachsene machten. Ein unendlicher Enthusiasmus hatte sich Aller bemächtigt; als der Tag kam, wo man für die Annexion votirte, wurde Alinda von dem Sindaco aufgefordert, ihr Votum abzugeben: sie war in der That das einzige Mädchen in Italien, welches an die Urne trat und für den Anschluß der Marken an Victor Emanuel's Reich seine Stimme abgab. Aus dieser Zeit stammen ihre patriotisch-politischen Gedichte; man sang in den Casernen ihren „Hymnus des Freiwilligen"; ernster war der Gesang über die „weltliche Herrschaft der Päpste". Im Jahre 1868 vermählte sich Alinda mit dem Professor der Rechte an der Universität Perugia, Pietro Brunamonti, der einer der besten Schüler ihres Vaters gewesen war. Die Sorgen der Haushaltung tödteten die Poesie nicht: gerade dieser Zeit gehören manche ihrer besten Lieder an, wie die „Conforti e speranze", „Il mistero della morte", „Le Illusioni", „A un canarino dormente" u. a. m., welche, mit einer Auswahl der frühesten Jugendgedichte vereinigt, im Jahre 1875 in Florenz, in der bekannten Le Monnier'schen Classikersammlung erschienen, sich des Beifalls der berufensten Kritiker, wie Mamiani's, Tommaséo's, Maffei's, de Sanctis', Conti's, Zanella's, erfreuten und den Ruf der Dichterin eigentlich fest begründeten.[1]) Die Rückkehr nach dem geliebten Perugia trug das Ihrige dazu bei, ihren Geist zu beglücken und zu beruhigen und die schweren Anfechtungen der Melancholie zu beseitigen, denen die Jungfrau lange Zeit ausgesetzt war. Vater und Mutter starben ihr in jener Zeit; tiefes Weh brachte ihr der Tod ihres einzigen Söhnchens, das fünf Jahre alt ihr geraubt wurde: aber sie konnte sich an dem ungetrübten Glück ihrer Ehe aufrichten, der außer jenem Knaben eine jetzt blühende Tochter entsprungen war, und sie konnte, unterstützt von ihrem edlen Gatten, ihren Geist neuer wissenschaft-

[1]) Versi di Maria Alinda Brunamonti nata Bonacci. Firence. Successori Le Monnier. 1875. 18°.

licher Thätigkeit zuwenden. Manche Jahre hindurch standen die Naturwissenschafter hier im Vordergrunde, zu denen sie sich durch ihre alte und treue Freude an der Natur, aber auch durch die Bekanntschaft mit einem so anregenden und herrlichen Manne wie Stoppani mächtig hingezogen fühlen mußte. Dieser Periode entstammen jene Gedichte, in welchen sie Naturereignisse schildert; ich möchte sie die „physikalischen“ nennen. In den letzten Jahren hat sie sich wieder mehr und mehr dem Studium der Kunstgeschichte zugewendet. Die „Nuovi Canti“, welche im Jahre 1887 erschienen, geben ihre neuesten Gedichte und bieten dem Leser zugleich ein gutes, von Rudolf Strauch gestochenes Bildniß der Verfasserin[1]).

II.

Die frühesten Lieder Alinda Bonacci's sind durchaus religiöser Natur: Marienlieder vor Allem, welche an die franciscanische Poesie des Mittelalters erinnern, und deren heißer Ton die kalte Empfindung des Nordens und die ganze moderne Vorstellungswelt eigenthümlich, fremdartig berühren muß. Die Madonna ist dem jungen Mädchen das Höchste — nächst Gott — in seinen Gedanken; das Wesen, auf dem des Ewigen süßestes und liebreichstes Lächeln ruht, das unzählige Mal in lieblicher Vision sich der kindlichen Seele vom höchsten Firmament herab zuneigt, bald umspielt von leichten Wolken, bald gehüllt in den Duft von Jasmin und Rosen, wie Engelhände sie in die Winde werfen.

Dieser Mariencult hat einen entschieden localen Charakter. Bald ist es die Madonna del Riparo (vor Porta Romana bei Foligno), bald die berühmte Liebe Frau von Loretto, welche die Andacht der Jungfrau anzieht. Und dieses früheste Stadium

---

[1]) Nuovi Canti di Maria Alinda Brunamonti, nata Bonacci. Città di Castello, S. Lapi Ed. 1887. 8°. In dem Bande sind übrigens auch sieben Gedichte der älteren Le Monnier'schen Sammlung wieder zum Abdruck gelangt.

ist ohne Zweifel der nächsten Umgebung des Kindes und wohl in erster Linie dem Einfluß der Mutter zu verdanken. Je mehr die Einwirkung des Vaters sich geltend macht, desto entschiedener sehen wir diese ekstatisch-religiösen Gefühlsergüsse zurücktreten. Mehr und mehr sinkt das Auge des zur Jungfrau sich entfaltenden Mädchens von den unerreichbaren Höhen des Jenseits zu den lieblichen Dingen dieser Erdenwelt nieder, um mit vollen Zügen aus der Herrlichkeit jener Natur zu trinken, in der sich uns Gottes Größe und Güte zunächst offenbart. Nun wird das Vorwalten des Naturgefühls das Charakteristicum ihrer Poesie. Der junge Geist „berauscht sich in der heiligen Liebe der Natur", eine neue Ekstase bemächtigt sich seiner; wie hinweggerissen bringt Alinda ganze Stunden in der stillen Betrachtung der Natur und ihrer wundervollen Harmonie zu. Dazu hatte der Vater sie angeleitet:

„Il mio diletto genitor per mano
Lungo i campi traemi, o sull altura
D'un verde clivo, innanzi alla serena
Letizia del tramonto,
Perchè la mente tenerella e pura
S' inebriasse al santo
Amor della natura.
Ivi dapprima il core
Ni palpitò per il desio del canto;
Estatica, rapita ivi lung' ore
Passai quasi in attesa
Che dalle selve scosse
Al fremito de' venti,
Dagli augelli, dal ciel, dalle silenti
Stelle piovesse nella mente mia
La divina recondita armonia."

Die einfachsten und elementarsten Erscheinungen dieser Natur lernt sie nun mit liebevollem Auge beobachten, um ihre Geheimnisse fragen, in ihrer Schönheit bewundern. Und diese ganze Natur ward ihr zum Bilde dessen, was in der Menschen Seele lebt und vorgeht: ein Spiegel unsrer selbst mit all' unsern Leiden und Freuden. Himmel und Erde werden besungen. Zwischen

beiden auf den Wogen des Meeres geschaukelt, wiegt sie sich in dem großen, seligen Gefühl, das zwischen Zeit und Ewigkeit schwimmt und unsagbaren Ahnungen sich hingibt (NC. 175). Wie denn das Meer — il libero mare —, der freie große Ocean mit seinem entzückenden Schweigen, der ewige Spiegel des fernen Himmels ihr eine neue große Offenbarung wird (Versi p. 18). Sehnsüchtig dringt ihr Gedanke bis auf den Meeresboden hin, um die stillen Wunder des sich hier entfaltenden Lebens und das Spiel der Seethiere und Perlen in den azurnen Wogen zu beobachten. Dieses Meeres Unendlichkeit und das unaufhörliche Auf- und Niedergehen seiner Wellen wird ihr ein Bild der unruhigen, unermeßlichen Arbeit des menschlichen Geistes, der nie rastenden Liebe zur Wissenschaft:

„oh, come è bello
L'irrequieto amor della scienza!“

Stolz empfindet sie, daß dieser unwiderstehliche Drang nach Wahrheit den höchsten Adelsbrief der Menschheit bildet —

„à noi soltanto
Vita e letizia è il vero!“

Die furchtbaren Naturerscheinungen, welche zu uns Allen reden, können ihre Wirkung auf die junge Dichterin nicht verfehlen. Gewitter und Erdbeben erschüttern sie mächtig, und eines der letzten Gedichte besingt das schreckliche Ereigniß von Ischia (9. Sept. 1883), das wir Alle noch in trauriger Erinnerung haben und das seither dies schöne Eiland zum Gegenstand des Schreckens gemacht: diese Insel, der Himmel und Meer geschmeichelt:

„Si perfida e bella! dal cilo e dal mare
Blandita, sorrisa, conchiglia tirrena.“ (NC. 37.)

Aber mit größerer Liebe noch geht die Dichterin den täglichen und lieblichen Erscheinungen der Natur nach. In den Feldblumen sieht sie das Bild der einfachen Frau, im süßen Frieden ihres Hauses (Versi 69); die Vögel werden ihre trautesten Freunde, die ihr Lied gegen die ihnen in Italien überall

drohende Nachstellung zu schützen sucht (NC. 135—139); sie sind ihr die Lieblinge der Natur, lebendige Hymnen, die geflügelte Freude und Freiheit:

„O prediletti della Natura, o puro
Fior delle cose! Inni viventi; alata
Letizia e libertà.“ (NC. 141.)

Von ihnen lernt sie heitere Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Menschen und die kleinlichen Leidenschaften dieser Welt. Der Flug der befiederten Sänger lehrt sie den Flug des Dichters hin über alle Jahrhunderte, das schönste Gut, das ihm zu Theil geworden.

Zu den besten Liedern dieser Art zählt das an ihren Kanarienvogel (Versi p. 295. NC. 173), der sie bei der Arbeit umfliegt und auf ihren Büchern und Zeitungen sitzend zu singen scheint:

„All das Zeug zu meinen Füßen
Wiegt nicht einen meiner süßen
Schalkhaft muntern Triller auf —
Più vale un sol de' trilli miei
Di queste ciance che mi stanno el piede.“

Sommer und Winter, Frühling und Herbst sind natürlich Lieblingsthemata in ihrer Betrachtung. Der Frühling ist auch ihr der liebste dieser Jahresgötter, und sie findet mit dem Gärtner, daß der Herbst nur zu oft, wie das Alter die Verheißungen der Jugend, so die des Lenzes nicht gehalten hat — „eran più belle — Primavera gentil, le tue promesse“ (Versi 50). Und wieder ein anderes Mal berauscht sie der Zauber einer Sommernacht also, daß sie alles Andere darüber vergißt und in den Wunsch ausbricht, in solch' einer Johannisnacht sterben zu dürfen (NC. 129. 132. 143); wie denn der wehmüthige Grundton ihrer Stimmung immer und immer hervorbricht; so „wenn die Blumen fallen, wenn die Vögel ziehen“ (NC. 90); wenn die Geheimnisse der Natur sie an die noch tieferen Geheimnisse der menschlichen Seele mahnen (Versi p. 55); wenn Kommen und Verschwinden des Regenbogens sie an die Vergänglichkeit aller menschlichen

Freuden mahnt, oder der Anblick der Sterne die geheime Sehnsucht nach dem unbekannten Jenseits in ihr hervorruft (Versi 138). Selbst der Regen hat für sie seine Poesie (NC. 168f.): dankbar trinken ihn, nach langem, ödem Winterschlaf, die vertrockneten Wiesen; die Blumen öffnen ihm ihre Kronen; ungeduldig bricht die Rose ihm auf, und die Erde bekleidet sich wieder mit dem süßen Grün der Hoffnung.

„Nur wenige Rosen hat der Herr
Auf diesem Erdengrunde ausgestreut
Und flüchtig sind die rothen Rosen
Von Sonnenauf- und Niedergang:
Doch ewig kleidet unsere heimischen Berge
Der Hoffnung still bescheid'nes Grün."

Diese Treue gegen die Natur (NC. 170) hat die Dichterin nie verlassen; ihre landschaftlichen Schilderungen erhalten aber einen besonderen Reiz durch den fast überall hervortretenden Localton derselben. Italiens Berge (NC. 1), die landschaftlichen Schönheiten Umbriens (NC. 29), vom Apennin herab bis zu dem Meere (NC. 78), die traulichen Tage der Villeggiatura an den Ufern des vielbesungenen Clitumnus sind häufige Gegenstände ihres Gesanges, und mehr und mehr sehen wir mit zunehmenden Jahren das Stadtkind von den Reizen des Landlebens ergriffen, das dem Auf- und Niederwogen des Herzens Ruhe gebietet und seinen unvergleichlichen Frieden in die müde Seele eingießt.

Zu den schönsten Schöpfungen dieser Richtung zähle ich die Schilderung des stillen Waldthals im October (NC. 148) und namentlich das Erwachen am Morgen auf dem Lande (Versi p. 291):

„Erwache, schönes Mädchen, schnell,
Es grüßt Dein Fenster schon das Tageslicht,
Es küßt Dein Fenster schon der Morgenstern
Und der Berge frischer, belebender Hauch!
Schon sitzt auf Deiner Fensterbank
Aus weiter Ferne hergezogen
Die muntere Schwalbe, und in vollen Strömen zieht

Das Herz erfreuend und berauschend
Des Diptam Blüthenduft Dir in die Kammer"[1]).

Die Empfindung für die Schönheit in der Natur bahnt den Weg zur Empfindung der Schönheit in der Kunst. Wie im Leben eines jeden Culturvolkes, so ist auch in der Entwickelung des Einzelnen jene stets das Vorausgehende und Bedingende. So führte folgerechte Reife auch unsere Dichterin zum Kunstgefühle hinüber. Und zwar zu früher Stunde: wir haben gesehen, wie der Vater schon das Kind mit den Schöpfungen der Umbrier bekannt zu machen suchte, und sie kann bekennen, daß, nach den Freuden der Natur, ihre erste Liebe Maria war, so, wie sie ihr in der vaterländischen Schule von Perugia, in jungfräulicher Schönheit, heiter, alles Niedrige aus der Seele tilgend, entgegentritt:

„. . . nella patria scuola,
La tua bellezza virginea, serena,
Che dalla mente opni viltà ne invola.“ (NC. 265.)

Dann kommt Perugino mit seiner süßen Träumerei, dem seligen Lächeln seiner schönen Madonnenköpfe, die die Dichterin zu Thränen rühren und sie die Seligkeit jener Zeiten preisen läßt, wo die Kunst Italiens den Gedanken der Menschheit zu Gott emporhob und sich stark genug zeigte, das Wirken des unendlichen Geistes in ihrer Weise nachzuahmen. Aber auch andere Künstler haben Theil an ihrer poetischen Bewunderung: das dritte Centenarium des großen Architekten Perugio's, Galaezzo Alessi's, gibt ihr Anlaß zu dem prächtigen Hymnus auf die Baudenkmäler ihrer Vaterstadt (Versi p. 285), und die Bekanntschaft,

[1]) „E la finestra tua, vaga zitella,
La salute la luce mattutina,
La bacia per amor la prima stella,
La bacia l'aura fresca montanina,
Ci si viene a posar la rondinella,
La vispa rondinella pellegrina,
E del fiorito dittamo l'odore
Viene là dentro a rallegrarti il core.
Svegliati, bella mia . . . .“

welche sie in Florenz mit den Werken und der Person Giovanni Dupré's macht, flößt ihr die „Ricordi di Firenze" und den Lobgesang auf jenen Künstler ein (Versi p. 208), der unter den Bildhauern des heutigen Italiens sicher die edelste und anziehendste Erscheinung gewesen ist; dessen todten Abel Tausende von Reisenden im Palazzo Pitti bewundern, während nur Wenige die ergreifenden Werke des Meisters in dem Neuen Camposanto zu Siena kennen gelernt haben. Und von diesen einzelnen Koryphäen der Kunstwelt erhebt sich der Blick der Dichterin zu weiterer Umschau: schon die „Ricordi di Firenze", dann der „Inno alla Bellezza" suchen die Entwickelung des ästhetischen Gefühls in den verschiedenen Schulen Italiens zusammenzufassen und die Ideale der vergangenen Jahrhunderte der Gegenwart in Erinnerung zu bringen.

Aber das Schöne lebt nicht bloß in den Schöpfungen eines Perugino und Raffael; es lebt vor Allem in den Resten des Alterthums, und es spricht zu uns auch aus den bescheidensten Erzeugnissen antiker Kunst. Die Dichterin kann darum auch von der Poesie der Ruinen nicht unberührt bleiben. Wenn irgendwo, so sprechen in Perugia die Steine laut. Die mächtigen Mauerwerke, die Todtenkammern der Etrusker verfehlen ihren eigenthümlichen Eindruck nicht, und, ihrem melancholischen Zuge entsprechend, findet die Dichterin von Allem, was da an Pflanzen in unseren Gärten und Wäldern sprießt, nichts sympathischer,

„Als jene Sträucher und Cypressen,
Die aus zerfallenden Ruinen
Dem Tode lächeln,
Deren Blätter den Thau
Unserer Thränen trinken. —"

Heiterere Gedanken mit ernsten gemischt bringt ihr der Anblick einer ihr während eines Gastmahls von dem Grafen Giovanni Cozza geschenkten etruskischen Tasse (NC. 12); schöner noch finde ich das Gedicht auf die kleine etruskische Amphore und das mit ihr spielende Kind (NC. 124), in dessen Händen

das zierliche Krüglein, mit frischen Veilchen gefüllt, wieder neues Leben gewinnt:

„Jugendschönheit, Veilchenduft
Lassen sie vergessen
Ihre Todten, ihre Götter!
Sie weiß nicht, will nicht wissen,
Daß vom Schicksal
Blumen und Kindern
Ein Tag nur geschenkt ist,
Einer nur!" (NC. 126.)

Es ist gesagt worden, daß die Dichterin sich nach ihrer Verheirathung unter dem Einflusse ihr befreundeter Kreise mehr und mehr dem Studium der Naturwissenschaften hingab. Aus dieser Zeit stammen die „physikalischen Dichtungen": die Gesänge auf das Nordlicht, das am 4. Februar 1872 in Perugia von Portasole aus beobachtet wurde; auf das transatlantische Kabel (NC. 65), auf die Phosphorescenz des Meeres (NC. 102); die ihrem Gatten (1875) gewidmeten Gesänge „La Terra", von denen der berufenste Beurtheiler, Antonio Stoppani, äußerte: „diese drei Gesänge sind bis jetzt einzig in ihrer Art: man kann sie als eine poetische Abhandlung über die Geologie und physikalische Geographie bezeichnen, in welcher die Principien dieser Wissenschaft mit wunderbarer Leichtigkeit, in ausgesuchter Schönheit der Form und Pracht der Bilder vorgelegt sind." Indessen kann man sich darüber nicht täuschen, daß in diesen „physikalischen" Gedichten das trockene Raisonnement häufig über die poetische Gestaltungskraft die Oberhand gewinnt; keiner dieser Gesänge dürfte das poetische Colorit gewonnen haben, das wir in ihrem vollendetsten, der Naturbeschreibung gewidmeten Lied, dem „Hymnus an das Licht" (Inno allo Luce, Versi 99) bewundern.

„O Licht, o Licht,
Des erwachenden Kindes erste Freude,
Des Sterbenden
Letztes Verlangen!"

Am nächsten kommen diesem Hymnus die „Stelle nere", welche Antonio Stoppani gewidmet sind (NC. 45 f.), und in

denen jene erloschenen Sonnen besungen werden, die umrollt von ihren schwarzen Planeten in ewiger Nacht ihren Kreislauf im Universum vollziehen, deren Leben und Ringen die Dichterin erforschen möchte, bis zu dem Augenblick, wo jene, die Himmel und die Erde beherrschende Macht, „jener große und schauerliche Gott, den wir den Tod nennen", auch ihrer Meister wurde (NC. 49).

Von der Natur hat sich die Dichterin zu den Menschen und ihrem Leben und Treiben gewandt. Keine der modernen Dichterinnen Italiens hat, wie Mamiani in der Vorrede zu den Gesängen der Mancini-Oliva bemerkt, es verabsäumt, sich zum Organ der patriotischen Begeisterung zu machen. Auch Alinda Bonacci ward von dem Taumel der italienischen Freiheits- und Einheitsbewegung ergriffen, und die Lieder, welche dieser Stimmung entsprangen, trugen verhältnißmäßig am raschesten dazu bei, ihren Namen in Italien bekannt und beliebt zu machen. Sie besang den Krieg von 1859 (Versi 251), den Frieden von Villafranca (ebenda 256), das italienische Einheitsfest vom Jahre 1863 (ebenda 274), die Agonie Polens (1863, ebenda 267), in neuester Zeit noch in ihrem „Dogali" die Opfer der italienischen Kolonialpolitik in Afrika (NC 250). So schwunghaft die in diesen politischen Ergüssen vorgetragenen Gedanken erscheinen, so fühlt man doch bald heraus, daß die poetische Empfindung hier bedeutend geringer ist als in den lyrischen Gedichten. Der Duft echter Poesie macht hier dem rhetorischen conventionellen Pathos nur zu oft Platz, und das gilt selbst einigermaßen von demjenigen dieser Gedichte, welches man im Uebrigen am bedeutendsten gefunden hat, und welches sich gegen die weltliche Herrschaft der Päpste wendet („Il principato civile dei Pontefici", Versi 261). Wer sich der Greuel erinnert, welche die päpstlichen Schweizertruppen bei der Wiedereinnahme von Perugia am 20. Juni 1859 begingen, wird den bittern und leidenschaftlichen Ton dieses Gesanges begreifen, „der aus tiefster Seele aufsteigt, Angesichts dessen, was diejenigen aus

Gottes Braut gemacht haben, denen an weltlicher Herrschaft mehr als an dem süßen Joch des Evangeliums gelegen war" (Versi 261). Gleichwohl bleibt ein „politisch Lied" in meinen Augen fast immer „ein garstig Lied"; auch bei aller Sympathie für die italienische Einheit kann ich mich weder der Bewunderung der in ihrem Dienste angewendeten Mittel noch der Gutheißung der Methode anschließen, mit welcher dem zerfallenden Kirchenstaate der Todesstoß gegeben wurde. — — —

Aber lassen wir die leidige Politik und kehren wir (nach dieser Abschweifung, welche die Dichterin dem legitimistischen Freunde verzeihen wird), zu den Gegenständen zurück, in welchen sich die subjective Lyrik der Brunamonti am schönsten bewährt. Leben und Treiben dieser Welt hat sie von jeher sich am liebsten nur von ferne, aus der Stille des Landlebens, angesehen: da baut sie sich in der Einsamkeit ihr Nest, da besingt sie ihren Genossen, den einsamen Sperling („Ad un passero solitario" Versi 153), dessen Leben gleich dem ihrigen der Liebe und dem Gesang gewidmet ist — denn beiden legte der Herr

„Zu singen und zu lieben in die Brust." (Versi 156.)

Da feiert sie schon als dreizehnjähriges Mädchen die geheimen Wonnen der Contemplation (Versi 365); da entsteht ihr köstliches Lied von dem kranken Mädchen, das ihre eigene Seelengeschichte erzählt:

„Müde bin ich, in der Blüthe
Meiner Jahre fühl' ich die Kraft mir sinken,
Fühl' ich, wie das Leben dem Herzen entweicht;
Fühl' im Busen den Boten des Grabes
Und doch
Wie der Vogel, zum Tode getroffen
Sing ich — zum letzten Mal." (Versi 213.)

Wer kennt sie nicht, solche Todesstimmungen und jenes Verlangen nach dem Tode, das zu keiner Zeit uns tiefer ergreift, als in jenem Uebergange vom Knaben zum Jüngling, vom Mädchen zur Jungfrau, wo die mächtige Veränderung, welche in unserem physischen Organismus vor sich geht, auch auf Geist

und Gemüth wirkt, wo uns neue Horizonte aufgehen, und mit ihnen eine neue, ungekannte Sehnsucht das junge Herz anfaßt und das Unendliche in uns zu zittern beginnt. Alinda Bonacci ist damals so wenig wie wir Andern daran gestorben; aber es blieb ihr, auch nachdem Körper und Geist geheilt waren, der Todesgedanke ein treuer Gefährte. Alles Leben ist und bleibt ihr aus dem Schmerz geboren, wie dem Dunkel der Nacht die Sonne, wie dem Frühling der Sommer mit seinem Blüthendufte entsteigt (Versi p. 48), und das Sinken des schönsten Herbsttages wird ihr zum erschütternden Sinnbild unseres Sterbens (Versi 123). All' diese Todesgedanken faßt sie dann wieder zusammen in dem schwermüthigen Liede, das Augusto Conti gewidmet ist („Il Mistero della Morte“, Versi p. 16). Schon sieht sie da

„Einsam den Weg des Lebens,
Immer einsamer,
Und immer reicher an geliebten Gräbern
Die Stadt der Todten.“

Vater und Mutter sieht sie dahinscheiden, und beiden zollt sie den Tribut ihrer poetischen Trauer (NC. 259. 262); aber heftiger bäumt sich der Schmerz in ihr auf, wo sie den Hingang ihres fünfjährigen Söhnchens Fausto beklagt:

„Wenn nach der Alten Sitte
Die Todesurne
All' das umschließen sollte,
Was Dir theuer war
In diesem kurzen Frühling Deines Lebens:
Sie nähme
In ihren stillen Frieden
Zuerst der Mutter müde Seele in sich auf.“ (NC. 293).

Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie Alinda Brunamonti der Freundschaft bedeutender Männer nicht entbehrt hat. Das erste Band dieser Art war die Beziehung zu Andrea Maffei. Die Gesänge, die sie mit diesem gewechselt, und der Nachruf, den sie dem edlen Mailänder gewidmet, zählen sicher zum Besten, was die neuere italienische Dichtung aufzuweisen

hat: Maffei's Verse sagen unübertrefflich schön, was Jeder empfinden wird, der die Dichterin in ihrem lieblichen Perugia aufgesucht und liebgewonnen hat; noch aus mehr als einem Grunde sind sie mir aus der Seele gesprochen:

„Wie rasch, geraubt, entschwanden mir die Stunden,
Die ich mit Dir, mit Deinem treuen Gatten,
Die in Perugia ich verbringen durfte,
Im Tempel aller Freude, aller Kunst:
Sie sind dahin, ein weher Druck befällt
Mein krankes Herz, denk' ich an jene Leere
Des eignen Hauses: einsam kehr' ich heim,
Und einsam, einsam bringt
Der Strahl der Morgenröthe in das leere Heim.
Wie selten,
Ach wie selten, daß ein theurer Freund
Die Stille dieser Mauern unterbricht,
Daß eine liebe Menschenstimme kommt
Die Trauer meiner Seele zu zerstreu'n.
. . . .
Ach,
Mir ward
All das genommen, was ich Dir
Geschenkt vom Himmel seh'! . . . .
Dir öffnet sich die Zukunft lachend, schön,
Mir schließt sie eine dunkle Wolke ab,
Die unbeweglich, drohend auf mir liegt.
So leb' ich hin, allein, nur den Erinnerungen
Vergangener Tage: und ich seufze
Nach jenem Friedenshafen, wo der müde
Erschöpfte Leib die Ruhe finden soll."

Lange nach Maffei ist Antonio Stoppani Alinda Bonacci's Freund geworden. Ihm, dem großen Geologen der Lombardei, sind, wie bemerkt, die „Stelle nere" gewidmet, und seiner Anregung verdankt die Dichterin zum Theil ihre Hinwendung zu dem naturwissenschaftlichen Studium. Aber Stoppani war, wie schon gesagt, nicht bloß ein großer Naturforscher. Sein heller lichter Geist umfaßte eine Fülle der verschiedensten Kenntnisse: Theologe, Philosoph, Aesthetiker, übte er in der Unterhaltung einen Zauber, den sein heiterer Humor und sein einfach, herr-

liches Wesen unwiderstehlich machten. Ich spreche hier nicht weiter von ihm; zu frisch noch ist die Wunde, die sein früher Tod uns, seinen Freunden allen, geschlagen, und andererseits habe ich die Absicht, das Bild dieses bedeutenden Mannes einmal ausführlicher vorzuführen. Es wird, denke ich, eine solche Biographie ein Stück jener Acta Martyrum der Jetztzeit bilden, die ich einstens zu schreiben gedenke. Ihm, Antonio Stoppani, verdanke ich auch die Freundschaft mit der Dichterin, die uns heute beschäftigt, und in gemeinsamem Schmerz denken wir des edlen und hohen Geistes, der uns zusammengeführt hat.

Endlich hat Alinda Bonacci sich auch in Uebersetzungen versucht. Das Bändchen der „Versi" von 1875 bietet Stücke aus Lamartine's Harmonien; Leopardi's Hymnus an den Mond, aus dem Griechischen, einige der sogenannten Orpheischen Hymnen, gleichfalls aus dem Griechischen, das erste Buch von Virgil's Georgica aus dem Lateinischen übertragen. Alle diese Versionen verdienen das Lob, welches ihnen die italienische Kritik gespendet; namentlich aber ist die Dichterin ganz in den Geist der Virgil'schen Gesänge eingedrungen, die ihrer Liebe zum Landleben, ihrer Freude an der Natur in so hohem Grade entsprachen. Man kann nur wünschen, daß sie diese Uebersetzung des großen Römers zu Ende führe.

In formeller Beziehung hat sich die Dichterin hier und da eine Freiheit in der Behandlung der Sprache gestattet, welche Tadel gefunden. Unverkennbar aber ist der Fortschritt, welcher sich gegenüber den früheren Dichtungen gerade in dieser Rücksicht bei den späteren zeigt. Die Metra, deren sich Alinda Bonacci bedient, sind sehr verschieden und wechseln natürlich je nach Maßgabe des Inhalts und des Charakters der einzelnen Gedichte. Am gewandtesten erscheint mir die Poetin in der Handhabung der Hendekasyllaben und in der freien Canzone, in der namentlich ihre lieblichen Naturschilderungen großentheils gedichtet sind.

Fragen wir nach dem Verhältniß, in welchem Alinda Bonacci zu der italienischen Dichtung der Vergangenheit wie der Gegenwart steht, so muß vor Allem auf die Lehrmeister hingewiesen werden, denen sie ihre Schule verdankt und die auf die Ausgestaltung ihrer Ideen, ihrer Sprache, ihres Verses, den nachhaltigsten Einfluß geübt haben. Es sind deren im Grunde nur drei oder vier. Denn ausländische Einflüsse lassen sich bei ihr nicht aufweisen, die Bekanntschaft mit Lamartine, u. a. auch mit Byron, fällt wohl in eine Zeit, wo sich ihre dichterische Individualität schon herausgestellt hatte. Man hat eine Einwirkung von Heine angenommen; ich glaube dem widersprechen zu müssen, da die Dichterin der deutschen Sprache nicht mächtig ist. Ein einzelnes Citat aus Heine, wie es in ihrer letzten Schrift uns begegnet, dürfte nicht hinreichen, einen tiefergreifenden Einfluß zu statuiren. Um so entschiedener wirkten die nationalen Vorbilder, auf welche sie der Vater von früh an hingewiesen hatte. In einem gewissen Sinne steht an der Spitze derselben Virgil, der in Italien, schon wegen seiner Beziehung zu Dante, nie aufgehört hat, ein gewissermaßen vaterländischer Dichter zu sein; ihn hatte sie frühzeitig in der herrlichen Ursprache lesen gelernt, die jedem gebildeten Ohre Musik, und die für alle romanischen Völker die hohe Schule der Versbildung geblieben ist: „il consueto Virgilio“, den die Dichterin gewohnt ist, unter den Schatten der Alleen zu lesen (NC. 148). Aber der Mantuaner tritt hinsichtlich des Inhalts seiner Dichtung bald zurück hinter dem Homer des Mittelalters. „Figli di Dante“ nennt sie sich und ihresgleichen (Versi 63); selige Erholung war es ihr und zugleich süßestes Studium, die himmlischen Gesänge Alighieri's zu vernehmen (ebenda 150), ihn feiert sie in dem an Tassi gerichteten „Traume Dante's“ („Sogno di Dante“, ebenda 136); nicht bloß die „Divina Commedia“, auch seine „dolci Canzoni“ sind ihre ständige Lectüre, und mit Entzücken wiederholt sie das weltberühmte: „Amor che nella mente mi ragiona“ als das Motto ihrer eigenen Lieder (NC. 119).

„Zu neuer Jugend ward die Kunst geboren
Als Dante wiederkehrt vom Paradiese.“ (NC. 265.)

Unter den Trecentisten wurde weiter Petrarca fleißig gelesen, und auch sein Einfluß ist nicht zu verkennen. Viel größer aber ist unter den Modernen die Einwirkung desjenigen Dichters, mit welchem die Beziehungen des elterlichen Hauses Alinda in eigenthümlicher Weise verknüpfte, und der bei aller Verschiedenheit der gesammten Weltanschauung ihr doch ein Spiritus familiaris geworden war, Giacomo Leopardi's, des Landsmanns ihres Vaters, den ihre „Speranze e conforti“ feiern (Versi 60 f.) und dessen trauriger Ausgang sie aufs Heftigste bewegte.

„Tiefe, unermeßliche Nacht
Hat sich auf ihn herabgesenkt;
Und seinem Blick erscheint
Ein schauerlich Geheimniß diese Welt.
Gewiß ist nur der Schmerz, gewiß das Fatum,
Das uns zum Tode führt, gewiß das Nichts.
Das ist der letzte Aufschrei seiner Brust,
Verbittert flucht der Sterbende der Macht,
Der blinden Macht, die unser Sein regiert.
So schwand der stolze Geist
Vom Schauplatz dieser Welt, und lang und traurig
Verhallt das Echo seines Wehgesangs.“ (Versi 61.)

Kein Zweifel, daß diese großen Vorbilder für Alinda Bonacci erfolgreiche Lehrmeister gewesen sind. Aber ihre Dichtung ist keine Nachahmung, keine Wiederholung derselben. Ihr subjectiver Charakter läßt sich nicht abstreiten; allen Einwirkungen gegenüber, welche Natur, Alterthum, Kunst, die Poeten der Vorzeit auf sie ausüben, offenbart sich doch eine selbständige poetische Physiognomie. Der Subjectivismus kann als der eigentliche Charakter ihrer Lyrik bezeichnet werden, im Gegensatz z. B. zu dem großartigen Objectivismus, der uns in Manzoni's religiösen Hymnen entgegentritt. Stärke und Schwäche einer Individualität liegen auch hier unmittelbar nebeneinander.

III.

Seit den letzten Jahren hat sich Alinda Bonacci-Brunamonti mehr und mehr der Prosa und der Beschäftigung mit der heimischen Kunst und Literatur zugewandt, und zu wiederholten Malen ist sie, so 1890 bei dem Beatrice-Fest in Florenz, so in diesem Sommer 1891 bei dem Domfest in Orvieto, ersucht worden, als Festrednerin aufzutreten. Die Lyrik lebt meist einen kurzen Lenz, wie Jugend und Liebe: Wenigen ist es gegeben, sich bis ins Alter hinein den warmen, sonnigen Frühling im Herzen zu bewahren. Von Schriften der angedeuteten Richtung liegen mir drei vor: eine über Pietro Perugino und die umbrische Kunst[1]); eine zweite über Beatrice Portinari und das Ideal der Weiblichkeit in der Liebespoesie Italiens[2]), und endlich die eben ausgegebene Rede auf das sechste Centenarium des Domes zu Orvieto[3]).

Der Aufsatz über Perugino gibt ein nahezu abgerundetes Bild der Entwicklung der italienischen Kunst von Giotto bis auf Raffael, insbesondere aber der umbrischen Schule. Crowe und Cavalcaselle's verdienstvolle Darstellung dieser Schule findet sich in einzelnen Punkten hier ergänzt. Indem ich diese Blätter lese, sehe ich mich im Geiste in die Pinakothek von Perugia zurückversetzt, wo ich Stunden lang mit der Dichterin weilte und mich an dem feinen Verständniß erfreute, das sie den Schöpfungen ihrer heimischen Schule entgegenbrachte, an der Einsicht, mit der sie über die Lebensbedingungen, den Charakter und die allmälige Entfaltung dieser Schule urtheilte, an der

---

[1]) Pietro Perugino e l'Arte Umbra (Estratto della „Rivista Contemporanea".) S. l. e. a.

[2]) Beatrice Portinari e l'Idealità della Donna nei Canti d'amore in Italia. Discorso inaugurale di Alinda Bonacci-Brunamonti per l'esposizione nazionale dei Lavori femminili à Firenze, 1[0] maggio 1890. Firenze 1891.

[3]) Per il sesto Centenario dalla Fondazione del Duomo di Orvieto. Discorso di Alinda Bonacci-Brunamonti, Accademica d'onore di S. Luca („La Nuova Fenice"). Orvieto 1891.

geistvollen Analyse, die sie namentlich den Werken ihrer Bonfigli, Fiorenzo di Lorenzo, des eigentlichen Begründers der peruginer Schule, vor Allem Perugino's selber widmete. Der Aufsatz will im Besondern Perugino's und Pinturicchio's Bedeutung und Größe vertheidigen und verweilt, außer diesen, mit Vorliebe bei Spagna, dem Maler des spoletanischen Thales und dem Urheber jener herrlichen Madonna von Rocca di Spoleto, die mir immer wie die Verkörperung von Dante's „Beatrice si bella e ridente“ (Parad. XIV 79) erscheint. Umbriens Stellung in der Kunstgeschichte mit Würde und doch in aller Bescheidenheit zu vertheidigen und wiederherzustellen, das war, einer den Glanz der Schule etwas herabdrückenden, modernsten Kritik gegenüber, der Zweck dieses Essays. Mit ihm berührt sich in der Tendenz die in Orvieto gehaltene Rede. Die Stadt zählt in einem gewissen Sinne noch zu Umbrien, und die Kathedrale derselben bildet das stolzeste Denkmal seiner Architektur. Aber die Façade des Orvietaner Domes erhebt noch höhern Anspruch. Einfachheit und Klarheit der Conception verbindend mit dem blendendsten Reichthum, den das Zusammenwirken der Plastik und der musivischen Malerei zu erzeugen im Stande ist, stellt diese Façade sicher das Vollendetste dar, was, in dieser Richtung, die mittelalterliche Kunst Italiens aufzuweisen hat, und man begreift, daß Canova Napoleon diesen Dom als das schönste Bauwerk der Welt bezeichnet haben soll. Manches hätte sich hier noch sagen lassen, wäre die Verfasserin mit der deutschen kunstgeschichtlichen Literatur bekannt gewesen. Ihr Vortrag ist gewissermaßen mehr ein Hymnus in Prosa, als eine wissenschaftliche Abhandlung, und er gipfelt mit Recht in der bezeichnenden Thatsache, daß die Gegenwart den Ausbau und die Vollendung von kirchlichen Bauwerken ausgeführt hat, welche Jahrhunderte lang als ein Torso dastanden und keine Aussicht zu haben schienen, das Interesse späterer Geschlechter wieder auf sich zu ziehen. Wird man der Verfasserin Unrecht geben wollen, wenn sie in dieser Thatsache eine Bürgschaft für die Erhaltung oder vielmehr die

Wiederbelebung des Idealismus erblickt, den eine oberflächliche Betrachtung als in Italien völlig begraben erachten muß?

Ich denke nicht so optimistisch wie Signora Brunamonti: aber ich muß zugeben, daß auch eine andere Erscheinung damit zusammenzustimmen scheint. Das ist die energische und erfolgreiche Wiederaufnahme der dantesken Studien. In den beiden Jahrhunderten des Verfalles hatte das Studium des großen Nationaldichters sich mehr und mehr verloren: man erkennt das an der Seltenheit der Ausgaben, die dem geringen Bedürfniß des Publicums entsprachen: dann, in den Jahrzehnten, wo sich das „Risorgimento“ der Halbinsel anbahnt, erhebt sich dieses Studium; es mehren sich die Ausgaben und Commentatoren; Alles, was Italien an literarischen Größen hat — die Tommaseo, Gioberti, Rosmini, Gino Capponi, Caetani — knüpft an Dante an, und diese Bewegung, statt nach 1870 abzulassen, treibt gerade in den letzten Jahren ihre reichsten Blüthen. Eine neue Dante-Gesellschaft in Florenz hat sich gebildet, neue Zeitschriften widmen sich ausschließlich dem Studium Dante's, jeder Tag bringt eine neue Publication über ihn, die Beschäftigung mit ihm hat endlich einen streng wissenschaftlichen Charakter angenommen. Daß unsere Dichterin von dieser Bewegung sich nicht ausgeschlossen hat, haben wir bereits gesehen: zu der Dante-Literatur trägt sie ein Scherflein bei in der schönen Rede über Beatrice.

Ich gedenke, ein anderes Mal die Leser mit Dante's Beatrice zu beschäftigen und ihnen vorzulegen, was die neueste Forschung über die Frage sagt, ob dieselbe ein wirkliches Wesen oder eine reine Schöpfung der Phantasie, ob sie die Tochter Portinari's und die Gattin Bardi's gewesen. Heute sei dieser Controverse nur im Vorübergehen gedacht. Die Verfasserin des in Rede stehenden Vortrages folgt, gestützt auf das Zeugniß Pietro di Dante's, der Ueberlieferung, indem sie an dem historischen Charakter Madonna Bice's und an der Angabe über Portinari als ihren Vater festhält. Aber diese Dinge sind

hier nur Nebensache. Ihr ist es darum zu thun, die Idealgestalt des Weibes in der italienischen Poesie zu verfolgen, und da hat sie meines Erachtens vielleicht die glänzendste Probe ihres Geistes geliefert. Ihre Betrachtung geht aus von der Römerin, im Besondern von der Verkörperung des römischen Frauenideals in der strengen Vestalin, die in der Vorstellung der Zeit mit der Größe und Ewigkeit des Reiches aufs Engste verbunden war — dum Capitolium scandet cum tacita virgine Pontifex.

Aber in dieser römischen Jungfrau ist nichts Reizvolles und Anziehendes. Signora Alinda nennt ihr Wesen „orientalischen Alabaster“; die Statuen der Vestalinnen, welche vor wenigen Jahren auf dem Forum Romanum ausgegraben wurden, lassen uns ihren Ernst bewundern und ihre Nähe fliehen. Roms christliche Zeiten, die Aera der Katakomben, bildete diesen Typus zu dem der milden, keuschen Märtyrerin um. Aber erst die germanische Vorstellung gab dem Weibe, in Verbindung mit dem Christenthume, seine wahre Stellung unter den Culturvölkern: sie wandelte in allen Sprachen des Abendlandes die mulier zur domina um; sie schuf die „Dama“ der mittelalterlichen Troubadoure, die ihren Altar und ihren Weihrauch hatte. Von der Provence verbreitete sich dieser Frauencult nach Italien, wo bereits vor Dante in verschiedenen Provinzen sich eine entsprechende Literatur bildete und vor Allen Arnaldo Daniello, Guido und Cino zu der Beatrice Dante’s hinüberleiten. Die historische Beatrice war das Bild, welches Dante als Knabe schon in sich aufnahm; aber, wie nach der Sage der Alten, jene Conchylie die Strahlen der Morgensonne in sich aufnahm, um sie in der Tiefe des Oceans zu Perlen umzuschaffen, so hat der Dichter das ihm gewordene Bild seiner „Donna di cortesia“ aus den Tiefen seines von wilden Stürmen gepeitschten und viel geprüften Herzens heraus verklärt, aus der Substanz seiner Intelligenz, aus seinem Alles umfassenden Wissen, aus dem Born seiner unversiegbaren Liebe genährt, ergänzt und

zum himmlischen Ideal erhoben. Von dem leiblichen Aussehen der geschichtlichen Beatrice haben wir keine eigentliche Schilderung; ihre geistige Physiognomie konnte Niemand besser treffen, als Fra Angelico in der zarten, fast unkörperlichen, weißen Madonna in der Verkündigung, die man in S. Marco di Firenze, sobald man die große Klostertreppe emporgestiegen ist, vor sich sieht. In der „Commedia“ erscheint Beatrice in doppelter Gestalt: einmal als wirkliches Weib, wie sie Virgil die in keuscher Brust einst verhaltene Liebe gesteht, und wie sie Dante seine Untreue vorhält. Dann aber als Symbol: bekanntlich sehr verschieden gedeutet, von unserer Dichterin aufgefaßt als die plötzliche, ewige Vision aller Wahrheit, als die universale Wissenschaft, die wir im Himmel und nur im Himmel besitzen können — „il bello occhio che tutto vede“ — während ihr Virgil die irdische Wissenschaft, die Weisheit ist, die und wie sie sich auf Erden auf dem Wege mühsamer Untersuchung gewinnen läßt — „il savio gentil che tutto seppe“. Ihr Lächeln beseligt den Dichter und erfüllt die Himmel, und mit ihrem süßen und unvergleichlichen „Sorriso“ schließt die „Divina Commedia“.

Bei Petrarca sehen wir das weibliche Idealwesen bereits eine Stufe tiefer. Seine Laura, durch die Wälder der Valchiusa irrend, in die klaren, frischen Fluthen des Gießbachs niedertauchend oder einen Regen von Blumen in ihrem Schoße auffangend, ist mehr eine theokritische Nymphe, als ein dantesker Engel. Der Weg Petrarca's geht nicht aufwärts, sondern abwärts: schweigend, müde geht der Dichter dem Ende entgegen. „Dante's wahres Leben beginnt an dem Grabe der Geliebten; Petrarca's Leben schließt mit demselben ab.“

Petrarca hatte Nachahmer in Menge, Dante nicht. Das Cinquecento brachte in den lieblichen Stanzen Polizian's eine Palingenesie Catull's und Virgil's; dem sechzehnten Jahrhundert fehlte die Wahrheit des Gefühls, das sich in der erkünstelten Einfachheit der Arcadia erst recht verlor. Von den Neuern hat nur Manzoni in seiner Ermengarda ein den nordischen Typen

verwandtes Idealbild geschaffen, während Leopardi's kindliche Geliebten, Silvia und Nerina, eine eigene Species darstellen, von deren melancholischer Bewunderung er zu Aspasia zurücksank. Dagegen hat sich in dem italienischen Volkslied, namentlich in Toscana, die „Donna angelicata“ erhalten. So in dem schönen Liede, das in der Herrin den reinen, keuschen Morgenstern, die artige Lilie, die Blume des Paradieses besingt, den zarten, frischen, schönen Engel, der vor dem Blick des Liebenden die Augen senkt, einer Göttin gleich.

Die vorraffaelische bildende Kunst hatte die in Beatrice verkörperte Auffassung des Weibes mit Vorliebe gebildet: die Verfasserin führt als Belege die Engeltypen eines Mino von Fiesole, eines Agostino Ducci, eines Luca della Robbia an; aus der neuesten Zeit weist sie auf den Frauentypus Dupré's hin. Die italienische Kunst hätte sich hier eingehender behandeln lassen, und das ganze Thema wäre einer sehr fruchtbaren Erweiterung fähig gewesen, wenn das deutsche Ideal herangezogen und in Poesie und Kunst aufgewiesen worden wäre.

IV.

Alinda Brunamonti's Persönlichkeit stimmt vollkommen überein mit dem Eindrucke, welchen man aus ihrer schriftstellerischen Physiognomie gewinnt. Sie ist von mittlerem Wuchse, von ansehnlicher Erscheinung; eine herzgewinnende Einfachheit und Anspruchslosigkeit des Wesens bringt die Geister rasch zusammen, während der außergewöhnliche Glanz ihrer großen, blitzenden Augen das innere Feuer und das erhöhte geistige Leben verräth. Man fühlt ihr gegenüber die „nimmer rastende Flamme der Intelligenz, die am Worte sich entzündet“ — („ . . . del nostro intelletto inquieta fiamma che al ver s'alluma“, Versi 65), das „unsterbliche, göttliche Feuer des Gedankens“ („ . . . la divina fiamma del pensier nostro immortalmente viva“; Inno della Luce, Versi 102), die starke Betonung des intellectuellen Lebens, die uns überall bei der

Dichterin entgegentritt. Und man erräth aus ihrem Blicke das Geheimniß ihres Wesens, die stille, verhaltene Melancholie, die ihr aus der Schule des Schmerzes geblieben ist, die sie in der Natur des Menschen durchaus begründet findet, und die in ihrer Dichtung nur durchbricht, weil ein inneres Bedürfniß nach Theilnahme und Liebe — recht weiblich — sie dazu zwingt.

Nur vorübergehend hat diese Schwermuth einen ungesunden Charakter angenommen; ich wage nicht zu entscheiden, welch' innern Antheil die zwanzigjährige Dichterin verurtheilt war an dem Schmerze jener „povera donzella“ zu nehmen, deren unglückliche Liebe sie besingt (Versi 140):

„Mein Kind, die Liebe ist ein Rosenstrauch,
Deß Blüthe wenige Tage nur umspannt:
Ein wilder Dornbusch ist's den Rest des Jahres
Ein stachlich und gefährliches Geheg.
Flicht einen Zweig Dir in das Haar hinein:
Die Rosen fallen und es bleibt der Dorn.“

Jener Zeit krankhaften Träumens und Hinsiechens gehören auch die „Ore lugubri“ an (Versi 301), die „Trauerstunden“, die von den verlorenen Freuden des jungen Mädchens sprechen und von den „unruhigen Hoffnungen des Lebens“, die zu Nichts geworden, von der Aussicht auf glänzende Gefilde, über die langsam ein schwerer, schwarzer Nebel sich gelagert hat (Versi 303).

Diese trüben Anwandlungen zogen vorüber. Alinda Brunamonti hat die gläubige Gesinnung ihrer Kindheit bewahrt (vgl. Versi 355—362. 373—380. 202. 217), sie hat in ihr, in Dante und in der Lesung der h. Schrift, die ihr der Vater frühzeitig gereicht, das Gegengewicht gegen den Pessimismus ihres Lieblingsdichters Leopardi gefunden. Sie hat in ihren reifen Dichtungen diese zehrende Krankheit des heutigen Geschlechtes scharf und entschieden abgelehnt — diese Verfassung der glaubenslosen Seele, in der

„Todtbringender Zweifel sich erhebt und die bittere
Wollust des Spottes und der Ekel am Leben,

Der Haß
Gegen den Tag, den uns Gott geschenkt.“ (Versi 63.)

Bezeichnend in dieser Hinsicht ist der „schreckliche Traum“, den sie uns in den Nuovi Canti, p. 98 schildert. Gott, so träumt ihr eines Nachts, ist todt; todt in dem Herzen der Menschheit, die nun von einem Abgrund zum andern stürzt. Ein furchtbarer Alp legt sich auf ihre fiebernde Brust, bis

„. . . Ein schallender Kuß sie weckt:
Mein Kind schaut' mir ins Aug' und lacht mit seinen Aeuglein,
Mit seinem Mund mir zu! O frohes Wiedersehen —
Ich sah, ich las an seiner reinen Stirn,
Daß Gott noch lebt.“ (Versi 104.)

Und so löst sich diese Schwermuth nach und nach in das sehnsuchtsvolle Verlangen des müden Pilgers, den die Musik einer andern, bessern Welt zu sich herüberzieht:

„Ach, er vergißt
Der Müh'n des Weges, wenn im Abendwind
Der fernen Harfe
Himmlischer Klang sein Ohr berührt.“ (Versi 66.)

Dieser stille, sehnsüchtige Zug im Wesen unserer Dichterin ist wiederum echt umbrisch. Auch Andere haben schon darauf hingewiesen, wie aus ihren Liedern allenthalben die Madonnen- und Engelsköpfchen der alten heimathlichen Schule, die süßen, träumerischen Gesichter Perugino's herausgucken. Dies treue Festhalten an der Heimath, dies stete Zurückstreben zu den Bergen, die ihre Wiege umstanden, zu der gewohnten herrlichen Luft des alten Perugia (NC. 273), das ist, nächst dem durchaus subjectiven Zug ihrer Dichtung, das entscheidende Charakteristicum der letztern. Alle echte Poesie wächst aus dem heimischen Boden auf: Manzoni's „Promessi sposi“ wie Walter Scott's Romane verdanken ihm das Geheimniß ihrer Wirkung, und irre ich mich nicht, so ist auch an Signora Brunamonti's Werk dieser nationale, perugineske Ton weitaus das Beste. Sie versetzt uns ganz in den Ideenkreis und die Vorstellungsweise jener in dem still umschlossenen Umbrien einst blühenden Kunst,

die freilich sich in ihrer Bedeutung kaum über den Charakter einer Localschule erhebt, aus der aber doch immerhin Raffael hervorgegangen ist. Eine ewig heitere Ruhe ohne Leidenschaft liegt über dieser entzückenden Landschaft, und der Abglanz derselben tritt uns, wie in den Gebilden der alten Maler Perugia's, so in den einfachen Liedern dieser Tochter des Landes entgegen. Man fühlt sich in jene Stimmung versetzt, die mich jedesmal überkommt, wenn ich vor Perugino's Meisterwerke, dem großen Kreuzigungsbilde in S. Maddalena dei Pazzi in Florenz, stehe. Einige hundert Schritte davon liegt S. Marco, wo Fra Angelico in seiner mächtigsten Schöpfung dasselbe Thema behandelt hat. Da sieht man eine auserlesene Schar von Heiligen, vor Allem die Vertreter und Stifter der großen Orden um den Kreuzesstamm versammelt: man sieht, wie das Mysterium des Kreuzes auf diese einzelnen Repräsentanten der Menschheit wirkt, wie es in Benedictus, in Francesco d'Assisi, in Dominicus, in Thomas von Aquino zündet: schon liest man von der Stirn der Begnadigten die hohen Werke, zu denen dies welterschütternde Ereigniß sie anfacht. Auf Perugino's Fresco gewahren wir nur wenige Zeugen der Kreuzigung: der Hintergrund malt uns Umbriens Herrlichkeit, und von diesem Hintergrund heben sich die Gestalten Maria's, Magdalena's, Johannis ab, so still in sich beschlossen, wie die Landschaft hinter ihnen; bei keiner dieser heiligen Figuren kommt uns der Gedanke, daß sie sich nun aufmacht und hinausgeht in die Welt, um zu verkündigen, was sie gesehen, und um diese Welt mit sanfter Gewalt zu den Füßen des Gekreuzigten zu zwingen. Nein, sie stehen da, versunken in den Anblick des welterlösenden Ereignisses, aber auch versunken in die wunderbare Natur, die sie umgibt; es ist, als ob jede von ihnen das Wort jenes Römers wiederholte: „sta miles, hic optime manebimus". Solch' selige Gelassenheit, solch' süße Traumversunkenheit liegt über Umbrien ausgebreitet: über den Thälern und Bergen, wie sie Perugia beherrscht, über den Gebilden seiner Maler und über den Liedern seiner Dichter, von

Francesco d'Assisi's frühesten Jüngern herab bis zu der neuesten Sängerin der paradiesischen Landschaft; so schreibt diese Landschaft ihre eigene Geschichte — denn Kunst und Literatur bedeuten für die Menschheit, was die Selbstbiographie für das Individuum darstellt[1]).

[1]) „Literature is to man in some sort what autobiography is to the individual." Dieser Ausspruch Newman's ist richtig, man muß ihn aber erweitern, indem man die Kunst der Literatur als gleichwerthige Offenbarung des inneren Lebens der Nationen zur Seite stellt

IX.

Abenddämmerung.[1])

Erinnerung an Maxime du Camp.

(1895.)

---

[1]) Abgedr. ‚D. R.' 1895, Mai 189 f.

I.

Das Ende des Jahrhunderts hat einen allgemeinen Niedergang der schönen Literatur zu verzeichnen. Spanien ausgenommen, über dessen sehr merkwürdige literarische Bewegung uns hoffentlich bald in Deutschland eine berufene Feder Bericht geben wird, sind alle Culturmächte Europa's von dieser Erscheinung betroffen: Frankreich nicht zuletzt. Es hat keinen Chateaubriand, keinen Lamartine, keinen Alfred de Musset, keinen Victor Hugo mehr. Die Dumas, George Sand, die Balzac und Flaubert sind todt. Die Kammer hat keinen Guizot, keinen Thiers oder Montalembert, keinen Berryer mehr; auf der Kanzel von Notredame ist kein Lacordaire, nicht einmal mehr ein Ravignan oder Dupanloup aufgetreten. Prosper Merimée, Sainte-Beuve und Taine haben in der literarischen Kritik Nachfolger, aber keine Ebenbürtigen.

Transierunt! Und doch würde man dem Frankreich von 1895 Unrecht thun, wollte man das Erbleichen der literarischen Sterne erster Größe als alleinigen Maßstab für Beurtheilung seines geistigen Lebens ansehen.

Wer die wissenschaftliche Arbeit der Franzosen seit einem Vierteljahrhundert beobachtet hat, wird nicht den Eindruck eines intellectuellen Niedergangs haben. Im Gegentheil. Ich muß es Anderen überlassen, die Leistungen unserer westlichen Nachbarn auf dem Gebiete der exacten und experimentellen Wissenschaften

zu beurtheilen. Auf dem Gebiete der historischen und archäologischen Wissenschaften, auf dem ich glaube mitreden zu dürfen, und nicht minder auf dem der Volkswirthschaft hat sich ein Proceß vollzogen, der höchst beachtenswerth ist. Die französische Geschichtswissenschaft und Archäologie hatte auch vor 1870 große und glänzende Namen aufzuweisen. Aber sie waren erdrückt durch das Gewicht des sie umgebenden Dilettantismus. Es gab wenige geschulte Philologen und Alterthumsforscher. Ganze Wissenschaften, wie die vergleichende Sprachwissenschaft, selbst die romanische Philologie, lebten nur von dem Ausland.

Das Alles ist anders geworden.

Heute verfügt Frankreich über einen wohlgeschulten Stab trefflicher Philologen, Orientalisten, Archäologen. Die seit den letzten zwanzig Jahren gegründeten französischen Schulen in Rom und Athen haben eine große Zahl hochachtbarer Gelehrten erzogen. Die Denkmäler Aegyptens, Griechenlands, Mesopotamiens werden von vorzüglichen Specialisten bearbeitet. Treffliche Epigraphiker ergänzen das bewundernswerthe Werk der auf die Erforschung der Inschriften gerichteten deutschen Forschung. Die Methode der deutschen Kunstgeschichte ist durch die E. Müntz, de Lasteyrie u. A. in Frankreich eingebürgert. Die christliche Archäologie verehrt, nach de Rossi's Hinscheiden, in dem ehrwürdigen Edmond Le Blant ihren Nestor.

Auch die Theologie hat sich wieder erhoben. Sie war in Frankreich, seit 1789, so gut wie nichts mehr. Die Zerstörung der theologischen Lehranstalten durch die Revolution und die durch die napoleonische Regierung geschaffene erniedrigende Unselbständigkeit des Klerus ließ eine eigentliche Wissenschaft nicht aufkommen. Wenige Werke wie etwa diejenigen Carrière's ausgenommen, wird die gesammte theologische Literatur der Franzosen, welche der Zeit zwischen 1789 und 1870 angehört, verdienter Vergessenheit anheimfallen. Man nährte sich noch mit Phrasen und Declamationen, die man dem großen Bossuet abgelernt; aber von seinem Geiste war nichts mehr da, positives Wissen und

Kritik fehlten gänzlich. Wer ein Bild dieser Zustände haben will, möge die beiden kirchengeschichtlichen Werke von Darras und Rohrbacher lesen: beides umfangreiche, viele Bände zählende Darstellungen, die so und so oft aufgelegt wurden, und die beide wissenschaftlich vollkommen null sind. Alles ohne Kritik und Alles aus zweiter und dritter Hand gearbeitet.

Auch das ist anders geworden. In L. Duchesne besitzt die französische Theologie, seit Mabillon, ihren ersten großen Kritiker. Seine Ausgabe des „Papstbuchs" bleibt ein Musterwerk der heutigen Wissenschaft. Seine Forschungen über die Anfänge des Christenthums in Gallien bedeuten das endgültige Begräbniß zahlreicher Fabeln. Die heutige Kirche hat für solche Männer weder Ehren noch Verwendung; desto besser, sie bleiben deshalb um so sicherer dem Priesterthum der Wissenschaft erhalten.

Es ist nur ein Ausschnitt aus dem großen Felde der Gesammtwissenschaft, welchen ich überschauen kann, aber auf diesem Raume stellt sich für Frankreich in dem letzten Vierteljahrhundert der Uebergang von einer vorwaltend dilettantenhaften, declamirenden, meist hohlen und unstichhaltigen Literatur zu einer hochachtbaren, intensiven, von den richtigen Principien geleiteten, von großer Energie getragenen geistigen Arbeit dar.

Eine solche Erscheinung fordert unser höchstes Interesse heraus; sie kann für jeden anständigen Deutschen nur erfreulich sein. Die Franzosen bilden sich vielfach ein, Deutschland könne nicht ruhig schlafen neben einem zu geistiger Thätigkeit erwachten, emporstrebenden, glücklichen Frankreich. Nichts ist unrichtiger. Was uns bedroht und stets bedrohen wird, ist die bei der Beweglichkeit des gallischen Temperaments nie ausgeschlossene Möglichkeit, daß eine turbulente Minorität den gesunden Sinn der französischen Nation vorübergehend verführt oder terrorisirt; vor der gesunden, ehrlich abeitenden, die Augen dem Lichte öffnenden Nation haben wir keine Angst. Ich glaube, so denkt bei uns Alles, vom Kaiser bis zum Bauer. Vom Kaiser weiß es Jeder, der es wissen will: hätte Frankreich keinen schlimmeren

Feind als ihn, so könnte es seine Armee nach Hause schicken und seine schöne Marine an den Meistbietenden verkaufen. Die deutsche Bildung, mit der der Geist des Kaisers erfüllt ist, ist sich vollkommen dessen bewußt, welchen unermeßlichen Antheil Frankreich an der geistigen Cultur Europa's hatte und noch hat; sie weiß, daß es Barbarei wäre, dies Element zu verkennen oder es zerstören zu wollen.

Das arbeitende Frankreich ist uns darum ein geistiger Bundesgenoß, auch wenn die Beziehungen des Quai D'Orsay zu unserm Reichskanzleramt noch immer kühl und zurückhaltend sind. Die Männer aber, welche Frankreich der hohlen Phrase entwöhnt und zu ehrlicher geistiger Arbeit angeleitet und geführt haben, sind, wie Frankreichs Wohlthäter, so Deutschlands Freunde, ob sie es wollten oder nicht.

Unter diesen Männern sind Wenige, die es an wahrem Verdienst mit dem Akademiker aufnehmen könnten, der viele Jahre hindurch in dem schönen Baden unser Gast und fast Mitbürger gewesen ist, und der, früher als es seine kräftige Constitution erwarten ließ, uns am 8. Februar 1894 entrissen wurde; genau am Jahrestage seiner Geburt, welche auf den 8. Februar 1822 fiel.

Ich will nicht das Leben Du Camp's erzählen. Er selbst hat das bekanntlich, wenigstens soweit seine schriftstellerische Laufbahn in Betracht kommt, gethan[1]). Denn die „Souvenirs littéraires" handeln im Grunde nur von dem Entwickelungsgang des Schriftstellers, den Vorgängen und Elementen, welche sein literarisches Wesen bedingt haben, den Tendenzen, welchen der Autor gedient hat; die persönlichen Schicksale des Verfassers, namentlich das, was sich seit dem Tode seines Freundes Flaubert zugetragen,

---

[1]) Für deutsche Leser hat Hr. Geh. Reg.-Rath Wilhelm Haape in der „Allgem. Zeitung" 1894, Nr. 159 und 160, eine gute Darstellung von Du Camp's Leben und seiner schriftstellerischen Thätigkeit gegeben; der Aufsatz ist auch als Sonderabdruck in Baden-Baden, Verlag von D. R. Marx, 1894 (mit dem Bildnisse Du Camp's) erschienen.

das, was ihm der Aufenthalt auf deutschem Boden gewesen, treten in diesen „Souvenirs“ vollkommen zurück. Den ganzen Maxime Du Camp lernt man nicht aus ihnen kennen. Ohne mit ihm verkehrt zu haben, konnte ihn überhaupt Niemand kennen und in seiner Art beurtheilen. Als Schriftsteller gab er ein gutes Stück von sich dem Publikum dahin; aber es blieb noch genug übrig, was man nur in seinem Heim studiren und genießen konnte.

Als ich Maxime Du Camp zum letztenmal im Herbst 1892 in Baden-Baden sah, frug ich ihn, was er jetzt schreibe. „Ein Buch für die Kinder“, antwortete er. Einige Monate später erschien sein „Crépuscule — propos du Soir“. Das Buch ist sein Testament gewesen. In seiner Art in der That ein Buch für die Kinder, d. h. für die französische Jugend, welcher der Verfasser am Abend eines reichen, über viele kostbare Beobachtungen verfügenden Lebens, eindringlich Dasjenige predigt, was der Inhalt seines Lebens gewesen: Unterwerfung unter das Gebot der Pflicht, ehrliche, gewissenhafte Arbeit, selbstlose Hingabe an die höchsten Ideale der Menschheit.

Diese „Abendgespräche“ stehen, literarisch betrachtet, nicht auf der Höhe der „Souvenirs“, deren Darstellungen frischer und sprühender, deren Farben mannigfaltiger und kräftiger sind. Sie stellen auch keineswegs eine systematische Arbeit dar, wie die auf eingehendster Erforschung eines großartigen Materials beruhenden Werke Du Camp's über Paris, sein Leben und seine Convulsionen. Sie erreichen auch nicht die „Charité privée à Paris“, von der einige Blätter zu den Edelsten zählen, was die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts erzeugt hat. Ein Werk des Alters und unter dem Druck schmerzhaften Leidens verfaßt, ist das Buch gleichwohl in hohem Grade beachtenswerth. Wir Aelteren finden in ihm die Bestätigung manches Dessen, was uns das Leben und die Erfahrung gelehrt: die Jugend, vor Allem die französische sollte es als einen Codex guter Lehren betrachten, die sie nicht leicht zu nehmen hat. Will man den

Mann verstehen, der sich selbst gerne als einen Jünger der Arbeit bezeichnete, so wird „Le Crépuscule“ immer die geeignetste Unterlage geben.

Die Stimmung, aus welcher heraus diese Gespräche geschrieben sind, hat Maxime Du Camp im Eingang seines Buches vortrefflich geschildert. Es ist die Stimmung des Greises, der noch im Besitz seiner geistigen Fähigkeiten ist, den aber doch so viele Dinge daran erinnern, daß die Nacht nicht ferne ist, daß ihm bald die letzte Lampe angezündet wird. Entsagung und Ergebenheit verleihen auch diesem Alter seinen eigenen Reiz: sie helfen ihm zu dem schönsten Schmuck des Weisen, zu jener Nachsicht in der Beurtheilung von Dingen und Menschen, zu der die feurige Jugend so wenig Neigung zu haben pflegt. Die Abnahme der physischen Kräfte und die Zunahme von Infirmitäten und Leiden, die das Leben nur zu oft zur Qual machen, lösen unmerklich die Bande, mit denen uns die Gegenwart zu fesseln pflegt. Unser Gedanke wendet sich der Vergangenheit zu; Du Camp vergleicht das durchlaufene Stück des Lebens einer langen, langen Cypressenallee, an deren Ausgang ein Licht, der Glanz der Erinnerung, leuchtet. Ohn' Unterlaß kehrt man zu ihr zurück, denn diese Erinnerung erlaubt uns gewissermaßen, die Tage wiederzuerleben, die man einst gleichgültig, vielleicht gelangweilt, jedenfalls ohne Ahnung des Glückes, welches sie in sich beschlossen, verbracht hat. Schwermüthig, halb schlaftrunken wenden wir uns zurück zu dieser Vergangenheit. Ein jeder von uns glaubt ein verlorenes Paradies zu beklagen; dem Einen kommt seine Kindheit, dem Andern seine Jünglingszeit so vor. Du Camp hat sicher Recht, wenn er meint, das sei eine Illusion, so gut wie der Blick auf Berge und Landschaften: von ferne gewahrt man nur die Harmonie sanft geschwungener Linien und prächtig abgedämpfter Farben. Kommt man näher, so schwindet die Täuschung, Sand, Sümpfe, zerrissenes und widerliches Felsland machen uns die Wanderung schwer und lästig. Mit den guten alten Zeiten verhält es sich ähnlich. Wenn uns irgend ein

Wunder, meint der Verfasser, um siebzig Jahre zurückversetzen sollte in die schmutzigen, schlecht gepflasterten Straßen des damaligen Paris, in eine Stadt ohne Gas, ohne Omnibus, ohne Tramways, in der es kaum ein paar elende Fiaker gab, in ein Land ohne Eisenbahnen, wo man auf erbärmlichen und langsamen Diligencen reiste; mit einer theuren, schlecht eingerichteten Briefpost; in ein Land, das noch keinen elektrischen Telegraphen und kein Chloroform kannte, in eine Zeit, wo man Wochen und Monate brauchte, um eine kleine Seereise zu machen, — wahrhaftig, Niemand würde diese gute alte Zeit zu loben wissen, und noch weniger die weiter zurückliegenden Jahrhunderte.

Wollte man diesen Gedanken durchführen, er gäbe zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Man sagt, Europa und insbesondere auch unser deutsches Vaterland seien heute von einem nie dagewesenen Gefühl des Unbehagens und der Unzufriedenheit ergriffen, und man beruft sich dafür ebenso auf die Lage des Proletariats, der Fabrikbevölkerung, wie auf die der Landwirthschaft. Die Zunahme der Socialdemokratie soll diesem Mißbehagen ihren Ursprung verdanken. Man braucht keiner der Verlästerer temporis acti zu sein, man braucht nicht zu leugnen, daß es „leidende Klassen" gibt; aber wenn man Etwas von Geschichte und insbesondere von Culturgeschichte gelernt hat, wird man sich vergebens nach irgend einem Jahrhundert umsehen, mit dem wir tauschen möchten, oder das wir um seine staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse im Hinblick auf die unsrigen zu beneiden hätten. Niemals und nirgends ist Unbehagen und Unzufriedenheit frivoler in die Massen hineingetragen worden, als es — Dank unserer agitatorischen Presse — heutzutage zu geschehen pflegt.

Ueber den Tod dachte Du Camp wie Tasso, als er im Sterben lag: „gäbe es keinen Tod, nichts wäre elender auf der Welt als der Mensch". Was ihm häßlich an demselben erscheint, was ihn als „malpropre" daran anwidert, das ist die langsame Zersetzung der Materie. „In dem armen Sterbenden ist nichts

intakt geblieben, selbst seine Empfindungen zersetzen sich. Von all' den Vermögen, welche aus ihm ein in seiner Art completes und wohl abgewogenes Wesen gebildet hatten, ist die Sensibilität des Fleisches allein noch übrig; der physische Schmerz bemächtigt sich ihrer und mißbraucht sie bis zur empörendsten Qual. Wer diesem Kampfe zusehen muß, in welchem die Immoralität der Natur sich in ihrer ganzen schmachvollen Ueberlegenheit offenbart, kann sich beim letzten Röcheln des Opfers eines Aufathmens nicht enthalten: endlich ist das Leiden vorbei. Gewisse Secten zeigen den Hingang eines der Ihrigen mit der üblichen Phrase an: unser Bruder ist in die Ruhe eingekehrt. Das erinnert an den Ausruf Luther's auf dem Kirchhof in Worms: „invideo quia quiescunt — ich beneide die da, denn sie ruhen jetzt aus".

Armer Du Camp! Hatte er, als er diese Zeilen schrieb, eine Vorahnung dessen, was seinem eigenen Ende vorausging? Man könnte glauben, daß er die Schrecken seines eigenen Todeskampfes und dessen, was ihn einleitete, geahnt hätte!

Du Camp, der kein Gläubiger war, ist ehrlich genug, einzugestehen, daß ihn der Anblick der physischen Qual irritirt, und daß er sie für eine ungerechte Einrichtung hält. „Wenn der Tod sein Werk vollbringt, wozu dann noch die körperliche Tortur? Daß man aufhört zu leben, sollte genug sein; der Rest ist überflüssig und darum eine Rohheit." Aber trotzdem verkennt er nicht den Werth einer gläubigen Ueberzeugung in dieser schwersten aller Stunden, und selbst auf die Gefahr hin, für einen Schwachkopf gehalten zu werden, möchte er Diejenigen nicht zu tadeln wagen, welche in ihr zum Gebet ihre Zuflucht nehmen: „das Leben ist so reich an Unglück, daß man dem Menschen Alles erhalten muß, was ihm helfen kann, es zu ertragen. . . . Alles, was der menschlichen Creatur wohl thut, Alles, was sie in ihrem Elende erleichtert, Alles, was ihr auf ihrem harten Wege wie ein Ausruhpunkt erscheint, ist der Achtung werth und sollte nie verhöhnt werden. Es ist leicht, Gott leugnen, aber man hat ihn in dem Herzen Derer, welche des

Glaubens an ihn bedürfen, noch nicht ersetzt. . . . Wenn die menschliche Rasse alle spiritualistische Anschauung abstreifen und in die Bestialität des Materialismus versinken würde, das Individuum könnte sich gleichwohl in jeder schweren Lage des Lebens nicht enthalten zu beten, und wäre es auch nur in einem unfreiwilligen Ausruf. . . . Wohin gehen sie, diese Gebete, die wie der Weihrauch menschlichen Leides und irdischen Glücks sich zu den von dem Glauben ersehnten und geschauten Gefilden des Jenseits erheben?"

Ein Missionär, dem Du Camp einst auf der Fahrt von Malta nach Syra auf dem Schiff begegnete, meinte, in die Milchstraße: das sei der Aufenthalt, den Gott all' den unzähligen Wünschen und Hoffnungen, die nicht erfüllt, und den Gebeten, die nicht erhört wurden, bestimmt habe.

Der Franzose lächelte über die Erzählung des Mönches; sie war ja auch nur ein Märchen: aber wenn es wahr wäre, wäre die goldne lichtsprühende Straße da oben am Himmelszelt nicht die Herberge des Besten, was wir gewollt und ersehnt haben?

II.

Maxime Du Camp zeigt sich weit entfernt, Alles mit jener egoistischen Kurzsichtigkeit anzusehen, die uns das Alter so gerne anerzieht. Er erhebt sich gegen die pharisäische Verzweiflung über die Gegenwart, die enttäuschten und schwachsinnig werdenden Greisen und Greisinnen so gewöhnlich ist. Er erkennt das Hodie mihi, cras tibi — das „Heute mir, morgen Dir" — in seiner vollen Berechtigung an und betont mit sichtlicher Genugthuung, daß in dem heutigen Frankreich mehr als in demjenigen seiner Jugend gearbeitet wird. Aber wenn er dem „Platz für die Jugend" sein Recht einräumt, so beansprucht er doch auch für das Alter den schmerzlichen Rückblick auf vergangene Zeiten als wohlberechtigt und heilig. Daumier's reizender Stich, welcher den eben von seinem Bette aufgestandenen Alten zeigt, der von

seinem Blumenfenster herab neid- und wehmuthsvoll dem flotten Schritt eines vorübereilenden jungen Frauchens zusieht, erscheint ihm als eine bezeichnende Darstellung des Greises, der auf das Treiben der Jugend herabsieht. Es kann ihm nicht entgehen, welch' übermächtigen Antheil an diesem Treiben das hat, was Madame de Montespan in ihren vertrauten Briefen „la populace des passions", „den Pöbel unserer Leidenschaften", genannt hat. Die erste und vielleicht die schlimmste, weil sie am schwersten auszurotten, ist die Eitelkeit, die uns in jungen Jahren eine Unzahl von Thorheiten und Fehlern begehen läßt. Du Camp hat Recht, diese Untugend scharf zu geißeln, denn sie ist und bleibt das gallische Nationallaster, aus dem zu allen Zeiten, namentlich aber seit den Tagen Ludwig's XIV., die Selbstüberhebung und die Selbsttäuschung der Franzosen in der Politik und Literatur erwachsen ist. In dem Kapitel „über die Illusionen" gibt er nach dieser Richtung seinen Landsleuten allerlei Nützliches zu denken.

Zum guten Theil aus dem Quell der Eitelkeit entspringen bei der Jugend andere Laster, gegen die unser Moralphilosoph energisch zu Felde zieht. Trinken und Spielen kannten schon die Alten als nationale Eigenthümlichkeiten unserer Vorfahren. Wenn diese Laster in Deutschland leider nicht ausgestorben sind, so haben sie in Frankreich bedauerlicher Weise sehr zugenommen. Auch Du Camp bestätigt, was allgemein behauptet wird, die außerordentliche Zunahme des Alkoholismus, der ihm als eine Krankheit erscheint. Die Sünden der Eitelkeit sind heute nicht geringer geworden, als in der von den privilegirten Classen beherrschten Gesellschaft vergangener Jahrhunderte. Unsere heutige Gesellschaft ist demokratisirt, aber darum nicht weniger eitel, „und da in den Demokratien das Geld die einzige Macht darstellt, so sieht sich der in das tobende Leben eintretende Neuling sofort umgeben, mit Weihrauch eingeräuchert, betäubt. Man lacht über ihn, aber man nützt ihn aus. Er wirft das Geld zu Thür und Fenstern hinaus, er verschwendet einige der ihm

vom Vater hinterlassenen Millionen, das schadet nichts. Aber in diesem Bemühen, sich des Ueberflüssigen zu entledigen, wird er mehr als gut ist, von gefälligen Dämchen unterstützt. . . . Sie sind die Instrumente des gesellschaftlichen Nivellements, und von diesem Gesichtspunkte aus redete sie einst der Senat von Venedig an: Courtisanen, unsere Schwestern". Für diese Wesen zeigt Maxime Du Camp eine wohlverdiente Härte, und er meint, es könne nichts schaden, wenn man Diejenigen, welche in gemeinen Lüsten ihre Jugend vergeuden, weit weg in die Colonie schickte und dazu eine Anzahl Schiffe mit den Pariser Halbweltlerinnen vollstopfte, um diese „Damen" an das Klima von Tonkin oder Cayenne zu gewöhnen. Noch härter aber ist er für die thörichten Buben, welche sich einbilden, sie seien etwas, weil sie Geld haben. „Nichts als reich sein, heißt nichts sein." Das ist eine wohlverdiente Strafpredigt für eine Generation, die von Geldgier und Genußsucht trunken ist, und die es wagt, den Menschen und dessen Werth nach dem Inhalt seines Portemonnaies zu taxiren. Unerbittlicher noch war einer der edelsten Zeitgenossen und Landsleute Du Camp's, den er hätte citiren können. Einen reichen und üppigen jungen Mann redete P. de Ravignan einmal an: „Sie, der Sie das Unglück haben, reich zu sein". . . . Die Entwürdigung des weiblichen Geschlechtes durch die Prostitution war Du Camp ein Greuel, und er hat diesem Thema in seinem Werke über Paris ein beachtenswerthes Kapitel gewidmet. Nichts war ihm ferner, als sich für einen Tugendhelden auszugeben; aber er hatte sich frühzeitig, wie er uns in seinen „Souvenirs" erzählt, aus dem Zauberkreis der Leidenschaft herausgerettet, und er sprach es oft als ein sicheres Ergebniß seiner Lebenserfahrungen aus, daß der Mann, welcher den Frauen anheimgefallen, für jedes höhere Ziel verloren sei.

Demgegenüber wird unser Autor nicht müde, auf die geistige und sittliche Arbeit als die einzige Quelle wahrer Befriedigung hinzuweisen. Wir werden sehen, welche Art von Arbeit ihm als die ersprießlichste und dankbarste erschien. Als Quellen

eines echten, nachhaltigen und das Leben auf das Köstlichste bereichernden Genusses sind ihm stets das Reisen und der Umgang mit der Natur erschienen.

III.

Unter den Europäern, die diesseits der Alpen wohnen, sind die Franzosen im Allgemeinen Diejenigen, welche am wenigsten reisen, und das, obgleich gerade sie mehr als Andere dieses Austausch- und Lehrmittels bedürften, um die Einseitigkeit ihres nationalen Naturells zu corrigiren. In diesem Punkte war Maxime Du Camp das gerade Gegentheil seiner Landsleute. Gegen die innere Unruhe, die unser Jahrhundert verzehrt, kannte er nichts Besseres als Reisen. Er war offenbar der Ansicht, die einmal Ausone de Chancel ihm gegenüber äußerte: „das beste Mittel, zur Ruhe zu kommen, ist, sich fortwährend zu bewegen.“ Es war aber noch etwas Anderes, was unsern Autor dreimal in den fernen Orient zog. Er gehörte offenbar zu den Menschen, denen Freiheit und Sonne Lebensbedürfnisse sind. „Ich weiß nicht,“ schreibt er einmal, „welcher Wandervogel in mir seine Flügel schlägt; das Bedürfniß zu wandern quält mich bis zur Pein. Wenn Südwind weht, werde ich schlaff und elend, wie ein Verbannter, der seines fernen Vaterlandes gedenkt; denn immer ist es der Süden und der Orient, wohin meine Träume mich tragen. Eine Art Heimweh zwingt mich ins Land der Palmen zurück. Kaum war ich großjährig, so drohte ich der Civilisation den Rücken zu kehren, als ob etwas mich zur Rückkehr zum Leben des Wilden zwänge.“

Du Camp erzählt anderwärts, einer Familienerinnerung nach stammten seine Voreltern von spanischen Mauren ab; er selbst meinte, das erkläre seine Sehnsucht nach dem Morgenland und seine Neigung zum Nomadenleben. Seine Physiognomie stimmte zu dieser Annahme. Er war groß, stark, der Kopf rund, das Haar schwarz und wollig, wie das eines Afrikaners; die lebhaften dunkeln Augen, die gestülpte Nase paßten zu dieser

Erscheinung. Wenn er sich als Araber kleidete, war die Illusion vollständig. Die schönen orientalischen Waffen und Costümstücke, die an den Wänden seines Arbeitszimmers prangten, hielten ihm allzeit ein Stück des geliebten Orients vor Augen.

Unsere Zeit verliert immer mehr die Empfindung für die Natur. Der Andrang zu den großen Städten, das Geschäftsleben der Gegenwart, die Trennung der maßgebenden Kreise von den einfachen Freuden des Landlebens zerreißen das Band, welches uns mit der Natur verknüpfte. Auch in Deutschland macht sich das geltend. Man braucht im schönen Sommer die herrlichen Waldungen, die uns hier rings umgeben, nur zu durchstreifen, um an der verhältnißmäßigen Seltenheit der echten Spaziergänger zu sehen, daß die Freude an der Waldeinsamkeit sich vielfach verloren hat. Der Import fremder Spiele, die sich bei uns doch niemals wie in England völlig einbürgern und etwas Nationales werden können, wird nicht dazu beitragen, den Genuß an der großen Natur zu beleben oder zu bewahren. Damit versiegt die Quelle der lyrischen Empfindung mehr und mehr. Das zwanzigste Jahrhundert wird schwerlich mehr einen Uhland, einen Heine oder Lenau haben. In Frankreich ist dies Gefühl für die Natur noch viel seltener. Maxime Du Camp war auch hierin eine Ausnahme. Was ihn in die Ferne trieb, war nicht bloß die innere, nervöse Unruhe, sondern auch und vor Allem das Entzücken an den großen Schauspielen der Natur. „Ihr Anblick", sagt er, „machte mich geradezu trunken." Und hier war es wieder der Zauber des Lichtes und der Farben, wie ihn der Orient bietet, der ihm in der Seele haftete und ihn nicht mehr losließ. Mehr als einmal hatte er Mühe, sich der Gewalt des Elements zu entziehen und sich nicht fern in der Wüste Syriens oder droben in dem Wunderland des Nils, gebadet in diesem Lichtmeer, zu begraben. Wie manches Mal, wenn wir an einem Herbstabend an seinem traulichen Kamin zusammensaßen und von unseren Fahrten in der Fremde sprachen, ließ er den Blick sehnsuchtsvoll zum Fenster

hinausschweifen, als suchte er den geliebten Osten. Aber so schön unser kleines badisches Paradies auch ist, die Sonne von Chios liegt nicht über ihm, und die Lichtenthaler Allee läßt uns die Orangenwälder Siciliens und die Palmen von Damascus nicht vergessen. Soll man dahin zurückstreben? Maxime Du Camp meinte: nein; was man mit seinen jungen Augen gesehen und mit seinem jungen Herzen geliebt habe, man solle es unberührt in seiner Erinnerung stehen lassen; kehre man mit einem gealterten Herzen und ohne den Fiebertraum des Jünglings zurück, so finde man Alles anders und zerstöre sich selbst die süßesten Illusionen.

Ich erinnerte mich oft, als Kind in einem großen und und schönen Garten, der hinter unserer Wohnung lag, gespielt zu haben. Viele, viele Jahre später sah ich den Garten wieder, der mir klein und unansehnlich vorkam. Der Garten war der gleiche geblieben, aber meine Ansprüche und Ansichten hatten sich in dreißig Jahren geändert. Man soll nicht versuchen, zu dem zurückzukehren, was man als Knabe oder Jüngling geliebt und bewundert hat — „vieilles amours," meint Du Camp, „vieilles demeures, il n'y faut point retourner."

IV.

Die nationale Erziehung war ein Gegenstand, welchem Maxime Du Camp stets das lebhafteste Interesse entgegentrug, und dem er auch im „Crépuscule" manche Seite gewidmet hat. Sein Ideal ist, die Unabhängigkeit des Urtheils und des Charakters durch die Lebensstellung zu sichern. Aus begüterter Familie stammend, hat er es von Jugend an tief und dankbar empfunden, worin der Vortheil des Wohlstandes liegt: die Freiheit und Unabhängigkeit, die er uns verleiht, erschien ihm als ein so kostbares Gut, daß er dies um keinen Preis wegzugeben gewillt war. Darum war ihm jede Beamtenstellung verhaßt. Darum empört er sich gegen jenen Geschmack am Beamtenwesen, das, wie er sagt, in Frankreich (und anderwärts) ein unheilbares

Uebel ist. Denn auch heute gilt noch, was La Bruyère von seiner Zeit gesagt: „in Frankreich bedarf es großer Festigkeit und eines weiten Geistes, um auf Aemter und Anstellungen zu verzichten.“ Ein Fremder meinte einmal zu Du Camp: „die französische Nation besteht ausschließlich aus Functionären, die einer gegen den andern functioniren.“

Die Frage ist nur, wie ein solch' allgemeiner Zug zu ändern ist. Die Einrichtungen des heutigen Frankreichs, die zum größten Theil auf Napoleon I. zurückgehen, haben das Uebel eher vergrößert als vermindert. Die zunehmende Demokratisirung hat den Bureaukratismus nicht aus dem Sattel gehoben und dem Volke das Vergnügen an seinem millionenfachen Beamtenheer nicht benommen. Die innere Freiheit des Menschen konnte dabei nichts gewinnen, und unser Autor hat daher nicht Unrecht, wenn er erklärt: „in dieser irdischen Welt ist die Uebung der Freiheit von allen Dingen das seltenste.“

Mit richtigem Blick hat Du Camp erkannt, daß die casernirte und reglementirte Erziehung der französischen Jugend ein Hauptübel des Landes sei. An die französischen Collèges trug er selbst von seiner Studienzeit her Erinnerungen mit sich, die noch im Alter sein Blut ins Wallen brachten. Er empfand es als eine Schmach für sein Vaterland, daß Frankreich bis zum 28. März 1882 warten mußte, bis der obligatorische Unterricht eingeführt wurde; noch 1865 war der einschlägige Gesetzentwurf des kürzlich verstorbenen wackern Victor Duruy an dem Widerstande Rouher's gescheitert. Du Camp erkennt die großen Fortschritte an, welche der Universitätsunterricht seither in Frankreich gemacht hat; aber er beklagt auch, daß die Reform nicht in gleicher Weise dem Gymnasium zu Theil wurde. Und das ist in der That der schwächste Punkt des französischen Unterrichtswesens. Das System der Dressur wird nicht aufgegeben; vielleicht hält man das bei dem Temperament der französischen Jugend und bei dem einmal beliebten, weil dem Egoismus der Eltern bequemen Internatssystem für unmöglich. Aber die

Folge davon ist dann, daß der junge Franzose beim Verlassen des „Collège" entfernt nicht die geistige und sittliche Reife hat, welche im Allgemeinen der deutsche Abiturient beim Verlassen des Gymnasiums zu haben pflegt.

Die allgemeine Wehrpflicht hat Du Camp als ein großes Erziehungsmittel der Nation freudig begrüßt; aber er bedauert, daß die französische Armee das nach deutschem Muster eingeführte einjährige Volontariat sich nicht zu bewahren wußte. In der That wird man in dem Aufgeben desselben weder eine Verbesserung des Heeres noch eine Ermunterung des Studiums sehen können. Und doch, meint Du Camp, sei jede Bekämpfung der Unwissenheit für sein Vaterland eine Wohlthat, denn „die specifisch französische Krankheit besteht darin, zu glauben, daß das, wovon man nichts weiß, auch nicht existirt."

V.

Man wird nicht leicht Jemanden finden, der die Structur des gesellschaftlichen Organismus so studirt und dem öffentlichen Leben seines Volkes so große und nie erlahmende Theilnahme zugewandt hat, wie Maxime Du Camp, und der gleichwohl der Politik und der praktischen Beschäftigung mit ihr so abgewandt war, wie er.

Was ihn an der Politik vor Allem anwiderte, war die Unredlichkeit und Gewaltthätigkeit ihrer Mittel und die Mediocrität der Meisten, die er hier beim Handwerk sah.

„Was ist die Politik?" frug ich einmal den ehemaligen Botschafter einer Großmacht in England. Er antwortete mir: „Affaire de chantage, de marchandage et souvent de brigandage," weiter nichts. „Die Politik," setzt Du Camp hinzu, „gibt ihre Adepten erschöpft, entwürdigt, verzweifelnd zurück, wenn sie sie ausgebraucht hat. Sie ist, sagte Guizot, ein widerliches und heilloses Uebel."

Und in welchen Händen liegt dieses leider immerhin nothwendige Uebel? „Ich habe seit siebzig Jahren unter vielen Re-

gierungen gelebt, und ich bin überzeugt, es gibt eine Menge Dummheiten, die das Schicksal ihnen allen auferlegt, und die sich regelmäßig unter allen Regimes wiederholen. Das läßt mich vermuthen, daß die Kunst des Regierens nicht so schwer ist, als man sich insgeheim vorstellt, und daß sie hauptsächlich darin besteht, die Fehler der Vorgänger zu wiederholen.“ Um in diesem Spiel es zu etwas zu bringen, scheint unserem Du Camp die Gewissenlosigkeit erste und nothwendigste Bedingung. Er empfiehlt den Politikern das Recept, welches der Graf Joseph de Maistre in einem Briefe vom 5. Juli 1817 dahin formulirt hat: „wäre ich Franzose, ich würde mich nur zu einer der beiden extremen Parteien zu halten versucht sein, denn das ist gewiß, daß jeder gemäßigte Standpunkt sicher ist, den beiden Parteien gleichmäßig zu mißfallen.“ „Um dies Spiel geschickt zu spielen,“ fährt Du Camp fort, „muß man sich vor Allem jeglicher Ueberzeugung entledigen, denn eine Ueberzeugung ist ihrer Natur nach ein hinderliches Gepäck, welches den Marsch beschwert, beim Fall verkehrt zu liegen kommt, einen an gefährlichen Sprüngen hindert und bei allen Akrobaten- und Seiltänzerkünsten höchst lästig ist. Sollte der Leser gegen diese Behauptungen Verwahrung einlegen, so würde er nur beweisen, daß er die im Interesse der lieben Person unternommenen Evolutionen der Staatsmänner aller Zeiten nicht beobachtet hat. Erst wenn man alle Ueberzeugung unterdrückt hat, fühlt man sich leicht und geschickt, um mit dem günstigen Wind zu laufen; denn es handelt sich ja nicht darum, Ideen zu vertheidigen, Principien zum Durchbruch zu verhelfen, nothwendige Reformen einzuleiten; es handelt sich nur darum, rasch und hoch empor zu kommen.“

Der Anblick des parlamentarischen Systems mit seiner „Redewuth“ — „furibonderie de la parole,“ sagt Du Camp —, das gewissenlose Treiben von Deputirtenkammern, für die das Wohl des Landes der letzte Gesichtspunkt ist, der in Betracht kommt; die durch die Demokratisirung der Gesellschaft und die

Einführung des allgemeinen Stimmrechts bedingte Herrschaft der Mittelmäßigkeiten und der Ausschluß des Genies Seitens des souveränen, auf jeden Vorrang eifersüchtigen Volkes, das Alles waren Dinge, welche eine natürliche Antipathie gegen die Betheiligung an der Politik wohl verstärken mußten. Du Camp hatte Heinrich Heine's Ausspruch bestätigt gesehen: „der im gemeinen Lauf des Lebens verständigste, geistreichste und tugendhafteste Franzose werde sofort verrückt, sobald er sich um Politik bekümmere." Je ausgedehnter der Gebrauch des Stimmrechts wurde, desto klarer war ihm geworden: „es braucht nur Jemand auf verschiedenen Gebieten der Verwaltung kräftige Beweise seiner Unfähigkeit gegeben zu haben, so kann man sicher sein, daß die Wählermasse ihn in die Politik hinein wirft." Kein Wunder, wenn Maxime Du Camp, unter dem Gewicht solcher Eindrücke, am Schluß seiner Tage und auf den letzten Seiten seines letzten Buches nochmals, was er so oft gesagt, bestätigt: „gewiß, ich hatte sicher Recht, keine Politik zu treiben; der dazu nöthige praktische Geist war mir versagt. Ich gebe das nicht bloß zu, ich rühme mich dessen. Ist das ein Fehler, so tröste ich mich mit Michelet's Wort: nur das Unmögliche reizt uns."

Gleichwohl konnte ein Mann wie Du Camp den politischen Ideen und Ereignissen seiner Zeit nicht gegenüberstehen, ohne sich in ein bestimmtes Verhältniß zu denselben zu setzen. Man durfte ihn, streng genommen, zu keiner der großen Parteien des heutigen Frankreichs rechnen. Das Wohl des Landes war für ihn höchstes Princip; daß es nur erreicht werde durch eine wahrhaft, nicht bloß dem Schein nach liberale, loyale, in ihren Absichten und Mitteln lautere und intakte Verwaltung, war ihm oberstes Axiom. In wessen Händen die Regierung lag, und welche Etikette sie führte, erschien ihm stets als Nebensache. Er war daher kein Gegner der Julíregierung und bedauerte ihren Sturz, obgleich er ihre Fehler zugab. Mit dem Prinz-Präsidenten, der sich seine aus dem Orient mitgebrachten Photo-

graphien — die ersten dieser Art, die nach Europa kamen — vorlegen ließ, war er in eine flüchtige Beziehung getreten; nach dem Staatsstreich besuchte Du Camp das Elysée nicht mehr, und das Decret vom 17. Februar 1852, welches „die Presse guillotinirte", trieb ihn in die Reihen der Opposition. Die Unterdrückung der von ihm herausgegebenen „Revue de Paris" konnte nicht dazu beitragen, ihm das ‚ruere in servitium' der Uebrigen nachahmenswerth zu machen. Du Camp ist übrigens so gerecht, zuzugestehen, daß das Frankreich von 1852 noch gieriger war zu dienen, als sein neuer Gebieter es war zu herrschen, und daß Napoleon III. oft genug den Uebereifer und das Ungeschick seiner Diener und Beamten beklagte. Kam man mit seinen Beschwerden bis zu ihm, so zuckte der Kaiser die Achseln und sagte: „diese Leute sind gar zu dumm." Aber was will man machen? meint Du Camp: „in Dingen der Literatur hat es den Regierungen stets an Esprit gefehlt" (Souv. II, 66). Ein sehr hartes Urtheil fällt unser Autor auch über das schlechte Beispiel, welches die ausgelassenen Sitten einiger großen Damen am Tuilerienhof gaben; „das Unheil, welches gewisse Fremde, in die man sich vernarrt hatte, hier anrichteten, war für Frankreich geradezu unberechenbar" (Crép. S. 116).

Du Camp hatte auf seinen Reisen in Italien mit dem stupiden Despotismus, der über Neapel und Sicilien lag, Bekanntschaft gemacht. Grund genug für ihn, sich der Expedition Garibaldi's 1860 anzuschließen. Er hat dieses Abenteuer in einem eigenen Werke beschrieben (L'expédition des Deux Siciles, Par. 1861); viele Jahre später hat er mir bekannt, seine Parteinahme für den Unabhängigkeitskampf Italiens sei der größte Irrthum seines Lebens gewesen. Die Beziehungen zu dem Prinzen Napoleon und der Prinzessin Mathilde mögen dazu beigetragen haben, gegen Ende des zweiten Empire's Du Camp der kaiserlichen Regierung näher zu bringen. In den „Souvenirs" (II. 347) steht er nicht an, das Ministerium Chasseloup-Laubat's von 1869 als das thatsächlich liberalste und beste zu

bezeichnen, welches er seit 1822 in Frankreich erlebt habe. Das Ministerium Ollivier flößte ihm kein sonderliches Vertrauen ein, doch nahm er eine Berufung in den Senat an. Der Krieg zerstörte die Aussichten auf eine ruhige Entwickelung der Dinge; die Revolution des 4. Septembers mußte ihm jetzt als die größte Thorheit erscheinen, die Frankreich begehen konnte. Er seufzte über die Kurzsichtigkeit Derer, welche Alles damit gewonnen glaubten, daß man die Bonaparte los war. „Auf dem Rückwege von den Bureaus des „Journal des Débats“ zu meiner Wohnung begegnete ich einem Schuster, der zu einem Anderen sagte: „diesen Abend will ich illuminiren.“ Es wurde mir übel, und ich rief ihm zu: „solange ein Preuße in Frankreich steht, behaltet eure Lampions im Kasten.“ Er antwortete mir: „Bürger, dieser große innere Sieg (der Sturz Napoleons III.) wird die Preußen zwingen, über die Grenze zurückzugehen.“ Ich setzte mich auf eine der Stufen, die zur Kirche S. Roch hinaufführen und weinte. Wie recht hat doch der Graf Montrond, wenn er meinte: es gibt auf der Welt kein größeres Verbrechen als die Dummheit.“

Nach dem Jahre 1871 erschienen Du Camp die Geschicke Frankreichs immer mehr grau in grau, um nicht zu sagen schwarz in schwarz. Zu den Machthabern der Republik konnte er nur geringes Vertrauen hegen; wußte er doch, wie sich selbst die Koryphäen unter denselben dem Kaiserthum eben erst angeboten hatten. Ich weiß nicht, ob es bekannt ist, was mir Du Camp erzählte, wie sich Clément Duvernois und Gambetta Napoleon III. offerirten. Gambetta verlangte, bis er reif sei, Minister zu werden, eine Domäne und 100 000 Lires Rente. Nach seinem Tode hielt Du Camp Alles für möglich. Die Orléans hatten und haben seiner Ansicht nach wenig Chancen; er meinte, sie würden das Spiel vielleicht gewonnen haben, wenn sie zehn Millionen geopfert hätten Eine Zeit hielt er es nicht für ausgeschlossen, daß Boulanger ans Ruder komme; er empfand das mit tiefer Beschämung für sein Vaterland. Amü-

sant und sicher unedirt ist die Anekdote, wie er dem ‚brave général‘ einstmals das Geheimniß seiner hohen Politik ablockte. Um die Zeit, wo Boulanger's Stern am höchsten stand, sollte eine mit Maxime Du Camp befreundete Dame an einem Diner Theil nehmen, wo sie Boulanger's Tischnachbarin zu sein hatte. Sie frug Du Camp, was sie mit dem General machen solle. Unser Freund instruirte sie, wie sie während des Essens den die Weiber und den Becher liebenden Kriegsminister zu behandeln habe; dann, wenn er den Wein spüre, solle sie ihm ins Ohr sagen: „que ferez-vous, quand vous serez Empereur?“ Boulanger ging in die Falle und antwortete, schon halbtrunken von dem Champagner und den Reizen seiner Nachbarschaft: „eh bien, je ferai la noce! Ich werde mich amüsiren!“ Das war in der That das fin mot dieses erbärmlichsten aller Prätendenten.

Ich habe eben von den Beziehungen unseres Akademikers zum Prinzen Napoleon gesprochen. Du Camp hat sich oft und sehr offen über dies Thema mit mir unterhalten. Ich hatte ihn u. A. gefragt, ob es wahr sei, was man Alles über die enorme Sittenlosigkeit dieses einzig echten Napoleon gesagt habe. Er bestritt dies. Schon Andere, wenn ich nicht irre, auch Sainte-Beuve und die Goncourt, hatten die Geschichte von dem berüchtigten Charfreitagessen berichtigt. Der Prinz, sagte mir Du Camp, sei nicht sonderlich ausschweifender gewesen, als die meisten Andern; sein Hauptfehler war nur seine grenzenlose Verachtung der Menschen und der öffentlichen Meinung, welche ihm gar keine Zurückhaltung auferlegte. Doch kam allerdings Manches vor, was auch Du Camp verdrießlich war. So erzählte er mir, daß er einmal eine Jagd verlassen habe, zu der ihn der Prinz eingeladen, und zu welchem Vergnügen dieser sich unversehens in Gesellschaft einiger „chiens coiffés“ eingefunden hatte. Solche Affrontirung des Anstandes war Du Camp's Sache nicht, und er mied eine Zeitlang das Palais royal. Nach dem Sturz des Kaiserreiches gestaltete sich aber

der Verkehr Jérome Napoleon's mit Du Camp viel intimer. Dem Verbannten Treue zu bewahren, entsprach ganz dem Charakter Du Camp's, welcher von dem Geiste und der Begabung des Prinzen hohe Stücke hielt und ihn überhaupt sehr viel günstiger beurtheilte, als man es bekanntlich im Allgemeinen that. Der Prinz besuchte ihn häufig in Baden. Man konnte in der That diesen prächtigen Cäsarenkopf nicht sehen, ohne von der außerordentlichen Aehnlichkeit desselben mit Napoleon I. und dem Ausdruck der Genialität betroffen zu sein. Bekanntlich hat der Prinz sich in einer ziemlich umfangreichen Schrift[1]) gegen die in den achtziger Jahren, zuletzt auch namentlich durch Taine vertretene höchst ungünstige Beurtheilung seines großen Oheims erhoben. Das Buch hat selbstverständlich seine Einseitigkeiten und Schwächen; aber es verdiente die Mißachtung nicht, welche man ihm so ostensibel entgegentrug. Ich weiß von Maxime Du Camp, daß er bei der Redaction desselben betheiligt war. Wie sehr ihm die Richtigstellung des historischen Urtheils über den Kaiser am Herzen lag, zeigt das zwölfte Kapitel des „Crépuscule“: „Napoléon“. Es war der letzte Zoll der Freundschaft, welchen er dem kurz vor ihm in Rom gestorbenen letzten Erben des Kaiserthums darbrachte. Du Camp bewundert in Napoleon I. nicht bloß die unermeßliche Arbeitskraft, den Umfang und die Tiefe des Genies; er erscheint ihm auch als der eigentliche Meister und Urheber jenes Baues, der mit seiner Freiheit und seiner Ordnung das heutige Frankreich beschirmt. Napoleon hat, in seinen Augen, die Ideen der Revolution, die auf die bürgerliche Gleichheit hinzielenden Gedanken des modernen Frankreichs erst durchgeführt. In ihm hatte sich die Revolution verkörpert. Durch ihn haben die französischen Ideen gesiegt und Europa erobert; die alte Welt ist definitiv dahin, sie gehört der Domäne der Geschichte an,

---

[1]) Napoléon et ses détracteurs. Par le Prince Napoléon. Paris 1887.

zum Leben wird sie nie mehr wiedererwachen. Wenn Europa heute frei ist, so verdankt es das der eisernen Hand Napoleon's.

Als den Träger dieser Auffassung, als ihren legitimen politischen Vertreter sah sich der Prinz Napoleon stets an. Seine Opposition unter Napoleon III. war etwas mehr als Eifersucht und Laune. Er mußte in dem zweiten Empire auf mehr als einem Punkte eine Fälschung des echten Kaiserthums und der Ideen von 1789 erblicken. Wie wenig er geneigt war, selbst um den höchsten Preis diese Principien aufzugeben, zeigt eine merkwürdige Verhandlung, die mir Du Camp mittheilte, und die meines Wissens niemals bekannt wurde. Der Vorgang muß bald nach 1874 gespielt haben. Die Hoffnungen der Royalisten waren gescheitert, der Graf von Chambord war mit seiner weißen Fahne eine Unmöglichkeit geworden, die Orléans hatten den Moment verpaßt, wo der Herzog von Aumale die „Lieutenance“ des Reiches hätte aufnehmen können. Da erschien in der Wohnung des Prinzen in den Champs Elysées ein vornehmer alter Geistlicher. Man war nicht gewohnt, in diesen Räumen Prälaten verkehren zu sehen; in der That kündigte der Lakai dem Herrn des Hauses nur zögernd den Besuch des Abbé's an, der unter dem Mantel einen purpurnen Gürtel trage und sich weigere, seinen Namen zu nennen. Napoleon ließ den Fremden aber heraufkommen und erkannte den Cardinal von Bonnechose. Er wußte, daß der Erzbischof von Rouen damals der Vertrauensmann der conservativen Union sei, und frug ihn, was er ihm bringe. „Ich bringe“, antwortete der Cardinal, „dem Erben Napoleon's die Kaiserkrone, wenn er sich dazu verstehen will, uns förmlich und feierlich die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu versprechen.“ Der Prinz antwortete mit einem kurzen und kategorischen „Nein.“ Noch zweimal kam Bonnechose wieder. Er erklärte, die conservative Partei sehe wohl ein, wie schwer dem Prinzen eine solche öffentliche Erklärung sein müsse; sie werde sich begnügen mit einem schriftlichen Versprechen, welches ganz geheim gehalten

werden solle. Bei dem dritten Besuche hatte der Cardinal Auftrag, selbst diese geheime schriftliche Zusage fallen zu lassen und sich mit einer mündlichen Erklärung zufrieden zu geben, daß der Prinz das „Mögliche“ thun werde, um die Rechte des heiligen Vaters zu revindiciren. Beide Male setzte der Prinz der wiederholten Offerte, daß sich, im Falle seiner Zustimmung, alle conservativen Fractionen zu Gunsten seiner Berufung auf den Thron einigen würden, eine ebenso feste Weigerung — sein beständiges „je ne veux pas“ — entgegen. Damit war der Handel, der an die Geschichte der cumenischen Sibylle erinnerte, abgebrochen. Die Conservativen hatten das letzte greifbare Ziel verloren, Mac Mahon's Abdankung war jetzt nur noch eine Frage der Zeit: es war niemand mehr da, für den er „Statthalter“ sein konnte.

Später, sagte mir Du Camp, habe der Prinz bereut, die Anträge des Cardinals so schroff abgelehnt zu haben[1]). Es scheint, daß er mit der Haltung Italiens Frankreich gegenüber unzufrieden war; vielleicht lagen auch persönliche Dinge vor, die ihn gegen den Quirinal verstimmt hatten.

Du Camp schien mir immer das Scheitern der napoleonischen Aussichten zu bedauern; er meinte einmal, der Prinz Napoleon sei der Einzige gewesen, der, zur Herrschaft gelangt, durch die Rechnung von 1870 einen Strich gemacht und ehrlich die Freundschaft Deutschlands gesucht haben würde. Ein Beweis, wie viel Esprit er seinem „Cäsar“ zutraute.

---

[1]) Bei dieser Ablehnung spielte vielleicht auch das Mißtrauen eine Rolle, welches der Prinz gegen den Cardinal hegen mochte. Herr de Bonnechose war in der That keine unbedenkliche Persönlichkeit, und unser Du Camp urtheilte nicht günstig von ihm. Bekanntlich hat sich der Cardinal 1870 auch zum Unterhändler zwischen dem Vatican und Preußen aufgeworfen oder gebrauchen lassen. Ueber der Natur dieser Verhandlungen schwebt immer noch ein Dunkel; vielleicht kennt nur der Fürst Bismarck noch unter den Lebenden das fin mot derselben. Der Feldmarschall v. Manteuffel, durch dessen Vermittlung dieselben eingeleitet wurden, war nach dem, was er mir erzählte, in die eigentlichen Absichten Bonnechose's nicht eingeweiht.

Um so weniger Vertrauen hatte er zu dessen Sohne, dem jetzigen Träger der napoleonischen Ansprüche.

Bekanntlich hat sich der junge Prinz Victor von einer ultraconservativen Schattirung der Bonapartisten verleiten lassen, sich von seinem Vater zu trennen und noch zu dessen Lebzeiten seine eigene Candidatur für den französischen Thron zu affichiren — ein Verhalten, welches den Prinzen Napoleon auf das Tödtlichste verletzte. Die Kränkung wurde noch tiefer empfunden, seit ihm ein Besuch in England und eine Indiscretion der Kaiserin Eugenie darüber Aufschluß verschafft hatte, wer die Kosten dieser neuen Prätendentschaft trage.

Nicht lange nach dem Ausbruch dieses Conflictes kam der Prinz Victor nach Baden, besuchte Du Camp als alten Freund der Familie und lud ihn zum Frühstück ein. Dabei entwickelte er ihm sein Regierungsprogramm und setzte ihm auseinander, daß er sich eben mit der Bildung seines Ministeriums beschäftige und gekommen sei, um ihm ein Portefeuille — ich glaube, das des öffentlichen Unterrichts — anzubieten. Maxime Du Camp, hochverwundert, fragte den Prinzen, ob er denn so nahe daran sei, den Thron zu besteigen, worauf ihm dieser die Antwort gab: ja, Alles sei fertig, es fehlten ihm nur noch 10 000 Mann, die sich für ihn todtschießen ließen. Worauf ihm Du Camp erwiderte: wenn er diese 10 000 wirklich finde, so werde er freilich Herr nicht bloß von Frankreich, sondern auch von Europa sein. Er empfahl sich dann und sah den jungen Prinzen nicht wieder[1]).

---

[1]) Gegen diese Darstellung hat der Prinz Victor Napoleon Einsprache erhoben, und zwar nicht bloß in einer Zuschrift an die „Temps" (17. Januar 1895, Figaro 19. Juni), sondern auch in einer dem Verfasser zugestellten Notiz, welche lautet:

Son A. I. proteste énergiquement contre ce propos qu'elle n'a jamais tenu. Le Prince Victor Napoléon n'entend rentrer en France que par la volonté de ses concitoyens, et non en y portant la guerre civile.

Je viens, au nom du Prince, faire appel à votre courtoise im-

Die Ansichten, welche Du Camp über die Dinge der laufenden Politik hatte, trugen vielfach den Stempel eines Geistes, der den „Geschäften“ niemals nahe gestanden. Sein Urtheil zeigte mir oft genug, daß ihm die wahre Bedeutung einer augenblicklichen Situation unbekannt war, und er das Wünschenswerthe nicht immer von dem Möglichen zu unterscheiden wußte. Etwas, was mir auch in dem Tagebuche eines sonst gewiß bemerkenswerthen Beobachters, Ferdinand Gregorovius, entgegentritt.

„Le Crépuscule“ enthält sich des Eingehens auf die seinen Verfasser umgebende politische Welt der letzten Jahre. Ich trage daher aus unseren Plaudereien am Kamin noch das Eine oder Andere nach.

Im Herbste 1885, wo ich Du Camp zuerst näher kennen lernte, fand ich ihn sehr pessimistisch denkend. Frankreich erschien ihm als ein verlorenes Land. Deutschland hielt er für bedeutend gesünder, und er hoffte für die Hohenzollern'sche Spitze, ohne überzeugt zu sein, daß es gelingen werde, den Zersetzungsproceß der europäischen Staaten auf die Dauer aufzuhalten. Ein Fremder hatte einmal ihm gegenüber geäußert: „Euer allgemeines Stimmrecht ist ein Greuel; das ist der Bacillus, der alle Monarchien Europa's inficiren und schließlich zerstören wird.“ Im „Crépuscule“ (S. 137) meint Du Camp dazu nur: das sei möglich, aber wenn die Monarchien davon wenig erbaut seien, so würden doch vielleicht die Nationen sich dabei nicht schlecht befinden. Er spricht sich dann weiter in einem Sinne aus, welcher das Pro und Contra abzuwägen sucht und zuletzt erklärt, das Suffrage universel sei nicht verantwortlich für all das Uebel, welches man ihm nachsagt. In seiner Unterhaltung legte sich Du Camp eine Reserve nicht auf,

---

partialité pour démentir ces paroles en contradiction absolue à tous les sentiments de Son A. I.

Quant à l'offre d'un portefeuille, ce propos est encore plus invraisemblable.

welche ihm seinen von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Institution ziemlich allgemein überzeugten Landsleuten gegenüber geboten erscheinen mochte. Er meinte einmal, das allgemeine Stimmrecht sei die Revanche Frankreichs für Sadowa und Sedan: Frankreich und die Republik seien der Monarchie 1866 und 1870 unterlegen, aber es habe sich dafür gerächt, indem es das Deutsche Reich mit dem Suffrage universel angesteckt habe, an dem jede Monarchie zu Grunde gehen müsse. Er wünschte darum dem Kronprinzen, unserm späteren Kaiser Friedrich, den Muth, das allgemeine Stimmrecht zu beseitigen oder es durch eine Pairskammer zu neutralisiren. Seine Ideen über diesen Punkt waren indessen keineswegs abgeklärt und schienen mir noch weniger praktisch durchführbar. Er wünschte dem künftigen Kaiser eine Art Staatsrath der Besten, und er wünschte ihm nicht bloß den Rath der Alten, sondern auch den Rath und den Arm der Jungen, endlich eine unbesiegbare Garde von 60 000 Mann, welche ihm in der Stunde der Krisis unbedingt zur Verfügung stände. Bei all' dem meinte, fürchtete er, die Zukunft gehöre den Chinesen, die ihm wie ein Alp auf der Brust lagen. Die neuesten Leistungen des himmlischen Reiches scheinen mir vorläufig nicht geeignet, die Befürchtungen Du Camp's hinsichtlich einer von Ostasien ausgehenden neuen Ueberfluthung Europa's zu rechtfertigen; freilich ist damit nicht gesagt, daß nach fünfhundert Jahren die Dinge ebenso stehen wie heute. Als Hauptgefahr, namentlich für Deutschland, erschien ihm das Umsichgreifen der Socialdemokratie. Von der Kirche versprach er sich keinerlei maßgebende Einwirkung auf die Bekämpfung dieser Erscheinung. Er sah die Macht des religiösen Princips in den bestehenden kirchlichen Gesellschaften ohne Ausnahme viel zu tief abgeschwächt, um ihm angesichts der geistigen und socialen Potenzen der Gegenwart und der nächsten Zukunft große Erfolge zu versprechen. Für die neueste Evolution, welche das Papstthum in die Allianz mit der Demokratie, insbesondere mit dem demokratischen Frankreich zu

treiben sucht, hatte er nur mitleidiges Achselzucken. Es werde, meinte er, weder der Demokratie noch Frankreich einfallen, dem Papste diese Diversion durch irgend einen nennenswerthen Dienst zu saldiren. Bis jetzt haben die französischen Machthaber ihn hierin nicht Lügen gestraft.

So dachte Maxime Du Camp in politischen Dingen. Er stand, wie man sieht, denselben keineswegs gleichgültig oder kalt gegenüber; was ihn anwiderte, war, sich persönlich an den Karren der Politik einspannen zu lassen. Er frug mich einmal mit der ihm eigenen Offenheit, wie ich über diese Dinge dächte. Ich antwortete ihm, daß mir keinerlei irdische Lebensstellung irgend einen nennenswerthen Zuwachs an Glück bedeuten, keine mir als ein Heilmittel gegen den großen Schmerz des Lebens erscheinen könne. Die Unabhängigkeit der Stellung und die dadurch bedingte Unabhängigkeit des Geistes dünke mir ein Gut, das durch keine goldene oder violettene Gefangenschaft aufzuwiegen sei. Politischer Einfluß könne oder müsse unter allen Umständen erstrebt werden; aber beneidenswerth erscheine mir doch nur eine Thätigkeit, etwa wie diejenige Deáks, wo man, ohne eine officielle Stellung, gewissermaßen hinter den Coulissen stehend, die Fäden einer ganzen Bewegung in der Hand halte und ein Stück von dem dirigire, was man die Weltgeschichte nennt. Du Camp stimmte mir bei und meinte: die größte Satisfaction im Leben sei, die Dinge unbekannter Weise so zu führen — „la plus grande satisfaction de la vie est mener les grandes affaires en cachette, sans être connu.“

VI.

Je gemischter die Empfindungen waren, mit denen Du Camp der Politik gegenüberstand, desto reiner und voller war seine Begeisterung für die Literatur und für den Beruf des Schriftstellers. In den „Souvenirs“ hat er diesem seinem Enthusiasmus vollauf Ausdruck gegeben; sie schließen mit dem Satz: „er kenne keine schönere Function, als die des unabhängigen und

selbstlosen Schriftstellers". Er ist dieser Auffassung bis an sein Ende treu geblieben und hat sie auch im „Crépuscule" bestätigt (S. 290 f.). „Ich verdanke," sagt er da einmal, „diesem bescheidenen Handwerk des Federfuchsers (de plumitif) die besten Freuden meines Lebens und den Frieden meines Alters". Er hatte eine hohe Vorstellung von der Bedeutung und Würde der Literatur. „Der Gott der Literatur ist es, der heute die Fackel trägt, welche die Menschheit erleuchtet." Und: „der endgültige, moralische Sieg, derjenige, der trotz aller materiellen Niederlagen und Schwächen vor der Geschichte sich nicht fürchtet und vor dem Forum der Nachwelt gewonnen wird, er gehört stets dem Volke, welches eine Literatur geschaffen und durch sie die Menschheit sich unterworfen hat." Darum hegte unser Autor eine tiefe Hochachtung vor dem Verdienst des wahren Gelehrten. „Begegne ich," sagt er, „Pasteur, so bin ich versucht, mich vor ihm niederzuwerfen, und es kommt mir sonderbar vor, ihn nicht von einer Aureole umflossen zu sehen." Den Hauptvorzug des Schriftstellers erblickt er aber darin, daß „er ein freier Mann bleibt, was die größte Wohlthat ist, deren ein Mensch hienieden genießen kann". Mit besonderem Nachdruck verbreitet er sich über das kostbarste Gut, das wir Menschen von der Feder besitzen, die Zeit; er betont, wie sehr wir nöthig haben, mit unserer Zeit geizig zu sein, und wie sündhaft es ist, sie Denen, welche die „Arbeiter des Gedankens" sind, durch nichtssagende Unterhaltung zu rauben — ein Vergnügen, worin, wie er sagt, die Frauen ganz auffallendes Geschick haben. Demgemäß ist er auch der festen Ueberzeugung, daß der Schriftsteller nichts gewinnen kann, wenn er an den Zerstreuungen der Welt Theil nimmt; daß die Einsamkeit sein Schatz ist, und er für sich leben soll, ohne von dem zu plaudern, was ihn beschäftigt. „Er hat nur Pflichten gegen das große, anonyme Publicum, mit welchem das gedruckte Buch ihn in Verbindung setzt. Der Schriftsteller und Jeder, der die Feder führt, ist vielen Angriffen ausgesetzt. Du Camp warnt davor, sich über solche Widrigkeiten aufzuregen.

Er sagt mit Diderot: „wenn man einen Stand ergriffen hat, muß man dessen Unannehmlichkeiten ruhig zu ertragen wissen." Chamfort pflegte dafür zu sagen: wer für die Oeffentlichkeit lebt, muß sich daran gewöhnen, jeden Morgen eine Kröte zu verschlucken. „Anfangs schmeckt dies Frühstück etwas bitter, nachher gewöhnt man sich daran ... Der Genuß an der Arbeit ist doch schließlich größer, als alle Widerwärtigkeiten, die aus ihr entspringen; sie verschwinden vor jenem, denn unaufhörlich strömt dem Schriftsteller die geistige Erfrischung zu." Einer modernen Schule gegenüber wird aber auch hervorgehoben, daß die Form nicht Alles, daß das Wort nur etwas werth sei, wenn es der Träger eines Gedankens ist. „In der Literatur kommt Alles, ich sage Alles darauf an, daß ein gesunder, kräftiger Gedanke einen entsprechenden, wohlabgewogenen Ausdruck findet. Fehlt der Gedanke, so ist der Rest nicht werth, daß man sich dabei aufhält."

Ueber seine eigene Bedeutung als Schriftsteller hat Maxime Du Camp nicht unbescheiden gedacht (vergl. S. 295); er war weit entfernt, sich zu den „Gelehrten" zu rechnen. Er würde, sagt er, es Niemandem übel nehmen, der ihn, was er sich selbst längst ins Ohr gesagt, zu Denen zählen würde, deren Schweigen die Entwickelung des menschlichen Gedankens auf keinem Punkte hintangehalten hätte. Es ist erlaubt, von seinem Tagewerk besser zu denken, ohne daß man das Maß seiner Begabung und seiner Leistung überschätzt. Wäre er nicht ein Schriftsteller von Beruf gewesen, nimmermehr hätte er am Schlusse seiner Laufbahn sagen können: „wenn ich nochmals zu leben und meinen Stand zu wählen hätte, so würde ich bitten, das sein zu dürfen, was ich bisher gewesen, ein leidenschaftlicher Freund der Feder, ein Verehrer der Literatur, ein Arbeiter, dem sein Fleiß hinreichte, um ihn glücklich zu machen."

Analysirt man Du Camp's schriftstellerische Thätigkeit, so ergibt sich leicht, daß das Problem, welches ihn vor Allem anzog, und dessen Beantwortung ihn reizte, das war: wie, mit

welchen Mitteln, nach welchen Gesetzen functionirt der menschliche Organismus — nicht nach der materiellen, sondern nach der geistigen Seite? In den „Souvenirs“ haben wir, namentlich in der höchst merkwürdigen Studie über Flaubert, diese auf Zerlegung und Veranschaulichung der geistigen, schriftstellerischen Eigenart ausgehende Tendenz; in „Paris, ses organes, ses fonctions, sa vie“ und in den „Convulsions de Paris“ ist es das Gehirn und Herz der menschlichen Gesellschaft — denn das bleibt doch Paris für jeden Franzosen — welches ihn in gleicher Weise beschäftigt.

VII.

Wir werden, wenn wir einst Einlaß an der Himmelspforte begehren, schwerlich gefragt werden, wieviel wir geschrieben, wohl aber, wieviel Gutes wir gethan haben. Von unserem literarischen Gepäck wird da Manches nicht ins Gewicht fallen; aber es gibt doch auch Bücher, die an sich eine gute That sind. Du Camp hat eines geschrieben, von dem ich mir vorstelle, daß es, wenn er sich damit bewaffnet bei St. Petrus vorstellte, ihm eine sehr starke Empfehlung gewesen ist. Das ist „La Charité privée a Paris“ (Paris 1885, 2. Ausg. 1886). Wer möchte ihn nicht darum beneiden, diese vierhundert Seiten geschrieben zu haben?

Inmitten eines verwüsteten, von wilden Parteileidenschaften zertretenen, von dem kalten Hauch einer negativen Kritik in seinen Kronen geknickten Gartens ist unserem Geschlechte Eine Blume erhalten geblieben: es ist die der Nächstenliebe. All' die Verirrungen der modernen Menschheit, all' die Umwälzungen der Staatsformen, die Geißel der Kriege und die Schrecken der Commune, die Lästerungen einer entarteten Presse, die Zügellosigkeit des Fleisches und die Auflehnung des Geistes — all' das hat nicht hingereicht, um diese Pflanze zu tödten. Sie ist die schönste Frucht der Humanität und die Essenz des Christenthums.

Das Phänomen einer inmitten des modernen Babylon fort

und fort blühenden Charitas hatte Du Camp längst gefesselt. Seine Arbeiten über die Functionen und Convulsionen der französischen Hauptstadt hatten ihn das Gehirn und die Gliedmaßen dieses ungeheuren Organismus kennen gelehrt; in dem Liebesleben, das sich im Dienste der Armuth und des Elendes verzehrt, lernte er die Seele, den besseren und besten Theil desselben kennen.

Du Camp hatte den reinsten und höchsten Begriff von der Charitas. Gewiß, er fand alle mildthätigen Gaben annehmbar, auch wo die Motive zweifelhafter oder unreiner Natur waren. Mehr als einmal erinnert er daran, daß der Balsam Magdalenens die Füße des Herrn nicht verbrannt hat. Er war überzeugt, daß die Gabe, daß jedes Almosen, gleichviel, welches die Intention des Spenders gewesen, seinen Segen in sich trage. Aber der höchste Begriff der Nächstenliebe erschöpfte sich ihm nur in der völligen Selbstlosigkeit, ihren schönsten Lohn sah er in dem köstlichen Gefühl des Gebenden, daß es ihm vergönnt war, fremdes Elend zu lindern, ein Opfer zu Gunsten eines leidenden Mitmenschen zu bringen. Er begriff die echte Charitas nur als eine Tugend, für welche die Unterschiede oder Rücksichten der Partei, der Nationalität, der Confession nicht existirten. Als die „Charité privée à Paris“ erschienen war, glaubte man in gewissen Kreisen darin eine Einleitung oder Ankündigung seiner bevorstehenden „Bekehrung“ sehen zu dürfen. Der P. Du Lac, der vielgewandte und vielbekannte Superior des Jesuitencollegs in der Rue de la Poste besuchte Du Camp sofort unter irgend einem Anlaß, rühmte sein Buch und legte ihm nahe, nun den Weg von Damascus nach Jerusalem vollends zurückzulegen. „Was,“ fragte er ihn, „wird das Nächste sein, was sie schreiben?“ Du Camp that, als verstünde er nicht, und antwortete: nachdem er nun die Liebesthätigkeit des katholischen Frankreichs beleuchtet, gedenke er das Gleiche hinsichtlich der Protestanten und der Juden zu thun. Worauf der P. Du Lac verschwand und nicht wiederkam.

Maxime Du Camp war von Jugend an Freigeist, und er hat sich manchmal dahin geäußert, daß seiner Ueberzeugung nach die Zukunft dem freien Gedanken gehöre. Aber er war kein Ungläubiger gewöhnlicher Art. Er war vor Allem nicht Materialist. Im „Avantpropos“ in „La Charitée privée à Paris“ (S. 9) erklärt er unumwunden, „für die Nationen wie für den Einzelnen sei der Spiritualismus das Leben, der Materialismus der Tod“. — „Der Spiritualismus,“ sagt er ebenda (S. 10) „hat den Ruhm der Menschheit gebildet; er ist das Licht, welches die erhabensten und edelsten Seelen erleuchtet hat. „In dem Postscriptum zu demselben Buch hat er nicht angestanden, zu bekennen, daß seiner Beobachtung nach — und diese war eine ebenso eingehende wie unparteiische — unter allen Triebfedern der Nächstenliebe der Glaube weitaus die mächtigste sei (ebenda S. 416). „Ich schließe daraus,“ sagte er (S. 418), „daß in dem Labyrinth des Lebens der Glaube noch immer der beste Leitfaden ist. Ich spreche dabei ganz ohne eigenes Interesse, denn ich selbst konnte dieses Fadens nie theilhaftig werden. So sehr ich die Schöpfungen dieses Glaubens studirt und bewundert habe, ich konnte mich ihm niemals beugen. Wüßte ich aber, wo der Weg des Heils liegt, ich würde ihn gerne einschlagen.“ Er findet es aus diesem Grunde höchst unpolitisch, den Glauben anzugreifen. „Die Charitas ist eine Garantie für den Bestand unserer Civilisation; die Religion, welche sie hervorbringt, angreifen, die Genossenschaften, die sie ausüben, unterdrücken, heißt einen Schritt gegen die Barbarei hin thun. Man behauptet, die Moral reiche hin; ich glaube das durchaus nicht und bin der Meinung Rivarol's, der da sagte: die Moral ohne Religion ist so viel wie die Justiz ohne Gerichtshöfe.“ — „Gott uns nehmen, heißt die Welt zur Waise machen.“ — „Der Nihilismus ist von allen Uebeln das größte; denn wer nichts mehr anbetet, ist nahe daran, sich selber anzubeten . . . Ich spreche“, setzte er hinzu, „vom Glauben und nicht von der Kirche; Dinge, die man nicht miteinander ver-

wechseln darf, was so oft geschieht. Die Kirche geht darauf aus, eine Herrschaft über die Welt zu üben, die man ihr streitig macht. Sie wird unüberwindlich sein, wenn sie ehrlich auf die Herrschaft verzichtet hat." In „Le Crépuscule" (S. 331 f.) ist Du Camp's Glaubensbekenntniß weniger explicit; die einfache Rückkehr zu der Religion der Väter scheint ihm unmöglich. Aber sein Protest gegen die Hauptfeinde einer positiven und conservativen Auffassung, gegen Pessimismus und Nihilismus und Socialdemokratie, ist nicht minder lebhaft; in letzterer erblickt er nichts Anderes als die Formulirung des Terrorismus, als die organisirte, reglementirte, numerirte und polizeilich überwachte Barbarei. Der sociale Kampf scheint ihm unausbleiblich; aber doch wagt er zu hoffen. Er will dieser Illusion nicht entsagen — „es ist", meint er, „vielleicht nichts als ein Traum, aber ein Traum, den ich bis ans Ende meines Lebens bewahren will. Dieser Wahnsinn steckt einmal in mir, vielleicht war er der Inhalt meines Lebens. Er zeigt mir, daß ich in den letzten Jahren nicht weiser geworden bin, als in den Tagen meiner Jugend, und daß das Bedürfniß, an die Perfectibilität der Menschheit zu glauben, ein unheilbares Uebel ist. Wollte man mich davon heilen, ich möchte es nicht."

Ja, wer wollte von dieser Krankheit geheilt sein!

Der Glaube an die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes schließt aber in einem gewissen Sinne denjenigen an eine Erlösung in sich, und der Sehnsucht nach dem Erlöser, dem Vertrauen auf ihn war doch das letzte Wort gewidmet, das eine treue Freundin von den Lippen des Sterbenden vernahm, ehe die Schatten des Todes Du Camp's Geist völlig umnachtet hatten.

VIII.

„Im Jahre 1860", erzählt Du Camp (Souvenirs II, 303), „trieb mich die Neugierde, Desbarolles zu consultiren; er betrachtete meine Hände und kündigte mir an, daß ich bald von

einer langen und schmerzhaften Krankheit werde befallen werden. Ich legte keinen Werth auf die Prophezeihung und hatte Unrecht. Die Krankheit war nicht mild und dauerte drei Jahre. Es war eine acute Arthritis, die mich in drei Anfällen befiel. Der letzte Anfall war entsetzlich; ich konnte nicht mehr schreiben, ich konnte die Blätter meines Buches nicht mehr umdrehen; ich schlief nicht mehr, man führte mich in einem Rollstuhl spazieren. Das war im Sommer 1863, als ich mich im Schwarzwald, in Baden-Baden befand; seine Quellen haben mich gerettet."

Seither ist Du Camp Baden treu geblieben. Er dankte den Thermen die Rettung seines Lebens, die herrliche Umgebung bot ihm Gelegenheit, den Freuden der Jagd obzuliegen; es kamen Rücksichten auf Freunde und deren Pflege hinzu, welche ihn dauernd hier fesselten. Den Winter pflegte er in Paris zuzubringen, im Sommer aber residirte er nunmehr seit langen Jahren Schillerstraße Nr. 8 in Baden, in einem großen, der Lichtenthaler Allee nahe gelegenen Hause, das einstmals freilag, und dessen spätere Umbauung er nicht ohne Unmuth ertrug. In dem großen, nach der Allee gehenden Hauptzimmer des oberen Stockes hatte er sich ein Heim eingerichtet, das zugleich Studirstube und Salon vorstellte. Hier empfing er seine Besuche, am liebsten in dem langen gemusterten Schlafrock, Cigaretten rauchend, zu denen auch die Besucher ohne Weiteres zuzugreifen pflegten. An den Wänden hingen seltene und kostbare Reisetrophäen, Waffen aus dem Orient, Gegenstände der Kunst und Curiositäten mancherlei Art. Hier suchten die Pariser Freunde Du Camp auf; hier fanden sich aber auch Deutsche ein, Italiener, Engländer, Russen. Denn dieser Salon war wie Du Camp's Denkart international. Sein Eigenthümer war, wie er selbst sagt, zuviel gereist, um bei aller Liebe zu seinem Vaterlande zu glauben, er gehöre einem auserwählten Volke an. Im absoluten Sinne gab es für ihn keine „große Nation". Sein Herzenswunsch wäre, wie schon hervorgehoben wurde, ein Zusammengehen Deutschlands und Frankreichs gewesen, bei dem

beide Völker ihre Vorzüge ausgetauscht und ihre Fehler ausgeglichen hätten.

Die Beobachtungen, welche Du Camp in Baden machte, konnten nur geeignet sein, ihn in dieser Richtung seines Denkens und Empfindens zu bestärken. Zwar war ihm selbstverständlich bei seiner Stellung als Ausländer versagt, in den Strom des deutschen Lebens tiefer einzutauchen; auch war die Sprache ein Hinderniß, das er nie ganz zu besiegen im Stande war. Aber er hatte in Baden Beziehungen werthvollster Natur gefunden, welche wie kein anderer Umstand geeignet waren, ihm mit der Auffassung der leitenden Kreise und den Tendenzen des besten Theiles der deutschen Gesellschaft bekannt zu machen.

In seinen jungen Jahren mag Maxime Du Camp die französischen Frauen nicht von der besten Seite kennen gelernt haben. Er äußerte sich einmal dahin, die Frau handle aus Sensationen und Instincten heraus, der Mann aus Empfindungen und Ideen. Man konnte darin einen Nachklang schmerzlicher Erfahrungen erblicken, denen unser Autor durch seine eigene treue Freundschaft zu Frauen schon ein Dementi gab. In „La Charité privée à Paris“ hat er den edlen Frauen, die seines Vaterlandes wahre Schutzengel sind, das denkbar schönste Denkmal gesetzt. Man braucht von diesem Buch nur wenige Seiten gelesen zu haben; man braucht etwa nur auf die Begegnung mit „Sœur Marie“ (S. 13 f.) gestoßen zu sein, um zu wissen, daß Du Camp trotz jener seiner Theorie weit entfernt davon war, das Große und Edle in der Frauennatur zu unterschätzen. Er hat es oft und dankbar anerkannt, daß ihm hier in Baden-Baden auch die deutsche Frau in ihrem edelsten Typus entgegentrat. Wenn Du Camp das Ideal edelster Weiblichkeit in einer unentwegten Pflichterfüllung, in selbstloser Hingabe an alle Werke geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit erblickte, so mußten ihm die beiden fürstlichen Frauen, denen er hier begegnete, tiefste Verehrung abnöthigen. Sowohl die Kaiserin Augusta als die Großherzogin von Baden hielten

hohe Stücke auf ihn und schätzten die Unterhaltung Dessen, der in seinem schönsten Buche als ein Apostel jener Tugend der Erbarmung und Nächstenliebe aufgetreten war, durch die jene beiden Fürstinnen dem Herzen des Volkes unvergeßlich theuer geworden sind. Noch charakteristischer war das Verhältniß zu dem Landesherrn, unter dessen Schutz Maxime Du Camp hier in Baden lebte. Der Großherzog behandelte ihn wie einen Freund und schenkte ihm ein Vertrauen, das Du Camp mit dem Gefühl einer unbegrenzten, pietätvollen Bewunderung erwiderte. Von der Weisheit und Güte unseres Fürsten sprach er nie anders als in Ausdrücken tiefster Ergriffenheit, nicht selten mit Thränen in den Augen.

So lebte und starb dieser Franzose unter uns: ein Fremder, Franzose, so sehr man es sein konnte, und doch uns Allen ein Vertrauter, jenem Fürsten vor Allen, den das deutsche Volk längst als seinen erfahrensten Berather und seinen treuesten Freund erkannt hat. Dies Verhältniß gehört nunmehr der Geschichte an, und es soll ihr nicht verloren gehen — Denen zum Trotz, welche den Unfrieden mehren, Denen zur Ermuthigung und zum Vorbild, welche die Versöhnung zweier großer Nationen sich zum Ziele gesetzt haben. Maxime Du Camp hat, wie Wenige, an diesem Werke gearbeitet: er soll der Ehre unter uns nicht entbehren. Das ist der Gedanke, aus dem heraus diese Weihnachtsbetrachtung geschrieben ist, ich darf glauben, in seinem Geiste; und so sei sie seinem Andenken gewidmet und allen Denen, die guten Willens sind — „pax hominibus bonae voluntatis.“

X.

Francesco Petrarca in seinem Briefwechsel.[1])

(1895—96.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.‘, Dezember 1895, Januar und Februar 1896.

Drei große Namen zieren den Eingang zur Geschichte der italienischen Poesie. Unter ihnen nimmt Giovanni Boccaccio so zeitlich wie dem Range nach unbestritten die dritte Stelle ein; Dante ist, wie der älteste, so auch weitaus jetzt der Erste, sowohl in der Werthschätzung der eigenen Nation wie des Auslandes. Aber er ist das nicht immer gewesen. Nur allmählich ist Italien der Größe seines größten Sohnes inne geworden. Welch' mühevollen Weg Dante's „Fortuna" im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zurückzulegen hatte, ist durch Giosuè Carducci's glanzvolle Untersuchung klargestellt worden;[1]) Graf's und Barbi's gediegenen Arbeiten[2]) verdanken wir eine gute Darstellung der Gründe, weshalb, von Bembo verführt, das sechzehnte Jahrhundert Petrarca eine Zeit lang den Vorzug vor Dante gab — eine Thatsache, die allein schon durch einen Vergleich der Ausgaben festgestellt wird. Die „Divina Commedia" wurde im 15. Jahrhundert fünfzehnmal, im 16. dreißigmal, im 17. nur dreimal gedruckt, während das Cinquecento allein von Petrarca's Canzoniere einhundert und siebenundsechzig Ausgaben aufzuweisen hat.

Heute denkt Niemand mehr daran, Petrarca einen Lorbeer

---

[1]) Giosuè Carducci Studi letterari, Lir. 1874. Neue Ausgabe in Carducci' Opere Vol. VIII, Bologna 1893.

[2]) Art. Graf H. Petrarca nel cinquecento in „Attraverso il cinquecento," Tor. 1888. — Mich. Barbi Della Fortuna di Dante nel secolo XVI. Fir. 1890.

zu winden, der unter allen dem Dichter der „Divina Commedia“ allein gebührt. Im Gegentheil schien das Interesse für jenen längere Zeit sich verloren zu haben. Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hat außer Ugo Foscolo's „Versuch“[1]) (1825) keine namhafte Darstellung von dem Wesen und Wollen des großen Lyriker aufzuweisen. Als Ludwig Geiger (1874) seinen „Petrarca“[2]) schrieb, konnte er das Erscheinen seines Werkes damit rechtfertigen, daß seit mehr als fünfzig Jahren bei uns keine selbständige Schrift über ihn erschienen war; er hätte hinzufügen dürfen, daß die deutsche Litteratur bis dahin, außer den kurzen Darstellungen Blanc's und Voigt's[3]) nichts von bleibendem Werth über den Gegenstand gebracht hatte. Seither hat Gustav Koerting in einem umfangreichen Bande des Dichters Leben und Werke geschildert (1878); sein Buch ist auch heute noch das vollständigste und Gediegenste, was wir in deutscher Sprache über Petrarca haben; es ist aber in mehr als einem Punkte (schon durch Gaspary's ausgezeichneten Abschnitt über unseren Dichter)[4]) überholt und einer Revision bedürftig.[5]) Wie viel besser als wir die Franzosen die Kunst besitzen „ein Buch zu machen“, das solid, von substantiellem Inhalt und doch für das größere Publicum genießbar ist, zeigt der „Pétrarque“ des französischen Akademikers Mézières (1868), den Geiger und Koerting benutzen konnten, ohne ihn an Kunst der Darstellung und „Mache“ zu überbieten. Schon vorher hatte, wie in England Macaulay, so in Frankreich Quinet einige

---

[1]) Ugo Foscolo, Saggi sopra il Petrarca, pubblicati in Inglese, e tradotti in Italiano. Firenze 1829.

[2]) Ludwig Geiger, Petrarca. Lpz. 1874.

[3]) Blanc, Petrarca, in Ersch und Grubers Real-Encyklopädie, III. Section, XIX 204—254. — Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Brl. 1859 und 2. Aufl. Brl. 1880, I 21—159.

[4]) Ad. Gaspary, Gesch. d. italien. Literatur, Brl. 1885. I 403—481.

[5]) Gust. Koerting, Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance. I. Bd. Petrarca's Leben und Werke. Lpz. 1878.

glänzende Seiten über Petrarca geschrieben. Der Einfluß dieser Arbeiten war ersichtlich. Die Franzosen haben auch jetzt nicht aufgehört, dem Dichter, der die schönste Landschaft ihres schönen Frankreich verherrlicht hat, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Pierre de Nolhac und Henri Cochin besitzt Paris zwei ausgezeichnete Petrarcakenner, beides Gelehrte, welche eine hohe Begeisterung für den Gegenstand ihrer Studien mit feinem kritischen Sinn zu verbinden wissen. Unterdessen sind auch Petrarca's eigene Landsleute nicht müßig gewesen. Nach so Vielem, was hier die ältere Literatur geboten, hat de Sanctis über Petrarca wie über Dante noch Neues und Beachtenswerthes gewußt,[1]) und endlich gab uns Adolfo Bartoli in seiner „Geschichte der italienischen Literatur" (1884) das beste, eindringendste und kritisch gesichertste Bild, welches wir überhaupt von dem Dichter besitzen.[2])

Daß für die Kenntniß von Petrarca's Leben und Charakter dessen Schriften und insbesondere dessen Briefe die Hauptquelle seien, das hat schon Ugo Foscolo erkannt und ausgesprochen. Er führt Bettinelli's Wort an, daß die dreißig Biographien, die wir von Laura's Sänger besitzen, uns noch immer eine einzige seiner würdige Lebensbeschreibung wünschen lassen, und er meint, man brauche nur den Dichter selbst zu lesen; dieser habe reichlich dafür gesorgt, daß seine Freunde wie seine Feinde genau erfuhren, wie er lebte und leibte, wie er . . . . „did all natural fonctions of a man, Ate, drank and slept, and put

[1]) Fr. de Sanctis, Saggio critico sul Petrarca. Nap. 1869.

[2]) Mit Petrarca bricht Bartoli's „Storia della Letteratura Italiana" (VII) ab. Leider, denn gerade dieser Band zeigte den Kritiker auf der Höhe seiner Leistung und versprach uns das Schönste für die Darstellung des 15. und 16. Jahrhunderts. Ich sah Bartoli zum letzten Male im April 1893; er war leidend und schien entmuthigt. Wir ahnten indessen nicht, daß der Tod (er starb 1894, 16. Mai) schon zwischen uns stand, unschlüssig, wem er zuerst ans Herz greifen solle. Rossi hat (in der A. Z. 1894, Beil. Nr. 137) dem Heimgegangenen einen trefflichen Nachruf gewidmet; ich möchte das Meinige beigetragen haben, um das Andenken dieses edlen Geistes unter uns zu ehren.

his raiment on.“ So habe Petrarca uns selbst das Material für die anziehendste aller Geschichten geliefert, den Stoff für die Seelengeschichte eines Mannes von Genie. „Nun wartet er freilich noch auf den, welchen das Glück ihm noch nicht geschenkt hat, nämlich auf den anderen Mann von Genie, der seine Geschichte schreiben soll.“ Foscolo's Essay beweist, daß er sich selbst mit Fug und Recht berufen glauben konnte, diese Lücke auszufüllen; doch ist seine Arbeit zu fragmentarisch, um den Gegenstand zu erschöpfen. Nach ihm haben auch die folgenden Biographen vor Allem die Briefe ausgenutzt, um Leben und Wesen des Dichters zu schildern; am eingehendsten ist dies seitens Koerting's und Bartoli's geschehen. Doch lohnt sich auch nach ihnen noch eine Nachlese zu halten; anderseits hat die Petrarcaliteratur seit den letzten Jahren einen namhaften Zuwachs erhalten, mit welchem unser deutsches Publicum bekannt zu machen nicht überflüssig erscheint.

II.

In der Geschichte und Literatur Italiens nimmt die Epistolographie einen breiten Raum ein. Die beiden größten, für die Gestaltung der italienischen Verhältnisse im Mittelalter ausschlaggebenden Päpste, Gregor d. Gr. und Gregor VII., treten uns hauptsächlich durch ihre umfangreiche Correspondenz näher. Die Briefsammlung Pier Damiani's ergänzt in willkommener Weise die seines Freundes Hildebrand. Das dreizehnte Jahrhundert besitzt in den Briefen Pier de Vineis, des genialen und unglücklichen Kanzlers Friedrichs II., ein merkwürdiges Denkmal staufischer Politik. Dante's Briefe, so berühmt sie geworden sind, möchte ich nicht den historischen Urkunden beizählen, ich halte sie alle für unecht oder wenigstens für so verdächtig, daß wissenschaftlich nichts mit ihnen anzufangen ist. Dafür besitzt das Italien des vierzehnten Jahrhunderts zwei große Correspondenzen, denen die Literatur keines anderen Landes für jene Zeit Gleiches an die Seite zu setzen hat. Es sind die Briefe

Caterina's da Siena und Francesco Petrarca's. Von jenen beabsichtige ich den Leser der „D. R." ein anderesmal zu unterhalten. Was Petrarca's Briefe anlangt, so sind sie sämmtlich in lateinischer Sprache verfaßt; sie zählen darum nicht, wie die Epistolarien Bernardo und Torquato Tasso's, diejenigen Bembo's, Pietro Arentino's, Vittoria Colonna's u. A. zu den Zeugen der italienischen Sprache; sie sind auch noch weit entfernt von der raffinirten Ausbildung, zu der sich die Kunst des Briefschreibers im sechzehnten Jahrhundert entwickelt hat, und von der Unnatur, welche diese spontanste und vertraulichste Art der Mittheilung in die Fesseln künstlicher Recepte schlug[1]). Aber immerhin kann man in einem gewissen Sinne sagen, daß mit Petrarca's Briefen für Italien die moderne Publicistik begann. Selbst seine intimsten Correspondenzen machen den Eindruck, als seien sie für einen größeren Leserkreis und für die Nachwelt geschrieben. Er wußte nur zu gut, daß er den berühmtesten Namen Italiens trug. Er selbst erzählt uns, daß man seine Briefe auffing, um sie zu lesen und abzuschreiben[2]). Manche theilte er auch seinen Freunden mit, ehe er die Schreiben an ihre Bestimmung abgehen ließ. Die Zusendung der Briefe war in jener Zeit nicht leicht. In wenigen Fällen überschickt Petrarca dieselben durch eigene Boten; in den meisten mußte Gelegenheit abgewartet werden, um sie zu befördern; man gab sie gewöhnlich einem Bekannten oder einem Geschäftsreisenden mit, der den Wohnsitz des Adressaten berührte. Diese Art der Beförderung war selbstverständlich weder sicher noch bequem, manche Briefe kamen gar nicht an[3]), andere sehr spät. Doch empfängt man den Eindruck, daß ein Brief für die Reise von

---

[1]) Vgl. Voigt a. a. O. II 422 und Ena Silvio II 277.

[2]) Var. Ep. 4 (Fracassetti III 314). — Append. Litt., Epist. 8 (eb. III 532). Hier führt Petrarca Klage, daß sein Bote an der Durance angefallen und um eine „Capsula gravissimis et suavissimis litteris referta" erleichtert wurde.

[3]) Vgl. die Klagen über den Verlust von Briefen. Fam. V. 16 und 17 (Frac. I 292, 293).

Padua oder Venedig nach Avignon oder nach Rom im Allgemeinen etwa drei Wochen gebrauchte. Die Briefe wurden von Petrarca versiegelt, und zwar mit dem Fingerring[1]) und sie waren in der Regel ziemlich umfangreich. In seinen guten Jahren schrieb Petrarca Briefe, die förmlich kleine Bücher waren und ganze Abhandlungen boten. Später liebt er kurze Briefe[2]), in seinem Alter nimmt die Lust am Briefschreiben merklich ab; kurze Zeit vor seinem Tode schreibt er dem Arzte Francesco da Siena, er sei nun des ewigen Correspondirens, das ihm die Zeit für nützlichere Beschäftigungen raube, müde[3]); denselben herben Entschluß theilt er 1373 seinem liebsten Freunde Boccaccio mit, indem er sich beklagt, daß Neugierige seine Briefe auffangen, copiren und, falls etwas darin ihre Eselsohren (orecchie asinine) kratzt, sie gar nicht weiter geben[4]). Doch ist er offenbar dieser Absicht nicht buchstäblich treu geblieben; denn die Briefe an Pietro di Bologna und Luca della Penna (Sen. XV 10; XVI 1) fallen 1374, also später als diese Ankündigung.

Es kann nicht anders erwartet werden, als daß ein Mann, dem Leben Schreiben und Schreiben Leben war, das Schicksal seiner Schriften nicht dem Zufall überlassen wollte. Wir sehen den Dichter gen Ende seines Lebens mit Sichtung und Sammlung seiner sämmtlichen Werke beschäftigt; insbesondere aber läßt er sich die Ordnung der Briefe angelegen sein[5]). Zu wiederholten Malen berichtet er darüber seinen Freunden, und allem Anscheine nach hat ihn dies Geschäft manche Jahre hindurch in Anspruch genommen. Eine gute Anzahl von Briefen verbrannte er: so diejenigen, welche, an Simonides und Lälius

---

[1]) Fam. VIII 5 (Frac. I 431).

[2]) Senil. II 4 (Fr. II 152).

[3]) Senil. XVI 3 (Fr. II 473).

[4]) Senil. XVII 3 (Fr. II 563).

[5]) Man vgl. betreffs der Ordnung und Chronologie der Briefe die Abhandlung Georg Voigt's, „Die Briefsammlungen Petrarca's und der venetianische Staatskanzler Benintendi" (in Abh. d. III Cl. d. königlichen Bayerischen Akademie d. Wissenschaften, Mch. 1883. XVI, 3, S. 1—102.)

gerichtet, ihre Adressaten als Leiche fanden und uneröffnet an Petrarca zurückgelangten. „Diese traurigen Boten,“ schreibt er an Boccaccio, „werf' ich als Opfer an die theueren Manen in die Flammen.“ Andere wünschte er der Nachwelt nicht zu überliefern, sie gingen denselben Weg; man nimmt gewöhnlich, wie mir scheint, ohne hinreichenden Grund an, daß sich darunter alle diejenigen Briefe befunden hätten, in welchen der Dichter seiner Liebesverirrungen Erwähnung gethan hatte. Von den übrigen veranstaltete er zunächst eine Sammlung der „Familiares epistolae“ (so nennt er sie selbst Fam. III 19), also der an Freunde gerichteten, welche er zwischen 1359—61 zusammenzustellen begann und die er seinem Freunde Sokrates, das ist Ludwig von Kempen, zu widmen gedachte. Aber Sokrates starb im Mai 1361, und dieser Todesfall scheint Petrarca Anlaß gewesen zu sein, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen, vielleicht ist auch, wie Koerting meint, durch einen Zufall die Sammlung wieder aufgelöst oder vernichtet worden. Einige Jahre später (um 1365) sehen wir ihn wieder mit dieser Aufgabe befaßt; er schreibt an Boccaccio, daß er nunmehr mit der eben an ihn abzusendenden 350 Episteln zusammengebracht habe. Diese Zahl stimmt ungefähr zu den 347 der Fracassetti'schen Ausgabe, sodaß wir annehmen dürfen, daß wir diesen Theil des Carteggio, die an die Freunde gerichteten Briefe (erste Sammlung), im Ganzen vollständig besitzen. Die Eintheilung derselben in vierundzwanzig Bücher wird bereits kurz nach des Dichters Tode durch Sicco Polentone erwähnt, sie dürfte aber von jenem selbst herrühren. Im Ganzen sind die Briefe in eine gewisse — keineswegs strenge — chronologische Ordnung gebracht; nur das 24. Buch mit den an Celebritäten der Vergangenheit gerichteten imaginären Schreiben macht hiervon eine Ausnahme.

Schon ehe diese Collection einen endgültigen Abschluß erhielt, offenbar seit 1361, hatte Petrarca beschlossen, eine zweite Sammlung anzulegen, welche die „Altersbriefe“ (Epistolae de rebus senilibus, er selbst nennt sie Seniles I 3) umfassen sollte,

die er seinem anderen Freunde Simonides (d. i. dem Florentiner Propst Francesco Nelli) zueignen will. Diese Sammlung ist jedenfalls auch durch Petrarca selbst, in 17 Bücher eingetheilt, welche im Ganzen 124 Briefe enthalten.

Der 13. Brief des 24. Buches der „Familiares" ist eine an Sokrates gerichtete Dedication, die Petrarca ohne Zweifel schon vor Fertigstellung der Sammlung niedergeschrieben hatte, denn sie wendet sich noch an den Lebenden, während, wie bemerkt, Sokrates schon 1361, vor Abschluß der Arbeit, aus diesem Leben geschieden war. In diesem Briefe erklärt der Verfasser, er habe eine Anzahl ihres Umfanges wegen nicht mehr in diesen Band hineinpassenden Briefe abgetrennt und außer der (chronologischen) Ordnung in einem eigenen Volumen vereinigt, während die künftig zu schreibenden „Altersbriefe" wieder einen eigenen Band bilden sollten. Mit jenem zweiten Volumen kann nur das der „Variae" gemeint sein: eine kleinere Sammlung, welche in der Lyoner Ausgabe von 1601 39, in der Fracassetti'schen 65 Nummern ausmacht. Dazu ist nun freilich zu bemerken, daß einige dieser Nummern sich auch in den „Familiares" finden, während andere sicher mit Unrecht Petrarca zugeeignet sind. Daß schon zu seinen Lebzeiten unter seinem Namen gefälschte Briefe in Umlauf waren, sagt und beklagt der Dichter selbst in einem Briefe an Lälius (Sen. II 4). Von den von Fracassetti aufgenommenen halte ich zehn für unecht oder zweifelhaft.[1]) Auch von den acht im Appendix von Fracassetti gebotenen Briefen ist der dritte nicht von Petrarca, sondern von Lombardo de Serico (Sen. XV 3). Endlich finden sich unter der Ueberschrift „Epistolae sine titulo" zehn Briefe vereinigt, von denen einige bereits den „Familiares" einverleibt waren. In einer Vorrede zu dieser Collection erklärte der Verfasser, er verschweige die

[1]) Sicher unecht sind Var. I (Frac. III 309); IX (Fr. III 320); XXIII (Fr. III 360); LIX (Fr. III 469); zweifelhaft II (Fr. III 310); VI (Fr. III 317); VIII (Fr. III 319); XXVIII (Fr. III 375); XXXI (Fr. III 378); XXXVII (Fr. III 400).

Namen der Adressaten absichtlich, um ihnen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten: denn diese Epistolae sine titulo richten sich gegen die Curie in Avignon und enthalten allerdings so scharfe Angriffe, daß Fracassetti sie „als eines katholischen und verständigen Mannes unwürdig" nicht abdrucken wollte. Zählen wir die 347 „Familiares", die 124 „Seniles", die etwa echten 55 Variae und 7 des Appendix, endlich circa 8 der „Sine titulo" zusammen, so ergibt sich eine Gesammtzahl von ungefähr 540 Briefen. Damit stimmt nun allerdings nicht ganz zusammen, daß Petrarca in einem kurz vor seinem Tode, wahrscheinlich 1374 geschriebenen Brief (Sen. II 3) an Francesco da Siena berichtet, er habe über vierhundert Briefe, und zwar nicht kurze, sondern meist ausführliche, die er zu verschiedenen Zeiten an Bekannte und Unbekannte gerichtet, und über tausend andere, weil er keinen Platz für sie gehabt, beseitigt[1]). Wie viele er schon vorher zerstört hatte, weiß Niemand. Jedenfalls aber ist ersichtlich, daß das halbe Tausend von Briefen, welche auf uns gekommen sind, nicht einmal die Hälfte der von ihm einst geschriebenen ausmacht.

Nur uneigentlich zählen zu den Briefen die poetischen Ergüsse, welche Petrarca zu Ende seines Lebens unter dem Titel „Epistolae poeticae" sammelte und seinem Freunde Barbatus von Sulmo dedicirte (Var. 22). Sie werden in unserer Darstellung nur nebenbei berücksichtigt werden.

An einer irgend welchen billigen Ansprüchen entsprechenden Gesammtausgabe von Petrarca's Schriften fehlt es immer noch. Die alten Venetianer Editionen von 1500 und 1503, ebenso die Basler von 1541, 1554 und 1584 gaben weder sämmtliche Werke[2]) noch bieten sie durchweg einen nur einigermaßen saubern

[1]) Vgl. auch die Praefatio zu den Famil. (Frac. I 15: „mille vel eo amplius . . . . Vulcano corrigenda tradidi").

[2]) So sind die Viri ill. erst 1815 durch Razzolini, schlecht genug, im Originaltext publicirt worden. Vgl. jetzt P. de Nolhac, Le „De Viris illustribus" de Pétrarque. Par. 1890.

Text. Italien hat hier noch eine Ehrenschuld an seinen größten Lyriker wie an die gesammte gelehrte Welt abzutragen. Nachdem von den großen Autoren des Landes Galilei eine gewissermaßen officielle Gesammtausgabe erlebt hat, von Dante endlich eine kritische Edition seitens der italienischen Dantegesellschaft vorbereitet wird, kommt hoffentlich auch bald die Zeit, wo man uns Petrarca in einer würdigen Gestalt bietet. Bis dahin wird man, was die Briefe anlangt, sich mit den Arbeiten Fracassetti's begnügen müssen, welche, wenn auch weder im Text noch in den Noten überall vollkommen, jedenfalls einen großen Fortschritt bezeichnen und ihrem Urheber den aufrichtigen Dank aller Petrarcafreunde sichern.[1])

Es erhebt sich, ehe wir weiter gehen, die Frage, ob wir Petrarca's Briefe, sowie er sie ursprünglich schrieb, oder umgearbeitet besitzen. Die Originale, wie sie für die Adressaten bestimmt waren, sind leider nicht auf uns gekommen. Sie sind uns vielmehr in Handschriften (Fracassetti I. p. XXIII. zählt deren 43 auf) überliefert, welche alle auf des Dichters eigenhändige Zusammenstellung zurückgehen. Er selbst aber bestätigt in der Vorrede zu den „Familiares“ (Fr. I 25), daß er die Briefe nicht bloß stilistisch überarbeitet, sondern auch manches weggelassen habe, was seiner Zeit, als sie geschrieben wurden, ein actuales Interesse hatte, nun aber dem Leser nur lästig sein könne.

---

[1]) Joseph Fracassetti gab (Florenz, Le Monnier 1859—63) zunächst die „Familiares“ (darunter 128 bisher unedirte) heraus, zu welcher Ausgabe noch ein nach des Verfassers Tode herausgegebener Band Anmerkungen (In Epp. Fr. Petr. Adnotationes, Firmi 1890) gehört, den selbstverständlich weder Geiger noch Koerting kennen konnten. Fracassetti hat weiter diese Briefe ins Italienische (Lettere delle cose familiari volgarizzate etc., Fir. 1863—67, 5 voll.) übersetzt und dieser Ausgabe wieder dieselben ins Italienische übertragenen Noten beigegeben. Endlich übersetzte und commentirte er auch die Seniles (Lettere senili di Fr. P., volgarizzate e dichiarate con note, Fir. 1869—70, 2 voll.). Von den älteren Ausgaben ist am handlichsten diejenige von Lyon (Lugduni, apud Sam. Crispinum 1601), welche die Ep. Famil., Var., sine titulo, ad quosdam ex veteribus illustribus, leider aber nicht die Seniles enthält.

Die Form der Briefe ist auch vielfach ungleich. Manche dieser Schriftstücke stellen, wie gesagt, ganze Abhandlungen dar; einzelne sind officielle Auslassungen (wie das Beileidschreiben an den Klerus von Padua aus Anlaß des Todes des Bischofs, Fam. XV. 13), die einen feierlich getragenen Ton zeigen und nicht selten durch die Kälte ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks überraschen. Bei anderen sieht man, daß ein inneres Bedürfniß Petrarca zum Schreiben geführt hat. So, wenn er mit von Kälte erstarrten Händen, mitten unter den Nöthen des Kriegs schreibt (Sen. XIII. 10). Manchmal notirt er selbst, der Brief sei in Eile (festinanter valde, Var. 44) hingeworfen. Er strebt angeblich, wie er Nelli gegenüber behauptet, nicht nach Eleganz (Fam. XVIII 8), aber man wird gut thun, diese Angabe nicht allzu wörtlich zu nehmen. Denn das Briefschreiben ist ihm, wenigstens in seinen guten Tagen, ein Bedürfniß. Schreibt er doch an Simonides (Sen. I 1), er könne das Briefschreiben erst lassen, wenn er das Leben lasse[1]). Demgemäß hat die ganze Correspondenz den Charakter von, ich will nicht sagen, etwas Gemachtem, wohl aber den einer sorgsam gepflegten und wie ein Kunstwerk behandelten Arbeit. Seltener als man es wünscht, überläßt sich der Schreiber dem Ausbruch einer natürlichen, einfachen Empfindung. Nur zu oft, namentlich in den politischen Schreiben (wie in den Briefen an Kaiser Karl IV., vgl. Fam. XIX.) herrschen Phrasen vor, die wir zum guten Theil den von Petrarca bewunderten Vorbildern des Alterthums, Cicero und Seneca, auf Rechnung zu setzen haben. Die Rhetorik spielt eine Rolle, für die uns heute, Gott sei Dank, der Geschmack gänzlich abhanden gekommen ist (vgl. Fam. XV 14; XVI 4) und die uns an einzelnen Stellen, wie in den Trostbriefen, namentlich in dem berühmten über den Sturz des Hauses Colonna, unangenehm berührt, sodaß man sich

---

[1]) Welches Gefallen er an seinen eigenen Briefen fand, zeigt Fam. V. 17 (Frac. I. 296): „tantum illud teneo, dulcem mihi fuisse dum scriberem, dulciorem dum legerem, amarissimum dum recordor“ (der Brief war verloren gegangen).

fragt, ob der Verfasser irgend einer echten und warmen Empfindung fähig gewesen sei. Aber Petrarca kann auch natürlich und warm sein (vgl. Fam. XVI 1), und man würde ihm Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er gehe stets auf Stelzen. Welch' ein schöner, scherzhafter Brief ist z. B. derjenige an seinen Bruder Gerhard, wo er über seine eigene Bücherwuth lacht (Fam. III 18), und wie graziös ist die Epistel an den Bischof Filippo von Cavaillon, ein mitten in stürmischer Nacht verfaßtes Begleitschreiben zu einer Sendung, die aus einem Fisch, einem Vogel und einer der Epistolae sine titulo besteht (Fam. XV 12); oder die an Guiglelmo de Pastrengo, welche die Freude der Gastfreundschaft athmet (Var. 30), und Anekdoten, wie die auch heute noch zeitgemäße von dem Krieg der Pisaner und Florentiner (Sen. XIII. 17) enthält. Gewiß, hätte Petrarca seine Freundesbriefe in der Volkssprache statt lateinisch geschrieben, sie wären unendlich viel mehr werth und sie würden in ganz anderer Weise den liebenswürdigen, sinnigen, sprudelnden Geist eines Mannes abspiegeln, dessen persönlicher Verkehr von den Besten einer ganzen Nation gesucht, dessen Unterhaltung als ein wahres Gut angestaunt, als etwas Köstliches von weiter Ferne aus aufgesucht wurde.

Petrarca ahnte offenbar nicht, welch' Ruhmesblatt er als Schriftsteller verwelken ließ, indem er für seine Correspondenz statt der Sprache seiner Liebeslieder die lateinische wählte. Er folgte freilich darin dem Zuge der Zeit; hat doch noch selbst Marsilio Ficino ein Jahrhundert später lateinisch correspondirt. So wollte es die Mode für den Gelehrten; nur so ein ungelehrtes Kind, wie Caterina von Siena, durfte die Mit- und Nachwelt mit einem so köstlichen Epistolario in der Sprache des Volkes beschenken. Bei Petrarca kam, wie wir sehen werden, noch die ganz helle Begeisterung des Humanisten hinzu; die sieghafte Gewißheit, daß er zum ersten Male, fast nach einem Jahrtausend, im Stande sei, auf dem Instrument der alten Römersprache mit Virtuosität zu spielen und ein Latein zu schreiben, wie es das

ganze Mittelalter nicht gekannt. Freilich noch lange kein classisches, wie es die Neolatiner des 16. und 17. Jahrhunderts, die Muret und Perpinian, verstanden, aber ein überaus gewandtes, jedem Gedanken dienendes, ihn nirgend im Stiche lassendes Latein, dessen fühlte sich Petrarca sicher, und das wird ihm auch heute kein Schulmeister abstreiten wollen.

Mit diesem Regreß auf das Alterthum hängt bei Petrarca eine Formalität in der Anrede seiner Adressaten zusammen, die nicht unerwähnt bleiben mag. Bekanntlich haben die alten Culturvölker weder im mündlichen noch im schriftlichen Verkehr sich einer anderen Anrede als des „Du" bedient. Perikles und Augustus, die doch vornehme Herren waren, der Menschensohn in seiner Hoheit und Demuth, kamen mit dieser Titulatur aus und begnügten sich mit ihr. Nach den Tagen Domitians begann man den Imperator mit Dominus zu begrüßen, aber es dauerte doch noch lange, bis zu den letzten Stunden des zusammengesunkenen Römerreiches, ehe der Plural in der Anrede sich einbürgerte, den wir denn in den Correspondenzen der merowingischen Zeit, Fürsten und Bischöfen gegenüber schon durchaus üblich finden. Das Mittelalter hat im Allgemeinen diese Uebung beibehalten, und es haben sich so in den verschiedenen Sprachen Europa's die Anredeformeln entwickelt, welche, bei Licht besehen, weder mit der Grammatik noch mit dem guten Geschmack vereinbar sind und im Grunde so wenig wie Cylinder und Frack zu den glücklichsten Erwerbungen unserer Hypercultur gehören. Petrarca empfand die Unnatur der Anrede im Plural, und er spricht sich darüber mehrmals eingehend aus: so Var. 32. und Senil. XVI., an welch' letzterm Orte er dem Secretär des Papstes gegenüber sich entschuldigt, daß er ihn mit „Du" anredet, Kaisern und Päpsten gegenüber thut er desgleichen. Es ist, meines Wissens, das einzige Mal in der gesammten Literatur des Mittelalters, daß dieser Gegenstand principiell angefaßt wird. Nur zweimal findet sich, daß der Dichter sich hinsichtlich dieses Punktes untreu geworden ist: in den zwei Briefen an Albornoz

(Var. 51) und Giovanni Barili (Var. 51), die er beide mit magnificentia vestra anredet, vermuthlich, weil er ihnen ferne stand und nicht wußte, wie sie seine Vertraulichkeit aufnehmen würden[1]).

Ueber den Inhalt seiner Briefe äußert sich Petrarca selbst in der Vorrede zu denselben:

„Vieles", schreibt er da (an Sokrates) „wirst Du hier finden, was „familiariter" Freunden gesagt ist, wie Dir; dann spreche ich von öffentlichen und privaten Geschäften, weiter von meinen Leiden und Schmerzen, wozu nur zu oft Anlaß vorlag, oder von andern Dingen, wie es der Zufall mit sich brachte. Ueberhaupt aber hatten meine Briefe nur die Absicht, die Freunde mit meinem Seelenzustande und dem, was es sonst etwa Interessantes gab, bekannt zu machen."

Dem entsprechend erfahren wir aus den Briefen, was der Dichter den Freunden und der Nachwelt mitzutheilen für gut fand, sei es über seine eignen Geschäfte, seine Herkunft, Familie, seine äußeren Verhältnisse, seine Gesundheit und seine Krankheiten, seine Vermögenslage, seine Lebensweise; wir erfahren von dem Temperament und Charakter des Dichters; von seinen Studien und seinem Wissen; von seinen Reisen im In- und Ausland; er gibt uns sein Urtheil über Nationen und Menschen, malt uns die Städte und Länder, die er gesehen; seine liebe Vaucluse, wo er die glücklichsten Tage seines Daseins zugebracht; er spricht von der Politik des Kaisers und der italienischen Fürsten und Republiken; er richtet in politischen und kirchenpolitischen Dingen wichtige Sendschreiben an geistliche und weltliche Herren, an die Dogen von Genua und Venedig, an mehr als einen Papst. Die Briefe vervollständigen das Bild, welches wir uns von Petrarca's ästhetischem Empfinden, seinem Kunsturtheil, seinem

---

[1]) Den Brief an Albornoz unterzeichnet Petrarca ganz gegen seine Gewohnheit mit Devotus vester Franciscus Petrarca, se si quid est, was mir die Echtheit etwas verdächtig macht. Sonst unterschreibt Petrarca die Briefe nicht, sondern überschreibt sie nach antiker Sitte: Franciscus Petrarca Stephano Columnae.

Einfluß auf das erwachende Naturgefühl des Quattrocento, an der Hand seiner poetischen Leistungen zu entwerfen im Stande sind; sie lehren uns sein Verhältniß zu Dante, zu seinen Zeitgenossen und Freunden, insbesondere zu Giovanni Boccaccio, kennen. Sie drängen uns die Frage auf, wie es um die Realität der vielbesungenen Laura steht, und was wir von den seltsamen und vielberufenen „Bekenntnissen" des Dichters zu denken haben. Wir gewinnen endlich aus der Lectüre derselben mannigfachen Einblick in die moralphilosophischen Ansichten und Lebensanschauungen des Verfassers, in seine Stellung zu den Generationen, die ihm vorangegangen und denjenigen, welche auf ihn folgten. Damit haben wir die Gesichtspunkte angegeben, nach denen sich unsere Betrachtung der Correspondenz gliedern wird.

III.

Der Fracassetti'schen Ausgabe der „Freundesbriefe" ist die berühmte Autobiographie Petrarca's vorgesetzt. Dies Schriftstück, welches sich an die Nachwelt richtet („Franciscus Petrarca posteritati salutem") hat keine Beziehungen zu den „Familiares", deren Praefatio an Sokrates gerichtet ist (Frac. I 14 f.), und deren Zusammenfassung lange vor Abfassung der Epistola ad Posteros fällt. Der Dichter mag sich seit wenigstens 1355 mit dem Gedanken an eine Selbstbiographie getragen haben (Frac. Lett. fam. I 234), sicher ist, daß er erst in den letzten Jahren seines Lebens der Verwirklichung dieser Absicht näher trat. Denn die Epistola ad Posteros erwähnt den 1370 eingetretenen Tod des Papstes Urban V.; die Erzählung seines Lebens bricht Petrarca aber mit der nach Ermordung seines Gönners, Jacopo de Carrara (1350, Dec. 21.) unternommenen Reise nach Frankreich ab (er kam am 26. oder 27. Juni 1351 wieder in Vaucluse an). Der unvollendete Zustand des Berichtes läßt vermuthen, daß seine Redaction in die allerletzten Lebenstage des Dichters fällt und daß der Tod ihn an der Vollendung eines Werkes

gehindert hat, welches in seiner Art bis dahin immerhin einzig dastand. Unrichtig ist freilich, daß, wie Herr Koerting (S. 37) meint, Petrarca der erste seit den Tagen des Alterthums gewesen sei, welcher durch seinen Brief an die Nachwelt „die Verewigung" der eigenen Persönlichkeit angestrebt habe. Und noch unrichtiger ist es, wenn er hinzufügt: „so bildet die „Epistel an die Nachwelt" einen Markstein der Geistesgeschichte der Menschheit, sie kennzeichnet scharf und bestimmt die Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit. Ihr Verfasser aber ist der erste moderne Mensch."

Als Koerting dies schrieb, übersah er offenbar, daß uns bereits Abälard eine „Historia calamitatum suarum" hinterlassen hat; und zu dem „ersten modernen Menschen" darf doch angemerkt werden, daß sowohl der Freund Heloissa's als Roger Baco dem philosophischen Denken der Neuzeit unendlich viel näher stehen als unser Messer Francesco. Aber auch abgesehen von diesen Vertretern der philosophischen Speculation, wäre noch an Dante zu erinnern. Man mag über den geschichtlichen Charakter der in der „Vita nuova" erzählten Vorgänge denken, wie man will, selbst wenn man dieselben nur als rein geistige gelten läßt, so kann nicht geleugnet werden, daß hier der erste Versuch gemacht ist, in einer in der Volkssprache geschriebenen Erzählung gewissermaßen die gesammte Nation zum Zeugen eines Stückes eigner Seelengeschichte zu machen. Das war an sich ganz neu und unerhört. Damit allein ging Dante über das ganze Mittelalter hinaus. Und nun vollends die „Divina Commedia"! Ist sie von Anfang bis zu Ende etwas Anderes, denn der großartigste Versuch, ein ungeheures seelisches Begebniß zu schildern, dessen Objectivirung und poetische Ausgestaltung der Beste und Edelste des modernen Geistes ahnend vorwegnimmt? Man tritt in die Divina Commedia ein wie in einen wunderbaren, köstlichen Wald. Die Scenerie ist noch die mittelalterliche, die Bäume und Felsen sind noch die nämlichen, unter und zwischen denen Sanct Bernhard und Franciscus gewandelt: aber ein geheimnißvolles Rauschen erhebt sich; ein neuer gewal-

tiger Wind bringt Kunde von bisher unbekannten Ländern. Er kommt nicht von den glücklichen Inseln, von denen die mittelalterliche Welt geträumt — ach, sie bestanden nur in der Einbildungskraft jener jugendlichen Völker — aber er ist über eine große mächtige See gegangen, deren Tiefe von wildern Kämpfen bewegt wird, als Alterthum und Mittelalter kannten: er bringt die erste Kunde von der Neuzeit und jener Entdeckung des innern Menschen, mit der sie sich einleitet. Mit dem Subjectivismus im Erkennen, Wollen, Empfinden Dante's hängt die gesammte Entwickelung der modernen Kunst und Poesie — Petrarca zunächst — zusammen. Dante ist der Vater des politischen Gedankens, der in Macchiavelli, Sarpi, endlich in Gioberti und Cavour Gestaltung gewinnt; wir Alle, die wir erfüllt sind von den Ideen des modernen Staates als des höchsten nationalen und ethischen Kunstwerkes — sind wir nicht seine Söhne und Nachkommen? Ich weiß nicht, ob Bismarck jemals die „Monarchia" gelesen: sicher ist, daß der Geist Dante's über ihm ruhte, als er den Traum seiner eignen Nation zur Wahrheit machte.. Nicht Petrarca, sondern Dante ist darum der erste „moderne Mensch" trotz seines mittelalterlichen Costüms, und wer das nicht aus ihm herausgelesen, der hat nichts von der „Divina Commedia" und der „Monarchia" verstanden.

L. Geiger hat seiner Petrarcabiographie eine Uebersetzung der „Epistola ad Posteros" vorausgeschickt. Ich werde die Abhandlung darum nicht noch einmal übersetzen; aber sie bildet doch eine zu eigenartige und geschickte Einleitung zu allem Folgenden, als daß ich nicht den wesentlichen Inhalt derselben glaubte vorlegen zu müssen.

„Ein sterblicher Mensch", sagt er, der Dichter, den nach ihm Lebenden, „war ich, von euerer Herde; nicht von großer, aber auch nicht von gemeiner Herkunft; vielmehr von alter Familie. Von Hause aus war ich von nicht übler Veranlagung, doch hat Gewohnheit und Beispiel meine Natur geschädigt. Die Jugend betrog mich, das Mannesalter züchtigte, das Greisenalter besserte

mich. . . . In meinen jüngeren Jahren war ich zwar nicht sehr kräftig, aber wohl sehr gewandt; ich rühme mich keiner besonders schönen Gestalt, doch mochte ich in früheren Jahren wohl gefallen; ich hatte lebhafte Farben, der Teint spielte vom Weißen ins Graue; meine Augen sind lebhaft und sahen lange sehr scharf, bis ich später, nach dem sechzigsten Lebensjahre, unerwarteter Weise genöthigt war, zur Brille zu greifen[1]). Mein Körper war sonst sehr gesund, jetzt hat ihn das Alter und in seinem Gefolge ein Heer von Krankheiten befallen."

„Von ehrbaren Eltern, die aus Florenz stammten und, eher dürftig als reich, jetzt aus ihrer Vaterstadt verbannt waren, kam ich, im Exil, zu Arezzo zur Welt, 1304, an einem Montag, frühmorgens am 20. Juli. Reichthümer habe ich stets verachtet, nicht als ob ich nicht gerne reich gewesen wäre, sondern weil mir die Mühe und Sorge lästig war, die Reichthum mit sich führt. Auch die Freuden der Tafel ließen mich gleichgültig, bei bescheidenem Haushalte und gewöhnlichen Speisen lebte ich fröhlicher als alle Jünger des Apicius mitten unter den köstlichsten Gerichten. Feind des Einladens und des Eingeladenwerdens zu zwecklosen Gastmählern, war es mir dagegen größte Freude, mit wenigen Freunden zusammen zu speisen, freute mich aufrichtig, wenn sie ungebeten kamen und vermied es womöglich, ohne Genossen zu essen. So war ich auch inalleweg ein Gegner jeden Prunkes. . . . In meiner Jugend war ich einer heftigen, aber nur einer einzigen und zwar ehrbaren Liebesleidenschaft unterworfen, die mich noch länger hätte leiden lassen, wäre sie nicht, schon dem Erkalten nahe, durch den mir herben aber nützlichen Tod der Geliebten ausgelöscht worden. Ich wünschte sagen zu dürfen, daß ich mich von sinnlichen Ausschweifungen stets ferne gehalten; ich kann es nicht, ohne zu lügen. Indessen darf ich behaupten, daß ich trotz der noch andauernden Jugendgluth

---

[1]) Unbegreiflicher Weise liest Herr Koerting S. 456, A. 1 das gerade Gegentheil aus dieser Stelle heraus.

und der Hinneigung meiner Natur zu diesem Exceß, doch immer die Niedrigkeit jener Lüste verabscheute. Gegen mein vierzigstes Lebensjahr hin, wo doch noch Leidenschaft und Kraft genug übrig war, habe ich dann nicht bloß jeder sinnlichen Lust, sondern auch dem Gedanken daran so entsagt, als hätte ich nie ein Weib angeschaut. Und das rechne ich zum Glücklichsten, was mir begegnet, und danke Gott dafür, daß er mich noch gesund und stark doch von jener niedrigen und mir stets verhaßten Knechtschaft der Sinnenlust befreit hat. Ich gehe zu Anderm über. Den Stolz empfand ich, in Andern, nicht in mir, ja, unbedeutend, hielt ich mich stets noch geringer als ich war. Mein Zorn hat mir selbst wohl manchmal geschadet, Andern nie. Nach edler Freundschaft habe ich allzeit gestrebt, und sie aufs Treueste gepflegt. Leicht erregbar, vergaß ich doch auch leicht Beleidigungen und blieb für Wohlthaten dankbar. Fürsten und Könige beehrten mich in einem Maße mit ihrer Freundschaft, die den Neid erwecken mußte; mit manchen derselben stand ich so, daß der Standesunterschied ausgeglichen schien und mir ihr Vorrang wohl Vortheile, aber keine Widerlichkeiten eintrug. Von Vielen aber zog ich mich trotz meiner Neigung zu ihnen aus Liebe für meine Freiheit zurück.

„Meine geistige Veranlagung mag mehr für ruhige Betrachtung als scharfe Polemik angethan; zu jedem guten und nützlichen Studium war ich aufgelegt, namentlich aber für moralphilosophische und dichterische Beschäftigung disponirt. Mit zunehmendem Alter ließ ich letztere mehr bei Seite und erfreute mich an theologischen Studien, deren früher verachteten Reiz ich jetzt kennen lernte, während mir die Poesie nunmehr ein Schmuck meiner Mußestunden wurde. In ganz einziger Weise aber lebte ich der Erforschung des Alterthums, denn diese heutige Generation hat mir stets mißfallen und zwar so sehr, daß die Liebe zu den mir theuren Personen nie den Wunsch in mir unterdrücken konnte, lieber in jedem andern Zeitalter geboren worden zu sein. So strebte ich wenigstens, mich in Ge-

danken möglichst dem meinigen zu entrücken. Gerne las ich die Geschichtschreiber, wenn mich auch ihre geringe Uebereinstimmung unangenehm berührte. . . . Man rühmte mir eine klare und mächtige Redeweise nach: mir schien mein Vortrag schwächlich und dunkel."

Petrarca erzählt nun weiter, wie er sein erstes Lebensjahr in seiner Geburtsstadt Arezzo, die sechs folgenden auf einem Landgütchen der Eltern in Ancisa, etwa zwei Meilen von Florenz, zugebracht, dann nach Aufhebung der Verbannung seiner Mutter bis zum achten Jahre in Pisa lebte, und endlich mit den Eltern jenseits der Alpen an die Rhone nach Avignon kam, „wo der römische Pontifex die Kirche Christi in nur zu langem schmählichem Exile festhält", wenn auch vor Kurzem Urban V. sie für einen Augenblick nach Rom zurückführte. In Avignon verbrachte er dann seine Jünglingsjahre, doch nicht ohne Unterbrechungen, da er zwischendurch vier Jahre in Carpentras Grammatik, Dialektik und Rhetorik studierte. Vier andere Jahre widmete er in Montpellier dem Studium der Rechte[1]), das er drei Jahre lang in Bologna fortsetzte. Viele glaubten ihn nun für eine große juristische Laufbahn berufen, während er selbst, von diesem Studium angewidert, es gänzlich aufgab, um sich ausschließlich dem des römischen Alterthums hinzugeben. Zweiundzwanzigjährig kehrte er nach Avignon zurück, wo er seinen Umgang bald von angesehenen Männern gesucht sah. Insbesondere kostbar war für ihn die Verbindung mit dem Hause der Colonna, aus welchem Giacomo Colonna, Bischof von Lombez, ihm ein ganz einziger Freund wurde. Bei ihm brachte er, am Fuß der Pyrenäen, einen köstlichen Sommer zu; zurückgekehrt, lebte er in gleicher Innigkeit mit Giovanni Colonna, dem Car-

---

[1]) Es ist bezeichnend für die damaligen Universitätsstudien, daß Petrarca, kaum zwölf Jahre alt, bereits zum juristischen Studium nach dem Mons Pessulanus geschickt wurde (Fam. X 4). Man darf hier gar nicht den Maßstab unseres heutigen Gymnasial- und Universitäts-Studienplans anlegen.

dinal. Nun erwachte seine Reiselust, die ihn nach Frankreich und Deutschland führte, Paris und dann Rom und in Rom das Haupt der Colonneser Familie, den großen Stefano, kennen lehrte. Der Widerwille gegen Avignon führte ihn dann in die Einsamkeit der zwei Meilen (15 000 Schritte) von der Stadt gelegenen Vaucluse, wo die Königin aller Quellen, die Sorgue, entspringt, wohin er dann mit seinen Büchern übersiedelte und die schönsten Jahre seines Lebens, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, zubrachte. Hier entstanden die bukolischen Dichtungen, die beiden dem Bischof von Cavaillon gewidmeten Bücher über die Einsamkeit, hier faßte er den ersten Gedanken seiner Africa. Petrarca erzählt dann weiter seine Dichterkrönung in Rom, die ihn mit dem König Robert von Neapel in nähere Beziehung brachte, im Uebrigen aber viel mehr Neid als neue Erkenntniß zubrachte. Er kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß diese Krönung eine etwas verfrühte Sache war. Er spricht dann von seinem Aufenthalt in Parma, seiner Rückkehr nach Vaucluse in seinem vierunddreißigsten Jahre, dem abermaligen Verweilen in Parma, in Verona, endlich in Padua, wo er sich der Protection des Tyrannen der Stadt, Jacopo's von Carrara erfreute, der ihn, als Kleriker, auch mit einem Canonicat in Padua bedachte, der aber, nachdem der Dichter zwei Jahre bei ihm gelebt, durch einen jähen Tod ihm und dem Vaterlande entrissen worden. Obgleich dann des Verstorbenen Sohn und Nachfolger ihm ebenfalls alles Wohlwollen geschenkt, habe er doch den Hingang des ihm mehr gleichaltrigen Vaters nicht verschmerzen können und sei nun wieder nach Frankreich zurückgekehrt, nicht sowohl, um tausendmal Gesehenes wiederzusehen, als vielmehr, um nach Art der Kranken durch Ortsveränderung das innere Uebel zu beschwören.

Hiermit bricht die Darstellung ab. Sie wird aber, ganz abgesehen von den zahlreichen gelegentlichen Notizen, welche vielen Briefen eingestreut sind, wesentlich durch eine Anzahl der Senilien ergänzt, welche man als eigentlich autobiographische

Berichte bezeichnen kann.[1]) In dem Briefe an seinen alten Freund, den Erzbischof Guido von Genua (Sen. X 2), ruft er die Erinnerung an die gemeinsamen Studien in Carpentras, Bologna u. s. f. zurück, spricht dann eingehend von seinen Reisen, von der Vaucluse, von Avignon, von Paris; von seinen Schicksalen in Neapel und Rom, von der Pest, die Italien verheerte, und dem großen Erdbeben, das er in Verona erlebte, das auch Basel heimsuchte und am Rhein mehr als achtzig Burgen zerstörte — worüber er einen nunmehr verlorenen Brief an den Erzbischof Johann von Prag geschrieben. In dem artigen Schreiben an Giovanni von Arezzo (Sen. XIII 3) erzählt er nicht ohne Befriedigung, wie ihn bei einem Besuche in Arezzo (auf dem Rückwege von Rom 1350) die Bürger der Stadt zu dem Hause geleitet hätten, wo er das Licht der Welt erblickt, und wie der Magistrat von Arezzo darauf halte, daß dieses Haus unverändert erhalten bleibe. Er bezeichnet auch genauer die Lage dieser Wohnung in dem Orto genannten Stadttheil, wo so eine schlechte Frucht, wie er sei, zur Welt kam. Auch der 1374 geschriebene Brief an Luca della Penna (Sen. XVI 1) macht ausführliche Mittheilungen über Petrarca's Studien und Reisen, über seine Beziehungen zu den Colonna, zur Curie u. s. f. Wichtig ist auch das Schreiben an Boccaccio (Sen. XVII 2), nicht bloß wegen der Nachrichten über Petrarca's Legationen, sondern namentlich auch wegen derjenigen über sein Denken und Treiben als Schriftsteller, über die Bitterkeiten, die ihm aus der verfrühten Krönung in Rom erwuchsen (Fr. II 537), auch wegen der fast einzig in den Briefen dastehenden Andeutung auf seinen Liebeskummer (eb. 534) und dem Urtheil über sich selbst und seinen Werth als Dichter und Prosaiker, in welcher Hinsicht ihn Boccaccio dicht neben Virgil und Cicero gesetzt hatte. Gelegentlich erfahren wir noch Anderes aus Petrarca's früherer Jugend. So erzählt uns sein Widmungsbrief an Sokrates (Fam. Praef.,

---

[1]) Es sind Senil. X 2 (Fr. II 85); XIII 3 (Fr. II 280); XIII 10 Fr. II 300); XVI 1 (Fr. II 455); XVII 2 (Fr. II 525 f., 533, 537).

Fr. I 18), von der schweren Geburt, der er das Dasein verdankte, wie er lange Zeit leblos dagelegen und somit der Tod schon über der Schwelle seines Lebens schwebte; wie er dann, sieben Monate alt, durch ganz Toscana bis nach Pisa getragen wurde: ein starker junger Mensch hielt das Kind in einem Leintuch eingewickelt, wäre aber auf der Reise bei einem Uebergang über den Arno durch einen Sturz des Pferdes beinahe sammt seiner zu so großer Berühmtheit bestimmten Last ertrunken. Schade, daß Alexander Dumas diesen Vorgang nicht gekannt hat, als er, um die Florentiner wegen seines Dictums[1]) über den Arno zu beschwichtigen, die drei Fälle aus der Geschichte aufzählte, wo dieser hochberühmte Fluß Wasser genug führte, um gefährlich zu werden. Den Bruder Gherardo erinnert dann Petrarca scherzweise (Fam. X 3) an die Zeiten, wo sie beide als junge Elegants die Straßen von Avignon unsicher machten, an ihre Sorge um Toilette und Frisur — eitler Kram, sagt er, aber die wichtigste Angelegenheit in der Tagesordnung der Jugend, die auf der großen Brücke vor dem päpstlichen Palast in Avignon flanirte, etwas anders costumirt als die Boulevardiers von heute und doch in nichts Wesentlichem von ihnen verschieden.

Zu den autobiographischen Notizen Petrarca's zählen schließlich noch gewisse Eintragungen in Handschriften, von denen ein Theil seit längerer Zeit bekannt ist, ein anderer erst jüngst zur Kenntniß des Publicums gelangte. Die berühmte Virgilhandschrift Petrarca's in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand enthält eine Anzahl kurzer Aufzeichnungen über den Tod von dem Dichter nahestehenden Personen: so wird, mit dem Ausdrucke schmerzvoller Empfindung des Hintrittes von Petrarca's Sohn Johannes (er starb 1361 an der Pest), desjenigen von Sokrates gedacht; vor Allem aber findet sich hier die vielberufene Eintragung betreffs des Ablebens von Madonna Laura, von der noch später zu sprechen sein wird. Diese Notizen[2]) be-

---

[1]) A. Dumas, La Villa Palmieri, p. 83.

[2]) Sie sind seit Beccadelli, Tommasini, Suarez bekannt

wegen sich zwischen den Jahren 1348 und 1361. Eine andere Kategorie von Notizen bieten die erst von Nolhac bekannt gemachten[1]) mysteriösen Aufzeichnungen in Pariser Handschrift 2193. Eine Reihe von Daten findet sich hier, meist mit dem Zusatz „nocte", in der Nacht, seltner „die", am Tage, einigemal mit dem Ausruf „heu" daneben. Was hatte der Dichter hier zu beklagen? Waren es physische, waren es Zufälle moralischer Art? Niemand weiß jetzt darauf zu antworten. Den Vermerk 1348: Hoñ. pu . . . plurima, sed que in ca . . . exci . . . potuerint. h. heu, heu glaubt der Herausgeber honera (für onera) puppis plurima, sed quae in ca . . . excipi potuerint. heu, heu, heu auflösen und auf die dem Schiff von Petrarca's Leben auferlegten zu schweren Lasten deuten zu sollen. Ich kann nicht behaupten, daß mich diese Erklärung befriedigt, aber ich muß zugeben, daß, nachdem uns Petrarca, gewiß aufrichtiger Weise, von seiner vor seinem vierzigsten Lebensjahr (also 1344) eingetretenen völligen Sinnesänderung berichtet hat, diese in die Jahre 1344, 1345, 1348 und 1349 fallenden Eintragungen nicht leicht eine Art Gewissenserforschung in Hinsicht auf sittliche Fehler annehmen lassen, ein Gedanke, der sich bloß um so näher legen könnte, als diese Notizen in ein auch sonst mit mannigfachen interessanten Anmerkungen des Dichters versehenes Exemplar von Abälard's und Heloissa's Briefen eingetragen sind. De Nolhac denkt an etwas Aehnliches wie an Pascal's berühmtes „Amulett"; aber was macht man mit dem schmerzvollen Ausruf Heu, heu, heu?

Sprechen wir zunächst von Petrarca's Angaben über seine Familie und seine äußeren Verhältnisse. Wir haben

und von de Sade, Baldelli und Fracassetti erörtert worden; abgedruckt wurden sie zuletzt von Bartoli VII 192 und De Nolhac Pétrarque et l'humanisme, Par. 1892, p. 405 ff. (hier zum ersten Mal genau). Ein schlechtes Facsimile der Notiz über Laura gab L. Geiger, Renaissance und Humanism. in Ital. u. Deutschl. (in Oncken Allg. Gesch.) Berl. 1882, S. 44.

[1]) De Nolhac a. a. O. S. 409.

gesehen, was er von seinen Eltern sagt. Es ist wenig genug, und wir können kaum irre gehen, wenn wir mit Koerting (S. 45) annehmen, daß unser Dichter in Folge des ziemlich frühen Verlusts seiner Eltern einen wenig entwickelten Famliensinn besaß. Der Name des Vaters war Petracco (familiär für Pietro), welchen Namen der Dichter aus irgend welchem Grunde in Petrarca umwandelte. Letzteres ist sicher, wie der Reim in Petrarca's Grabschrift beweist, die richtige Aussprache und Schreibung des Namens, wenn auch die Handschriften meistens „Petrarcha" bieten. Der Dichter verfaßte ein lateinisches Gedicht auf den Tod seiner Mutter: aus demselben soll hervorgehen, daß sie Eletta hieß; anderseits hat man sie auf Grund einer Urkunde von 1331 Nicolosa genannt. Betreffs ihres Todesjahrs und ihrer Abstammung bestehen schwer lösliche Schwierigkeiten[1]). Von seinen Vorfahren nennt Petrarca nur seinen Urgroßvater Gargo (Garcius, Fam. VI 3), von dem er erzählt, daß derselbe das schöne Alter von 104 Jahren erreicht und an seinem Geburtstage, im selben Zimmer, wo er geboren war, entschlummert sei. Petrarca hatte, wie er selbst angibt (Fam. IX 2), zwei Brüder, von denen der eine als Kind starb, der andere, Gherardo, anfänglich das weltliche Leben Francesco's theilte, auch seinerseits den Versuchungen der Liebe unterlag, dann aber seinen Sinn änderte und in das Karthäuserkloster Mont Rive in der Provence eintrat. Außerdem soll er noch eine Halbschwester Selvaggia (aus einem illegitimen Verhältniß des Vaters?) gehabt haben, die sich 1324 vermählte, mit der er aber gar keine Beziehungen unterhalten zu haben scheint. Um so enger und treuer war das Verhältniß zu Gherardo, dem er zahlreiche Briefe schreibt, an dessen stillem Glück im Kloster er wärmsten Antheil nimmt; den er nicht unterläßt zu besuchen,

---

[1]) Für diese genealogischen Details muß auf die Untersuchungen Fracassetti's, bes. Lett. fam. I 214 und den sorgfältig gearbeiteten Abschnitt bei Koerting S. 41 f. verwiesen werden.

und dem er auch noch in seiner letzten Willensäußerung ein Zeichen zärtlicher Anhänglichkeit gibt[1]).

Petrarca war niemals verheirathet; aber er ermangelte darum der Nachkommenschaft nicht. Im Jahre 1361, 20. Juli, starb ihm in Mailand ein Sohn, der nicht ganz vierundzwanzig Jahre alt geworden war, der ihm sieben Jahre nach der Bekanntschaft mit Sokrates (1330, also 1337) geboren worden war. (Sen. I 3). Etwas später, um 1343 (Frac. Lett. fam. II 256), wurde ihm auch eine Tochter geboren, welche man nach dem Vater Francesca nannte; gut erzogen, heirathete sie 1361 einen jungen Nobile, Francheschino d'Amicolo de Brossano, dem unser Dichter alles Lob spendet (Sen. V 7 [8]) und der dann später mit seiner Gattin nach Venedig zog, um mit deren Vater zusammen zu leben.

Francesca schenkte ihrem Gemahl zwei Kinder, ein Töchterchen, welches Eletta getauft wurde (1362) und ein Söhnlein, das mit dem Namen auch die Züge des berühmten mütterlichen Großvaters geerbt hatte (1366). Das Enkelkind war eine große Freude für unseren Dichter, und er war außer sich, als ein früher Tod (1368, Juni 15.) ihm diesen Erben seiner Hoffnungen raubte (Sen. X 4, XI 3); er verfaßte für den Knaben eine poetische Grabschrift.[2]) Diese Tochter und der Schwiegersohn lebten die letzten Jahre Petrarcas mit ihm zusammen; er spricht gern von diesem Zusammenleben mit seiner „kleinen Familie" (Sen. XIII 16, 17), deren Glück auch Boccaccio zu rühmen weiß. Um so weniger Freude hat ihm der verstorbene Sohn Giovanni gemacht. In den Briefen ist von ihm zuerst die Rede 1348 (Fam. VII 1), wo er ihn dem Grammatiker Gilbert von Padua in die Lehre gibt; er erscheint da stets als adulescentulus noster, als alumnus

---

[1]) Vgl. die Briefe Fam. X 3, 4, 5 (wo er dem Bruder für eine von diesem geschnitzte Büchse — pyxis — aus Buxbaum dankt); XVI 2, 8 (beschreibt das Glück des Mönches). 9. XVIII 5 (schickt Gherardo ein Exemplar von Augustin's „Confessiones") XVII 1 u. a.

[2]) Abgedr. bei Fracassetti, Lett. fam. II 262. Bartoli VII 300.

noster: ganz unumwunden nennt Petrarca weder ihn noch Francesca geradezu seine leiblichen Kinder. Daß sie es waren, kann aber, namentlich seit de Sades Beweisführung, nicht mehr zweifelhaft sein. Schon in dem ersten Briefe von 1348 über Giovanni äußerte sich der Vater nicht gerade entzückt von seinem Sprößling; er empfiehlt dem Lehrer, ihn strenge zu halten und Stock und Ruthe nicht an ihm zu sparen; der soll starke Hand über ihn halten, um ihn vor den Verirrungen, namentlich auch den sinnlichen, zu hüten. Schon hier findet Bartoli Anzeichen einer harten Gesinnung. Der Junge blieb nicht lange in Parma; 1349 rief ihn der Vater zu sich nach Padua, um ihn dann mit nach Avignon zu nehmen. Warum: um ihn selbst zu erziehen? Einem Freunde sagte Petrarca, er bedürfe der Gegenwart des Knaben zu jeder Stunde, um an seine Pflichten für dessen Zukunft erinnert zu werden und ihn zur Fürsorge für denselben anzuspornen (ut . . . . conspectu suo tarditatem meam excitaret). In der That sorgte er für ihn: er ließ Giovanni durch ein päpstliches Decret legitimieren[1]) und erwarb ihm ein Canonicat zu Verona. Im 14. Jahrhundert sah man sich eben nach Beneficien um, wie man heute für sich und die Seinigen sich in Lebensversicherungen einkauft; der Gedanke, daß man mit der Annahme eines solchen Canonicats auch bestimmte Standespflichten auf sich nehme, lag den Meisten schon ganz ferne. Den jungen Canonicus schickt denn der Vater nach Verona, wo er ihn an seinen Freund Rinaldo de Villafranca empfiehlt (1352), bei welchem Giovanni schon als neun- oder zehnjähriger Knabe Unterricht empfangen hatte. Nichts ist seltsamer, als dieser Empfehlungsbrief. Petrarca beginnt damit, dem Freunde zu sagen, wie theuer ihm dieser Jüngling sei und wie sehr er wünsche, daß er gut erzogen werde. Der Knabe sei nicht schlecht begabt, in soweit er (Petrarca) urtheilen könne, aber in

[1]) De Sade citiert hierfür (Pièces just. II, p. 19) des Registr. Clement. VI, vol. XLV, fac. 200. Vergl. auch Foscolo p. 137. Fracassetti, Lett. fam. II 256.

seiner (des Vaters) Gegenwart sei der junge Mensch vollkommen stumm, es sei kein Wort aus ihm herauszubringen, und nur eines sei gewiß: nie habe er Jemand gesehen, der vor der Wissenschaft größere Scheu habe, als Giovanni; derselbe hasse und fürchte nichts mehr, als ein Buch, das sei sein einziger Feind. Bartoli findet in diesem Briefe den Beweis, daß es Petrarca an echt väterlichem Empfinden für seinen Sprößling gefehlt habe; daß er das Kind durch übermäßige Strenge eingeschüchtert, es die Erbitterung über seine geringen Fortschritte im Lernen in der beschämendsten Weise habe fühlen lassen. Ein Verhalten, das um so härter zu beurtheilen sei, als wir es mit dem Dichter der Liebe zu thun haben. Konnte er, meint unser trefflicher verstorbener Freund, nicht ein Sonett weniger zu Ehren Laura's machen und dafür dem Sohne einen Kuß mehr geben?

Der Untergang der Correggio, der Herren von Verona, zwang auch Petrarca's Sohn, aus Verona zu entweichen. Der Vater rief ihn 1354 nach Mailand zu sich zurück, wo er einige Jahre mit ihm zusammen zubrachte. Im Jahre 1358 äußert sich Petrarca in einem Schreiben an seinen alten Freund Guido Sette, den Erzbischof von Genua, nicht ungünstig über des Sohnes Führung, fügt auch hinzu, er sei talentvoll, aber er hasse die Bücher wie giftige Schlangen, und da hälfen weder Bitten noch Drohungen, noch Prügel (Fam. XIX 17). Dann muß aber der Vater zwischen 1358—59 oder 60 schweren Grund zur Klage gehabt haben, denn aus einem langen, an den Sohn selbst gerichteten Briefe (Fam. XXII 7) lernen wir, daß Petrarca ihn aus dem Hause gejagt. Warum, wird nicht gesagt; es ist von unauslöschlicher Schande (inexpiabilibus probris obruit) die Rede, von zügelloser Leidenschaft des Fleisches (Frac. III 142), von hochfahrendem, stolzem Wesen (fastus et contemptus). Petrarca beklagt, daß Giovanni ihm in Allem so unähnlich sei, während das Gegentheil Platz greifen müßte, wenn wahr wäre, was die Leute von ihnen glaubten (si suspicio hominum vera

esset). Aus dieser Aeußerung geht hervor, daß der Dichter den Sohn über das Geheimniß seiner Abstammung nicht aufgeklärt hatte. Er sagt ihm unumwunden, in seinem Hause sei kein Platz mehr für den Ungerathenen, seine Augen wollten ihn nicht mehr sehen; nur wenn er sich bessere, stehe ihm die Rückkehr offen. Giovanni war also zweifellos ein etwas leichtfertiges Bürschchen geworden, das mehr, als dem Vater erträglich war, an dem Becher sinnlicher Lust sog. Der Abbé de Sade glaubt aber (Mém. III 523) die eigentliche Schuld des Sohnes darin gefunden zu haben, daß er sich an dem von Petrarca in dem Brief an den Arzt Albertino de Canobio (Fam. XXII 12) beschriebenen Diebstahl betheiligt habe, den der Dichter seiner eigenen Bedienung vorwirft. Die Anklage ist von Fracassetti und L. Geiger übernommen worden; Bartoli hat sie, wie mir scheint, mit guten Gründen als unhaltbar zurückgewiesen. Es ist in der That nicht anzunehmen, daß Petrarca in die von ihm zusammengestellte und für die Nachwelt zurechtgemachte Briefsammlung ein Actenstück soll aufgenommen haben, in welchem er den eigenen Sohn als einen gemeinen Dieb brandmarkte.

Giovanni starb, wie schon bemerkt, 1361 an der Pest in Mailand. Die Art, wie der Vater sich über diesen Todesfall äußerte (Fam. 35; Sen. I 3), läßt erkennen, daß ihm der Verlust nahe ging, und daß der ungerathene Sohn doch nicht so gänzlich verloren war; bezeugt doch der Vater (Sen. I 2), Giovanni sei gerade da gestorben, wo er Hoffnung gegeben, es werde sein Leben sich bessern.

Aber wer war die Mutter dieser beiden Kinder unseres Dichters? Wir wissen es nicht, und man wird es schwerlich je wissen. Ist doch nicht einmal festzustellen, ob beide von derselben Mutter stammten. An Laura konnte selbstverständlich nie gedacht werden, da aus zahlreichen Aeußerungen Petrarcas klar erhellt, daß sie ihm nie Erhörung seiner Wünsche gewährt hat. In der Epistola ad Posteros bekennt er, nur einmal wahre

Liebe empfunden zu haben, manchmal aber den Regungen der Sinnlichkeit unterlegen zu sein. Demnach wäre das Verhältniß zwischen ihm und der Mutter der beiden Kinder nur ein auf sinnlicher Aufwallung oder Begier beruhendes gewesen, das er dann später abgebrochen hätte. Ohne zwingenden Grund hat man in seinem Weibe die „Freundin“ vermuthet, von der Petrarca in einem Briefe an die „Freunde“ (Fam. IX 3) erzählt: sie habe an seine Sinnesänderung nicht glauben können und sei trotz seiner Versicherung, daß er nunmehr ohne ein Weib leben wolle und obgleich er sie fortgejagt, immer wieder an seine Thüre zurückgekehrt und habe vor derselben die Nacht zugebracht. Auch die alten Genossen ließen nicht ab, ihn zu ihren Festlichkeiten und dem Rendezvouz edler Frauen zu rufen. Das eine wissen wir aus der Legitimationsurkunde Giovanni's, daß dessen Mutter eine „Ledige“ (soluta) war.

Es ist über diese Verhältnisse viel Thörichtes geschrieben worden. Carrière (III, 2, 496) fabelt von einer wilden Ehe, die Petrarca auf dem Lande (in Vaucluse) geführt haben soll, um sich über das von Laura versagte Glück zu trösten; Blanc meint, das durch die Geburt des Sohnes ihm erregte nachtheilige Urtheil der Welt habe ihn veranlaßt, Avignon zu verlassen — als ob Avignon nicht von schlimmeren Dingen gewimmelt hätte; Koerting nimmt Anstoß daran, daß Petrarca wegen des Bruches des Cölibats sich nie Gewissensbisse gemacht habe und dieses Vergehens sich in seiner „Selbstbeichte“ nicht anklage. Keinem dieser Schriftsteller ist aufgefallen, daß die Hauptschwierigkeit wo anders liegt. In den „Bekenntnissen“ betont Petrarca, dem heil. Augustin gegenüber, daß ihn die Liebe zu der einzig Angebeteten (zu Laura) innerlich gereinigt und vor jedem Fehltritt bewahrt habe.[1]) Und doch fällt das Verhältniß zu Giovanni's und Francesca's Mutter in die Jahre 1337—43, also zehn Jahre, nachdem er Laura zuerst gesehen, und fünf Jahre vor

---

[1]) Dazu vergl. man, wessen sich Amor in der Canzone Quell' antico

ihrem Ableben. Wie kann Petrarca behaupten, Laura's Einfluß habe ihn vor Verirrungen bewahrt! Ich sehe hier keinen Ausweg als die Annahme, der Dichter habe in dem „Secretum“ überhaupt nur eine dichterische, fictive Beichte abgelegt, bei der er sich eine relative Idealität zuschreiben durfte — oder, er habe über die Zeugung von Kindern ähnlich gedacht, wie etwas später Enea Silvio, da er die Früchte seiner Liebschaft mit jener in Straßburg von ihm begegneten Engländerin zur Erziehung in das väterliche Haus nach Pienza schickte und seinem verwunderten Papa den berühmten Brief schrieb, welcher von der Verdienstlichkeit der Theilnahme am Geschäfte der Schöpfung handelt.

Nein, Petrarca war nie frivol, gewiß nicht zur Zeit, wo das Secretum und die Canzone „Quell' antico“ u. s. f. entstanden. Ich muß das Räthsel, welches hier vorliegt, Anderen zu lösen überlassen, kann aber nicht umhin, einige Bemerkungen über die Beurtheilung zu machen, welche Petrarca's Verhalten in diesen Dingen wie auch hinsichtlich seiner Liebe zu Laura vom Gesichtspunkte seiner besonderen Standespflichten erfahren hat. Herr Koerting (S. 144) meint, uns müsse der Mensch und Priester Petrarca, der Jahre lang unerlaubte Beziehungen unterhielt, in einem fragwürdigen und wenig erbaulichen Lichte erscheinen, „während seine Zeitgenossen, welche tagtäglich viel ärgere Dinge in geistlichen Kreisen sich abspielen sahen, an einem so menschlich einfachen Vergehen eines Priesters nicht den geringsten Anstoß nehmen.“ „Die Thatsache,“ meint er dann

---

mio dolce empio Signore (üb. v. Förster XXVIII, S. 103 f.) in Betreff Petrarca's rühmen darf:

> „Und um den größten Dienst nicht zu verschweigen,
> Vom niedern Sinn hab' ich ihn ferngehalten,
> Daß nie gemeines Walten
> Ihm ein'gen Beifall mochte abgewinnen;
> Ein schamhaft reiner Jüngling im Verhalten
> Und Denken, seit er, der sich gab zu eigen,
> Die, gleich ihn zu erzeigen
> Sich selbst, ins Herz ihm tiefe Spur gedrücket.“

S. 75, daß er die vollen Priesterweihen (sic!) erhalten habe, läßt sich schlechterdings nicht anzweifeln: sie wird dadurch bewiesen, daß er im späteren Leben verschiedene kirchliche Pfründen und Aemter erlangte und daß er selbst erzählt, ein Bischofsstuhl sei ihm wiederholt nicht bloß angeboten, sondern auch aufgedrungen worden (Sen. IX 2. Apol. c. Gall. cal. 1181). Würde das nicht für beweiskräftig erachtet werden, so ließen sich leicht noch weitere Gründe anführen, so z. B. Petrarca's eigene Angabe, daß er die Messe celebriert habe."[1])

Hat Messer Francesco von dieser Beweisführung seines deutschen Biographen im Jenseits Kunde erhalten, so wird er sich höchlich darüber verwundert haben. Er hat jedenfalls das Recht, zu verlangen, man möge sich im Kirchenrecht einigermaßen umgesehen haben, ehe man es unternimmt, sein Sündenregister unbillig zu verlängern. Daß Petrarca Kleriker gewesen, und zwar von seiner frühesten Jugend (sciens me clericalem vitam a pueritia tenuisse), sagt er uns selbst in der Epistola ad Posteros. Die Uebernahmen des klerikalen Charakters durch die Tonsur und die sog. vier niederen Weihen war für denjenigen gefordert, welcher ein kirchliches Beneficium haben wollte.[2]) Unser Dichter aber hat, um sich finanziell unabhängig zu stellen, offenbar sehr früh in Avignon um Beneficien angehalten. Er hat deren dann zwei bekleidet, auf zwei andere, die man ihm verliehen, hat er großmüthig zu Gunsten ärmerer Freunde verzichtet. Insbesondere spricht er (in der erwähnten Ep. ad

---

[1]) De otio relig. II p. 361: accessit opportuna necessitas, divinas laudes atque officium quotidianum . . . celebrandum.

[2]) Giovanni de Medici, Lorenzo's Sohn, wurde, sieben Jahre alt, vom König von Frankreich zum Abt von Fonte dolce und Erzbischof von Aix ernannt, worauf er (1483, 18. Juni) die Tonsur und das geistliche Kleid erhielt. Im Verlauf der Zeit fiel ihm eine Unzahl von Pfründen zu (vergl. Roscoë D. A. I 21), er ward Cardinal und endlich zum Papst gewählt 1513, 11. März; erst hierauf ließ er sich am 15. März zum Priester, am 17. zum Bischof weihen (man vergl. Hergenröther Regesta Leon. X. p. 1. 2. 3).

Posteros und in dem Append. Litt. bei Frac. III 517) von seiner Präbende in Padua und seiner Würde als Archidiakon in Parma (Fam. IX 5). Er soll auch den Titel eines Hofkaplans bei Robert von Neapel getragen haben[1]) — alles das waren Titel und Beneficien, welche man damals tragen konnte, ohne eine höhere Weihe zu haben: bekanntlich aber verpflichten nur die letzteren, vom Subdiakonat an, zum Cölibat. Daß Petrarca sich jemals dazu entschlossen habe, eine höhere Weihe zu nehmen, ist mit nichts nachzuweisen, und wenn er in späteren Jahren auch eine solche genommen hätte, in seinen jüngeren ist er sicher nur einfacher Tonsurist, bezw. Minorist gewesen, wie die meisten oder wenigstens sehr viele Beneficiaten der Zeit, welche keine mit Seelsorge verbundene Pfründe (beneficium curatum) besaßen. Das scheint auch ferner aus dem Trionfo della Castità (v. 61 bis 63) klar hervorzugehen. Pfründen, welche irgendwelche Verantwortlichkeit mit sich brachten, wollte Petrarca niemals annehmen. „Ich will", schreibt er an Franc. Bruni (Var. 15), „keinerlei Prälatur, und ich habe nie nach einer solchen Verlangen getragen; ebenso mag ich kein Beneficium mit Seelsorge, und wäre es das reichste. Ich habe genug mit meiner eigenen Seele zu schaffen." Schon um 1361—62 hatte er für das Amt eines Apostolischen Secretärs gedankt (Senil. I 4), welches durchweg eine Staffel zum Cardinalat zu sein pflegte. Es ist ihm auch später wieder angetragen worden; vergl. die Belege bei Fracassetti a. a. O. Demgemäß hat er es auch stets abgelehnt, ein Bisthum zu übernehmen (Fam. IX 5 und XI 3)[2]), wenn seine Lage ihn auch hier und da veranlaßte, sehr dringend bei dem Papste um eine Aufbesserung durch Verleihung anderer Gnaden zu bitten

[1]) Das Patent dieser Ernennung (1341, April 2), bei De Sade III Pièces justif. n. 16 abgedruckt, ist mir nicht ganz unverdächtig. — Vergl. zu den übrigen Pfründen Fracassetti Adnot. p. 7 f.

[2]) Sen. XI 3 (Frac. II 147) könnte die Stelle non senescens tantum, sed inermis presbiter, falsch übersetzt und ausgelegt, dahin gedeutet werden, als ob Petrarca sich als Priester bezeichne. Das inermis presbiter geht offenbar auf den Papst.

(Sen. XIII 12). Der Inhaber eines Canonicates und Archidiakonats war aber zur Recitation der kirchlichen Tagzeiten verpflichtet: das ist das Officium quotidianum, wovon Petrarca einmal spricht, das er auch redlich verrichtet (Sen. IV 4) und welches ein Theologe nur mit Lächeln von Hrn. Koerting auf die Darbringung des Meßopfers bezogen sieht. Demgemäß hat Petrarca auch ein Brevier, worüber er in seinem Testament verfügt (Frac. III 542), nicht aber einen eigenen Kelch, den ein Geistlicher seines Ranges, falls er Priester gewesen wäre, sicher nicht entbehrt hätte.[1])

In der Epistola ad Posteros hat uns Petrarca einige Angaben über sein Aussehen in der Jugend gemacht. Wie sah er im Alter aus? Die persönliche Erscheinung war ihm nicht gleichgültig; von einem Manne, der ganz im ästhetischen Empfinden aufging und von Eitelkeit nicht frei war, ist das zu erwarten. Das Erscheinen einiger weißen Haare auf seinem lorbeerbekrönten Haupt ist ihm nicht gleichgültig; er zieht sie sich sorgfältig aus (Fam. I 2). Der Spiegel ist ihm ein heimlicher Geselle, den er hier und da zu Rathe zieht. Das dreiundsechzigste Jahr — bei uns ist es das sechsundsechzigste — gilt für kritisch; er ist herzlich froh, als es überstanden ist (Sen. VIII 1) und mit Behagen erörtert er, Giovanni Boccaccio gegenüber (1366), die Frage, wann denn eigentlich das Alter anfange: ob schon mit vierzig Jahren, wie Einer will, oder mit fünfzig, oder gar erst, Augustin zufolge, mit sechzig. Er kommt zu dem tröstlichen Ergebniß: „wenn du dich alt fühlst, dann, und nicht früher, sollst du dich alt nennen. Unterdessen schweige und warte ab, was die Jahre thun“ (ebendas.). Aber im selben Jahre schreibt er doch auch den Freunden: „ich bin alt geworden, und wenn ich es verheimlichen wollte, ich könnte

---

[1]) Von sonstigen Titeln führte unser Dichter nur noch den eines Pfalzgrafen (comes sacri Palatii), welchen ihm Kaiser Karl IV. verliehen und für dessen Ausfertigung er Fam. XXI 2 dem Bischof Johann von Olmütz dankt.

nicht. . . . Der Spiegel verräth es mir und die Anderen lesen es mir vom Gesicht. Der ganze Anblick ist verändert, die alte Jugendfrische ist fort; über die einst so glänzenden und lebhaften Augen sinkt eine melancholische Wolke nieder: Andern mißfällt sie, mir wird sie theuer." Die Runzeln der Haut, die spärlichen und gebleichten Haare zeigen den kommenden Winter an (Sen. VIII 2). Geistig fühlt er sich aber immer noch frisch, ja er begrüßt das Alter als eine liebe Freundin, die zu erreichen nicht werth ist, der es fürchtet, mit der vereinigt zu sein der nicht verdient, der es schilt. Ihn mache es froh und heiter.

Das hindert nicht, daß Petrarca mit zunehmendem Alter über die Krankheiten klagt, die sich jetzt einstellen und von denen seine Jugend verschont geblieben war.[1]) Die erste Spur einer erschütterten Gesundheit treffen wir aber nun in dem Brief an Guido Sette (Fam. V 18), wo der beginnende Krieg zwischen dem Körper und dessen Gast angekündigt wird. Um 1365 berichtet Boccaccio sehr unerquickt, über das häßliche Uebel der Krätze, welches ihn befallen (Sen. III 5). Im Jahre 1366 findet er sich in Folge einer andern Krankheit äußerst schwach (Sen. VI 4); 1368 muß er sich bei Papst Urban V. entschuldigen, daß eine Erkrankung ihn an der Reise nach Rom hindere (Sen. XI 1); im folgenden Jahre von Neuem von Urban nach Rom eingeladen, beruft er sich wieder (Sen. XI 16) auf eine schwere Krankheit, welche ihn so erschöpft gelassen, daß er den kurzen Weg von seinem Hause bis zur Kirche nur gestützt auf den Arm der Diener oder Kleriker zurücklegen könne: für ihn, der einst so gerne gereist, werde nun jeder Schritt ein Mühsal. Im Jahre 1370 überfällt ihn, wie er wieder an Urban schreibt (Sen. XI 17), eine Schwäche oder Lähmung, die ihn dreißig Stunden lang wie leblos da liegen macht, so daß ihn Alle für todt hielten; so

[1]) Sen. XI 2 klagt er nur über eine ihn schon von der Kinderzeit her plagende tibiae collisio; ich weiß nicht, weshalb Hr. Koerting hieraus auf eine Belästigung durch hohe Temperatur des Blutes schließt (S. 456, A. 1).

krank, sagt er, sei er seit seiner Geburt nicht gewesen. Einige Zeit später fühlt er sich bis auf eine Schwäche des Magens wieder hergestellt (Sen. XII 2), welche Besserung auch 1372 angedauert zu haben scheint (Sen. XIII 14 u. 15). Früher hatte er, um das Gefängniß seines Leibes (corporeum ergastulum, Fam. XV 14) zu ertragen, Erholung in seiner Vaucluse gesucht; jetzt jammert er, daß er häufig vom Tertianfieber geplagt in die Hände der Aerzte falle (Var. 22), die ihn bei einem derartigen sehr heftigen Anfalle gänzlich aufgaben. Sie erklärten ihm, daß er in der Nacht sterben werde, wenn er einschlafe. Unser Dichter schlief aber vortrefflich, und als die Aerzte morgens kamen, um nach dem Todten zu sehen, fanden sie ihn munter und mit Schreiben beschäftigt. Wie wenig er von den Aerzten hielt, werden wir später sehen. Seine Diät schrieb er sich selbst vor. Er lebte am liebsten von Gemüsen und Obst, trank nur Wasser (Sen. XII 1) und war ein abgefeimter Feind des Weines, der seiner Ansicht nach höchst schädlich ist und bei dessen bloßem Gedanken ihm schon die Podagra kommt (Sen. XII 1). Giovanni Colonna, der von diesem Uebel heimgesucht ist, räth er als Heilmittel äußerste Mäßigkeit und Enthaltung von Wein an; er versichert, an dieser Cur entschiedene Wirkung beobachtet zu haben (Fam. III 13). Was er übrigens in dem 1366 vollendeten Tractat über die „Heilmittel gegen Glück und Unglück" betreffs unseres Verhaltens gegenüber verschiedenen Leiden, wie den Zahnschmerzen, der Schlaflosigkeit, dem „Gliederweh" (Rheumatismus?), der Podagra, sagt, läßt mich stark vermuthen, daß Messer Francesco niemals eine rechte rage de dents gehabt und mit Podagra und Gelenkrheumatismus nur oberflächliche Bekanntschaft gemacht hat.

Nicht lange vor seinem Tode erhielt Petrarca von dem neuen Papste, Gregor XI., wiederholte Einladung, an den päpstlichen Hof nach Avignon zu kommen. Er muß wiederum ablehnen; mit seinem elenden Körper ist es jetzt so gestellt, daß er unmöglich reisen kann; mit äußerster Noth kann er von seinem

Hause bis zu der benachbarten Kirche gelangen (Sen. XV 2; 14). Dieser Schwächezustand hat Petrarca nicht lange darauf seinem Ende zugeführt. Der Tod überraschte ihn in einer Julinacht 1374, während er in seinem Bibliothekzimmer arbeitete. Des Morgens fanden ihn die Freunde entseelt, das Haupt auf das aufgeschlagene Buch vor ihm gestützt.[1])

Das ist der wahrscheinlichste Bericht über den Hingang des großen Dichters, wie wir ihn dem Briefe des Giovanni Manzini de la Motta (vom 1. Juli 1388) verdanken[2]); nach einer noch anderen, vermuthlich zurecht gemachten Erzählung wäre derselbe in den Armen Lombardo's verschieden und mit seinem letzten Hauche wäre ein weißes Wölkchen aus seinem Munde gegen die Decke des Zimmers aufgestiegen.[3])

Petrarca hatte die letzten Jahre seines Lebens in Padua und dessen Nähe zugebracht. Seit 1369 hatte er den Aufenthalt in dem benachbarten Arqua liebgewonnen, wo er Anfangs als Gast der Augustiner weilte (Sen. XI 14), dann sich einen Villino baute, der seine letzte Zuflucht sein sollte. Hier starb er und hier fand sein Begräbniß statt.[4]) Seine Gebeine ließ der Schwiegersohn zunächst in der Kirche des Dorfes beisetzen; sechs Jahre später wurden sie in dem vor der Kirche für ihn errichteten Mausoleum bestattet.[5])

---

[1]) Der Todestag ist wahrscheinlich der 18. Juli, vgl. dazu Koerting S. 451, A. 1.

[2]) Abgedr. bei Lazzeri Miscell. ex mss. libr. Coll. rom. Rom. 1754, Fracassetti Lett. Fam. II 348.

[3]) So Filippo Villani und Manetti bei Tommasini Petr. Redivivus p. 205. Vgl. hierzu die Ausführungen bei Hortis Scritt. ined. p. 303, Koerting S. 452 und de Nolhac Petr. et l'Humanisme p. 73; desselb. Le „De Viris illustribus" de Pétr., Par. 1890, p. 72.

[4]) Die Litt. darüber gibt Fracassetti zu Sen. VI 4 (I 334). Ueber P.'s Wohnung in Arqua Tommasini Petr. Red. p. 153. Tommaséo bei Malmignati p. 85. Zabbora Petr. in Arqua, Padov. 1797. Reumont A. Z. 1874, Sept. 9. Vgl. jetzt noch A. Z. 1892, Nr. 269, 270 Beil. u. eb. 1895, Nr. 162. Bekannt ist Byrons Childe Harold, IV, Str. 30 f.

[5]) Tommasini a. u. O. S. 157. Malmignati p. 189. Fracassetti Lett. Fam. II 348.

Gibt es ein authentisches Bildniß Petrarcas? Wie von Dante, so gibt es auch von Petrarca einen überlieferten Typus, der uns seit Jahrhunderten in zahllosen Wiedergaben begegnet. Gleichwohl konnte weder für den einen noch den andern ein gesichertes Porträt aufgewiesen werden. Die Vermuthung legt sich nahe, daß die Petrarcabilder nur auf den Schilderungen beruhen, die uns einige zum Theil gleichzeitige Schriftsteller von seinem Aussehen machen.[1]) Die Aufmerksamkeit, welche Petrarca seinem eigenen Aeußern schenkte, läßt von vornherein nicht annehmen, daß er nicht gerne der Nachwelt ein gutes Porträt von sich hinterlassen hätte; er würde heute gewiß nicht zu den paar Sonderlingen gehören, welche sich aus Princip nicht photographiren lassen. In der That wissen wir aus seinem eigenen Zeugniß (Sen. I 6), daß Pandolfo Malatesta ihn zweimal malen ließ. Das eine Mal handelte es sich, wie es scheint, um ein größeres Bild (eine Holztafel? in tabellis), das andere Mal wohl nur um eine Handzeichnung; Malatesta hatte den besten damaligen Maler, einen Freund Petrarca's, mit der Sache beauftragt; derselbe kam, setzte sich zur Unterhaltung neben den Dichter, der in seinem Buche las, und zeichnete ohne ein Wort zu sagen seinen Kopf. Petrarca merkte es schließlich, ließ es dann aber geschehen. Man sieht, auch die „meuchlings“ genommenen Moment-Photographien der Gegenwart sind nichts ganz Neues. Das Porträt war übrigens nicht recht gelungen. Vasari erzählt später[2]), der von Malatesta gesandte Meister sei Simone de Martino gewesen, der Petrarca wie Laura in Avignon gemalt habe; indeß geht das aus des Dichters eigenen Worten nicht hervor. Aber auch andere Leute besaßen schon zu Lebzeiten des Dichters Bilder von ihm, so der gute Bergamaske, der um 1358 oder 1359 den Besuch Petrarca's empfing (Fam. XXI 11).

---

[1]) So Boccaccio (bei Rossetti S. 321); Villani (bei Méhus p. 196); Sicco Polento (eb. 199); Vergerio (bei Tommasini p. 175) und Manetti (eb. 200). Vgl. Koerting S. 454.

[2]) Vasari Vite, ed. Milanesi. I 560.

Bald nach seinem Tode treffen wir den Kopf Petrarca's auf Fresken und in Miniaturen, er geht gleich demjenigen Laura's in die Ausgaben des Canzoniere über, und die Künstler meinen die Authenticität des Porträts zu garantiren, wenn sie dabei schreiben, es sei nach demjenigen presso il s^r consigliere Bianconi oder ex eleganti tabella apad Vulpios gefertigt. „Diese Bilder", bemerkt de Nolhac (S. 378), „gleichen sich niemals. Ueberall Widerspruch, Chaos. Die Einen machen aus Petrarca einen unbärtigen, schmachtenden Liebhaber oder einen eleganten Cavalier mit Schnurrbart; die Andern einen häßlichen, mißmuthigen und lächerlichen bonhomme de comédie. Daneben nimmt sich nun Raffael's Darstellung des Dichters im Parnaß gut aus, sie ist wenigstens nobel, des Dichters würdig, man sieht wenigstens, wie die schöne Seele des Malers sich Petrarca vorstellte."

Unter all' diesen Bildern hatte sich das, welches Marsand seiner Ausgabe der Rime (Padua 1819—20) beigegeben hatte und welches in der Festschrift Padova a Francesco Petrarca (1874) wiederholt war, das meiste Ansehen gewonnen. Es ist die Wiedergabe eines Fresco, das sich an dem 1581 abgetragenen (vermeintlichen) Wohnhause Petrarca's zu Padua befand und das 1816 Bischof Dondi in dem großen Hofe des bischöflichen Hofes zu Padua anbringen ließ. Es zeigt den Dichter in betender Haltung und soll nach Marsand ein gleichzeitiges Werk Guarienta's sein. De Nolhac hat die Unwahrscheinlichkeit dieser doppelten Annahme nachgewiesen. Das Haus, an welchem dieses Wandgemälde sich ursprünglich befand, ist irrthümlich für die Wohnung des Dichters gehalten worden; es war die allgemeine Curie der Domherren, wo jener vielleicht einmal vorübergehend geweilt hat und wo vermuthlich erst nach seinem Tode die Canonici das Bild ihres berühmten Collegen als Erinnerung anbringen ließen. Weit größeren Anspruch auf Authenticität hat eine Rothstiftzeichnung in Cod. 606 q. F. der Pariser Nationalbibliothek; die Handschrift enthält Petrarca's Werk „De viris illustribus", und ist ganz von der Hand von

des Dichters treuem Secretär Lombardo della Seta und zwar für Francesco de Carrara, dem das Buch von Petrarca gewidmet war, geschrieben. Alles spricht dafür, daß der Signor von Padua selbst die künstlerische Ausschmückung der Handschrift besorgen ließ und daß sowohl er als Lombardo Alles gethan haben, um das Porträt des Dichters möglichst ähnlich zu gestalten. Wir verdanken Hrn. de Nolhac die erste Publication dieses schönen Bildes. Der Kopf des Dichters trägt die in seiner Zeit übliche Kappe, welche die obere Hälfte der Stirn und die Ohren verdeckt, sich unter dem Kinn hinzieht und in ihrer Verlängerung Brust und Arme verhüllt. Kein Lorbeer schmückt ihn. Das Gesicht zeigt ein feines, scharfgeschnittenes Profil, eine edle, sanft gebogene Nase, gewölbte Stirn; das Kinn tritt zurück, nicht hervor wie bei Dante. Der Mund ist geschlossen, die Unterlippe scheint, etwas stärker entwickelt, von den Resten eines einst so mächtigen sensitiven Vermögens zu sprechen, die feinen Grübchen der Mundwinkel spiegeln den liebenswürdigen Humor des Dichters ab. Diese köstlichen Lippen, das sieht man, sind mit dem, was sie erzählt und gereicht haben, Tausenden ein Labsal gewesen.[1]) Das Auge ist scharf und klar, wie wir es an den Florentiner Köpfen gewohnt sind. Das ganze Antlitz ist ruhig, sympathisch, man sieht, die Leidenschaften der Jugend haben sich gelegt, die Fähigkeit für heitern, edlen Genuß hat sich bis ins Alter erhalten.[2])

---

[1]) In den Tagen seiner Jugend, wo Petrarca noch ein „homme de monde" war, hat er, wie uns Donato degli Albanzani (in Hortis' Scritti ined. di Petr. p. 232) verrathen hat, nicht selten mit seinem Wort und Lied die schönen Damen der Provence entzückt: et ego ipse Stupeum (d. i. Petrarca in Eclog. III) rogavi dicere aliquid inter egregias dominas existentem, e cuius ore loquendo tanta suavitas procedebat, quod in mensis seu in cena derelinquebat omnes attentos ad ipsam solam facundiam; aliquando iocose recitabat inter Dominas rhythma vulgaria, quae mirabiliter erant auditu et per ipsum composita (also seine eigenen Liebeslieder).

[2]) Vergerio's Bericht stimmt nicht übel zu unserer Pariser Zeichnung: „statura mediocris aut paulo superior, plena facies, rotundiora membra, et in senectute ad crassitudinem vergens, colore lucido inter

In wie vielen Punkten das Gegentheil von dem muthmaßlichen Aussehen und dem traditionellen Typ Dante's.[1])

Wie von seiner Gesundheit, so spricht Petrarca auch nicht selten von seinen Vermögensverhältnissen.[2]) Vom Vater hatte ihn die Habgier der Testamentsvollstrecker nicht viel mehr als eine schöne Cicerohandschrift erben lassen (Sen. XV 1). Die bei Verbannung seiner Eltern mit Beschlag belegten Güter in Florenz machten die Florentiner später Miene, ihm zurückerstatten zu wollen; als er aber ihre Einladung, sich in Florenz niederzulassen und die daselbst begründete hohe Schule mit seinem Namen zu zieren, nicht annahm, war weiter keine Rede davon. So war er im Wesentlichen auf den Ertrag seiner Pfründen angewiesen, und da diese zum Theil in Naturalien bestanden, hatten sie für den meist Abwesenden nur geringern Werth.[3]) Häufig begegnen wir in den Briefen dem Lobe der goldnen Mitte zwischen Armuth und Reichthum: mediocritas optima (Fam. III 14). Petrarca haßt den Geiz, den er als das schlimmste aller Laster ansieht; er rühmt sich gerne, niemals nach großem Reichthum gestrebt zu haben, schon allein deshalb, weil alles über das Ebenmaß hinausgehende ihm verdächtig sei (omnis enim mihi altitudo

---

candidum et subnigrum, vivacibus oculis" (bei De Sade, III, Pièces just., p. 13).

[1]) Gleichwohl sind beide Köpfe häufig, selbst von trefflichen Kennern, verwechselt worden. Ich besitze einen kostbaren Intaglio mit einem Kopfe, den Philaletes s. Z. für ein Porträt Dante's erklärt hat, während Witte in ihm einen Petrarca zu erkennen glaubte. Zwei weitere der Pariser Miniatur verwandte Petrarcabilder sind seither veröffentlicht worden: das eine von J. v. Schlosser in s. Veroneser Bilderbuch, Taf. 24, das andere, schon von Nolhac (La Biblioth. de Fulvio Orsini, Par. 1887, 372) erwähnte, aus Cod. 3198 des Vatican, jetzt durch Cozza-Luzi im Archivio stor. dell' Arte, Ser. II, 1, fax. IV (Rom. 1895) herausgegeben. Die Hschr. ist in der Mitte des 15. Jhr. geschrieben, das Bild könnte Copie nach einem authentischen Porträt Petrarca's sein.

[2]) Fam. III 14; VI 8; VII 6, 10; XIV 4; XVI 3; XIX 17; XX 8; XXII 12; Var. 15.

[3]) Vgl. Malmignati Petrarca a Padova, a Venezia, e ad Arqua Padua 1874, p. 24. Koerting S. 297.

suspecta est) und sich am sichersten nach dem Worte des Dichters in geschützten Thälern wohne — habit ant vallibus imis. Doch paßte es ihm deshalb noch lange nicht, geradezu arm zu sein (Fam. VII 6). Er braucht Diener — ohne die er gerne lebte, wenn er es könnte; er braucht Pferde, da er häufig reist — in Arqua, um 1374, hat er deren zwei, und das ist das Wenigste, was er nöthig hat. Auf Reisen braucht er mehr (Sen. XI 16), überhaupt kann er ohne Diener und Pferde nicht leben (Fam. XIX 16; Var. 17). Er braucht Schreiber, fünf bis sechs; wie er aus Arqua schreibt, hat er nur drei, weil er keine weitern brauchbaren zu finden weiß. Außerdem lebt ein ehrwürdiger alter Priester mit ihm zusammen (Var. 15). Der Haushalt ist also nicht klein, und Petrarca klagt öfter über Geldverlegenheit. Der häufige Wechsel des Aufenthaltes und das aus der künstlerischen und empfindsamen Natur des Poeten sich ergebende Bedürfniß nach einer freundlichen und guten Wohnung legte auch Opfer auf, die Petrarca auch oft genug empfunden hat.[1]) Unter dem Eindrucke solcher Verhältnisse konnte er sich wohl manchmal arm nennen (pauper sum, Fam. XVIII 1; vgl. XIX 17; XX 8) und behaupten, er sei stets Freund einer „anständigen Armuth" gewesen (honestae paupertatis, Fam. XX 14) und verachte das Geld (pecuniae non solum animo sed professione contemptor, Fam. XVII 8). Richtiger noch wird er sich selber beurtheilen, wo er sagt, das Geld rolle ihm nur so durch die Finger, ohne

[1]) In Mailand wohnte Petrarca sieben Jahre lang dicht bei S. Ambrogio, dann siedelte er von der Stadt in das Kloster S. Simpliciano über (Fam. XXI 14; vgl. XVI 11 [wo er S. Ambrogio beschreibt]; XVII 10; XIX 6 16.). Ueber die Wohnung in Parma vgl. Ronchini La dimora del Petr. in Parma. Modena 1874. In Venedig bewohnte er den ihm von der Stadt eingeräumten Palazzo delle due Torri, der später Kloster wurde und jetzt noch an der Riva degli Schiavoni, an der Ecke des Ponte del Sepolcro, erhalten ist (vgl. Fracassetti zu Var. 43 und Sen. IV 3.). Lett. fam. V 381. Malmignati Petr. a padova etc. p. 65. In Padua besaß P. eine doppelte Wohnung, die Archidiakonats-Curie, die ihm nicht paßte und ein eignes Haus (App. Litt. 6, bei Fracassetti Fam. III 521).

hängen zu bleiben (Fam. XIX 7). Messer Francesco war eben eine der Naturen, die das Charisma des Sparens nicht empfangen haben und zu vornehm sind, um es je zu lernen, die einen gewissen Luxus nicht entbehren können und es doch unter ihrer Würde finden, sich nach dem dazu nöthigen kleinen Baargelde zu bücken. Solche Menschen sollten nur als Millionäre auf die Welt kommen. In diesem Punkte nicht vorsichtig gewesen zu sein, war für Petrarca um so empfindlicher, als man im 14. Jahrh. mit Büchern und Liedern noch weniger verdiente als jetzt und es keine Verleger gab, die ihm, wie Lord Tennyson, tausend Pfund für jedes Sonett bezahlten.

Gehen wir noch etwas weiter auf die Lebensweise des Dichters ein. Mäßigkeit war oberstes Gesetz derselben. Er war kein Freund der Tafelfreuden, so gerne er Gastfreundschaft übte und so herzlich er den Freunden was er hatte — auch seine Bücher und seinen Garten — zur Verfügung stellte (Fam. VIII 4). Er selbst aß sich nie satt: wenn er vom Essen aufstand, nahm er grundsätzlich stets noch ein Restchen Hunger mit sich (Sen. XII 2). Er hielt auch eine einzige Mahlzeit des Tages für ausreichend, überließ es aber dem Geschmacke jedes Einzelnen, ob er für diese den Mittag oder den Abend als die geeignete Zeit hielt: ihm scheint, daß Leute, welche den Tag über zu arbeiten haben, am besten Abends speisen (Sen. XII 2). Von den hygienischen Vorschriften der damaligen Heilkünstler hielt er gar nichts; viel aber von Fasten, und auch Vespasian's Hochachtung vor der Massage findet seinen Beifall (Sen. V 3). Uebrigens konnten die Gäste selbst in der Landeinsamkeit der Vaucluse es an seinem Tische aushalten. Wo er Agapeto Colonna einlädt (Fam. II 10), zählt er ihm als zu erwartendes Menu außer den Virgil'schen Aepfeln, Kastanien und Milch . . . . „mitia poma, Castaneae molles et pressi copia lactis" auch sein Bauernbrod (inelaboratum ac regidum panem), ein Häschen und eine Schnepfe (peregrina grues?) und etliches Gebeiztes vom Eber auf. Selbst ein Colonna konnte darauf hin wagen, die Einladung anzunehmen.

Auch im Schlaf war Petrarca mäßig. Er erinnert sich, daß Augustus nur sieben Stunden schlief und auch diese sehr unterbrochen durch Staatsgeschäfte. So hielt er sechs Stunden Schlafes für sich ausreichend, zwei andere genügen für die übrige Nothdurft des leiblichen Daseins, den Rest der vierundzwanzig Stunden reclamirt er für sich, d. h. für seine Studien (Fam. XXI 12). Die Augen fallen ihm dabei freilich manchmal zu, und wenn er sich nachts im Spiegel sieht, sehen sie ihn übermüdet und schläfrig an, sodaß er sich selbst kaum wiedererkennt (eb. 13). Doch lernen wir aus dem Brief an Pietro von Bologna (Sen. IV 4), daß er sich auch ein Mittagsschläfchen gönnte, während dessen man ihn nicht zu wecken pflegte. Er beklagt sich, daß die Domestiken hier die richtige Ausnahme nicht zu machen wissen. Den Tag über sitzt er in seiner Bibliothek, wo er auch den Besuch der Freunde empfängt (Sen. XI 14), der ihm ebenso erwünscht ist, wie ihm nichtssagende Besuche lästig sind. Wie er sich bei letztern fühlt, beschreibt er in seinem Brief an Sokrates (Fam. XXII 8): „ich habe weder den Rücken eines Elephanten noch den eines Kameels, um solches zu ertragen; beim bloßen Anblick eines derartigen Besuches breche ich zusammen und lasse, mit Horaz zu reden, die Ohren wie ein müder Esel herunterhängen — dimitto auriculas ut iniquae mentis asellus. Er läßt den Freunden alle Bequemlichkeit in seinem Hause, aber er hält auch selbst darauf, in keiner Weise beengt oder belästigt zu werden. Darum liebt er auch bequeme Kleidung und ist mit Schneider und Schuhmacher fortwährend in Streit, weil sie ihm weder Kleider noch Schuhwerk weit genug machen wollen (Fam. IX 3). Darum sind ihm auch die Domestiken, so nöthig er sie hat, eine unerträgliche Last. Das Klagelied über diesen Gegenstand hört nicht auf. Er freut sich des Cölibats und ist zufrieden, keine Frau zu haben, aber er ist aus der Scylla in die Charybdis gefallen, da er sich nun in den Händen seiner Bedienung sieht. „Man nennt diese Leute servi, Diener; in Wahrheit sind es Hunde, bissige, nimmersatte Spitzbuben (Fam. V 14); der eine taugt nichts

als Diener, weil er noch zu jung ist, der andere ist zu alt; der eine zu heftig, der andere zu schläfrig.“ Früher hat er diese Dinge zu strafen und zu bessern gesucht; jetzt sieht er ihnen mit ohnmächtiger Resignation zu (Fam. IV 14). Man hält seine Diener noch für die besten unter ihres Gleichen; und doch sind sie die schlechtesten Individuen. Andere beneiden ihn noch darum, während er in dieser Gesellschaft nur eine Hauspest sieht und sie wie ein Gift, das in seinen Eingeweiden haust, verabscheut. Diener heißen sie, in Wirklichkeit sind sie die Herren, nichtswürdige und lästige Tyrannen (Sen. IV 4).

Armer Petrarca! Und was würdest du erst sagen, wenn du in unseren Schuhen stecktest und Socialdemokraten zu Dienern nehmen müßtest!

Diesen „kleinen Misèren des Lebens“ gegenüber, die Callot in seiner köstlichen Suite der „grandes et petites misères“ nicht hätte übersehen sollen, rettete sich dieser Dichter ganz in seine Bücher. „Lesen, Schreiben, Meditiren waren mir“, schreibt er, „von frühester Jugend an meine liebsten Freuden“ (Sen. XIII 7); sie waren es in noch höherm Grade, seit er allen jugendlichen Passionen Lebewohl gesagt. Darum ist er auch Feind aller nicht geistigen Vergnügungen und erklärt es für unbegreiflich, daß der Marchese Ugo von Este an Ritterspielen und dergleichen Geschmack findet (Sen. XI 13). Was würde er zu den Crickets und Lawn-tennis sagen, mit denen unsere junge Herren- und Damenwelt ihre zunehmende Unfähigkeit, sich etwas Geistreiches und Angenehmes zu sagen, zu verdecken genöthigt ist? Darum hält er auch den Aufenthalt an den damals von lärmenden Festen widerhallenden Fürstenhöfen für reinen Zeitverlust (Sen. XIII 7; XVII 2) und bedauert die Tage, die er diesem Leben geopfert. Wie glücklich fühlt er sich dagegen jetzt in seinem Landgütchen in Arqua, wo er sich ein kleines, aber reizendes Häuschen mitten in Oliven und Reben, die seiner kleinen Familie das Nöthige geben, gebaut hat! Da wohnt er nun in seinem Alter, obgleich kränklich, aber in vollkommener Ruhe, entfernt vom Lärm und den

Sorgen der Welt, ohne Unterlaß lesend und schreibend und Gott für alles Gute und für alle Heimsuchung dankend (Sen. XV 5).

Auch über seine Art zu arbeiten und zu schreiben hat uns Petrarca in seinen Briefen manches erzählt. Er kann zwar mitten im Tumult schreiben (praepropere et inter tumultum, Fam. XIX 13). Aber er zieht die Nacht dem Tage vor: in dem Brief an Francesco Nelli (Sen. XIX 7) werden die Vortheile des nächtlichen Arbeitens auseinandergesetzt. Demnach sind viele Briefe, wie die Datirung ausdrücklich ergibt, mitten in der Nacht (Fam. XXI 10, 11 media nocte nocturnarum epistolarum limes sit), beim Scheine der Nachtlampe, die stets neben ihm brannte (Fam. V 5; intempesta nocte VI 6; sub intempestae noctis silentio, IX 11; eb. XI 1; XV 12; XVI 12), oder vor anbrechendem Tage (ante lucem Fam. XVI 11; XX 10, 15; XIX 2), beim Morgengrauen (prima face, Fam. XIII 20; Sen. VIII 8), oder gegen einbrechende Nacht (ad vesperam, Fam. XVII 5; raptim ambigua iam luce Fam. XXI 3), auch mitten in der Finsterniß (inter tenebras, Fam. XXI 12) und mit von der Kälte erstarrten Fingern (torpentibus digitis, Fam. XIX 2), geschrieben. Letzteres begegnet ihm, wenn er des Nachts aus dem Schlafe erwacht und einen Gedanken festhalten will, der später vielleicht nicht mehr wiederkehrt. Da greift er zu dem Calamus, der stets neben dem Kopfkissen hängt und zeichnet auf, was er bei eintretendem Lichte oft kaum mehr lesen kann. Denn oftmals wälzt er sich Nachts mit allerlei Gedanken umher, die er dann wohl erst am Tage aufzeichnet; wie er, was draußen in Feld und Wald ihm durch die Seele gezogen, niederschreibt, wenn er nach Hause zurückgekehrt ist (Var. 40). Wenn er einmal (Sen. VI 5) dem Patriarchen von Jerusalem gegenüber das lange Ausbleiben einer Sendung mit seinen zahlreichen Beschäftigungen und seiner „natürlichen Trägheit" entschuldigt, so werden wir wissen, was wir von letzterem Vorwand zu halten haben. Es wird Petrarca wie uns Allen, die wir ganz dem Studium hingegeben sind,

ergangen sein: unwillig, in demselben gestört zu werden, gehen wir lässig und säumig an die Erledigung der Dinge, die der gemeine Lauf des Lebens mit sich bringt.

So angestrengt unseres Dichters Thätigkeit war, so genügte seine eigne Arbeit ihm nicht. Wir sehen, daß er fortwährend mehrerer Schreiber benöthigt ist. Aber so wenig wie mit seinen Domestiken, ist er mit seinen Copisten zufrieden. Bitter klagt er über „die eigensinnige Faulheit und den faulen Eigensinn" derselben (Sen. VI 5). Um ein Werk, das in wenigen Monaten geschrieben, zu copiren, brauchen sie Jahre, und dann schreiben sie noch etwas ganz Anderes als die Vorlage bietet, so groß ist ihre Unwissenheit, ihre Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit (Sen. V 1). Nur einer seiner Schreiber scheint ihm besonders theuer geworden zu sein. Das war jener junge Mann aus Ravenna, den er wie einen Adoptivsohn behandelte und der durch langjähriges intimes geistiges Zusammenleben mit dem Dichter nicht geringe Kenntnisse erworben hatte. Hier hatte Petrarca die Erfahrung gemacht, die sich bei uns Allen wiederholt: daß das Dictiren nur dann eine wirkliche Förderung ist, wenn wir die Empfindung haben, daß unser Wort in die Feder einer uns sympathischen und an unserer geistigen Schöpfung inneren Antheil nehmenden Person fließt. Um so schmerzlicher war es ihm, daß dieser sonst gutgeartete Jüngling, von plötzlichem Wandertriebe ergriffen, ihn zu verlassen beschloß (Sen. V 5).

Bei all' dem ist Petrarca kein Stubenhocker. Die allgemeine Abneigung seiner Landsleute gegen die Bewegung im Freien hat er nicht getheilt. Seine Lieder und seine Briefe erzählen von den Wanderungen, die er über Berg und Thal von seiner lieben Vaucluse aus unternimmt. Ueberall, auch in der Stadt, sucht er seinen Spaziergang. „Täglich", schreibt er Sokrates von Parma aus (Fam. VIII 7), „gehe ich über Land; nicht, weil ich auf den Feldern zu thun hätte, die mich nichts angehen, sondern aus Hang zur Einsamkeit, um womöglich mich und meine Schmerzen zu vergessen". Das ist der lyrische Zug des Ge-

müthes, aus dem heraus der Deutsche den Spaziergang liebt wie keine andere Nation. Die Seinigen und vollends erst die Parmesaner werden Petrarca nicht begriffen haben. Denn wer geht in Parma und auf den heißen Reisfeldern seiner flachen Umgebung spazieren?

Zu den Lebensgewohnheiten Petrarca's gehörte das Reisen. Wir kommen auf dieses Thema wieder zurück. In jener Zeit konnte man nur auf dem Rücken des Pferdes oder zur See dazu kommen, die Welt zu sehen. Posten gab es auch noch nicht, und so mußte, wer bequem über Land reisen wollte, sich seine eigenen Pferde halten. Wir sehen, daß unser Dichter deren immer mehrere hatte. Man hat ihn als einen schlechten Reiter erklärt, weil er einmal in einem Gedränge mit dem Roß stürzte und dabei fast das Leben verlor. Auch sonst hatte er allerlei Mißgeschick. Daraus folgt nicht, daß er schlecht zu Pferde saß. Auch beklagt er sich nie über diese Art der Beförderung. Dagegen hat er sich mit der See niemals gut vertragen. Die häufigen Reisen nach der Provence oder nach Neapel zwingen ihn nicht selten, sich einzuschiffen. Aber er widersteht der Seekrankheit nicht; „sein Magen ist von Natur nicht auf das Meer eingerichtet,“ schreibt er schon in jungen Jahren an Guicomo Colonna (Fam. IV 6), und der große Sturm, den er bald darauf in Neapel erlebt, läßt ihn Giovanni Colonna beschwören, sein, des Dichters, Leben niemals mehr Wind und Wellen anzuvertrauen. „In dem Punkte möchte ich weder Dir noch dem Papste, noch, wenn er zum Leben zurückkehrte, meinem leiblichen Vater mehr folgen. Ich überlasse die Luft den Vögeln, das Meer den Fischen; eine Landratte (terrenum animal) will ich auch zu Land reisen“ (Fam. V 5).

Es war auch ein hervorstechender Zug in Petrarca's Wesen, daß er das Landleben liebte und bevorzugte. Auch darin weicht er von den Neigungen der Italiener ab, die wohl der Villegiatura in den heißen Sommermonaten benöthigen, dafür aber im Winter der Stadt umsoweniger entrathen mögen. Unser

Dichter hat, durch die Verhältnisse gezwungen, freilich auch vielfach in Städten gelebt. Avignon, Mailand, Parma, Padua, Verona, Venedig haben ihm lange Jahre als Residenz dienen müssen. Aber sein Herz stand nach Wald und Flur. Der Dichter, in den besten Jahren seines Schaffens, nannte Vaucluse seine wahre Heimath, und die Einsamkeit Arqua's wurde die letzte Zuflucht des der Menschen und der Städte müden Greises. Um nur der Ruhe und der Stille zu genießen, denkt er oft daran, sich in irgend einen Winkel der Erde zu vergraben (Sen. I 5); mitten aus den Geschäften flieht sein Sinn zu den Wäldern, den Buchen, den grünen Wiesen der Ferne (Sen. II 6); mit Neid denkt er an diejenigen, denen gegönnt ist, nichts zu hören als das Brüllen des Rindviehs, das Murmeln der Bergwässer, den Gesang der Vögel; „nehmt mir," schreibt er einmal, „Alles, was ich besitze, laßt mich nackt, wie ich geboren wurde, aber gebt meiner Seele Ruhe und Frieden, dann bin ich reicher als irgend ein Sterblicher" (Sen. VIII 7). Es wäre zu verwundern, wenn solch' ein Mensch nicht auch ein Herz für die Thiere gehabt hätte. Ein Freund hat ihm einen Hund in Vaucluse zurückgelassen, der sich, nachdem er seinen Herrn betrauert, an Petrarca anschließt. „Dein Hund," berichtet dann dieser, „ist schwärzer als Pech, leichter als der Wind und treuer als je ein anderer Hund gewesen" (Fam. XII 17). Und nun beginnt er ein Loblied dieses Thieres zu singen, das ihn auf seinen Waldspaziergängen begleitet und ihm manches Wild bringt; ich vermuthe, daß Messer Francesco nicht weit von Georges Sand's Meinung entfernt war, die ich für mein Theil unbedenklich unterschreibe: „plus je connais le genre humain, plus la race canine gagne dans mon esprit."

Petrarca hat aber auf seinem Landgute nicht bloß geträumt und gedichtet. Er ist auch ein guter Gärtner gewesen; das Verdienst, diese Eigenschaft an ihm entdeckt zu haben, ist P. de Nolhac zuzuschreiben. Es ist keine Phrase, wenn Petrarca (Fam. XI 12) von den mit seinen eigenen Händen bestellten Gärten spricht und aus eigener Erfahrung darf er (Rem. I 57) Anderen den Rath

geben, sich dem Gartenbau und dem Baumschnitt zu widmen, um ihre Muße auszufüllen und ihre Sorgen zu brechen. In welchem Maße er das selber übte, erfahren wir jetzt aus einem kürzlich von de Nolhac (S. 385 f.) veröffentlichten Document; es besteht in handschriftlichen Noten Petrarca's, welche dem Cod. Vat. 2193 beigesetzt sind und von denen ein Theil seine Gartenarbeiten in Parma um 1348 behandelt. In Parma hatte der Dichter außer dem eigentlichen Garten noch einen Baumgarten mit Reben, die sich nach italienischer Sitte an den Fruchtbäumen emporrankten. Wir erfahren da von seinen Beobachtungen und Experimenten auf dem Gebiete der Weincultur, in der Behandlung des Apfelbaums, des Pfirsichs, des Zyssop und Rosmarin, und de Nolhac unterläßt nicht zu bemerken, wie unser Dichter mit seinem Motto „placet experiri“ der Vorläufer einer totalen Reform des Gartenbaues in Italien geworden ist. Einige Jahre später sehen wir ihn ebenso bemüht, in Mailand sich die Annehmlichkeit eines gutgepflanzten Gartens zu verschaffen; in einem solchen (in ortulo s. Ambrosii) fand am 16. März 1359 eine der denkwürdigsten und für die Entwickelungsgeschichte des Humanismus bedeutsamsten Zusammenkünfte zwischen ihm und Boccaccio statt. Seit 1369 bald in Padua, bald in Arqua wohnend, legt Petrarca auch hier Gärten an, bei deren Pflege sein Schwiegersohn und sein treuer Secretär Lombardo della Seta ihm behülflich sind. Mit ganz besonderer Sorgfalt wird hier der Lorbeer gebaut. Der Apoll geheiligte Baum war Petrarca aus mehr als einem Grunde theuer. Mit seinem Laub war er in Rom als Dichter gekrönt worden; sein Name rief ihm die Erinnerung an Laura wach, war ihm Symbol des Ruhmes und der Liebe, der beiden Achsen, um die sich sein Leben gedreht hatte. Kein Wunder, daß er bis an sein Ende sie liebte:

„Die Kühlung, die aus süßem Lorbeer quillet,
Hauch, Schatten, Duft und Blüthen froher Stunden“. . .

Daß ein so reich begabter Geist, wie derjenige Petrarca's, außer der Poesie noch andere talents d'agréments besaß, legt

sich von vornherein nahe. Er selbst bekennt sich als Freund der Musik; Gesang, Flöten- und Lautenspiel nennt er unter den Genüssen früherer Tage[1]) und es kann kaum zweifelhaft sein, daß das für die Renaissance so wichtige musikalische Element seinem Einflusse mächtige Förderung verdankt. Aber de Nolhac hat wahrscheinlich gemacht, daß unser Dichter auch etwas zeichnete (S. 399). In den von ihm besessenen Handschriften finden sich zahlreiche kleine Federzeichnungen, die man nicht wohl Jemandem anders als dem Dichter selbst zuschreiben kann. So namentlich in dem Plinius der Pariser Nationalbibliothek (Nr. 6802), wo sich u. A. außer einer symbolischen Darstellung der Stadt Rom eine höchst merkwürdige Federzeichnung findet, welche, mit der Unterschrift „Transalpina Solitudo mea iocundissima“ eine Ansicht der Quelle der Sorgue in des Dichters geliebter Vaucluse zeigt. Man sieht da den Felsvorsprung, aus welchem die Sorgue entspringt, bekrönt durch das früher als Wallfahrtsort besuchte, jetzt längst verschwundene Kapellchen des h. Victor; im Vordergrund steht ein Reiher, der einen kleinen Fisch verspeist — einer jener Wasservögel, von denen Petrarca öfter in seinen poetischen Briefen als von Bewohnern der Vaucluse spricht. Diese Pliniushandschrift hatte er laut einer Eintragung 1350 in Verona gekauft und sie blieb dort, als er im Juni 1351 wieder nach der Provence zurückreiste. (Fam. XII 5; Sen. X 2; vgl. de Nolhac p. 47, 271). Es ist nicht anzunehmen, daß ein Anderer, als der Dichter selbst, diese persönliche Erinnerung an die ihm so theure Vaucluse in Italien zeichnen konnte.

IV.

Petrarcas Charakter ist ein Problem, über welches die Biographen sich nicht völlig geeinigt haben und das in der That

---

[1]) Vgl. Fam. XIII. 8 Dr. Remed I. 23. In seinem Testament (Frac. III. 542) vermacht er „seine gute Laute“ Tommaso Bombasio de Ferrara, „damit er sie nicht um der Eitelkeit dieser Welt, sondern zu Gottes Lobe schlage.“ Dazu Boccaccio bei Rossetti p. 323. Villani bei Méhus p. 196. Koerting S. 711.

nicht ganz einfach ist. Welches war der innere Kern dieses Mannes? Welches die Triebfeder seines Handelns? Was war die Dominante seines ganzen Lebens? Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht bloß für das Verständniß des Dichters von Bedeutung; denn der Vater des Humanismus hat dieser gesammten Richtung seine Tugenden wie seine Fehler als Erbtheil hinterlassen. Sein Naturell und sein Charakter sind typisch für das Renaissancezeitalter geworden, man kann diese Zeit nur unvollkommen verstehen, wenn man nicht in die Seele ihrer Väter — Petrarca und Boccaccio — eingedrungen ist.

Die Grundlage von Petrarca's Wesen bildet, nach der physiologischen Seite, ein ausgesprochen florid-sanguinisches Temperament. Die Beschreibung, welche er selbst und Andere uns von seiner körperlichen Erscheinung, dem lebhaften Colorit des Antlitzes, den feurigen Augen, den gerundeten Formen des Baues geben, stimmt zu dem Eindruck, welchen seine Schriften uns von seiner seelischen und geistigen Configuration geben. Behandelt das Schicksal sie einigermaßen gnädig, so können derartige Temperamente sehr glücklich sein: die tragische Auffassung des Lebens liegt ihnen von Natur fern. In dem Briefe an Federigo Aretino (Sen. VIII 7 od. Frac. I 488) legt Petrarca die Stimmung dar, aus der heraus die Dinge des Lebens seiner Ansicht nach zu beurtheilen sind. Es ist ganz die des heitern, von der Sonne des Glücks nicht verwöhnten, aber noch weniger vom Unglück mißhandelten Sanguinikers. „Nichts," heißt es, „ist gewöhnlicher, als daß man auf dieser irdischen Reise klagt und lamentirt; und nichts ist überflüssiger und verächtlicher. Freilich gibt es nur wenige Dinge, die uns vollauf befriedigen, aber wer da als Mensch geboren wird mit all' den Eigenschaften, die den Menschen ausmachen, der darf, wenn er auch nicht allzeit zufrieden ist, doch nicht klagen."

Menschen dieser Art sind meist gutmüthig. Alle Freundesbriefe Petrarcas zeugen von der Humanität seiner Gesinnung, seinem Wohlwollen und seiner Uneigennützigkeit gegenüber den

Freunden. Insbesondere sind die Briefe an Gherardo (wie Sen. XV 5) Beweise seiner Güte gegen den Bruder; in mehr als einem Briefe bewundert man die Langmuth und Nachsicht, die unerschöpfliche Güte, die er jenem jungen Manne aus Ravenna bewies, den er sich als Schreiber herangebildet, mit reichen Kenntnissen ausgerüstet, wie einen Sohn behandelt hat und der ihn nun — man möchte glauben in einem Anfall von geistiger Störung — plötzlich verläßt, um einer phantastischen Reiselust zu genügen. Wie der Bursche denn bald enttäuscht und aller Mittel entblößt zurückkehrt, nimmt er ihn wieder in väterlicher Güte auf. „Sein Kopf räth ihm ab, aber sein Herz zwingt ihn zum Gegentheil.“ (Fam. XXIII 19; Sen. V 5, 6; XI 8, 9). „Ich will lieber,“ sagt Petrarca ein andermal (Sen. II 4), „das Meinige verlieren, als mich mit Fremdem belasten.“ Immer generös, reicht er — auf Nimmerwiedersehen — seinem alten Lehrer zwei kostbare Handschriften, um sie zu versetzen (Sen. XVI 1); gibt er zwei seiner Beneficien an Freunde ab, verzichtet er zu Gunsten des Luca Cristiano auf sein Canonicat zu Modena (Sen. XIV 4). Wenn er einmal sich weigert zu leihen, so ist es, weil sein Beutel bis auf den Boden geleert ist. Den Geiz verabscheut er wie kein anderes Laster (Fam. I 9, 10), den Freunden gegenüber ist er von größter Uneigennützigkeit, er will von ihnen keine Geschenke (Sen. XV 9); „ich habe,“ sagt er (Sen. X 5), „stets gratis geliebt und bin gratis geliebt worden.“ Auch vom Neide glaubt er sich völlig frei (Sen. XIII 7; de Secret. e. al. 2), doch ist es erlaubt, mit Ugo Foscolo (S. 131) zu bezweifeln, ob er sich hier, wenigstens in Hinsicht des Handwerksneides, andern Dichtern, insbesondere Dante gegenüber, nicht einer Selbsttäuschung hingab. Er glaubt auch außer seiner Selbstlosigkeit seine Verschwiegenheit und seine Energie auf Reisen loben zu dürfen (Fam. I 5). Gegen Niedrigerstehende benimmt er sich freundlich und herablassend. Er willigt ein, der Gast eines einfachen Bergamasken zu sein, der sich zu seinen Bewunderern zählt; er kommt jungen strebsamen Männern und selbst Knaben

wohlwollend und fördernd entgegen (Sen. XIII 5). Höher Stehende will er nur nach ihrem innern Werthe, sowie ihn sein geistiges Auge erkennt, schätzen und behandeln (Fam. III 11), wozu sich allerdings sagen läßt, daß er den Tyrannen von Mailand und Padua und auch den Florentiner Bürgern (Fam. XI 5) ganz ordentlich zu schmeicheln weiß.

Dem Verzeichniß dieser löblichen Eigenschaften steht ein nicht unbeträchtliches Register von Fehlern gegenüber. Petrarca ist nicht frei von angeborenem Stolze (Sen. V 2) und Eitelkeit. Er nimmt mit großer Genugthuung die Erweise der Bewunderung von Großen und Kleinen entgegen (Var. 25; Sen. XVI 7), spricht mit Vergnügen von den vornehmen Herren, welche die Vaucluse besuchen, um die Quelle und ihn zu sehen (Fam. XII 12) und ist äußerst empfindlich gegen Kritiken und Censuren, wie seine Abhandlung „De sua ipsius et aliorum Ignorantia" zeigt. Er nennt sich einmal selbst im höchsten Grade weich und entnervt (Fam. VII 12), und darum erträgt er den Widerspruch nicht. Angriffe machen ihn rasend, nicht allein, weil er vom Bewußtsein seiner Größe als Gelehrter und als Dichter erfüllt ist, sondern weil er wirklich vor der Kritik Angst hat und ihm jene alma sdegnosa fehlt, die Dante so groß macht, weil nichts in ihm von jenem grande disdegno des echten Stoikers war, der den Mückenstichen unbesiegbare Ruhe und dem Tadel kleiner Literaten Verachtung entgegensetzt. Jemand war der Ansicht, Petrarca's Gedichte hätten nicht verdient, daß er als Dichter gekrönt wurde. Flugs setzt er sich hin und schreibt eine poetische Epistel von nicht weniger als 289 Versen, um sich zu vertheidigen (Ep. poet. X 1—2). Ein Anderer hat etwas auszusetzen an der Messung eines seiner lateinischen Verse; auch diesen Unglücklichen überschüttet er mit einer poetischen Epistel (VII 1), in welcher er ihn mit einem wüthenden Hund, einem Affen vergleicht, der einen Tiger anfällt. Diese maßlose Reizbarkeit tritt ganz besonders auch in der Apologie hervor, welche Petrarca den Angriffen eines Franzosen auf seine Ansicht betreffs der Rückkehr des Papstes nach Rom

(1372) entgegensetzte[1]) und die in der That, wie Koerting ausführt, „kein glänzendes Zeugniß für den Charakter und auch nicht einmal für die Gelehrsamkeit ihres Verfassers“ ablegt. Hier wird entschieden mit giftigen, nicht immer ehrlichen Waffen gekämpft; der Dichter läßt sich von seiner Empfindlichkeit dermaßen hinreißen, daß man sagen muß, die Leidenschaft habe ihm den Kopf verdreht und ihm jede Fähigkeit zu einer objectiven Beurtheilung der Dinge genommen.

Mangelnde Seelengröße bedingt auch Mangel an Muth. Petrarca war kein Held. Daß er sich vor der See fürchtete, haben wir schon gesehen. Abenteuer, wie der nächtliche Ueberfall bei der Flucht aus Parma (1345 Fam. V 10.), der Sturz mit dem Pferde bei Einholung des päpstlichen Legaten Albornoz vor Mailand (Var. 56.) lassen einen tiefen Schrecken bei ihm zurück. Auch den Krankheiten gegenüber und namentlich Angesichts der Pest (Sen. I 7), gegen Erdbeben (Fam. XI 7.) und Blitzschläge (Secc. III) zeigt er sich nichts weniger als tapfer. Schlimmer ist der Undank, dessen man ihn, namentlich seinen alten Wohlthätern, den Colonna's gegenüber geziehen hat. Der Trostbrief an den greisen Stefano Colonna (Fam. VIII 1.) ist ein herzloses Actenstück, in welchem die kalte Rhetorik keine wahre Empfindung aufkommen läßt, und die Abkehr von den Colonna's zur Zeit, wo Cola di Rienzo seinen seltsamen Traum im Kampfe gegen die großen Adelsgeschlechter durchzuführen sucht, macht unserm Petrarca auch keine große Ehre (Fam. II 16). Man muß indessen, um seine Haltung in dieser Lage zu verstehen, sich daran erinnern, daß der phantastische Versuch der Wiederaufrichtung der römischen Republik auch unserem Dichter den Kopf dermaßen verrückt hatte, daß er vollkommen aus dem Gleichgewichte kam. Cola war ein großer Bürger, dem die Narrenkappe tief über die Augen hing; und Messer Francesco hat die Krankheit dieser

---

[1]) Contra cuiusdam Anonymi Galli calumnias Apologia. Vgl. Koerting S. 388 f.

Jahre mitgemacht. Sein Kopf hat sich an den Colonna schwer versündigt, sein Herz möchte ich freisprechen.

Was den eigentlichen Inhalt seines Lebens ausmachte, hat uns Petrarca nicht unterlassen zu sagen. „Amitié, étude, beaux-arts et solitude, voilà mes passions“, meinte Voltaire. Aufrichtiger und vollständiger ist unser Dichter, wenn er Ruhm und Liebe als die Götter, denen er opfert, nennt.

„Noch lebt in mir ein anderer Gedanke,
Der bittersüß, mir Lust und Schmerzen bietet,
Und, mühevoll drin behütet.
Das Herz mit Sehnsucht drückt, mit Hoffnung nähret,
Der nur nach Ruhm zu trachten mir gebietet.“ [1])

Und dazu:

„Das ist die eine Säule meines Lebens;
Ihr Nam' ist mir die zweite.“ [2])

Sowohl in den Bekenntnissen[3]), als in den Briefen wird das bestätigt. Den Angriffen seiner Neider antwortet er in dem Briefe an Luca von Piacenza (Fam. IX 14).

„Wo ich gehe und stehe, mir wird der Ruhm nicht fehlen; ich müßte mich sehr täuschen, wenn mein Name nicht allenthalben, in Stadt und Land, siegreich durchdränge. Gewiß: Gott birgt mich in sicherm Hafen, er wird mich vor den Verleumdungen übelwollender Menschen bewahren. Mich gegen sie zu schützen, darauf ist jetzt all' mein Sinnen gerichtet; Tag und Nacht denke ich daran, Gott wird mich dabei nicht im Stiche lassen.“

Ruhm zu gewinnen und den gewonnenen sich zu bewahren, war in der That der Gegenstand seines Sinnens Tag und Nacht. Liebe und Ruhm waren das fin mot seiner Existenz: aber die Unsterblichkeit eines großen Namens war ihm noch theuerer als der sterbliche Leib eines Weibes. Das ist der bestimmende

---

[1]) Canzone XVII, al. 39 und 21 (I'vo pensando e nel pensier m'assale); Uebers. Förster S. 80.

[2]) Canzone I, al. 40 und 22 (Che debbo io far ecc.). Uebers. Förster S. 84.

[3]) Secret. p. 352 (ed. Basil.).

Grundzug seines Wesens; man wird gut thun, will man Petrarca verstehen, sich auf Schritt und Tritt daran zu erinnern.

Das Temperament wird uns angeboren, den Charakter erzieht das Leben. Gehen wir den Einflüssen nach, welche dieses auf die innere Entwickelung Petrarca's üben mußten, so erhebt sich an erster Stelle die Frage, wie sich unser Dichter zu den Problemen des Jenseits gestellt, welche Einwirkung die Religion und das kirchliche Element seiner Zeit auf ihn geübt hat.

In den späteren Jahren seines Lebens spielt das religiöse Element entschieden eine größere Rolle als in seiner Jugend. Kein Zweifel kann walten, daß er der Kirche, deren Kleid er als Geistlicher trug, auch innerlich und aufrichtig angehörte. Mehr als einmal verwirft er in den Briefen jede dem Glauben feindliche Wissenschaft. Christus ist ihm die einzig wahre Weisheit; was wir auch seien, zuerst müssen wir Christen sein (Fam. VI 2). Mit innerer Rührung betritt er in Rom die Stätten, an denen die Begründer des christlichen Glaubens gelebt und gelitten (ebd.). Er ist eifrig in der Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten; streng im Fasten (Sen. VII 1), treu im Gebet. Auch des Nachts erhebt er sich manchmal, um zu beten[1]) (Fam. XXII 10); sein Brevier hat er wachend stets vor sich und schlafend hält er es unter seinem Kopfkissen (ebd.). Hundertundfünfzig Jahre später läßt sein begeistertster Bewunderer, Cardinal Bembo, sein Brevier durch einen seiner Cameriere beten, „um sich seine Latinität" nicht zu verderben. Man sieht, welche Fortschritte der Humanismus in der Epoche zwischen Petrarca und Leo X. gemacht hat. Im Papst sieht unser Dichter den wirklichen Statthalter Christi (Sen. VII 1): so unzufrieden er mit den Avignoneser Päpsten ist, kein Gedanke an Rebellion gegen das Institut des Papstthums ist je an ihn

[1]) Vergl. Var. 15 und die von Hortis (p. 667) publicirten, von Petrarca verfaßten Gebete, wie die Oratio quotidiana, diejenige ad beatam Agatham, contra tempestates aëreas. Ich verweise dann namentlich auf das schöne Gebet seines Alters (Sen. II 8).

herangetreten. Es kränkt ihn darum im Gefühle seiner Treue doppelt, daß ihn Papst Innocenz VI. für einen Nekromanten und Zauberer hält, weil er die Einsamkeit liebt und Virgil liest (Sen. I 2. 4. Fam. IX 5.). Zwar meint Petrarca, nicht ohne einen boshaften Seitenblick auf den von ihm selbst sehr übel beurtheilten Papst, er heiße noch lieber ein magus, als ein maledicus und maleficus. Aber geheuer war ihm die Sache nicht, und mit Recht, denn es konnte im 14. Jahrhundert immer noch unangenehm werden, von einem Papste als Hexenmeister angesehen zu werden. Die Hexenprozesse waren damals zwar noch lange nicht in ihrem rechten Flor; aber die Anklage auf Magie konnte den Vorwand hergeben, wenn man sich eines unbequemen Kirchenpolitikers und eines an die Pflichten des Pontificates mahnenden, das öffentliche Gewissen vertretenden Publicisten entledigen wollte. Solche Leute waren im Mittelalter immer in einiger Gefahr, sei es als Magier, sei es als Ketzer mit den Kerkern der Inquisition oder dem Scheiterhaufen Bekanntschaft zu machen; es ist doch ein anerkennenswerther Fortschritt, wenn man heut zu Tage, in Ansehung der schlechten Zeiten, sich darauf beschränkt, ihre Reputation durch die „gute Presse" zerreißen zu lassen.

Die warme Gläubigkeit Petrarca's ließe sich noch mit manchen weitern Zügen belegen. Dahin gehört seine besondere Verehrung für den heil. Franciscus, seinen Namenspatron[1]), ferner die im Alter zunehmende Neigung zu den früher vernachlässigten theologischen Studien und die Hinwendung zur Lectüre der heil. Schrift und der Kirchenväter. Unter den Werken der patristischen Literatur war ihm keines theuerer als die „Bekenntnisse" des

[1]) Vergl. Sen. XI 12. XVI 3. Merkwürdig ist, wie er sich über die Stigmata des Heiligen ausspricht (Sen. VIII 3). Einer der Biographen hat die Andacht des Dichters zu S. Francesco daher geleitet, daß Laura in einer Franciscanerkirche beigesetzt war; der brave Kritiker hat offenbar nichts davon gewußt, in welchem Verhältniß sich Katholiken zu ihrem Namenspatron wissen.

heil. Augustin. Dies Buch spielt in seinem Leben eine große und entscheidende Rolle. Er hat es oft gelesen, er läßt Copien davon für seinen Bruder (Fam. VIII 5) und die Freunde anfertigen, er trägt es stets bei sich auf seinen Reisen (Sen. XV 7); mehr als das, er nimmt keinen Anstand, auf jenes Buch die Umkehr zurückzuführen, welche er, ungefähr um das vierzigste Jahr seines Lebens, erfahren hat (Sen. VIII 6. XVI 3) und über die er sich mehrfach in seinen Briefen ausläßt. (Fam. II 5. VIII 4. Sen. VIII 1). Man glaubt den Niederschlag dieser inneren Begebenheit in dem sog. „Secretum" — den Bekenntnissen — vor sich zu haben, einem Dialog, in welchem der heil. Augustin unserm Dichter den Spiegel seiner bisherigen Verirrungen vor die Seele hält, und der sündige Poet gegen die Argumente seines furchtbaren Gegners ringt.

Das „Secretum" oder die drei Dialoge „De contemptu mundi" ist 1342 geschrieben; 1336 (26. April) fällt die berühmte Besteigung des Mont Ventoux, auf dessen Höhen Petrarca seinen Augustinus aus der Tasche zieht und sich und seinem Bruder Stellen aus den „Bekenntnissen" vorliest, welche auf beide den tiefsten Eindruck machen. Das „Recordari volo transactas foedidates meas et carnales corruptiones animae meae", womit der große Kirchenlehrer die Geschichte des berühmtesten Seelenkampfes, von dem die Literatur zu erzählen weiß, einleitet, läßt ihm keine Ruhe mehr: ein mächtiges, schrilles Licht hat in sein Inneres hinein geleuchtet; man hat die Empfindung, daß diese Stunde seine Bekehrung zum Durchbruch gebracht hat. Und nun beachte man, daß das illegitime Verhältniß fortdauert, welches ihm ein Jahr später einen Sohn und 1343, wieder ein Jahr nach Abfassung des „Secretum", eine Tochter einbringt. In diesen „Bekenntnissen" läßt er sich von Augustin die herbsten Vorwürfe über seine Liebe zu Laura machen. Das hindert ihn nicht, um dieselbe Zeit einige seiner glühendsten Lieder an Laura zu dichten. Jahre lang dauert so der Kampf zwischen dem, was Bartoli das „ascetische Fieber"

nennt und zwischen der weltlichen Lust und Liebe: Petrarca ist oft so traurig, daß ihm Gedanken des Selbstmords kommen: aber sein Arm wagt nicht, sich gegen ihn selbst zu waffnen, denn er fürchtet, daß diesem grausen Krieg des Diesseits noch größeres Leid im Jenseits folgen möge.[1]) Er will seiner Liebe entfliehen und sehnt sich nach den süßen Ketten zurück, die er eben meinte gebrochen zu haben:

„Ach süßer waren Joch, Fußblöck' und Banden
Mir, als zu wandeln frei und ungebunden."

Es wird ihm immer sicherer, daß er nie gesunden könne, er fühlt sich von Tag zu Tag verzehrt, er lacht und singt, um den Aufschrei des innern Weh's zu verdecken (Son. Cesare poi), in der Stille der Einsamkeit und Nacht bricht die ganze Gluth seiner Leidenschaft wieder aus:

„Jetzt, da der Himmel schweigt und Erd' und Winde,
Vögel und Wild des Schlafes Zügel tragen,
Die Nacht im Kreise führt den Sternenwagen,
Das Meer sich ruhig streckt durch seine Gründe,
Wach' ich, glüh', sinn', und wein', und wo ich stünde,
Ist noch mein Feind mit seinen süßen Plagen.
Krieg ist mein Zustand, voll von Zorn und Klagen,
Nur denk' ich sie, ich ein'gen Frieden finde."[2])

Man sieht, das Secretum kann nicht gleich den Confessiones des heil. Augustin als das Bekenntniß eines Bekehrten, ganz vom Diesseitigen abgekehrten Seele aufgefaßt werden; es ist wie das Tagebuch eines mit Gott, mit sich und der Welt ringenden Geistes. Den nämlichen Charakter wird man manchen Briefen der Zeit zuerkennen. Nach Petrarca's eigener Angabe werden wir seine innere „Umkehr", etwa ein Jahr nach der Geburt Francesco's, um 1344 zu setzen haben. Aber diese „Umkehr" schloß die Fortdauer des „Krieges" nicht aus, welchem der Dichter in dem eben angezogenen Sonett einen so ergrei-

[1]) Sonetto. — S'io credessi per morte essere scarco; Uebers. Förster S. 131.

[2]) Sonetto „Or che l'ciel e la terra e l'vento tace"; Uebers. Förster S. 182. Vergl. manche andere Belege bei Bartoli VII 244 f.

fenden Ausdruck gegeben hat. Einen entschiedenen Fortschritt in der Befestigung des religiös-sittlichen Principes zeigt der unter dem Eindruck des Besuches in der Karthause von Montrieu 1347 begonnene, aber erst um 1356 beendete Tractat „Über die Muße der Mönche“ („De otio religiosorum“), deren Leben dem Dichter als das Paradies auf Erden erscheint; und in derselben Richtung bewegt sich die Abhandlung „Über das Heilmittel gegen Glück und Unglück“ („De Remediis utriusque fortunae“). Diese 1366 vollendete Schrift ist unter den moral-philosophischen Tractaten Petrarca's einer der bedeutendsten; den Gedanken an das Jenseits, an den Tod, an Gott sind eine Reihe der edelsten Schöpfungen unseres Dichters entsprungen: man sieht daher nicht ein, weshalb, wie Ugo Foscolo will (p. 102), der starke religiöse Sinn desselben ihm zu nichts Anderen gedient habe, als um seinen Geist zu verwirren. Bartoli (S. 65 f.) geht nicht gerade soweit, aber auch er spricht mit Verachtung von der leeren Furcht, den Petrarca's Mysticismus ihm eingejagt, und er meint: „glücklicherweise sind das die letzten Reste des Mittelalters. Petrarca ist der letzte Mensch dieser traurigen Jahrhunderte, und schon offenbart sich in ihm der erste der neuen Zeit.“

Ich habe nicht Lust, mich mit diesem Standpunkt auseinanderzusetzen. Wenn das Erlöschen des religiösen Gedankens den Charakter der Neuzeit bestimmt, so sind Pascal und Newton noch keine modernen Menschen und die Mehrzahl von uns deckt noch die volle Nacht des Mittelalters.

Das religiöse Princip ergreift Menschen und Völker in sehr verschiedenem Grade; es kann die Richtung unseres Geistes völlig verändern, es kann unsere Action völlig umgestalten, es kann aus dem alten Menschen einen neuen machen. Aber es läßt das Temperament bestehen, welches uns von Hause aus gegeben ist. Das gilt von den Völkern, wie von den Individuen. Die Gothen und Angelsachsen haben nicht aufgehört, Gothen und Angelsachsen zu sein, auch als sie das Christenthum angenommen. Die ethischen und religiösen Einflüsse vermögen

das Naturell zu façonniren, sie sind aber nicht im Stande, die physiologische Grundlage des Temperamentes aufzuheben, oder durch eine neue zu ersetzen. Nur wenn man dies im Auge behält, wird man einer so complicirten Persönlichkeit wie derjenigen Petrarca's gerecht werden.

Unseres Dichters Temperament war aber, auf der sanguinischen Grundlage, ein wesentlich nervöses, man kann sagen ein hysterisches. Schon Ugo Foscolo sah das klar. „Er neigte", sagte er (p. 34) „zu einer krankhaften Sensibilität; einer Krankheit, welche genialen Menschen eigen ist und die, wo sie durch lange Leiden und hartnäckige Leidenschaften verbittert wird, immer die geistigen Kräfte schließlich aufzehrt." Die erste Wirkung dieser gesteigerten Sensibilität ist der Wechsel der Stimmung, den Petrarca in der Vorrede zu den Freundesbriefen an sich selbst constatirt[1]), das Zusammenwohnen von Schmerz und Scherz, die unvermittelt in einander übergehen[2]). Der Geist schwebt zwischen Wollen und Nichtwollen. Er verlangt Etwas und stößt es im selben Augenblicke wieder zurück (Sen. VIII 2). Es verfolgt ihn die Langeweile, die Blasirtheit, jene echt moderne Krankheit[3]); wohin er sich wendet, alles wird ihm zum Ekel und Ueberdruß[4]). Er „schwankt wie ein Schiff auf stürmischer See", und „jammert, daß er nicht thun will, was er könnte und nicht kann, was er will" (Fam. XV 11). Ihm ist zur Gewißheit geworden, daß es auf Erden keinen Ort gibt, an dem ein edler Geist nicht

---

[1]) Fam. Praef. Frac. I 24: ingens morbus non facile occultatur, erumpet enim, et inditio suo proditur. Pudet vitae in mollitiem delapsae. Ecce enim (quod epistolarum ordine ipso testabitur), primo mihi tempore sermo fortis ac sobrius bene valentis animi fuerat; adeo ut non me solum, sed saepe alios consolarer; sequentia in dies fragiliora atque humaniora sunt neque sat virilibus refecta querimoniis.

[2]) Fam. I 5: ‚ludo tecum, ut vides, Magnus interdum dolor ubi lamenta defuerint, in iocos vertitur'.

[3]) Fam. XV 4: ‚una autem sede peculiare semper cum quite fastidium'. Vgl. Fam. XI 1.

[4]) Fam. XV 8: ‚paro mundi mihi nulla placet; quocumque fessum latus verto, vepricosa omnia et dura reperior.

von Ueberdruß und Ekel am Leben, von Sehnsucht nach dem Tode ergriffen wird (Fam. XVII 3). Eine ewige Unruhe hat sich seiner bemächtigt. Er lebt in beständigem Widerspruch, in ewigem Kampfe mit sich. Dieser Unruhe ist er sich selbst sehr wohl bewußt (Fam. V 13). Diese Beweglichkeit des menschlichen Geistes, der niemals stille steht, immerfort sich abquält, zwischen dem Bekannten und Unbekannten hin- und hergewälzt wird, unstät, der Ruhe unfähig, allem Neuem zugewandt, führt unser Dichter mit Seneca darauf zurück, daß wir nicht aus irdischem Stoffe, sondern von einem himmlischen Geiste abstammen und die ewige Bewegung die Natur des Himmlischen ausmache (Sen. III 6). Aus dieser ewigen Unruhe ergibt sich ihm das Verlangen zu ruhen, wenn er reist, und zu reisen, wenn er ruht. Aehnlich Chateaubriand, der auch, wohin er kam, gleich von der Langeweile ergriffen, wieder weiterzog.[1]) Diese Unruhe erstreckt sich auch auf das Moralische. Ist Petrarca frei, so möchte er dienen; ist er in Dienst, so will er frei sein. Er fühlt sich als Mensch und möchte ein Heiliger sein; hat er sich zu einer gewissen Höhe emporgearbeitet, so überfällt ihn das Heimweh nach der Erde, die ihn herabzieht.[2]) Es wäre ein Wunder, wenn solch' ein Geist nicht pessimistischen Anwandlungen unterläge. Daß ihm immer das Schlimmste begegnet, dessen erklärt er sich gewiß (Fam. V 1). Am schärfsten tritt uns sein Pessimismus in dem Tractat „De remediis utriusque fortunae" entgegen, den Koerting (S. 561) geradezu als das erste Document dieser modernen Krankheit erklärt und darum als ein interessantes und wichtiges Denkmal der Geistesgeschichte proclamirt. Ganz mit Recht. Aber es scheint mir, daß Koerting zu weit geht, wenn er sagt: „der Grundgedanke dieses Werkes sei durchaus unchristlich und schließe von vornherein jede Möglichkeit aus, daß er (!) mit dem Glauben

---

[1]) Chateaubriand, à peine arrivé à un lieu, l'ennui le reprenait et il partait aussitôt." Sainte Beuve Ch. I 135.

[2]) Vergl. Bartoli a. a. O. p. 29.

an die göttliche Güte und Weisheit, an Tugend und Sünde, an ewige Seligkeit und Verdammniß vereinbar sei". Petrarca wäre mit dieser Anschauungsweise und deren nur zufällig nicht gezogenen Consequenzen aus den Gedankenkreisen des Mittelalters und des Christenthums herausgetreten (S. 560). In dieser Charakteristik ist gänzlich übersehen, daß es Petrarca's Manier, wie diejenige vieler anderer mittelalterlicher Schriftsteller ist, die Pro und Contra eines Satzes neben einander spielen zu lassen. Es ist weiter übersehen, daß die aufgeregte Stimmung des Autors sich durchweg in einer hyperbolischen und rhetorischen Darstellung gefällt, welche oft weit über das Ziel hinausschießt und mit dem gesunden Menschenverstand auf dem allergespanntesten Fuße lebt. Geistreichen Personen und geistreichen Völkern von überreizter Sensibilität begegnet derartiges nicht selten. Wo deutsche Dinge in Betracht kommen, verhielten sich einzelne Organe der französischen Presse seit 1871 so, daß man ihren Redactionen kein Unrecht gethan hätte, wenn man ihre Adresse in Charenton suchte. Und damit gelangen wir zur Verhandlung über die Frage, ob Petrarca's Nervensystem sich allzeit in einem normalen Zustand befunden oder ob wir psychopathische Dispositionen bei ihm anzunehmen haben. Man braucht der großen Ketzerei nicht zu huldigen, daß Genie und Wahnsinn untrennbar nebeneinander wohnen, ohne darum zu leugnen, daß die höchste Potenzirung des künstlerischen Vermögens — und Petrarca ist immer und in erster Linie als Künstler zu beurtheilen — fast ausnahmslos eine krankhafte Steigerung der Sensibilität bedeutet. Der Dichter hat das selbst empfunden. Als er das berühmte Sonett „L'amor non è, che dunque è quel ch'i sento" (Förster C I, S. 168) schrieb, that er genau dasselbe, wie jener treffliche und liebenswürdige Geist, von dem uns der Tod jüngst geschieden hat, als er die Worte niederschrieb: „Blutarmuth, nervöse Ueberreizung! der Mensch verfällt in Traurigkeit und wird Melancholiker. Das ist der ‚Spleen', das ‚taedium vitae', der Lebensüberdruß, der Ekel am

Leben. Man wird schmachtend, theatralisch und verlangt nach dem Tode. Manchmal ist die Sache ernster, und es handelt sich um einen partiellen Wahnsinn. Bin ich sicher, daß ich ihm nicht nahe war, als ich, zehn Jahre nach der Zeit, von der ich hier spreche, die Denkwürdigkeiten eines Selbstmörders schrieb?"[1])

Der pathologische Zustand Petrarca's ging zuweilen so weit, daß er Hallucinationen hatte. Die nächtliche Erscheinung des in der Ferne eben verstorbenen Jacopo di Colonna kann als eine solche gelten (Fam. V 7). Aber das waren doch nur vereinzelte Fälle. Chronisch war dagegen der Zustand der „Acidia", den er sich in dem Secretum durch den Mund Augustin's selbst vorwirft[2]) und den man in der That mit „Weltschmerz" übersetzen kann. Seit den Tagen Augustin's spielt diese „Acidia" ihre Rolle in der Literatur. Das Geschlecht derer, die an ihr krank sind, ist nicht ausgegangen, es hat sich im 18. und 19. Jahrhundert einen breiten Platz in der Weltliteratur erobert[3]). Schon Quinet hat unsern Dichter mit René und Werther zusammengestellt[4]). Bartoli (S. 69) hat gelegentlich des „Secretum" an Leopardi erinnert. In Petrarca's Mysticismus mischt sich etwas von jenem unendlichen Schmerz, von jenem mühsamen und stets eitlen Ringen nach Glück, von jener düstern Betrachtung des Lebens, welche unsere großen modernen Dichter charakterisiren. Nur ist, was bei Leopardi bleibend ist, bei Petrarca vorübergehend. Was bei diesem in der Canzone an die Jungfrau ausklingt, läuft bei jenem in der „endlosen Eitelkeit des Alls", und in den entsetzlichen Vers aus:

„il ciel, la terra, il mar guardo e sorrido."

Das macht in der That den Unterschied in den angezogenen Parallelen aus: das Schwanken zwischen Sinnlichkeit und Re-

[1]) Maxime du Camp Souvenirs littéraires. Par. 1892. I 119

[2]) Vergl. dazu Geiger a. a. O. S. 51. Koerting S. 636.

[3]) Vergl. die schönen Ausführungen bei Sainte-Beuve, Chateaubriand I 337.

[4]) Quinet, Rev. d'Italia. — Carducci Discorso presso la tomba di Fr. Petrarca.

ligiosität weicht doch bei Petrarca allmälig dem Uebergewicht der letztern. Der Vergleich mit Werther ist darum ganz einseitig und kann geradezu abgewiesen werden. Um so größere Blutsverwandtschaft hat unser Dichter mit René, der nichts Anderes ist als das Conterfei seines Schöpfers. Für Chateaubriand war die Religion eine Zeit lang mehr ein romantischer Traum, denn eine unerbittlich sich uns auflegende Wahrheit. Sainte-Beuve hat den Verfasser der Atala und des „Génie du Christianisme" auch nach dieser Richtung mit gewohnter Unerbittlichkeit analysirt. „Chateaubriand," sagt er, „nennt sich chrétien entêté, aber, wo er in seinen Memoiren von La Herpe spricht, entfällt ihm der charakteristische Ausdruck: il n'a pas manqué sa fin. Das ist es; er hat die schöne Scene des fünften Actes nicht verfehlt. Das Leben ist für ihn ein Kunstwerk, ein Theaterstück. O Tragödie![1])

Man muß, um der Gerechtigkeit willen, daran erinnern, daß Chateaubriand der Armuth den Vorzug gegeben hat, um seinen Principien und seiner Ehre treu zu bleiben, und daß sein unbarmherziger Kritiker, nicht lange, nachdem er jene Zeilen geschrieben, die Freiheit des Schriftstellers um einen Sitz im Senat und ein Jahrgehalt von 30 000 Frcs. dahingegeben hat.

Petrarca ist nie in die Lage gekommen, seiner religiösen oder politischen Ueberzeugung große und schmerzliche Opfer zu bringen. Wären solche von ihm gefordert worden, ich fürchte, er hätte die Probe schlechter als René bestanden. Für tragische Entschlüsse war er nicht geschaffen. Ich will nicht behaupten, daß das Leben für ihn nichts Anderes als ein Theaterstück war; aber sicher galt es ihm vor Allem als ein Kunstwerk — als ein einziges großes Sonett. Der Inhalt seines Daseins erschöpfte sich darin, an diesem Gedichte zu putzen und zu feilen, bis es zu höchster künstlerischer Vollkommenheit gedieh.

---

[1]) Sainte-Beuve a. a. O. I 330. Vergl. eb. 350 die bekannte Bosheit: M. de Chateaubriand embrassait quelquefois son adversaire mais sur le balcon.

V.

Petrarca's nervöse Unruhe hat der Welt einen großen Reisenden geschenkt; das Reisen hat das Auge dieses merkwürdigen Menschen geöffnet, und durch sein Auge hindurch hat die Menschheit des ausgehenden Mittelalters die Herrlichkeit der uns umgebenden Natur entdeckt.

Diese Reiselust ist an sich ein Stück seiner Krankheit. Er fühlt es selbst und sucht sie einmal, in dem Brief an den Dogen Andrea Dandolo (Fam. XV 4) zu erklären und zu vertheidigen. Was weiß er nicht Alles zu sagen, um Italien als das einzige Land zu erweisen, wo es sich der Mühe lohnt zu leben; und ist er dort, so ergreift ihn wieder die Sehnsucht nach der geschmähten Provence und der verlassenen Vaucluse (Fam. XI 12). Dahin zurückgekehrt, fühlt er sich bald von der Langweile ergriffen und weiß nicht genug Uebles von dem Lande zu sagen, das die Rhone durchströmt (Fam. XII 9). Heute meint er, er könne sich leicht an jeden Ort der Erde gewöhnen (Fam. XV 3), und morgen findet er die Welt an allen Enden unerträglich (Fam. XV 8). Er jammert, daß er zu ewigem Krieg mit Schweiß und Staub verurtheilt ist (Fam. XVII 3), und bekennt dann, daß es ihm nirgend Ruhe läßt und, wenn seine Studien ihm dazu Zeit gelassen, er gerne bis nach Indien und Taprobana gereist wäre (Fam. Sen. IX 2).

Nach Indien ist nun zwar unser Dichter nicht gekommen, aber in unserm Europa hat er sich, in Anbetracht der damaligen Reisegelegenheiten, wacker umgesehen. Sein Itinerar läßt sich an der Hand der Briefe im Allgemeinen, wenn auch keineswegs im Einzelnen mit hinreichender Sicherheit feststellen[1]). Es leitet sich bald nach der Geburt damit ein, daß Francesco von Arezzo nach Ancisa verbracht wird (1305); wobei er beinahe im Arno ertrank (s. o.); es folgen die Uebersiedlung nach Pisa

[1]) Es findet sich ausführlich dargestellt in dem umfangreichen Werke Levati's Viaggi del Petrarca in Francia, in Germania, in Italia. 5 voll. Milano 1820; übersichtlich bei Bartoli a. a. O. p. 43 f.

und Avignon, die Studienjahre in Carpentras, Montpellier und Bologna, worauf sich unser junger Elegant in Avignon niederläßt (1326); drei Jahre später (1329) durchreist er Belgien und die Schweiz, um Bücher zu suchen (Sen. XVI 1); das Jahr darauf besucht er seinen Freund, den Bischof Giacomo Colonna in Lombez, wo er die Pyrenäen kennen lernt; 1393 fällt die Reise nach Frankreich und Belgien, wobei er sich in Paris aufhält und in Aachen die Legende von Karl d. Gr. und seiner Gemahlin Fastrada erfährt. Er sieht da in „einem Marmortempel das von den barbarischen Völkern verehrte Grab des Kaisers" (!), beobachtet die Woll- und Seidenwirkerei in Flandern und Brabant (Fam. I 3), kommt nach Köln und wundert sich da über „so viel Bildung in einem barbarischen Lande" (Fam. I. 4). Es ist gerade die Vigil des Johannisfestes, wo er die alte Sitte beobachten kann, nach welcher die Kölner Frauen sich Hände und Arme im Rheine baden: er findet den Aufzug der Kölnerinnen sehr anmuthig und meint, man hätte sich in sie verlieben können, wenn man mit freiem Herzen hingekommen wäre. Auch die römischen Denkmäler in Köln fesseln seine Aufmerksamkeit, desgleichen die Reliquien der elftausend Jungfrauen, das „Capitol" und mitten in der Stadt der unvollendete Dom, über dessen Architektur er sich nicht ausspricht, den aber, sagte er, die Einwohner nicht mit Unrecht höchsten Preises werth halten. Die heitere Stimmung, das friedliche Zusammenleben dieser Bevölkerung am Rheine — im Gegensatze zu den ewigen Tumulten und blutigen Zwisten der Italiener entgeht ihm nicht. Im heißen Juni reist er von Köln ab, um, nicht ohne Gefahren, durch die Ardennen nach Frankreich zurückzukehren. Von Lyon fährt er auf der Rhone nach Avignon. Von dort aus unternimmt er 1336 den berühmten Aufstieg auf den 1900 m hohen Montventoux (Mons Ventosus), den er in einem seiner anziehendsten Briefe beschreibt (Fam. IV 1), schifft sich in Marseille nach Rom ein und begibt sich von da auf eine für jene Zeit sehr weite und schwierige Reise, die ihn nach Spanien und an die Küsten des

britischen Meeres führt (Fam. II 12, III 1, 2). Die genauere Beschreibung dieser Expedition fehlt uns; es mag unserm phantasievollen Reisenden der Wunsch vorgeschwebt haben, jenes Thule zu erreichen, in welchem das Alterthum das Ende der Welt nach Norden hin erblickte und das ihm schließlich doch zu weit liegt. Nichts sagt er, sei ihm auf dieser Fahrt lästiger geworden als der Mangel an jeglicher Lectüre (Fam. I 139). Im Jahre 1337 ist Petrarca wieder in Valchiusa zurück, wo er nun etwa drei Jahre aushält. In diese Periode fällt nur der kleine Abstecher nach Sainte Baume (1338), wo er das Andenken der heiligen Magdalena ohne irgend einen Zweifel an der, in unseren Tagen wieder durch Mistrel's Meisterwerk verherrlichten Lieblingslegende der Provence verehrt und der großen Büßerin die in den Senilien (XV 15) uns aufbewahrten Verse widmet. Ins Jahr 1541 fällt die vielberufene Fahrt nach Neapel und Rom, wo Petrarca die Dichterkrone empfängt; von dort geht er nach Parma und kehrt bald darauf nach Avignon und Valchiusa zurück, um 1343 wiederum Rom und Neapel aufzusuchen (Fam. V 1, 2). Hier durchschweift er nun die durch die Schönheit ihrer Natur und die Reste des Alterthums berühmten Landschaften und Stätten; Puzzuoli, der Averner See, der von Lucrino, das Haus der Sibylle, Monte Falerno (Fam. V 4) werden besucht. Zu Ende des Jahres 1343 ist der Dichter wieder in Parma, wo er sich ein Haus kauft (Fam. IV 9); er flieht von dort im December 1345 und begibt sich über Scandiano, Modena, Bologna und Verona wieder nach der Provence. 1347 verläßt er Avignon von Neuem, um Genua, Verona, Parma, Ferrara, Carpi, Mantua, Padua, Luppara, Florenz, Arezzo und abermals Rom zu besuchen. Am 27. Juni 1351 ist er wieder, der Reise müde, in seiner geliebten Vaucluse (Fam. XI 10), die er 1353 abermals mit Italien vertauscht, um dann 1356 in politischen Geschäften an den Hof Kaiser Karls IV. nach Prag und 1360 nach Paris zu gehen. Die folgenden Jahre sind ein fortwährender Wechsel des Aufenthalts in Mailand, Padua,

Venedig, Pavia, wieder Padua und Arqua. Die letzte größere Reise sollte ihn 1370 nach Rom führen, doch zwang ihn eine Erkrankung in Ferrara zur Rückkehr. Noch 1373 unternahm er in Begleitung Novello di Carrara's einen Ausflug nach Venedig. In den Rest seiner Tage theilten sich Padua und der Landsitz in Arqua.

Die Reisen des Mittelalters waren durchweg Geschäftsreisen. Militärische und politische Unternehmungen, unter denen die Kreuzzüge die merkwürdigsten waren; Handelsgeschäfte, vor Allem aber die Missionen führten Viele in weite Fernen. Daß man das Reisen als Selbstzweck verfolgte, war eine äußerst seltene Ausnahme und schon durch die Schwierigkeiten und Gefahren des Ortswechsels, durch die Unsicherheit der Verhältnisse, den Mangel bequemer Straßen so gut wie ausgeschlossen. Petrarca ist gewiß einer der Ersten gewesen, welche reisten, um zu reisen und sich Menschen und Dinge draußen anzusehen. Er hat seine Zeit und sein Geld dabei nicht verloren. Sein Blick ist noch von mancherlei Vorurtheilen befangen, aber man sieht doch, daß er sich aus der Einseitigkeit der Stubenhocker herauszuarbeiten und ein Urtheil über das, was er gesehen, zu bilden sucht. Er stellt Vergleichungen an über den Charakter der Italiener und Deutschen, wobei er sich an das Urtheil Kaiser Friedrichs II. anlehnt, den er einen äußerst klugen Fürsten nennt — einen Deutschen seinem Ursprung, einen Italiener seinem Umgang nach. Friedrich hatte die Deutschen und die Italiener die beiden edelsten Nationen der Welt genannt, und Petrarca scheint nicht abgeneigt, dieser Ansicht beizutreten; er hält uns für stolz und hochfahrend, aber er macht uns das Compliment, daß man sich blindlings den Deutschen anvertrauen könne und daß ihre Freundschaft über alles Lob zuverlässig sei (Sen. II 1). Von unserm Vaterlande sah er die Rheinlande, die ihm offenbar gefielen[1]); auf der Fahrt

[1]) Der Brief Fam. XVII 18, zusammengehalten mit Petrarca's Angaben über Basel, läßt vermuthen, daß er den von ihm zurückgelegten Weg über Basel (Gotthard) und Como als die nächste Verbindung zwischen Italien und Deutschland betrachtete.

nach Böhmen muß er langgestreckte Wälder passirt haben, die ihm unheimlich wurden (Sen. X 1), wie er denn auch die Donauländer weniger cultivirt als das Rheinland erachtet. Die Franzosen dagegen sind seine Freunde nicht. Mezieres (p. 306) meint, sowohl bei Dante als bei Petrarca trete das Gefühl der Eifersucht gegen Frankreichs aufsteigende Größe und Uebermacht hervor. Der französische Kritiker irrt sich: es ist ein ganz anderes Gefühl, welches die beiden großen Dichter hinsichtlich Frankreichs überkommt. Petrarca spricht (Sen. IX 1) von der hergebrachten Eitelkeit und der Selbstüberhebung der Franzosen. Er gibt zu, daß sie gescheidte, geistreiche, des Wortes und der Bewegung mächtige Leute sind, geneigt zu Scherz und Gesang, und, was uns überraschend erscheinen kann, er nennt sie gute Trinker und starke Esser. „Aber", setzt er hinzu, „echter Ernst und sittliche Auffassung des Lebens waren stets der Vorzug der Italiener[1]) (!). Er kommt dann auf die französische Kirche zu sprechen, die wohl reich und vornehm sei, der er aber unverhohlen ihre Tyrannei über das Oberhaupt der christlichen Gesellschaft vorwirft. Die französischen Prälaten übten über die italienischen Städte einen so maßlosen Despotismus aus, daß Sanct Petrus im Himmel staunen und Christus in Zorn ausbrechen müsse. Kurzum, man sieht sehr deutlich, was Petrarca an den Franzosen mißfällt, ist ihre Frivolität und der Uebermuth, mit dem sie den Fuß auf den Nacken Italiens setzen, ist die schwere Versündigung, welche Frankreich

---

[1]) Viel schärfer noch geht Petrarca in der „Apologia contra cuiusdam Anonymi Galli calumnias" mit den Franzosen ins Gebet. Er bestreitet ihnen da, daß sie an geistiger Befähigung andern Völkern gleichkämen und behauptet, an Ruhmredigkeit und Geschwätzigkeit überträfen sie selbst die Griechen. Ihre hervorstechendste Eigenschaft sei der Leichtsinn. Sie seien Barbaren, wenn auch die gesittetsten aller Barbaren. Man muß zugestehen, daß das eine mehr als harte, ja geradezu unerträgliche Sprache ist gegen ein Land, dessen Hauptstadt schon damals dreihundert Jahre lang den Mittelpunkt christlicher Wissenschaft dargestellt hatte. Vergl. Koerting, S. 389 f.

an der Kirche vollbringt, indem sie sie in der babylonischen Knechtschaft festhält. Er ist der Vorläufer einer Stimmung, die sich in den Tagen Alexander's VI. und Julius' II. zu bitterer Leidenschaft auswuchs; die von Napoleon I. und III. ausgeglichen, seither wieder in breiten Strömen ausgebrochen ist. Die Sprache, welche unser Dichter redet, ist keine andere, als diejenige, welche wir von den italienischen Capucinern hörten, die der Cardinal de Lavigerie in Tunis auf die Straße warf, und diejenige, welche Tausende von Arbeitern nach dem düstern Tage von Aigues-Mortes geführt haben.

Auch zwei andere Nationen liebte Petrarca nicht. Es sind die Griechen, die ihm entschieden verächtlich sind, und die er gern zusammengehauen sähe (Sen. VII 1, V 6)[1]), und die Türken, deren rasche Fortschritte auf dem Mittelmeer ihn mit Angst erfüllen, und gegen die er die Energie des Papstes Urban V. (a. a. O.) aufzurufen suchte. Es wird ein Ruhmestitel Petrarca's bleiben, daß er früher und klarer als viele Andere die von Osten aufsteigende Gefahr für Europa erkannte und den christlichen Nationen den Tag voraussagte, „wo der Türke mitten unter ihnen stehen werde" (ebd. Frac. I 421).

Werden wir uns verwundern dürfen, wenn unserm Dichter Italien über Alles geht?

„Neulich," schreibt er (Fam. I 3), „habe ich Frankreich durchwandert, nicht in Geschäften, sondern nur um zu sehen und aus jugendlichem Wandertrieb. Ich erreichte Deutschland und die Ufer des Rheins und beobachtete allenthalben die Sitten der Menschen, freute mich an dem Anblick ungewohnter Länder

---

[1]) Sen. V 6 (al. 7) heißt es von Athen und den Griechen: . . . . Athenarum vetustissimam ruinam, ut quae ab ipsa iam Ovidii aetate nihil essent, nisi nudum nomen, ut postremo notissimam nunc Graecorum ignorantiam . . . Die Stelle ist der Aufmerksamkeit derer zu empfehlen, welche von einem bestimmenden Einfluß der Byzantiner auf die humanistische und Renaissance-Bewegung fabeln. Amüsant ist auch die Bemerkung Sen. V 1: er habe genug an der Hölle der Italiener, diejenige der Griechen noch kennen zu lernen, trage er kein Verlangen.

und verglich Alles, was ich sah, mit unseren Zuständen, und obgleich ich überall Herrliches sah, habe ich mich doch meines italienischen Ursprungs nicht geschämt, im Gegentheil, die Wahrheit zu sagen: je weiter ich zog, desto höher stieg in mir die Bewunderung des heimathlichen Bodens."

Es ist aber nicht bloß der Vergleich der landschaftlichen Schönheit, welche ihn an Italien fesselt, sondern vor Allem der traditionelle Zusammenhang seines Vaterlandes mit der antiken Cultur und Wissenschaft. Außerhalb Italiens, meint er ein anderes Mal (Fam. II 7), könne es nicht viel sein mit dem Studium der Philosophie; darum will er wenigstens in Italien sterben und von vaterländischer Erde zugedeckt werden. Aus dieser Empfindung heraus dichtete er jenes herrliche lateinische Lied, das Geiger (S. 138) und Koerting (S. 290) wohl mit Recht in jenem Augenblicke entstanden glauben, wo Petrarca endgültig seinen Wohnsitz nach Italien verlegen konnte (1353). „Nun" schließt er diese Apostrophe, die Goethe nicht schöner geschaffen hätte —

„Nun komm' auch ich zu dir, das Herz von Sehnsucht geschwellet.
War ich lange entfernt, bleib ich nun ewig dir treu.
Du gibst den müden Gliedern ein weiches, friedliches Lager
Und dem ermatteten Leib schaffst du ein sicheres Grab.
Heiliges Land, von bewaldetem Berg erschau ich dich wieder,
Und mein trunkenes Aug' freut sich der üppigen Pracht.
Hinter mir bleiben die Wolken, die Sonne zerreißet den Nebel,
Klar ist die Luft und hell blicket der Himmel dich an,
Ich erkenne das Land meiner Väter und grüße es freudig!
Heil dir väterlich Land! Kleinod der Welt sei gegrüßt." [1])

Die Besteigung des Montventoux war ein geschichtlich bedeutsames Ereigniß, dessen Werth für die Entwickelung des modernen Culturgefühls von A. v. Humboldt und Jakob Burckhard hervorgehoben worden ist.[2]) Heute bedeutet die

[1]) Ich citire hier nach Geiger's Uebersetzung.

[2]) Humboldt, Kosmos II 121. J. Burckhardt, Cultur der Renaissance 4. A. II 17. Dubois-Reymond, Deutsche Rundschau, 1877, Bd. XIII 5, 225: „Culturgeschichte und Naturwissenschaft";

Ersteigung eines Berges von 1900 m nichts mehr; unter den mittelalterlichen Menschen war Petrarca der Erste, dem es einfiel, eine derartige Ascension aus reiner Freude an der Schönheit der Landschaft und des Gebirges zu unternehmen oder wenigstens der Erste, der uns von einem solchen Unternehmen Kunde gibt. Die unermeßliche Aussicht, welche der Montventoux auf seinem Gipfel gewährt, war für den Bergsteiger eine glänzende Belohnung: sie war eine Offenbarung für den Geist des Jahrhunderts. Nach Westen zu hat man, so zu sagen, die ganze Gallia Narbonnensis zu seinen Füßen; nur die Schwäche des menschlichen Auges, sagt Petrarca, hindert einen, die durch die Ferne verdeckten Pyrenäen zu erblicken. Rechts sieht man das Lyonnais vor sich ausgebreitet, links den Golf von Marseille bis Aquae Mortuae (Aigues-Mortes), unmittelbar vor sich hat man den ganzen Lauf der Rhone. Der nie genossene Anblick eines solchen Panoramas leitet die Gedanken des Dichters auf die Unendlichkeit hinüber: die Größe der vor ihm ausgebreiteten Welt führt ihn zur Betrachtung der Größe der sittlichen Welt und des Jenseits; er zieht seinen Augustin heraus und liest seinem Bruder den Eingang der „Confessionen" vor. Sein Zeitalter ist ihm hierin nicht nachgefolgt. Aber was er auf dem Montventoux gesehen, ward für die Zeitgenossen die Entdeckung einer neuen Welt: Dante hatte die Welt der Innerlichkeit entdeckt, Petrarca fand die Herrlichkeit der uns umgebenden Natur und zeigte den Weg, sich ihrer zu bemächtigen. Zu diesen beiden constitutiven Elementen kam als drittes das Studium der Antike, und die Renaissance konnte ihren Einzug halten.

Alexander von Humboldt macht die Bemerkung, er habe in den übrigen Briefen Petrarca's keine besondern Ansätze von Naturbeschreibung gefunden. Man darf vermuthen, daß die Correspondenz Petrarca's von unserm großen Naturforscher nur

---

A. Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. 2. A. Leipzig 1892, S. 150 f.

flüchtig angesehen wurde, ganz abgesehen davon, daß ein beträchtlicher Theil der Briefe zur Zeit der Abfassung des „Kosmos" noch nicht veröffentlicht war. Die Aussicht vom Montventoux ist keineswegs die einzige landschaftliche Schilderung, welche uns der Dichter hinterlassen hat. Von der Vaucluse werden wir später zu reden haben. Avignon, „das abendländische Babylon" (Sen. V 1), kennt er von Jugend an besser als irgend eine andere Stadt. Er spricht von dem düstern päpstlichen Schloß und dem seltsamen Raum darin, den die Leute „Rom" nannten (Sen. VII 1); er nennt die Stadt, wie Jedermann, der sie besucht, zugeben wird, mit Recht „patria del vento e della bufera" (ebd.), „wo man mit dem Winde schlecht und ohne Wind erst recht schlecht lebt" (ebd.). Um so mehr weiß er Italiens Schönheit zu preisen, die er erst in der Fremde, in Deutschland recht hat würdigen gelernt (Fam. XIX 15). Er ist der Erste, der in der Literatur von dem Zauber der Riviera sich ergriffen zeigt (Fam. IX 13): Genua wäre ihm die königlichste aller Städte, wäre es nicht von Zwietracht zerrissen. „Nichts lieblicher", fährt er fort, „als der ligurische Golf mit seinem berauschenden Wohlgeruch, seinen Cedern und Palmen, seinem von den Wogen umkosten Gestade. Wie ein Mäander windet sich dieses Ufer, mannigfachen Ausblick auf seine köstlichen Contouren gewährend und den für Schönheit offenen Sinn mit dem Wechsel reizendster Bilder erfrischend." Kein Zweifel, daß der Dichter unter den Palmen von Bordighera gewandelt und den unvergleichlichen Blick genossen hat, den nimmersatte Geldgier den anständigen Menschen in Monte Carlo verdirbt. Auch das merkwürdige Schauspiel entgeht ihm nicht, welches durch den Contrast der warmen, sommerlichen Küste und der den Hintergrund des Panoramas abschließenden, schneebedeckten Alpenkette gebildet wird, so wenig, wie die Herrlichkeit jener jäh und gewaltig emporstrebenden Vorgebirge des Apennins und des ihren Fuß in seliger Ruhe umspielenden Meeres (Fam. VIII 5). Und wiederum lernen wir ihn als begeisterten Lobredner jener

oberitalienischen Seen kennen, deren ewiger Zauber für Viele die erste, für die Meisten die einzige Offenbarung der Wunder Italiens bildet (ebd.). Der Comersee, der Lago Maggiore, der Gardasee sind ihm liebe Bekannte.

„Ich kam", erzählt er dem Papste Urban V. (Sen. VII 1), „mit dem Cardinallegaten Guido zur Zeit des Jubiläums (1350) an den Gardasee. Als der Prälat desselben ansichtig wurde, machte er auf einem grünen Vorsprung Halt und weidete seinen Blick an dem vor ihm ausgebreiteten Schauspiel. Wir hatten zur Rechten die Alpen, die mitten im Sommer ihre Schneekappe trugen, und die tiefen Wasser des Sees, die wie das Meer auf- und niederwogten. Uns gegenüber und in unserm Rücken dehnte sich ein lachendes, niedriges Hügelland; links die weite, fruchtbare Ebene, auf der unser Blick gerne und lange verweilte. Der Cardinal rief mich beim Namen und sagte so laut, daß die gesammte Gefolgschaft es hörte: man muß schon bekennen, daß euer Vaterland um manches wohnlicher und schöner ist, als das unsrige (Deutschland). Wie er dann aber sah, daß ich diesem offenen Bekenntnisse mit Worten und Gebärden begeistert zustimmte, fügte er mit triumphirender Miene bei: aber wir haben unser Staatswesen in besserer Ordnung und unsere Regierung taugt mehr als die eure."

Es ist nicht lange, daß ich ungefähr an derselben Stelle stand und den natürlichen Anblick genoß; mir fielen Petrarca's Worte, aber auch des deutschen Dichters Verse ein: „und aber nach fünfhundert Jahren kam er desselbigen Wegs gefahren." Ein halbes Jahrtausend war verflossen und die Dinge waren auf dem nämlichen Punkt.

Auch in klimatischer Hinsicht scheint sich nicht so viel geändert zu haben, als man vielfach glaubt. So oft man jetzt im März oder April über die Alpen geht, ist man enttäuscht von dem italienischen Frühjahr. Man findet es kalt, unerquicklich, alle Welt klagt und die Eingebornen trösten uns damit, daß es ein ausnahmsweise kaltes Frühjahr sei; von dem Winter

gar nicht zu reden, der längst seinen guten Ruf eingebüßt hat. Aus Petrarca's Briefen erfahren wir, daß es zu seiner Zeit nicht anders war. Da beschreibt er einmal die horrende Kälte und den ungeheuern Schneefall, der ganz Oberitalien heimsuchte, als Kaiser Karl V. gerade dort weilte und meint launig, es sehe so aus, als ob der neue Cäsar die Kälte seines Landes mitgebracht habe (Fam. XIX 2). Denselben Winter beschreibt er in dem Briefe an Lälius (Fam. XIX 3), mit dem Hinzufügen, jetzt sei ihm erst klar geworden, was der h. Augustin, der Africaner, unter dem „eisigen Boden" Italiens verstanden habe. So etwas von Eis, Nebel, Frost sei seit Menschengedenken nicht erhört worden. Die Pferde wüßten auf dem Eis sich nicht zu bewegen, Niemand lasse sich mehr auf den Straßen blicken. Das war im December 1354 und Januar 1355. Vier Jahre später weiß er Gleiches zu berichten (Fam. XX 14). Er hatte die schlechte Jahreszeit (bruma) theils in Padua, theils in Venedig zugebracht; nun kommt er von Sturm und Kälte durchzittert nach Mailand zurück. Er findet zum Schreiben weder sein Werkzeug noch seine Lust; die Feder ist erstarrt, die Tinte eingefroren, das Papier hat sich verzogen, die Hand ist steif, kurzum es ist ein unerhörtes, himmelschreiendes Wetter. Das sind Annehmlichkeiten des italienischen Winters, die wir Italienfahrer auch alle erlebt haben: Petrarca weiß aber auch von denjenigen des Sommers zu erzählen, denen wir meist aus dem Wege gehen. Was Mantua in seiner sumpfigen Ebene mit seinen Flöhen und Mücken, mit dem Heer seiner aus den Kellern in den Speisesaal einfallenden Frösche und Kröten bedeutet, schildert er entsetzten Gemüthes von Luzzara aus (Juni 1350). Für solche Leiden mag er sich gern in seinem geliebten Venedig entschädigt haben, dessen Pracht und Herrlichkeit er zu wiederholten Malen begeistertes Lob spendet. Die Königin des Meeres, die uns heute noch in ihrem kläglichen Verfall entzückt, erscheint ihm als das eigentliche Emporium des Menschengeschlechts (Fam. XXIII 14), mehr als das, nennt er „die stolze Venezia die einzige Heimath,

die Freiheit, Gerechtigkeit und Friede noch in seinen Tagen haben, die einzige Zuflucht der Guten, den einzigen Hafen, in welchem die von der Tyrannei und den Stürmen des Krieges geschädigten Schifflein Ruhe suchender Menschen noch Ausbesserung finden können" (Sen. IV 3). Dem Luxus und der Heiterkeit venezianischer Feste widmet Petrarca eine ausgiebige Schilderung, die sich namentlich mit der „Corsa" beschäftigt (ebd.); auf die Flotte und die imponirende Macht des Freistaates kommt er öfter zurück (Sen. IX 1, 2), und er unterläßt nicht, uns von den zahlreichen Schiffen zu sprechen, die ehemals beladen mit Getreide, jetzt mit Sklaven beiderlei Geschlechtes vom schwarzen Meer her kommen — gräßlichen Exemplaren der skythischen Race, die wohl werth seien, hinten in dem von Ovid geschilderten steinigen Skythien das bißchen Gras mit ihren Nägeln aus dem Boden zu reißen, nicht aber in solch' schönes Land verpflanzt zu werden (Sen. X 2). Das unendliche Netz kleiner winkliger Gäßchen, an denen Venedig so reich ist, malt er einmal gut, wenn er sagt: leichter sei es einen Fisch im Meer, als eine Person, die sich verloren, in Venedig wiederfinden (Sen. IV 4).

Daß es Petrarca reizen mußte, über das Adriatische Meer hin nach Dalmatien und Istrien zu setzen, verstände sich bei seiner Reiselust von selbst, auch ohne daß er es andeutete. In der That aber bezeugt er in dem Briefe an Boccaccio von 1363 (Sen. III 1) seinen Wunsch, Capo d'Istria und Triest zu besuchen, wo, wie er aus zuverlässigen Briefen wisse, ein besonders mildes Klima herrsche. Es ist schon von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß Abbazia allen Grund hat, in unserm Dichter den Ersten zu verehren, der die Vorzüge seiner Lage entdeckt oder verrathen hat.

Auffallend ist die Kälte, mit der Petrarca seine Vaterstadt Florenz behandelt. Die Verstimmung gegen dieselbe ist nie von ihm gewichen (Sen. II 7), und ihr ist es wohl zuzuschreiben, wenn in den Briefen kein Wort des Ruhmes für die landschaftliche Umgebung und die Denkmäler der Blumenstadt am Arno fällt.

An dem glücklichen Golfe, den der Vesuv beherrscht, hat Petrarca sozusagen das Itinerar vorgezeichnet, das nunmehr die Reisenden alljährlich zu Tausenden beschreiben. Neapel muß damals denselben üblen Ruf nach der moralischen Seite gehabt haben, wie im Alterthum und heut zu Tage. Da gibt es keine Ehrbarkeit, keine Wahrheit, keine Treue (nulla pietas, nulla veritas, nulla fides; Fam. V 3); ein eingewurzeltes Uebel, die äußerste Lüderlichkeit, hat diese Stadt zu einer unheilbar Kranken gemacht (Fam. V 5). Parthenope, diese Königin der Städte (ebd. VII 1), erfreut sich auch heute noch mit mehr als barbarischer Wildheit der Fortdauer der Gladiatorenspiele (Fam. V 6), d. h. der Stiergefechte, die wohl von Spanien aus ihren Weg hierhergefunden hatten. Das Klima ist ihm verdächtig (Fam. XV 8), die Luft zu weich und warm. Mit größter Anschaulichkeit wird der entsetzliche Sturm geschildert, den Petrarca 1343 in Neapel erlebte (Fam. V 5); man muß Aehnliches an jenem schönen aber verrätherischen Meerbusen gesehen haben, um dem Dichter in seiner grausigen Schilderung jenes Ereignisses Glauben zu schenken.

Aber mehr als jeder andere Ort Italiens, jeder Welt, ist es Rom, das den Dichter fesselt. Er kam zum erstenmale 1337 dahin. Giovanni Colonna, der Cardinal, ist es, dem er seine ersten Eindrücke übermittelt (Fam. II 12. 13). Er war gen Ausgang des Jahres 1336 von Avignon aufgebrochen und von Marseille aus in See gegangen. Auf der stürmischen Fahrt dichtete er sein „Tra la riva Toscana e l'Elba il Giglio“, landete bei Civitavecchia (Centum Cellae) und nahm von dort ohne Zweifel die Straße über Corneto, um in Capranica bei Sutri mit den beiden Colonnesen, Stefano und Giacomo, Bischof von Lombez, zusammenzutreffen. Die Anmerkung in Cod. Vaticanus 3196 (vgl. Fracassetti Adn. p. 23) läßt schließen, daß er da noch am 13. Febr. 1337 als Gast des Grafen Ugo von Anguillaria weilte. Von dort wird ihm, über Sutri hinaus, der Anblick des von Horaz besungenen Mons Soracte; links erblickt er die

Ciminer Berge mit ihrem Lago de Vico, rechts hinüber dehnt sich hinter dem Lago di Bracciano die römische Campagna aus.

„Unzählige kleine Hügel umkränzen sie, schattiges Dickicht und dunkle Höhlen unterbrechen die ebne Fläche. Aus den Thalmulden brechen prächtige Quellen aus, die Hügel sind durch Hirsche, Damhirsche, Rehe und allerlei sonstiges Wild belebt, die Luft hallt wider von dem Gesang der Vögel; was soll man sagen von den herrlichen Rinderherden, den Beweisen menschlicher Arbeit rings auf den Feldern, den Gaben des Bacchus und der Ceres, und jenen der Natur, von der Schönheit der nahen Seen und Flüsse und des Meeres? Nur eines fehlt: ein grausames Geschick hat diesen Gefilden den Frieden geraubt. Der Hirte muß bewaffnet über seine Wälder und sein Vieh wachen, nicht sowohl besorgt vor Wölfen als vor Räubern. Bewaffnet geht der Ackersmann an seinem Pflug und läßt seine trägen Ochsen die Spitze seiner Lanze schmecken. Kurz, nichts kann hier ohne bewaffneten Schutz durchgeführt werden. Die Ruhe des Schlafes wird durch das nächtliche Geheul der Stadtwachen unterbrochen, die Einwohner wissen nicht, was ruhiger, gesicherter Besitz ist, was die Menschlichkeit fordert. Haß und Krieg und alles Teufelswerk treibt sie durcheinander.“ [1])

So stand es um die Campagna vor sechshundert Jahren. Zu Anfang dieses Jahrhunderts gab Chateaubriand in dem Briefe an de Fontanes von ihr jene berühmte Schilderung, die Sainte-Beuve einem Landschaftsbilde Claude Lorrain's oder Poussin's vergleicht — lumière de Lorrain et cadre du Poussin!

„Stellen Sie sich ein Etwas vor, das der Verwüstung von Tyrus oder Babylon gleicht, von der die Schrift erzählt; ein Schweigen und eine Einsamkeit, so ungeheuer, wie der Lärm und das Getreibe der Menschen, die einstmals diesen Boden be-

[1]) Die Unsicherheit der Campagna sollte Petrarca nach seiner Krönung 1341 erfahren, als er im April Rom verließ und einer Schar bewaffneter Räuber in die Hände fiel (Fam. IV 8).

völkerten. . . . Nach dieser Beschreibung glauben Sie vielleicht, lieber Freund, es gebe nichts Abstoßenderes, als die römische Campagna? Weit gefehlt! Die Campagna ist von unbeschreiblicher Größe und Erhabenheit; bei ihrem Anblick ist man stets geneigt, mit Virgil auszurufen: Salve, magna Parens! . . . Nichts gleicht der Schönheit ihrer den Horizont abschließenden Linien, der sanften Steigung ihrer Ebenen, den zarten, ins Unendliche sich verlierenden Umrissen der sie umgrenzenden Berge."

Für die Majestät einer Stadt wie Rom kann es keinen majestätischern Zugang geben, als die Campagna. Ihr Schweigen spricht lauter als jede Sprache. Und nun Rom selbst! Im März 1337 steht Petrarca endlich auf dem Capitol, und der erste Ausdruck seiner Bewunderung sagt: „was ich hier sehe, übertrifft all' meine Erwartung. Rom ist größer, seine Ruinen gewaltiger als ich erwartet habe. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß die Welt sich von dieser Stadt überwinden, sondern daß sie sich so spät erst von ihr besiegen ließ" (Fam. II 14). Die folgenden Besuche der „ewigen" Stadt verstärken nur diese Eindrücke. Die Krönung in Rom zieht er derjenigen in Paris vor, obgleich die wissenschaftliche Bedeutung dieser Hauptstadt und andere gewichtige Gründe zu ihren Gunsten sprachen (Fam. IV 5); Rom ist ihm das gemeinsame Vaterland Aller (ebd. IV 6), der Welt und aller Länder Hauptstadt (Fam. XI 7), kein Wort klingt unter den Menschen heller als der Name der römischen Republik (Fam. XI 16). Darum möchte er am liebsten in Rom wohnen (Fam. XV 8), darum zieht es ihn immer dahin zurück (ebd. 9): nichts sei falscher, als daß Rom ein zweites Babylon von verächtlicher Tugend, von ruchloser Glorie sei (ebd.). Der Papst sollte nirgend anders wohnen, als hier; denn Rom ist ein Gott wohlgefälliger Ort, eine Stadt, die den Menschen ehrwürdig, allen Guten lieb, von den Rebellen gefürchtet, zur Regierung und Reform der Völker einzig unter allen anderen Residenzen geeignet (Sen. VII 1) ist, der Vatican ist die heiligste und ohne Widerrede vornehmste Stätte der Welt (ebd., Fr. I 431). So über-

trieben diese Lobeserhebungen, so übertrieben ist Petrarca's Vorstellung von der Größe und dem Umfang der antiken Stadt. Zu Kaiser Claudius' Zeiten, weiß er Urban V. zu erzählen, habe man bereits 9 935 000 Einwohner in Rom gezählt (Fam. VII 1). Um so schmerzlicher muß ihn der Anblick des Verfalles berührt haben, den die Hauptstadt des christlichen Erdkreises in den langen Jahrzehnten darbot, in welchen das Oberhaupt der Kirche in Avignon festgehalten wurde und den Petrarca nicht müde wird, dem Papste in eindringlicher Rede vorzuhalten. „Der Friede", heißt es da (a. a. O.; Frac. Sen. I 392), „ist aus der Stadt verbannt, allenthalben herrscht Krieg, Zwietracht nach innen und Zwietracht nach außen; die Häuser sind zerfallen, die Mauern auseinandergeborsten, die Kirchen liegen in Trümmern da, das Heilige wird verachtet, das Gesetz mit Füßen getreten, die Justiz verlacht, das Volk weint und heult in seinem Weh." Unerhörte Naturereignisse machen dies Unglück noch empfindlicher. „Der Lateran, die Wohnung der Päpste, ist in unseren Tagen abgebrannt, nur mit unsäglicher Mühe läßt er sich wieder herstellen" (Fam. XV 9): — nach hundert Jahren noch hätte ihn unser Dichter können in seinen Trümmern daliegen sehen; das aus Avignon zurückkehrende Papstthum verließ seine alte Residenz und siedelte sich im Vatican an, erst 1586 entstand der lateranische Palast wieder aus seiner Asche. Schlimmer als jene Feuersbrunst hauste das Erdbeben von 1349, über dessen Verheerungen Petrarca wiederholt berichtet (Fam. XI 7. XV 9). Solch' eine Erschütterung, behauptet er, habe der Boden Roms seit zweitausend Jahren nicht erlebt. Viele der antiken Bauwerke seien damals zerfallen; der Thurm der Conti sei gerissen, viele Kirchen zusammengestürzt; so zum guten Theil die Basilika des h. Paulus, der Giebel der lateranischen Basilika, was gerade zur Zeit des bevorstehenden Jubiläums (1350) recht ungünstig gewesen sei. Weiter habe auch S. Maria in Araceli gelitten (denn diese ist unter der Virginis domus supremo colle consistens ohne Zweifel zu verstehen). Im Jahre 1353, wo Pe-

trarca wieder in Rom ist, zerstörte ein Blitzstrahl den Thurm von S. Peter beinahe gänzlich und schmolz die berühmte von Bonifatius VIII. gestiftete Glocke vollständig ein.[1])

Unser Dichter ist fünfmal in Rom gewesen. Zwar könnte man aus dem Briefe an Boccaccio (Fam. XI 1) den Schluß ziehen, daß er sechsmal die heilige Stadt besucht habe; denn er sagt hier, er reise nun zum fünftenmale nach Rom, und zwar vierzehn Jahre, nachdem er dasselbe zum erstenmale gesehen. Die erste Reise fällt, wie wir sehen, in den Winter 1336—37, der Brief, am 2. November geschrieben, ist also ins Jahr 1350, das Jubiläumsjahr, zu setzen. Den zweiten Besuch, das erzählt Petrarca in demselben Schreiben, machte er dort gelegentlich der Dichterkrönung, also 1341; den dritten und vierten, fügt er hinzu, unternahm er zum Troste berühmter Freunde. Als den dritten werden wir also die Reise von 1343 ansehen, welche Petrarca am 4. October nach Rom brachte (Sen. XV 7; Fam. V 3). Wann fällt aber die vierte? Von Rom ging der Dichter 1343 nach Neapel, wo er am 12. October anlangte und von wo er im December nach Parma zurückkehrte (De Sade II 182). Entweder kam er auf dem Rückwege wieder durch Rom und zählte diesen kurzen Aufenthalt als den vierten; oder er brachte als vierte Romfahrt die von 1347 in Anrechnung, welche er aber in Genua abbrach, nachdem er durch Lälius von dem schlimmen Stande der Dinge hinsichtlich Cola di Rienzi's benachrichtigt war (Frac. VII, Not. 1. 5. 7). Ein sechstesmal treffen wir Petrarca auf dem Wege nach Rom im Jahre 1353; in dem Briefe an Lälius (Fam. XV 9) spricht er die Absicht aus, dahinzugehen und Wohnung auf dem Tarpejischen Fels zu nehmen. Der Brief ist in keiner Weise datirt. Daß Petrarca im Mai nach Italien aufbrach, wissen wir aus den Ep. poet. (III 24); es scheint aber, daß er über Mailand und Venedig

---

[1]) Diese Notizen sind beachtenswerth; sie sind, soviel ich sehe, noch keineswegs kunstgeschichtlich alle verwerthet.

nicht hinauskam. Und ebenso mißglückte sein letzter Versuch, Rom wiederzusehen, als er 1370 sich auf Einladung Urban's V. dorthin aufmachte, in Ferrara aber ernstlich erkrankte. Die Sehnsucht nach Rom hat er freilich bis an sein Ende bewahrt. „Ich habe", schreibt er noch kurz vor seinem Tode (1373 oder 1374 Sen. XV 14), „diese Stadt nie besucht, ohne daß mir ein heftiges Verlangen zurückblieb, sie wiederzusehen." Wer hätte es nicht! Man braucht nicht aus der Fontana di Trevi getrunken zu haben, um Tag für Tag sehnsüchtige Gedanken nach Rom zurückzusenden. Und wer vollends, wie Petrarca, von Krankheit und Arbeit gebrochen mit dem Leben abgerechnet hat, muß ihn nicht seine Sehnsucht zurücktragen nach jener einzigen Stadt, die Chateaubriand „le plus grand appui aux lassitudes de l'âme" genannt hat? Wahrlich, der Dichter der Atala hat Recht, wenn er anderwärts ausruft: „c'est une belle chose que Rome pour tout oublier, pour mépriser et pour mourir."

Man sieht, Petrarca's Briefe sind nicht arm an Beiträgen zur Geschichte der Geographie und des mit der Renaissance erwachenden geographischen Interesses. Schlösse der Rahmen dieses Aufsatzes das Eingehen auf die übrigen Schriften des Dichters nicht aus, so läge es nahe, hier auf das „Itinerarium Syriacum" einzugehen. In diesem, einem seiner Freunde gewidmeten „Reisehandbüchlein" wird das Sehenswertheste dessen hervorgehoben, was dem Pilger auf der Fahrt von Genua nach Palästina, bezw. Alexandrien begegnet. Wir streifen die Küsten des Tyrrhenischen, Jonischen und Aegäischen Meeres und erfahren, was sich in damaliger Zeit über die anziehendsten Punkte dieser Gestade sagen ließ — nicht Alles aus eigener Anschauung, sondern selbstverständlich auf Grund fremder Beobachtungen. Es war der erste Versuch, für die zahlreichen Palästinafahrer einen handlichen „Bädeker" zu schaffen.[1])

[1]) Man vgl. über Petrarca als Geograph auch Burckhardt a. a. O. II, 74.

In Rom, sagt uns Petrarca, möchte er am liebsten wohnen, dort sterben. Wir wollen es ihm gerne glauben, denn nirgend tödtet man leichter als dort jene unerbittliche Langweile der Seele — cet incroyable ennui — von dem Bossuet spricht. In Wirklichkeit ist aber doch sehr die Frage, ob der Dichter, nach Rom versetzt, sich nicht bald in der Lage des guten Horaz gesehen, der, wenn er in der Stadt war, nach seinem Tibur, wenn er auf dem Lande war, nach der Stadt verlangte. — Romae Tibur amem ventosum, Tibure Romam. Weder in jungen noch in alten Tagen hat Petrarca es dahin gebracht, lange auf den Landaufenthalt zu verzichten. Unter diesen Villeggiaturen des Dichters ist keine berühmter geworden als die Vaucluse. Man kann sagen, sie ist die berühmteste der älteren und modernen Literaturgeschichte. Petrarca hat es nicht an Schilderungen derselben fehlen lassen. „Man geht", schreibt er zuerst an den Cardinal Giovanni Colonna, „von dem scheußlichen Fels, auf dem Avignon liegt, flußaufwärts, etwa dreitausend Schritte, wo man auf einen silberhellen Wasserfall stößt; da schlägt man sich rechts. Die Sorgue ist der denkbar ruhigste Fluß. Verfolgt man seinen Lauf 15 000 Schritte weit hinauf, so kommt man zu seinem Ursprung, dem klarsten, herrlichsten Quell, den von allen Seiten eine hohe Steinwand umgibt." (Fam. VI 3). Ein andermal verherrlicht er die Vallisclausa in einem lateinischen Sonett, welches uns belehrt, daß er bereits als Knabe die Localität besucht und liebgewonnen hat (Fam. XI 4). „Sie besitzt", schreibt er an Boccaccio (Fam. XI 6), „was der Stadt abgeht: Freiheit, Muße, Schweigen und Einsamkeit. Ich möchte den Rest meines Lebens da zubringen. Nur zwei Dinge sind an ihr auszusetzen: daß sie so weit von Italien entfernt und dagegen dem abendländischen Babylon, dieser Hölle (d. i. Avignon) so nahe liegt." Hier, am Busen der Natur suchte er die von dem Weltlärm und dem Ruhm seines Namens übersättigte Seele gesunden zu lassen (Fam. XI 12). „Kehre ich dahin zurück", so schreibt er dem Tribunen Cola di Rienzi (Var. 42), dann

dünkt mir, ich sei aus dem äußersten Westen in den entlegensten Osten versetzt. Alles ist anders, Menschen, Gewässer, Landschaften, nur der Himmel über uns ist der gleiche. Die Sorgue, welche hier fließt, ist einer der klarsten und kältesten Flüsse, ausgezeichnet durch die Krystallhelle ihrer Fluthen und den Smaragdglanz ihres Spiegels; ich kenne kein anderes Beispiel einer Quelle, die bald zu-, bald abnimmt wie sie. Seltsamer Weise hat Plinius (N. H. XVIII 22) sie unter die Sehenswürdigkeiten der narbonnensischen Provinz versetzt, während sie der arelatensischen angehört. Ein eisernes Gebot hält mich hier auf dem Lande außerhalb Italiens fest. Der Ort ist aber für meine Studien ganz wie geschaffen. Am Morgen und Abend geben die Hügel Schatten, die Thäler bieten stille und warme Schluchten; man begegnet häufiger Spuren des Wildes als der Menschen. Das tiefe Schweigen der Landschaft wird höchstens durch das Rauschen eines dahinrieselnden Baches oder das Gebrüll der an den Ufern grasenden Rinder oder den Gesang der Vögel unterbrochen. Ich könnte mich weiter darüber verbreiten, doch ist das Thal durch meine Gesänge längst weit und breit bekannt." (Vgl. Append. Ep. 6, Frac. III 522 f; Sen. X 2). „Die Luft", schreibt er (Fam. XVI 6), „ist hier mild, die Winde nicht heftig; die Landschaft sonnig, die Quellen klar; der Fluß reich an Fischen, der Wald schattig; es gibt kühle Grotten, stille Winkel in üppigem Gras, grüne, lachende Wiesen." „Kurz", sagt er weiterhin, „dies köstliche, versteckte Thal verdient wahrlich seinen Namen (Vallis Clausa, geschlossenes Thal). Ringsum auf den lieblichen Hügeln aber gedeihen die Gaben des Bacchus und der Minerva (Wein und Oel). Was immer Erde und Wasser hervorzubringen pflegt, das trifft man hier so köstlich, daß man, mit den Theologen zu reden, sich ins Paradies, mit den Dichtern zu sprechen, in die Gefilde des Elysiums versetzt glaubt. Und wenn der Einfachheit dieses ländlichen Aufenthaltes etwas fehlen sollte, was die oft übertriebene menschliche Genußsucht sich wünschen möchte, so läßt es sich aus der an Allem reichen Umgebung beschaffen."

Er freut sich, daß auch die Freunde diese Stätte genießen. Dem Erzbischof von Genua, der in des Dichters Abwesenheit ein paar Tage die Vaucluse bewohnt, rühmt er die Annehmlichkeiten des Ortes noch nachträglich. „Nirgend gedeiht geistiges Schaffen besser als hier. Man ist frei von Geschäften, Ruhe und Schweigen erzeugen das Gefühl froher Sicherheit und tiefer Befriedigung. Weit hinter uns zurück liegen die Geschäfte der Stadt, der Lärm der Processe, das Toben der Zechenden. Man hört nichts von Waffengeklirr, nichts von dem Triumphgeschrei der Siegenden oder dem Wehruf der Unterliegenden. In glashellen Fluthen spielen die silberglänzenden Fische, hier und da erhebt ein in den Wiesen weidendes Rind sein Gebrüll, in den leicht bewegten Kronen der Bäume säuselt ein erquickender Wind, in den Zweigen singen buntgefiederte Vögel, und, wie ich einmal gesungen:

„Der Abend fällt; aus dunklem Busch
Erklingt der Nachtigallen Lied,
Wehmüthig klagend; trauernd nach dem Liebsten
Girrt hier die Turteltaube; aus dem klaren Quell
Stürzt dort der Waldbach,
Froh, plätschernd in die weite Ferne hüpfend.“ [1])

Schweigend geht der Landmann seiner Feldarbeit nach, zur Erde niedergebeugt braucht er seinen Spaten, dem heller Eisenklang und sprühende Funken entfahren. Kurz, es ist ein beglücktes, himmlisches Heim, werth von Engeln bewohnt zu werden“ (Fam. XVII 5; vergleiche Ep. poet. I p. 156. Vit. Sol. II 10, 2). Auch Lälius gegenüber wiederholt Petrarca, er wohne an der Quelle der Sorgue, „zwar als Mensch mit Sünden beladen, aber in einer Seelenruhe, wie sie die Engel genießen“ (Fam. XX 14). Er wird hier ganz zu einem „Waldmenschen“ (silvanus, Fam. XV 8). Alles, was die Cultur draußen in der Welt an Anreizungen und Verlockungen bietet, wird hier abgestreift. Der einzige Luxus, den er sich erlaubt, sind zwei

[1]) Ich übersetze so, etwas frei, Petrarca's Distichon:
Nocturnum philomela gemit, flet turtur amicam,
Et nitido de fonte cadens et murmurat amnis.

Ponys mit einem einzigen Diener; mit diesem Gespann fährt er über Berg und Thal. Kein weibliches Antlitz bringt ihm hier Gefahr, denn er bekommt nur seine alte Schaffnerin mit ihrem vertrockneten und von der Sonnenhitze verbrannten Gesicht zu sehen; ihre Schönheit ist so wenig verführerisch, daß, wären Helena, Lucretia und Tarquinia nicht reizender gewesen, Troja heute noch stünde und weder Tarquinius sein Reich verloren noch Appius im Kerker geendet hätte. Dabei sei sie aber das treueste, bescheidenste und fleißigste Geschöpf. Den ganzen Tag arbeite die Alte unter der glühendsten Sonne draußen, Abends komme sie ganz munter nach Hause und widme sich den Geschäften des Hauses wie ein junges Mädchen, unverdrossen, ohne Murren, sich selber ganz vergessend, um die Gäste ihres Herrn aufs Beste zu bedienen. Dabei schlafe sie auf der harten Erde, esse ein Brod hart wie Steine, und trinke einen mit Wasser gemischten Wein, der mehr Essig als Wein sei. Der Anblick dieses vortrefflichen Wesens tödte also seine Augen ab, und ebenso stehe es mit den übrigen Sinnen. Gesang, Flöten- und Lautenspiel sei hier verstummt; die Zunge habe von Morgens bis Abends Ferien, Niemand sei da, um ihr zu antworten. Der Gaumen habe sich schon ganz an ein rauhes Bauernbrod gewöhnt, Trauben, Feigen, Nüsse, Mandeln seien seine Delicatessen, dazu die guten Fische der Sorgue, an deren Fang er sich selbst belustige. Auch seine Kleidung und sein Schuhwerk seien hier das der einfachsten Landleute. Und ebenso einfach sei auch seine Wohnung (Fam. XIII 8) und seine sonstige Lebensweise. „Ich stehe mitten in der Nacht auf, mit dem frühesten Morgen verlasse ich das Haus und gehe hinaus aufs Feld, aber nur, um auch hier zu meditiren, zu lesen und zu schreiben. Den Schlaf halte ich mir, so sehr es geht, ferne, und fliehe der Verweichlichung des Körpers, sinnliche Begierden und die der Arbeit so leicht überkommende Trägheit. Ganze Tage lang wandere ich über die sonnenverbrannten Berge, die vom Morgenthau frischen Thäler und Schluchten. Oft wandle ich an beiden Ufern der Sorgue auf und ab, ohne daß

mir Jemand begegnet; ganz allein, ohne Gesellschaft und Führer, nur mit meinen Sorgen zusammenlebend, die hier aber auch von Tag zu Tag weniger quälend und lästig werden." (Fam. XV 3).

Die alte Schaffnerin, deren Lob hier Petrarca singt, war nicht das einzige kostbare Inventarstück seines Besitzes. Auch der Verwalter, der Villicus, war ihm ans Herz gewachsen, und als der treffliche Mann gestorben war, gibt er seiner Trauer um ihn einen unverhohlenen Ausdruck. (Fam. XVI 1. Sen IX 2). „Es war ein einfacher Bauer, aber von mehr Tact und innerer Herzensbildung als viele Städter; es konnte auf der ganzen Erde kein treueres Geschöpf (animal) geben." Für alle Nichtswürdigkeit und Untreue seiner übrigen Diener, über die er so oft mündlich und schriftlich zu klagen gehabt, habe ihn die Treue und Ehrlichkeit dieses Einen entschädigt. Darum habe er ihm Alles, was er in Frankreich besaß, anvertraut, auch die Bücher und diese habe er so gut in Ordnung gehalten, daß er, auch nach langer Abwesenheit zurückkehrend, jedes Buch an seiner Stelle gefunden habe. „Er war, ohne irgend welche Bildung zu haben, ein großer Bücherfreund, und achtete ganz besonders auf diejenigen Bücher, von denen er wußte, daß sie mir besonders theuer waren, und die lange Uebung hatte es sogar zu Wege gebracht, daß er die Werke der alten Autoren mit Namen kannte und auch genau wußte, was ich geschrieben. Er strahlte vor Freude, wenn ich ihm einen Band übergab; er drückte ihn dann wohl an die Brust, sprach manchmal den Namen des Verfassers still vor sich hin, und kam sich durch die bloße Berührung des Buches oder den Anblick desselben gelehrter und glücklicher vor." Fünfzehn Jahre hat Petrarca mit diesem braven Mann, um den jeder Bücherwurm ihn noch im Grabe beneiden muß, gewirthschaftet; er war dann, zu Anfang Januar 1353, nach Avignon gegangen, und hatte den Verwalter leicht unwohl zurückgelassen. Des andern Tages brachte man ihm spät Abends die Nachricht, sein treuer Hofmann sei verschieden, oftmals noch seinen Herrn beim Namen rufend.

Diese Mittheilungen macht uns Petrarca in einem Briefe, der an die Cardinäle Talleyrand und Guido von Porto gerichtet ist; er ist ein schönes Denkmal der menschlichen Theilnahme, welche der große Dichter an dem Ausgang eines ihm treuen Dieners nimmt. Hier bricht ein echtes, reines Gefühl durch, und es kann unsere Achtung vor Petrarca nur erhöhen, daß er es nicht unter seiner Würde hält, zwei so vornehme Herren von dem Schlage zu unterhalten, den sein häusliches Glück durch den Hingang dieses „guten Geschöpfes" erlitten. Wie nachhaltig diese Empfindung war, das beweist auch Petrarca's Testament, in welchem er sein Landgütchen in Vaucluse dem dortigen Spital für wohlthätige Zwecke, zu Gunsten der Armen, vermacht, für den Fall aber, daß diese Bestimmung nicht ausführbar sei, es den Söhnen seines treuen und dienstbeflissenen Hofmanns, beziehungsweise deren Erben, hinterläßt. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch den Namen des braven Mannes, der Raimund Monet hieß und aus Clermont stammte. Das Lob und die Zufriedenheit des großen Dichters hat ihm über Millionen Anderer ein Stück Unsterblichkeit gesichert.

Hier in Vaucluse hat Petrarca, wie er selbst berichtet (Fam. VIII 3), einen beträchtlichen Theil seiner Schriften verfaßt oder wenigstens concipirt. So lange es Menschen geben wird, denen Kunst und Poesie theuer sind, bleibt dies Thal eine geheiligte Stätte. Ich werde keine Schilderung seines heutigen Zustandes versuchen. Unser unvergeßlicher Victor von Scheffel hat die Quelle der Sorgue 1857 heimgesucht und in seinen „Reisebildern" diesen Tag in der Vaucluse geschildert. Wer wollte sich unterfangen, etwas Besseres zu sagen?

Vaucluse — dies geschlossene, von allen Seiten von Bergen umstandene Thal — gilt landschaftlich für einzig in seiner Art. Dem muß ich nun freilich widersprechen. Aehnliche Formationen dürften sich in der Provence mehrfach finden. Im Jahre 1882 besuchte ich von St. Marcel aus die Ruinen der alten Cassianerabtei St. Pont. Ihre Lage gleicht überaus derjenigen der Vau-

cluse. Nach Norden zu umstehen Berge von mäßiger Höhe in schroff abfallenden Felswänden, die das herrlichste Grün bedeckt, eine Thalmulde, in deren Mitte die Reste der alten Klosterkirche liegen. Die üppigste Vegetation, die wundervolle, nur durch den Gesang der Vögel und das Rauschen der Wasser unterbrochene Einsamkeit machen diese Stätte zu einem der köstlichsten Winkel der Erde. Wäre ich ein reicher Mann, ich würde streben, sie mein zu nennen, ich würde sie gegen alle Welt absperren und mich darin einrichten, wie jener schweizerische Edelmann, der sich am Abend seines Lebens in die zerfallende Burg seiner Ahnen zurückzog, den Eingang zuschloß und darüber schrieb: „j'en ai assez". So lebte er hier allein mit seinen Büchern und Hunden. Nur einige alte Freunde durften durch eine geheime Poterne den Weg zu ihm finden; mit ihnen sprach er gern von längst dahingegangenen Menschen und Dingen, und manch' spinnenumwobene Flasche alten Burgunders leistete trauliche Gesellschaft bei diesen „Dialogues des morts".

VI.

Petrarca's Persönlichkeit könnte nicht erfaßt werden, wollte man den Schriftsteller bei Seite lassen. Wenn irgend Jemand, so war ihm Schreiben und Leben eins: „Das eine," sagt er in der Vorrede zu seinen Freundesbriefen, „wird erst mit dem andern aufhören" (Frac. I 25). Zwar gibt er anderwärts als den Endzweck seiner Lectüre einen ethischen an: „er lese, nicht um beredter oder scharfsinniger, sondern um besser zu werden" (Fam. I 2). Aber auch hier mag sich Messer Francesco einer kleinen Selbsttäuschung hingeben. Was ihn zu den Büchern zieht, ist zunächst der innere Werth und Reiz des Studiums, dessen „unvergängliche Wollust" (Fam. IX 15, XVII 8) er fort und fort preist. „Mit zunehmendem Alter," schreibt er an Lälius (Fam. XX 14), „werde ich im Studium nicht träger, sondern im Gegentheil liebe ich es mit stets zunehmender jugendlicher Hitze," und es ist ein schönes, das sehnsüchtige Verlangen

des echten Gelehrten nach Klarheit der Erkenntniß verrathendes Wort, welches er Francesco Nelli gegenüber fallen läßt: nunc mihi nosse incipit — posse desinit — „jetzt, wo das echte Erkennen beginnt, schwindet leider die Kraft zu arbeiten" (Fam. XXI 12). Aber in Wirklichkeit bleibt ihm diese Kraft doch länger, als den meisten Andern erhalten. Noch ein Jahr vor seinem Tode kann er berichten: „ich studire mehr als je in meinem Leben, und nie schöpfte ich aus den Studien mehr Genuß als jetzt. Es ist geradezu wunderbar, aber thatsächlich wahr, daß, während ich in jeder anderen Hinsicht die Beschwerden eines zunehmenden Alters empfinde, ich das Gefühl habe, als ob ich in meinen Studien mit jedem Tag jünger würde" (Sen. XV 4). Aehnlich schreibt er um dieselbe Zeit an Boccaccio (ebd. XVII 2): „die beständige Anstrengung und die Hinwendung auf die Erkenntniß bilden die eigentliche Nahrung meines Geistes. Wenn ich einmal anfange, müde zu sein und Ruhe zu suchen, so sei überzeugt, daß ich bald aufhören werde zu leben. Ich kenne meine Kräfte wohl und weiß, daß sie für andere Geschäfte nicht mehr ausreichen würden. Aber das Lesen und Schreiben, das ich Deiner Ansicht nach einschränken sollte, strengen mich nicht sehr an und erquicken mich vielmehr nach schweren Anstrengungen, die sie mich vergessen machen. Nichts ist leichter als eine Feder, und nichts macht mir mehr Freude. Alle anderen Amusements sind nichtig und machen einen schließlich nur krank; die Feder zwischen meinen Fingern dagegen erfüllt mich mit wahrem Entzücken, ich lege sie nur mit Befriedigung weg; sie dient nicht dem allein, welcher sie führt, sondern auch Andern, und oft Vielen, die ferne wohnen oder erst nach tausend Jahren geboren werden . . . Darum nicht zufrieden mit den von mir begonnenen großen Werken, für die mein Leben schon nicht mehr ausreicht und wenn es mir verdoppelt würde, kaum ausreichen würde, jage ich täglich nach irgend einer neuen und noch unangebrochenen Arbeit, so sehr ist mir das Ausspannen und Nichtsthun zur Last. Denk' Du darüber wie Du willst, und mögen die Andern auch

darüber denken, wie es ihnen behagt, ich denke einmal so. Und wenn es indessen, was ja nicht mehr lange wird auf sich warten lassen, mit mir zu Ende geht, so wünsche ich, daß der Tod mich nach zurückgelegtem Lebenslauf noch geistig frisch und jugendlich finde. Freilich, wie die Dinge liegen, kann ich das kaum hoffen, und so will ich zufrieden sein, wenn der Tod mich wenigstens mitten im Lesen und Schreiben oder, wenn es Christo so gefällt, im Gebete betrifft."

Ich habe diese Aeußerungen ausführlich gegeben, weil sie für Petrarca höchst charakteristisch sind. Sie sind das echteste Glaubensbekenntniß des Schriftstellers. Sie zeugen von der hohen Auffassung des Berufes und den unvergleichlichen Freuden, die er zu gewähren im Stande ist. So denkt jeder echte Schriftsteller und wer anders denkt, der schreibt — invita Minerva — Menschen und Göttern zum Verdruß. Solch' hohe Auffassung des schriftstellerischen Berufes, wie sie übrigens auch schon Dante gehabt, legt aber bestimmte Verpflichtungen auf. Petrarca ist sich deren vollkommen bewußt gewesen. Er weiß, daß von dem wahren Dichter nichts Geringes erwartet wird (Var. 22). Daher sein beständiges Bemühen, an seinen eigenen Schriften zu feilen und zu verbessern (Fam. XXII 2; Var. 65). Wie Lionardo findet er, daß der echte Künstler sich mit seiner Schöpfung nie genügen darf: „ich bin mit dem, was ich schaffe, nie zufrieden, und so groß ist mein Verlangen, das Beste zu liefern, daß ich wohl fühle, ich werde das Ziel nie erreichen (Sen. XVI 3). Zehnmal überlese ich, was ich geschrieben und wage es dann doch noch nicht herauszugeben — decies cum scripta relegi, haereo, contineoque domi, prohibensque vagari arceo" (Ep. poet. ad Bern. Rath.). Da kann man sich nicht wundern, wenn er noch in seinem Alter in einer schlaflosen Nacht sich mit der Erinnerung quält, daß ein Vers in einem vor vielen Jahren verfaßten Gedicht mangelhaft sei, daß er aufsteht und den kranken Vers putzt und zurechtschneidet und dies wichtige Ereigniß dann den Freunden mittheilt. „Welcher Poet," fragt er einmal Francesco Nelli, „wird nicht lieber an seinem

Leibe als in einem seiner Gedichte hinken (quem mihi poetarum dabis, qui non prius eligat vita claudicare quam carmine? Fam. XVI 14) — eine Aeußerung, die man wohl im Auge behalten muß, denn sie zeigt, wie kaum eine andere, wie gänzlich Petrarca von dem ästhetischen Interesse beherrscht ist, das den Hauptinhalt seines Lebens und den Schlüssel zum Verständniß seiner Handlungen bildet. So erklärt sich denn auch, daß er meint, wenig geleistet zu haben (Sen. XVII 2), daß er mit seinen Jugendschriften nicht bloß nach der ethischen, sondern auch nach der ästhetischen und literarischen Seite unzufrieden ist (ebd., Frac. II 529); daß er zwar viel geschrieben, aber nicht viel publicirt und manche Schriften überaus lange im Pult zurückbehalten hat (Sen. XVI 7, Frac. II 506). So glühend sein Streben nach Ruhm ist — implumem tepido praeceps me gloria nido expulit, singt er — so legt er doch keinen Werth darauf, von der Masse gelesen zu werden (si me rogas, a paucis legi malim, Fam. VI 4), ja, er haßt das „gemeine Urtheil", das jede Superiorität anklagt und „den, der aus der Menge hervorragt, wie einen öffentlichen Feind ansieht" (Sen. II 1), und die Volksmeinung ist ihm so verächtlich (Fam. Var. 13, am Schluß), daß er ihr und dem vulgus insanum noch in seiner letzten Willensäußerung einen Fußtritt versetzt (Frac. III 544).

Bei dieser Gesinnung, bei der Strenge gegen sich selbst in literarischen Dingen erklärt sich, wenn Petrarca früher, als man es wünschen konnte, aufhörte, sein Publicum zu erfreuen. Schon 1357 schreibt er, es habe längst sein Entschluß festgestanden, sich durch keinerlei Eingebung des Augenblicks, durch keinerlei Zureden oder Zwang dazu verleiten zu lassen, von Neuem Gedichte zu schreiben (Fam. Var. 10), und in der That scheint er nur selten, wie zu Gunsten der Manen Andrea Dandolo's, diesem Vorsatz untreu geworden zu sein. Schlimmer für uns und für die italienische Literatur ist, daß die Verachtung der Stimme des Volkes einer-, die Ueberschätzung der Antike anderseits Petrarca

veranlaßt hat, seine prosaischen Schriften ausschließlich und einen guten Theil der poetischen ebenfalls in lateinischer Sprache zu verfassen. Das geht so weit, daß er sich im Alter geradezu vorwirft und sich zu schämen erklärt, daß er in der Volkssprache gedichtet[1]). Man wird es nach all' dem leicht glauben, daß Petrarca nicht leben kann ohne sein Schreibzeug. Er ist — nicht mit Unrecht — außer sich darüber, daß man in einer großen Stadt wie Lüttich, wo er Handschriften des Cicero abschreiben läßt, mit Mühe ein bißchen Tinte und auch diese ganz vertrocknet und vergilbt findet (Sen. XVI 1). Und völlig unglücklich ist er, als ein Freund, der ihn in Vaucluse besucht, ihm sein Schreibzeug wegnimmt, es in den Schrank einschließt und den Schlüssel mitnimmt; nun soll er zehn Tage Ferien haben, um auszuruhen. Den ersten Tag hält Petrarca diese Tortur aus, aber der Tag wird ihm länger als ein Jahr, am zweiten hat er von Morgens bis Abends Migräne, am dritten fängt er vor lauter Ungeduld an zu fiebern. Glücklicherweise kommt jetzt der Freund zurück, sieht, daß hier nichts zu machen ist und gibt ihm die Schlüssel zurück. „Nein," sagt Petrarca, „Papier, Feder und Tinte und die stille, nächtliche Arbeit sind mir lieber als Ruhe und Schlaf" (Fam. XIII 7).

Noch weniger als ohne Schreibzeug kann unser Dichter ohne Bücher leben. Die Leidenschaft, Bücher zu erwerben, erwacht schon früh in ihm; wir sehen ihn bereits in Montpellier in dieser Richtung mit seinem Vater in Streit (Sen. XVI 1), aus der väterlichen Erbschaft strebt er vor allem eine Cicerohandschrift zu retten, und sein erstes Taschengeld geht auf ein hübsches Exemplar

---

[1]) Epp. Lit. 6, Frac. III 523: hinc illa vulgaria iuvenilium laborum meorum cantica, quorum hodie pudet ac poenitet. Das bezieht sich freilich zunächst auf den erotischen Inhalt; aber zum guten Theil auch auf den Gebrauch der italienischen Sprache, wie Fam. IX 13 beweist: . . . pudebitque inutilium querelarum, quarum nulla quidem erit excusatio, nisi quia vulgari sermone conscriptae sunt; ut intelligi detur, non te in illis tuam, sed vulgi secutum esse sententiam, cuius caecum reprehensumque iudicium fuit semper.

der Civitas Dei Augustin's, die er in Avignon aus dem Nachlaß eines Prälaten erwirbt (de Nolhac p. 35). Ueberall, wohin er kommt, auf all' seinen Reisen sucht er Bücher zu kaufen oder zu copiren (Fam. VII 4) und die Freunde, die seine Liebhaberei kennen, unterstützen ihn darin redlich. Er verhehlt sich selbst nicht, daß er mit zunehmendem Alter immer mehr die Schwächen des Sammlers annimmt. „In meinen Geschäftsbriefen," schreibt er, „spielen die Bücher stets die Hauptrolle. Ich gebe zu, daß ich geradezu darauf versessen bin. Seit meiner Jugend verfolgt mich diese Neigung" (Fam. XVIII 7). „Glaube mich," heißt es in einem anderen Briefe (Fam. III 18), „nur nicht frei von allen menschlichen Schwächen, von einer Begier bin ich auch besessen, die ich bis jetzt weder zügeln wollte noch konnte. Warum auch? Denn das Verlangen nach etwas Anständigem ist gewiß auch etwas Anständiges. Höre meine Krankheit: ich kann nicht satt werden an Büchern — libris satiari nequeo — selbst wo ich deren mehr als nöthig besitze. Aber es geht hier wie in andern Dingen, je mehr man hat, desto mehr will man haben. Und die Bücher haben doch einen ihnen ganz besonderen Reiz. Gold und Silber, Perlen, purpurne Gewänder und Marmorpaläste, Bilder, schön gepflegte Felder oder prächtig aufgezäumte Pferde, all' das bietet mir ein oberflächliches Vergnügen. Die Bücher allein erquicken uns bis ins Mark hinein, sie sprechen zu uns, sie geben uns Rath, sie vereinigen sich mit uns in harmonischer, lebendiger Traulichkeit." Er tadelt die Leute, welche Bücher bloß aus Eitelkeit collectioniren, um ihr Haus, nicht aber um ihren Geist zu schmücken (Fam. III 18). „Nicht bloß besitzen, sondern kennen soll man seine Bücher; sie nicht bloß seiner Bibliothek, sondern seinem Gedächtniß einverleiben, sie nicht in den Schrank, sondern in sein Gehirn hineinbringen; andernfalls ist man weniger als der Buchhändler, der sie verkauft, oder der Schrank, in den sie eingeschlossen sind" (De Remed. I 43). Kein Wunder, daß unser Dichter sich über die Vertheuerung der Bücher beklagt, daß er über die Seltenheit guter Handschriften

jammert (Fam. XVIII 11, 13, 14). Auf den Reisen führt er immer einige bei sich (Fam. II 1) und empfindet den Abgang reichlicherer Literatur äußerst unangenehm (Fam. III 1). Selbstverständlich wird, wenn er auf Reisen geht, für die zurückgelassenen Bücher alle Sorge getragen (Fam. XV 2, 3, XIX 8); droht Gefahr, so werden die Bücher vor Allem gerettet (Sen. XIII 16) und der Verlust von solchen schmerzlich betrauert (ebd. XVI 1). Erstaunlich ist bei all' dem und höchst rühmenswerth, daß Petrarca gleichwohl zu den Bibliophilen gehörte, welche geliehene Bücher zurückgeben. Die ihm von den Colonna einst geborgten Handschriften ersucht er später gewissenhaft und wiederholt Stefano Colonna doch zurückzunehmen (Sen. XV 1), er ist aber so ehrlich, hinzuzusetzen: wenn es statt juristischer und kanonistischer Werke Handschriften von Cicero oder Varro gewesen wären, so hätte er Colonna nicht so oft gebeten, sie bei ihm abzuholen.

Daß die Bibliothek im Hause Petrarca's der wichtigste Raum, daß sie der Lieblingsaufenthalt oder vielmehr die eigentliche Wohnung des Dichters war, bedarf kaum der Versicherung. Alle Freunde müssen beisteuern, um sie zu verwahren, sei es durch Geschenke, sei es durch Tausch oder Leihen (Fam. XVIII 15). Die Besuche werden hier in der Bücherei empfangen; der ganze Stolz des glücklichen Besitzers besteht darin, gelehrten Freunden die Schätze dieser Sammlung zu zeigen. Wo der Seneschall des Königs von Neapel ihn besucht, freut er sich, daß der hohe Herr seine Bibliothek nicht bloß im Allgemeinen sich ansieht, sondern Buch für Buch, die treuen Genossen seiner Muße, in die Hand nimmt und mit einigem Verständniß dabei verweilt (tam suaviter inhaesit, ut ne dulcius; Fam. XXII 6).

Die Miniaturen und Wandgemälde der Zeit, unter denen das „Studiolo" des hl. Hieronymus von Carpaccio (in S. Giorgio degli Schiavoni in Venedig) das merkwürdigste sein dürfte, stellen uns die Privatbibliotheken des ausgehenden Mittelalters durchweg als enge Räume dar. Ungefähr so, wie es aller Welt aus Albrecht Dürer's berühmtem Kupferstich mit Sanct Hieronymus in

seiner Zelle bekannt ist. Einige Miniaturen in Petrarcahandschriften zeigen uns den Dichter an seinem Pult sitzend. In einer Strozzischen Handschrift sowie auf dem Fresco in der Universitätsbibliothek zu Padua sieht man seinen Schreibtisch, das Lesepult und den treuen Kater dazu. Die Handschrift der „Trionfi" in der Laurenziana (Strozzi 174) stimmt in der Darstellung des Zimmers ziemlich genau zu dem Raume, welchen die Ueberlieferung in Arqua als Arbeitscabinet Petrarca's bezeichnet (de Nolhac p. 51). Man denke sich denselben auf einem hölzernen Lehnstuhl sitzend, die Füße auf einem Bänkchen, vor einem Pult, in welches ein Tintenfaß eingehöhlt ist. Die Feder in der einen Hand, das Radirmesser in der andern, arbeitet er an einem großen Band mit kupfernen Schließen; zur Seite liegt auf einem andern Pult eine zweite Handschrift zur Collation. Längs der Mauer, die nur ein Fenster hat (in Arqua ist es aber nicht rundbogig), läuft ein Rayon verschiedenartig gebundener Bücher, andere stehen auf Brettchen neben dem Pult, jedes Plätzchen ist zu Gunsten der Lieblinge ausgenutzt und damit die Mäuse die kostbaren Pergamente nicht anfressen, sieht man die Katze unter dem Lehnstuhl Wache halten. Mitten in diesem Heiligthum sitzt der Dichter, das Antlitz auf seine Bücher niedergebeugt.

P. de Nolhac, dem diese Details entnommen sind, hat eingehende Studien über den Bestand der Petrarca'schen Bibliothek zu dessen Lebzeiten und über das Schicksal derselben nach seinem Tode angestellt[1]). Diese Arbeiten, auf welche hier nur verwiesen werden kann, sind von großer Bedeutung. Trotz mancher Lücken erscheint des Dichters Bibliothek, so wie sie uns nun bekannt ist, als ein mächtiges Werkzeug geistiger Arbeit. Diese Ansammlung von Handschriften, auf welche derselbe soviel Mühe und Geld verwandt, gestattete Petrarca, in das Alterthum einzudringen und sich und seine eigenen Schöpfungen mit dem

[1]) P. de Nolhac, De Patrum et medii aevi scriptorum codicibus in bibliotheca Petrarcae olim collectis. — Ders. La Bibl. de Fulvio Orsini. — Ders. Pétrarque et l'Humanisme. p. 33f., 47f., 369.

Geist desselben zu durchdringen. Für die Geschichte des Humanismus, für die Wendung, welche der menschliche Geist seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nahm, war diese Büchersammlung von der größten Bedeutung. An einem glänzenden Beispiel zeigt sich hier der Zusammenhang der Bibliothek eines großen Gelehrten mit der geistigen Entwickelung einer ganzen Zeit; mir scheint, es liegt darin eine Mahnung, derartige Sammlungen in ihrem vollen Bestand zu erhalten und als einen Zeugen, ja als ein Stück geistiger Arbeit der Besten unter uns kommenden Geschlechtern zu überliefern[1]).

VII.

Es kann hier nicht an eine eingehende Darstellung von Petrarca's Verhältniß zur Wissenschaft gedacht werden. Die Briefe allein reichen nicht aus, es klar zu stellen, und über den Rahmen derselben kann hier nicht hinausgegangen werden. Zudem ist, was im Vordergrund der Erörterung zu stehen hätte, das Verhältniß des Dichters zum Humanismus, durch die in der Einleitung genannten Arbeiten, namentlich aber jüngst durch P. de Nolhac, nun in glänzender Weise erledigt worden. Es kann sich daher nur darum handeln, zur Abrundung unsers Gegenstandes diejenigen Gesichtspunkte hervorzuheben, welche die Briefe zunächst an die Hand geben. Auch dies soll nur in gedrängtester Kürze geschehen.

Es gibt kaum eine Seite der Briefsammlung, auf der der Vorzug des Studiums der Alten vor jedem andern nicht betont wäre. (Fam. I 8. II 4). Aus ihnen spricht der „Geist der Bildung"; — „uns (Humanisten)", sagt er einmal, „gilt die Beredsamkeit (darunter hat man bei Petrarca stets den Gesammt-

[1]) Diese Mahnung wollte ich s. Z. namentlich an Diejenigen richten, in deren Hand es lag, die bedeutendste wissenschaftliche Privatbibliothek, welche damals in Deutschland bestand, vor Verkauf und Zersplitterung zu bewahren. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich damit diejenige J. v. Döllinger's meine, welche seither, dank der Initiative meines Freundes, Prof. von Sicherer, der Universitätsbibliothek in München erhalten blieb.

inhalt der humanistischen Bildung zu verstehen) mehr als das Leben und das Studium des Alterthums mehr als die Tugend" (Fam. XVI 14). Mit voller Klarheit schaut er das Nahen einer neuen, ganz andere Anforderungen an den menschlichen Geist stellenden Epoche (Var. 22). Die bisherige Schulweisheit, die Scholastik ist ihm verhaßt und lächerlich (Fam. I 6. XII 3. XVII 1), und wenn er ihren großen Meister, Aristoteles, als antiken Philosophen in Ehren hält, so fällt es ihm doch nicht ein, ihm eine Unfehlbarkeit zu vindiciren — scio maximum, sed hominem, urtheilt er über ihn (Var. 9). Neben der Antike entgeht ihm auch jenes andere constitutive Element der Renaissance nicht: das Studium des Menschen selbst und dessen, was ihn umgibt. Jener, meint er Boccaccio gegenüber, sei doch ein ewig interessantes Problem der Erörterung; „denn der Mensch ist doch das merkwürdigste Gebilde der Natur — das beste und zugleich das schlimmste aller Geschöpfe" (Sen. III 5). Unter den Schriftstellern des römischen Alterthums steht ihm Cicero obenan, den er zwar nicht wie einen Gott, wohl aber wie ein göttliches Genie verehrt (Fam. XVIII 14; vergl. XXI 10: Cicero nostri princeps eloquii); ihm zunächst kommt in seiner Werthschätzung Virgil — beide zusammen bilden die Augen unserer Sprache[1]). Die poetischen Episteln, welche er an die großen Männer des Alterthums richtete, lassen nächst diesen Seneca, Varro, Quintilian, Livius, Horaz als die ihm vertrautesten Autoren erkennen. Sein ganzes Leben hindurch hat sich Petrarca von der Vorstellung nicht frei gemacht, daß die römische Literatur der griechischen überlegen war. Seine Versuche, zuerst durch Barlaam (um 1342), dann durch Leontius Pilatus (1359) das Griechische zu erlernen, waren von keinem großen Erfolg gekrönt und blieben hinter denen

---

[1]) Tr. della fama III 21, wozu schon Dante zu vergl. Purg. 7, 16. Vergl. jetzt die eingehenden Abhandlungen de Nolhac's über Petrarca's Stellung zu Virgil und Cicero, Pétr. et l'Humanisme, p. 105. 176. 426. Ebd. p. 224. 268 betr. der römischen Historiker und Prosaisten, p. 136 betr. der übrigen lateinischen Dichter.

seines Freundes Boccaccio weit zurück. Er mußte sich mit lateinischen Uebersetzungen behelfen. Immerhin bleibt ihm das große Verdienst, Homer zuerst wieder für das Abendland entdeckt und Plato wieder seinen Ehrenplatz zurückgegeben zu haben[1]). Von seiner höhern Auffassung des philologischen Studiums zeugt der Brief an Zenobius (Fam. XII 13), wo er die Grammatik und die sieben sog. „liberalen Künste“ als den Anfang, nicht aber als das Ziel wissenschaftlichen Strebens hinstellt. Wie sehr er aber Werth auf gute Texte legt und welch' hohen Rang das Geschäft der Textkritik in seiner Werthschätzung einnimmt, erfahren wir aus einem der Briefe an seinen Bruder (Fam. XVIII 5).

Für das Interesse, welches Petrarca an der Geschichte so im Allgemeinen wie insbesondere an derjenigen des Alterthums nahm, sprechen seine historischen Abhandlungen[2]) und der unerschöpfliche Schatz von Vergleichen, Anekdoten und Beziehungen, mit denen seine Briefe geradezu gespickt sind. Wenn er die Historiker des Alterthums noch nicht mit den kritischen Augen der Gegenwart angesehen hat, so ist doch bei ihm ein Erwachen historischer Kritik zu constatiren. Ihm vorgelegte „Urkunden“ Julius Caesar's und Nero's für Oesterreich hat er sofort als lächerliche Fälschung erkannt (Sen. XVI 5), Virgil's Bericht über Dido wird von ihm als unhistorisch erklärt. Dagegen ist nicht ersichtlich, worauf hin Cesare Cantù ihm das Verdienst zuschreibt, die Unechtheit der constantinischen Schenkung zuerst erkannt zu haben[3]).

Das philologische Interesse zog nothwendigerweise das antiquarische nach sich. Petrarca konnte der literarischen Hinterlassenschaft des Alterthums seine Begeisterung nicht widmen,

---

[1]) Fam. XVIII 2. Var. 29. Sen. III 6. V 1. 3. VI 2. Vergl. dazu de Nolhac p. 318, wo auch dieser Gegenstand ausführlich behandelt ist.

[2]) So das Werk „De Viris illustribus“, vergl. dazu jetzt P. de Nolhac Le „De Viris illustribus de Pétrarque.“ Paris 1890, dazu Koerting S. 507.

[3]) Vergl. Fracassetti zu Sen. XVI 4 (II 497) gegen Cantù Arch. stor. Ital. XII 1 (1860).

ohne zu den Monumenten übergeleitet zu werden[1]). Seine Reisen lehren ihn auf die Denkmäler achten, auch auf mittelalterliche. So erwähnt er die Gräber des heiligen Augustin, des Königs Liutprand (Sen. V 1), ebenso die vergoldete bronzene Reiterstatue auf dem Marktplatz und das prächtige Schloß der Visconti in Pavia (ebd.). Vor Allem sind es selbstverständlich die Ruinen Roms, welche ihn anziehen und die er sowohl in der „Africa" (V 862—951) als in seinen Briefen (Sen. IX 1. Fam. II 2. VIII 1. IX 13. XI 7 u. a.) eingehend beschreibt, deren Verschleuderung und Verschacherung nach auswärts durch römische Adlige er scharf geißelt (Var. 48) und deren zunehmenden Verfall er bitter beklagt (Fam XV 7. Ep. poet. II 13. V 43 f.). Allenthalben zeigt er sich auf die Erhaltung der Kunstdenkmäler bedacht (Ep. poet. II 13. vergl. Koerting S. 115. 610. 670), auch den Inschriften wendet er bereits seine Aufmerksamkeit zu[2]). Petrarca ist auch der Erste, welcher dem Kaiser römische Münzen sammelt (Fam. VII 3), aus ihnen und aus Büsten die Kaiserbilder zusammensucht. Er schenkt Kaiser Karl IV. eine Anzahl kostbarer Gold- und Silbermünzen, die jenen hoch erfreuen (Fam. XIX 3), er untersucht und beschreibt die Siegel und Bullen der kaiserlichen Urkunden (Fam. XXI 3). Daß seine Betrachtung dieser Dinge sich zu einer kritischen Prüfung dieser Denkmäler und einer Verwerthung derselben im Dienste archäologischer Wissenschaft noch nicht erhebt, ist gewiß[3]); aber immerhin war seine und Cola di Rienzo's Schwärmerei für die Monumente Roms wieder ein erster Schritt auf einer neuen, unermeßliche Perspectiven eröffnenden Bahn.

Es ist schon daran erinnert worden, daß die zunehmende

---

[1]) Vergl. die Würdigung Petrarca's nach dieser Richtung bei Stark, Hdb. d. Arch. d. Kunst, Lpz. 1880. I 81. 85. 93. 105.

[2]) Vergl. De Nolhac p. 430.

[3]) Vergl. über Petrarca und die Monumente: De Rossi, Bull. dell'Instit. arch. 1871, 8 f.

religiöse Vertiefung, welche Petrarca's spätere Jahre aufweisen, ihn mehr und mehr der christlichen Literatur zuführte.

Seine Bibliothek wies eine gute Anzahl von Kirchenvätern auf. Augustinus, dessen Confessionen er über alle andern Erzeugnisse der Patristik schätzte, Hieronymus, Gregor der Große, Ambrosius waren hier seine Lieblingsautoren (Fam. I 1. IV 15. XVIII 3. 5. IV 1. X 3), er kannte aber auch Prudentius, Prosper von Aquitanien und Sedulius und schätzte offenbar die Werke dieser christlichen Dichter (Fam. X 4).

Auch nach dieser Seite ist seine Erudition nicht unbeträchtlich [1]).

Daß ein Mann, der so viel gelesen, gar manche Reminiscenzen seiner Lectüre in seine eigene Darstellung aufnimmt, oft ohne sich dessen bewußt zu sein, ist eine erklärliche Erscheinung, die übrigens zu allen Zeiten und bei vielen andern Schriftstellern, selbst ersten Ranges, uns entgegentritt.

Petrarca ist darum der Anklage des Plagiats sowenig wie Milton oder Victor Hugo entgangen (vergleiche Fracassetti zu Sen. II 95). Er für sein Theil huldigt der Ansicht, das Wissen sei ein Gemeingut, was immer wir irgend lernen, sei unser Eigenthum (testatus sum tamen, me nihil novum, nihil fere meum dicere, imo vero nihil alienum. Omnia enim undecumque didicimus, nostra sunt, nisi forsitan abstulerit ea nobis oblivio: Fam. VI 2).

Dieser Auffassung entsprechend war Petrarca in der Philosophie wesentlich Eklektiker: aus den Gärten der Denker wie der Poeten sucht er sich die schönsten Blüthen heraus

---

[1]) Vergl. Fracassetti zu Sen. II 353. 355. — P. und die Kirchenväter bei de Nolhac p. 424. 96. Es darf hier daran erinnert werden, daß nachweisbar das früheste Datum von Petrarca's literarischer Thätigkeit übrigens schon mit dem Namen des h. Augustin verknüpft ist. Vergl. betr. der Auffindung einer Augustinhandschrift Petrarca's vom J. 1325 Girardi La nuova data coperta dal sign. Pietro de Nolhac nella vita di Petrarca, Padov. 1892; dazu Rev. critique 1893, 179.

(Sen. X 4). Wenn er sich im Gegensatz zu der Scholastik weiß (Fam. I 6), so verzichtet er doch nicht auf die principielle Auffassung des Verhältnisses, in welchem sich die Scholastik Plato und Aristoteles zu Christus, dem höchsten Lichte dachte (Fam. XVII 1). Doch ist er freilich der Ansicht, daß Plato der christlichen Wahrheit näher gekommen sei als irgend ein anderer Philosoph des Alterthums (ebd. und 8; vergl. I 6); er stellt sich damit in einen Gegensatz zu Aristoteles[1]). Noch schärfer aber ist derjenige zu Averrhoës, dem großen arabischen Pantheisten, in welchem das Mittelalter die Verkörperung des dem Christenthum entgegengesetzten ketzerischen Gedankens sah, und dessen in Dingen der Logik und Psychologie doch auch von den Scholastikern bei allem Hasse hochgehaltener Name um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von einer in Italien sich geltend machenden philosophischen Schule auf die Fahne geschrieben wurde[2]). Gegen diese Averrhoisten ist der Dichter unerbittlich und er nimmt keinen Anstand, ihren Meister einen „rasenden Hund“ zu schelten (Sen. XV 6).

Vorurtheilsfrei, wie in vielen Dingen, erweist sich Petrarca auch hinsichtlich der Astrologie und Medicin. Daß er die ganze Weisheit der Sterndeuter für Unsinn hält, spricht er in dem Schreiben an Francesco Bruni offen aus (Sen. I 7)[3]). Vielleicht ist es der geringen Meinung, welche er von diesen Leuten hat, zuzuschreiben, daß er auch der Astronomie gegenüber sich gleichgültig verhält, welche ja damals noch Hand in Hand mit der Astrologie zu gehen pflegte. Als ein Cardinal ihn zur Abfassung eines astronomischen Gedichtes aufforderte, weigerte er sich deß mit der Erklärung, astronomische Kenntnisse weder zu

---

[1]) Vergl. die den übrigen Schriften Petrarca's folgende weitere Ausführung Petrarca's dieses Sujets bei Koerting S 410 f. Geiger S. 90 f.

[2]) Voigt S. 54 f.

[3]) Ueber Petrarca's Verhältniß zur Astrologie s. Voigt S. 42 Geiger S. 87, 267; Koerting S. 311.

besitzen noch nach solchen zu verlangen (Ep. poet. II 3). Noch viel ungünstiger aber war er auf die Medicin und die Aerzte seiner Zeit zu sprechen. An Satiren gegen die Aerzte hat es zu keiner Zeit gefehlt und wird es nie fehlen, so lange es unter den Schülern Aeskulap's gewissenlose Charlatane und unter den Kranken Solche gibt, die vergebens an allen Thüren um Heilung angeklopft haben. Ewig classisch bleibt der Spott, mit dem Molière und Beaumarchais die suffisante Unfähigkeit der Arzneiwissenschaft ihrer Zeit gegeißelt; während uns in der Gegenwart Tolstoi und der jüngere Daudet das Beispiel einer Feindschaft gegen die Mediciner geben, die schon als komische Marotte zu bezeichnen ist.[1]) Auch bei Petrarca gewinnt die Abneigung gegen die Aerzte geradezu den Charakter einer Idiosynkrasie, obgleich er mehr als einmal Veranlassung nimmt zu betheuern, daß er an sich weder der Arzneiwissenschaft noch den Aerzten gram sei. Wo Clemens VI. krank darniederliegt und eine ganze Schar von Aerzten sein Lager umsteht, schreibt Petrarca dem Papste, um ihn vor den letzteren zu warnen und ruft ihm das Epitaph jenes Mannes ins Gedächtniß, der auf sein Grab schreiben ließ: „an den vielen Aerzten bin ich gestorben" — turba medicorum perii. (Fam. V 19). Das haben ihm die Herren von der medicinischen Facultät natürlich sehr übel genommen, und es entspann sich ein bitterer Streit zwischen beiden Parteien, in welchem unser Dichter es an Maßlosigkeit und kleinen und großen Bosheiten nicht fehlen ließ. (Fam. VII 9. XV 5. 6. XXII 12. Var. 25. Sen. III 1. 5. 8. XII 2. XIII 8. XVI 2.). Es sind namentlich Unfähigkeit, Schwindel, Habgier, welche er den Aerzten zum Vorwurf machte. Was den letztern Punkt anlangt, so scheinen in der That die Berühmtheiten damaliger Zeit hinsichtlich ihrer Honorare wenigstens hinter den Herren Nélaton und Mackenzie nicht zurückgestanden zu haben. So ließ sich ein Chirurg in Ligurien von einem kranken Herrn außer der Reise

[1]) Vergl. Léon A. Daudet, Les Morticoles, Par. 1894, und dazu „A. Z." 1894, 169.

die Kleinigkeit von 3500 Dukaten in Gold zahlen (Sen. V 3), was verglichen mit heutigen Verhältnissen, wohl 50—60000 Mark gleichkommt. Der Kranke wurde natürlich nicht geheilt, und der große Doctor, der leider ein Deutscher war und sich „il medico del Vallese“ nennen ließ, rieth schließlich dem Patienten, zur Magie seine Zuflucht zu nehmen. Man sieht an diesem Beispiel, daß Petrarca's Polemik gegen diese Charlatane wohlberechtigt war; sie galt aber, über die Personen hinaus, der Sache, d. h. dem gänzlich verrotteten Zustand einer Medicin, die den Weg wissenschaftlicher Beobachtung und Forschung noch nicht eingeschlagen hatte und die theils von den unverstandenen Recepten Galen's, theils vom krassesten Aberglauben lebte. Mit dieser „Kunst“ mußte freilich tabula rasa gemacht werden, und Petrarca war jedenfalls einer der Ersten, die das einsahen. Wenn er auch noch nicht im Stande war, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, so war wenigstens seine Kaltwassermethode ein Fortschritt, vorzüglich in einem Lande, wo der Gebrauch des Wassers zum Waschen und Baden auch jetzt noch breiten Schichten des Volkes vollkommen unbekannt oder wenigstens unsympathisch zu sein scheint.

VIII.

Nur wenige Worte können hier Petrarca als Dichter gewidmet werden. Ich muß für dieses Kapitel auf die ausführlichen Biographien verweisen, kann aber nicht umhin zu bemerken, daß wir keine Analyse der Gedichte besitzen, welche an Feinheit und Eindringlichkeit z. B. mit derjenigen zu vergleichen wäre, welche Sainte-Beuve den belletristischen Werken Chateaubriand's und seiner Zeit hat angedeihen lassen. In unserer deutschen Literatur ist der Abschnitt Gaspary's über den Canzoniere (I, 460) das Geistvollste, was wir über diesen Gegenstand besitzen; in der italienischen steckt das Beste in einzelnen Commentaren zu dem Liederbuch, unter welchen mir der-

jenige Muratori's immer noch besonders Beachtung zu verdienen scheint.

Die Briefe können zur Beurtheilung des Dichters selbstverständlich nur insofern in Betracht kommen, als sie seine Auffassung von der Poesie und ihren Gesetzen aussprechen. Im Vordergrund steht hier die klare Erkenntniß, daß Naturwahrheit oberstes Gesetz der Poesie sei (nihil nisi naturae consentaneum lex poetica fingi sinit; Fam. IX 4). Die Beobachtung der Natur und die Erfahrung ist ihm darum die Mutter aller wahren Kunst (Sen. II 3). Damit hängt seine Freude an der Natur zusammen — sein Verlangen, neue Länder, andere Menschen, hohe Berge, die vielbesungenen Meere und Seen, Quellen und Flüsse kennen zu lernen (Fam. XV 4). Er liebt die Wälder (Fam. X 4), das Landleben (Sen. VIII 7), er kostete die Herrlichkeit der Alpenwelt, die viele Jahrhunderte später erst Rousseau wiederentdecken sollte und die immerhin noch auf Chateaubriand und auf Goethe verhältnißmäßig geringen Eindruck gemacht hat. Die Naturschilderung muß ihm daher vorzüglich gelingen (vergl. Sen. V 1). Aber auch die plastische Darstellung von Vorgängen gelingt ihm nicht schlecht, wie der Brief an Donato (Sen. V 5) beweist. Freilich, in den Gedichten wechselt, wie das oft bemerkt wurde, wahre und echte Empfindung mit dem, was die Italiener „freddura“ nennen[1]). Auch die Briefe zeigen denselben Wechsel. Man hat mit vollem Recht, auf den kalten, herzlosen Ton mancher „Trostschreiben“ (wie Fam. IV 10. 11. 12) hingewiesen, denen nun freilich, wie schon erwähnt, auch mancher Erweis echter, warmer Empfindung gegenübersteht (so Fam. XIV 3). Viel schärfer muß man urtheilen über die hohle

[1]) Zu der Frage des Geliebten Atala's (wo sie eine Thräne vergießt): „Orage du coeur, est-ce une goutte de votre pluie“, sagt der boshafte Kritiker Chateaubriand's, Morellet: „dies ist ein vollkommenes Beispiel dessen, was die Italiener „freddura“ nennen, und es ist in der That nicht möglich, sich Etwas vorzustellen, was kälter und in einem solchen Momente weniger am Platze wäre, als eine ähnliche Frage“ Sainte-Beuve, Chateaubriand I 261.

Phraseologie der moralphilosophischen und polemischen Dialoge und Tractate. Die Discrepanz zwischen der Reinheit, Klarheit und kunstvollen Schönheit des Canzoniere und den Tiraden und Gemeinplätzen, den innerlich meist hohlen, affectirten, Alles übertreibenden Declamationen der Dialoge ist geradezu merkwürdig. Es ist als ob seit einem bestimmten Zeitpunkt ein plötzlicher Niedergang in Petrarca's Geist eingetreten sei.[1]) Sein Gebiet war nur das des ästhetischen Empfindens, auf allen anderen war er ein reines Kind, namentlich da, wo es aufs Handeln ankam, verworren, phrasenhaft, zur That unfähig. Ungefähr wie das deutsche Professorenthum, als die Ereignisse von 1848 es plötzlich auf die politische Bühne warf, die Bismarck erst putzen mußte, ehe ein erträgliches Stück gegeben werden konnte. Die Dialoge sind der Unlust entsprungen, welche Petrarca darüber empfand, daß ihm im Leben nichts gelungen war. Ueber die Frage, wie viel Petrarca aus dem eigenen Leben und Herzen in seine Lieder hineingelegt hat, werden wir noch zu sprechen haben.

So entschieden Petrarca auf der einen Seite in die naturalistische Richtung einlenkt, so fest hängt er andrerseits noch in den Banden der mittelalterlichen Allegorie. Nicht bloß in den „Trionfi". Auch in den prosaischen Schriften und in den Briefen belegt er das ausgiebig. So in der, übrigens stark an die Allegorie der „Divina Commedia" erinnernden symbolisch-allegorischen Ausdeutung der Aeneide (Sen. IV 5, zu Aen. I 514), oder in der allegorischen Beschreibung der Tugend (Var. 50. 61).

Beachtenswerth ist das Urtheil, welches unser Dichter über den Stil fällt, den er durchaus persönlich, individuell will —

---

[1]) Vergl. Fam. XXI 2: . . . neque iuvenilis ardor ille Pierius solitis facibus ingenium accendit, cui iam satis est congesta digerere inque id ipsum factus est segnior.

[2]) Fam. XXII 2: omnis vestis histrionem decet, sed non omnis scribentem stilus: suus cuique formandus servandusque est, ne vel difformiter alienis induti vel concursu plumas suas repetentium volucrum spoliati cum cornicula videamur.

womit er freilich, ohne daran zu denken, — seine eigene Nachbildung Cicero's und Seneca's verurtheilt. Wie sich seine eigene schriftstellerische Individualität ausgesprochen haben würde, wenn er in der Volkssprache geschrieben hätte, das können wir jetzt leider nicht beurtheilen. Denn die von Hortis zuerst herausgegebene Rede von 1354[1]) ist zwar italienisch überliefert, es ist aber doch sehr zweifelhaft, ob wir das Original oder eine Uebersetzung vor uns haben.

Man fragt sich natürlich, wie Petrarca über die bildenden Künste und ihr Verhältniß zur Poesie gedacht habe. Daß er, der Dichter, letzterer den Vorzug gegeben, kann nicht überraschen (vergl. Sen. XV 11). Unter jenen stellte er die Plastik über die Malerei. Er sagt das in einem Briefe an den Erzbischof Guido Sette (Fam. V 17), wo er sich über die Thatsache verbreitet, daß, obgleich der Geist im Körper seinen formalen Aus- und Abdruck erhalte, doch Menschen, die keineswegs schön gebildet sind, herrliche Werke hervorbringen. Er erinnert dabei an Phidias und Apelles, von denen Niemand berichte, daß sie schön gewesen, während wir ihre Werke doch über Alles preiswürdig nennen. Von Apelles urtheile man hier auf den Ruf hin, den er im Alterthum hinterlassen; von Phidias zeigten es seine uns erhaltenen Marmorsculpturen. Aus dieser Notiz geht hervor, daß man im Zeitalter Petrarca's an die Erhaltung echter Werke des Phidias glaubte. Petrarca geht denn zu seiner eigenen Zeit über und sagt: „ich habe zwei ausgezeichnete Maler gekannt, die übrigens auch beide nicht schön waren: der Florentiner Giotto, der sich unter den Neuern eines außerordentlichen Ruhms erfreut[2]), und Simone von Siena. Ich kannte auch etliche Bild-

[1]) Hortis, Scritti inediti di Fr. Petrarca, p. 335. Vergl. dazu de Nolhac a. a. O.

[2]) In dem „Itinerarium Syriacum“ erwähnt der Dichter auch Giotto's Fresken in der Cappella Regia zu Neapel, eine Angabe, die unverschuldeter Weise zu Verwechslungen und Irrthümern Anlaß gegeben hat; vergl. dazu Crowe und Cavalcaselle, Gesch. d. ital. Malerei (D. A.) I 269.

hauer, die aber geringern Ruf genossen, denn in diesem Punkte leistet unsere Zeit nicht soviel wie in der Malerei."

Daß Petrarca Giotto ganz besonders verehrte; daß er überhaupt ein Freund der Malerei war und gute Bilder zu schätzen wußte, das geht, abgesehen von seinen Beziehungen zu Simone de Martino, auch aus jener Clausel seines Testamentes hervor, in der aus Dank gegen den Beherrscher Padua's diesem sein Madonnenbild von Giotto, das ihm Michele Vanni einst aus Florenz gesandt hat, hinterläßt — ein Bild, fügt er hinzu, dessen Schönheit zwar die Ignoranten nicht, wohl aber alle Kenner anstaunen. Die Notiz scheint unseren Kunsthistorikern gänzlich entgangen zu sein; Niemand hat, meines Wissens, über dies seither verschwundene Tafelbild Giotto's Nachricht gegeben.

Petrarca's gesammte poetische und schriftstellerische Thätigkeit in Verbindung mit seiner Bedeutung als Begründer des Humanismus fordert zu einer Parallele mit Goethe heraus. Koerting (S. 540 f.) hat sie gezogen. Er findet, daß, während unsere beiden deutschen Dichterfürsten sich mit Bewußtsein und klarer Erkenntniß dem classischen Alterthum zuwandten, also reflectirend handelten, bei Petrarca die Hingabe an das Alterthum das Werk nicht speculativer Reflexion, sondern genialer Intuition war. Er schließt daraus, daß, wenn Goethe und Schiller ohne Zweifel die höher gebildeten und reiferen Geister, Petrarca ebenso zweifellos der höhere Genius war — „denn Schaffen ist mehr, als Neuschaffen." So bestechend diese Argumentation für den Bewunderer unseres Dichters sein mag, so ist sie „zweifellos" doch falsch. Petrarca's Begabung reicht weder an Weite noch an Tiefe an das Genie Schiller's und Goethe's. Aber das ist wahr: es führt eine gerade Linie von jenem zu diesen, und man darf Goethe und Schiller nicht genießen, ohne dankbar dessen zu gedenken, welcher sie vorbereitet und möglich gemacht hat.

IX.

Unter den Briefen Petrarca's ist ein großer Theil politischen Angelegenheiten und Verhandlungen gewidmet. Einen breiten Raum nimmt die Correspondenz mit Kaiser Karl IV. ein, dessen Romfahrt der Dichter leidenschaftlich betreibt und mit dem er viele Jahre hindurch in enger Verbindung bleibt (Fam. X 1. XVIII 1. XIX 1. 3. 4. 13. 14. XX 1. 2. 12. 14. XXI 2. XXIII 2. 8. 9. 14. 15. 16. u. s. f.). Andere Schreiben gelten der von ihm so heiß befürworteten Rückkehr des Papstes nach Rom (Var. 2 u. a.) oder den Bestrebungen Cola di Rienzi's, an denen er anfänglich so lebhaften Antheil nimmt (Fam. VII 27. XIII 6. Var. 38). Wieder andere beschäftigen sich mit den Missionen, welche der Dichter, meist mit geringem oder geradezu schlechtem Erfolg übernahm; mit den Geschäften, welche ihm die Signori von Mailand oder Padua übertrugen, mit den Versuchen, die streitenden Republiken Genua und Venedig auszusöhnen (Fam. XI 8. XIV 5. XVIII 15.), Pavia von einem Tyrannen zu befreien (Fam. XIX 18), oder das heilige Land den Türken zu entreißen (Fam. XII 1). In allen diesen Actenstücken spricht sich eine glühende patriotische Gesinnung aus. Die Befreiung Italiens von fremder Herrschaft (ut corpus Italicum labe barbarica purgatum medullitus agnoscam, Fam. XI 13), die Einigung von Italiens Völkern und Fürsten, die Beilegung ihrer Streitigkeiten (Fam. XVII 6. XIX 9), die Wiederherstellung Roms und seiner Weltmacht (publica mater Italia, et Italiae caput Roma, Fam. XIX 1), die Rückführung des allgemeinen Friedens (Sen. I 5): das sind die Ziele, die ihn bewegen und lange Jahre in Athem halten, das die Absichten, denen er nirgend einen schönern Ausdruck verliehen, als in der berühmten, noch heute die Herzen aller Italiener erfüllenden Canzone „Italia mia“. Man kann, außer den großen und löblichen Absichten, die der Dichter hier überall hervorkehrt und die tiefster Ueberzeugung entsprechen, nicht verkennen, daß er hier und da einen richtigen Blick gehabt

hat. Klarer, als leider die venezianischen Staatsmänner, hat er erkannt, welch' ungeheuren Fehler Venedig beging, als sein Neid Genua's Macht zerstörte; denn der Vortheil fiel nur den Türken in den Schoß und die Republik arbeitete damit an ihrem eigenen Niedergang, wie sie, anderthalb Jahrhunderte vorher, durch Zerstörung des byzantinischen Kaiserthums das erste Bollwerk, das zwischen ihr und dem Sultan lag, vernichtete. An diesen beiden Irrthümern ist Venedig zu Grunde gegangen; Andrea Dandolo war durch Petrarca gewarnt. Ganz brauchbar waren auch die Lehren, welche letzterer den Königen gab (Fam. XII 2. Var. 26). Aber im Allgemeinen bleibt wahr, daß er ein schlechter Politiker gewesen: er ist sich darüber selber ziemlich klar (nihilo melior oeconomicus quam politicus sum, Fam. XXII 12). Er war das, nicht weil er ein Geistlicher und wenigstens standesgemäß Theologe war. Die Theologen haben in alter und neuer Zeit Hinreichendes geleistet, nicht bloß auf dem Felde der Kirchenpolitik, sondern auch der profanen, um nicht erst nöthig zu haben, den „Hamburger Nachrichten" ihren Fähigkeitsnachweis in diesem Artikel beizubringen. Von den großen Kanzlern des Mittelalters abgesehen, die fast alle Priester waren, scheinen mir auch die letzten Jahrhunderte einige Belege dafür zu bringen. Rosmini und Gioberti waren beide von Hause aus Theologen, und was noch schlimmer ist, sogar Philosophen. Das hat sie nicht gehindert, die Hand fest an den Pulsschlag ihrer Nation zu halten und für Italiens Wiedergeburt mehr zu leisten, als die meisten zünftigen Diplomaten fertig brachten. Und auch auf dem eigentlich diplomatischen Gebiete dürften sich einige (wenn auch wenig) geistliche Herren wie Richelieu und Talleyrand sehen lassen und sogar neben Bismarck, der immerhin die ethisch-nationale Grundlage seiner Politik voraus hat, leidlich gute Figur machen. Man sieht auch schwer ein, weshalb, wenigstens für das Verständniß und die Behandlung kirchenpolitischer Fragen, ein ganzes, dem Studium der Geschichte der Kirche und der

römischen Politik gewidmetes Leben nicht eine bessere Vorbereitung sein sollte, als das Herumstehen der Attaché's in den diplomatischen Salons und die berufsmäßige Betheiligung an den officiellen Diners. In dem einfachen Servitenmönch Paolo Sarpi hat die Republick Venedig Jahrzehnte hindurch einen Consultor gehabt, dem an fachmännischem Wissen, an Technik der Staatskunst, und Genialität des Geistes wenige Cultusminister der neuern Zeit an die Seite gestellt werden können. Hätte etwa die Republik auf den Rath ihres besten Sohnes verzichten sollen, weil derselbe nicht die übliche Laufbahn des Berufsdiplomaten hinter sich hatte?

Nein, Petrarca war ein unpraktischer Politiker, weil er ein nervöses Temperament und zudem die unbequeme Eigenschaft besaß, ein großer Dichter zu sein oder vielmehr ganz Dichter zu sein. Das nervöse Temperament, dessen er sich erfreute, war das ungeeigneteste für eine Thätigkeit, die vor Allem ein kaltes Herz und einen ruhigen Kopf verlangt. Daß Dichter selten gute Politiker sind, wird kaum des Beweises bedürfen. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß einige Talents d'agrément nicht mit einem tüchtigen Staatsmann zusammen wohnen können. Um von der Gegenwart zu schweigen, war Massimo d'Azeglio Künstler und Dichter und nebenbei, wenn auch kein Staatsmann ersten Ranges, doch ein sehr angesehener und hochverdienter Politiker. Disraeli hat eine Reihe schöngeistiger Schriften verfaßt, was ihn nicht hinderte, der beste Premierminister gewesen zu sein, den England seit Pitt gehabt hat. Und Herr von Keudell, obgleich ein großer Musiker, hat als Botschafter in Rom seines Amtes doch auch nicht schlecht gewaltet. Anders liegen die Dinge, wo eine Persönlichkeit ganz in dem ästhetischen Interesse aufgeht, wie bei Petrarca, und wo alle geistigen Fähigkeiten, den Thatsachen des realen Lebens abgekehrt, nur auf die künstlerische Aufgabe angelegt und ausgebildet sind. Da bin ich denn freilich entschieden Du Camp's Ansicht, daß solche Talente in der Literatur und Kunst bleiben und sich nicht

in die Politik hineinwagen sollen: „ich bin der Politik aufrichtig böse deshalb, weil sie der Literatur, ohne allen Nutzen für das Vaterland, so viele hervorragender Männer entrissen hat — Dichter, Historiker, Moralisten. Chateaubriand hat nichts dabei gewonnen, Victor Hugo dabei verloren, Lamartine ist darin untergegangen. Besser als all' seine politischen Reden ist Benjamin Constant's ‚Adolphe' [1])."

Analysirt man Petrarca's politische Ideen, so zeigt sich zunächst, daß derselbe hinsichtlich der Hauptfragen noch von den Ansichten beherrscht ist, die Dante in der „Commedia" und in der „Monarchia" vorgetragen hatte; freilich, mit einem stärkern guelfischen Einschlag. Als erstes Axiom steht auch ihm, wie Dante, die Continuität der römischen Monarchie fest, auf welche alle Fäden der geschichtlichen Entwickelung hingeführt haben (Fam. II 9), und wie Dante, macht ihn der Umstand in dieser Auffassung durchaus nicht irre, daß der Inhaber dieser Monarchie nunmehr ein Deutscher ist. Karl IV. ist ihm „Augustus noster" („die Deutschen mögen ihn für sich reclamiren, für uns ist er Italiener" Fam. X 1). Von der Wiederherstellung des kaiserlichen Einflusses in Italien erwartet er, wie einst Dante, die Wiederaufrichtung des Weltfriedens. („ut tantum scilicet bellorum semen pax aeterna sequeretur et per multorum manus ad te venturum stabiliretur imperium; Fam. X 1). Wie Dante, erkennt er Papst und Kaiser als Inhaber aller höchsten Macht (summa rerum humanarum; Sen. VII 1) an, und wie jenem ist auch ihm die Monarchie die für Italien tauglichste Regierungsform (monarchiam esse optimam relegendis reparandisque viribus Italis; Fam. III 7). Auch die dem hohen Mittelalter eigene, gleichfalls von Dante angezogene Lehre von den zwei Lichtern der Welt und den zwei Schwertern der Gerechtigkeit ist ihm geläufig (Sen. IX 1), und ebenso fühlt man überall heraus, daß die französische Politik und ihre

---

[1]) Maxime du Camp, Souv. litt. II 296.

Vergewaltigung des Papstthums wie Italiens ihm, gleich dem Dichter der „Commedia", als das Haupthinderniß einer Gesundung der Verhältnisse erscheint (Fam. XIV 6). Aber weit mehr als dieser, täuscht er sich über die Wirklichkeit und über die realen Machtverhältnisse seiner Zeit. So meint er, Italiens Reichthum und maritime Macht seien nie so entwickelt gewesen als in seinen Tagen (Sen. IX 1), und er übersieht die völlige Zerfahrenheit der mittelitalienischen Dinge, wenn er dem Papst und den Cardinälen versichert, nirgend in der Welt könne die Curie sicherer als in Rom existiren (Sen. VII 1). Der schlimmste Irrthum seiner politischen Laufbahn war sicher der, daß er eine Zeit den wahnsinnigen Traum Cola di Rienzo's mitgeträumt hat. Diese demokratischen Velleitäten, denen er unter dem Einfluß des Volkstribunen wenigstens vorübergehend verfiel, haben ohne Zweifel hauptsächlich dazu beigetragen, ihn in Avignon zu discreditiren und ihn in den Augen der Curie als politisch nicht verwendbar erscheinen zu lassen. Das wird auch der Grund gewesen sein, weshalb Petrarca die Cardinalswürde nicht zu Theil wurde, welche nach Sicco Polento ihm von Innocenz VI. angeboten worden sein soll.[1]) Wäre das der Fall gewesen, so würde unser Dichter sicher davon gesprochen haben.

War Petrarca in der Politik weder geschickt noch glücklich, so hat er doch gute und reine Absichten gehabt. Man kann dafür citiren, was er über die Regierungen (Sen. IV 1), über die Eigenschaften der Fürsten (Fam. I 1, Sen. VIII 3), (wo sich der gute Ausspruch findet: „der Kopf, nicht die Füße

[1]) Bei Tommasini Petrarca Redivivo, p. 185 und bei Traversari, ed. Méhus, p. 198. Man hat auch aus Eclog. VII: ‚invisa regione satum, quem floreavallis paverit' auf eine ähnliche Absicht bei Clemens VI schließen wollen, gewiß mit Unrecht (s. Rossetti Poes. min. I 277). Ueber die das Andenken Gherardo's und einer angeblichen Schwester Petrarca's incriminirende Anekdote, welche Lelio de' Lelli in seiner unedirten Biographie Petrarca's erzählt und die offenbare Fabel ist, s. Hortis a. a. O. S. 282 f.

haben zu commandiren“), über den Werth des politischen, dem Wohl der Nation gewidmeten Lebens vor dem Klosterleben (Fam. III 12), über das, was zu einem Feldherrn gehört (Sen. IV 1), schreibt. Das kann freilich an der Thatsache nichts ändern, daß unser Ideolog von der Realpolitik keine Ahnung hatte und niemals aufgehört hat, die Eingebungen seiner Studierstube mit der wirklichen Welt draußen zu verwechseln.

Auch seine Kirchenpolitik trägt einigermaßen diesen Charakter. Unter den zahlreichen Briefen, welche dieses Thema berühren, sind die Epistolae sine titulo die wichtigsten. Das Gemälde, welches er hier wie in andern Schriften von den Zuständen in Avignon entwirft, ist überaus traurig. Er nennt die Residenz des Papstes an der Rhone kaum anders, als das abendländische Babylon; es ist ihm ein „tiefer Sumpf“, ein „limen infame“, das Alles verpestet (Fam. XII 11, XIII 8, XVI 10), ein elendes Gefängniß, wo alle Nichtswürdigkeit und aller Schmutz der Welt sich zusammenfindet (Sen. X 2), wo nichts mehr heilig gehalten wird, keine Gottesfurcht mehr wohnt (ebd.), Alles von der Begier nach Gewinn getrieben wird (Ep. poet. Seg. XIII 2, Fam. XIII 2), eine Stadt, deren Anblick und Geruch entsetzlich, jedem Glücke abhold ist (Fam. XV 8). Nichts kann, sagt er, heute dem verkommenen Zustand der Curie gleichkommen (Fam. III 11), die ihm über alle Maßen zuwider ist (Fam. VII 11), an der man nur seine Seele zu Grunde richten kann (Fam. IX 5, 6, X 3, XI 6, XII 9, 10, XIII 7). Er warnt alle Freunde, an diesen Flüssen Babylons sich aufzuhalten (Fam. XII 4, 11). In diesem Weinberg wachsen nur saure Trauben und gedeiht nur blutige Ernte (App. litt. 8).

„Was immer an Hochmuth, Perfidie, Schamlosigkeit, ausgelassener Begier gehört oder gesehen werden kann, ist hier zusammengehäuft, wo sie Christus kaufen und verkaufen, feil halten, ihn arm, nackt, gegeißelt von Neuem auf den Calvarienberg schleppen und kreuzigen (Ep. sine tit. 17, al. 15).

Raub, Ehebruch, Zwist, sind hier Spiele und Unterhaltungen,

mitten da drin sitzt Satan und lacht — inter decrepitos ac puellas (ebd.). Benedict XII. wird von Petrarca ein vino madivus genannt, der besser den Pflug seiner Väter in der Hand behalten als die Barke Petri bestiegen hätte (Ep. 1). Clemens VI. wird ein .geistlicher Nimrod, Cambyses oder Dionysius genannt, sein Verhältniß zu der Gräfin Cäcilia von Turenne, seiner Semiramis, offen angeklagt (sine tit. 8, 11, 10, Poem. min. I Ecl. 6) und der Papst selbst unter dem Namen des Mitio sammt seinem regnum laceratum lascivis animalibus, id est cardinalibus et praelatis, in den Eklogen auf das Furchtbarste bloßgestellt. Innocenz V. hat er seine Falschheit vorgeworfen (Sen. I 4). Noch schlimmer werden die Cardinäle behandelt, die entschieden seine Freunde nicht sind (Sen. XIII 12, 13). Ihr Stolz ist unerträglich (Sen. XVI 4); daß einmal ein guter, unbescholtener Mann ins Sacro Collegio Einlaß findet, ist eine Seltenheit (ebd. XVI 1). Dem Papste Urban V. sagt er unumwunden, wie wenig er von seinen Cardinälen halte; ein Hauptgrund, weshalb sie nicht nach Rom zurückkehren wollten, sei die Besorgniß, dort ihren herrlichen Burgunderwein nicht mehr zu finden (Sen. VII 7, IX 1). Ihr Hauptlaster sei der Geiz (Fam. VI 1). Der Papst soll sie reformiren und sie ermahnen, doch hier und da an den Tod und das ewige Leben zu denken (ebd.). Das gleiche Thema behandelt der Dichter in den drei Sonetten „Fiamma dal ciel“, „L'avara Babilonia“ und „Fontana di dolore“, wo er auch die constantinische Schenkung, Dante folgend, beklagt, wenn er gleich an der Thatsache selbst und den sie begleitenden Fabeln nicht zweifelt[1]) (Fam. VI 2; vergl. Sen. II 2). Diese Anklagen erweitern sich dann zu solchen gegen die Sitten der Zeit überhaupt, die von oben her durch schlechtes Beispiel verdorben werden (Sen. VII 1, Frac. I

[1]) Ugo Foscolo, p. 175 macht Petrarca auch zu einem Gegner der weltlichen Herrschaft der Päpste. Diese Annahme entbehrt jeglicher Stütze. Die Frage des Temporale ist von ihm nicht aufgeworfen worden.

383); hier ist es namentlich die Frechheit der Prostitution, die ihn anekelt und die in Avignon ihr Vorbild hat (sine tit. 11). Kurzum, der ganze Zustand ist so, daß, was zwei Clemens verdorben, sieben Gregor in vielen Jahrhunderten nicht mehr gut machen können (sine tit. 15).

Und das Alles, versichert Petrarca, geißele er nicht auf Hörensagen hin, sondern weil er es mit Augen gesehen — visa loquor, non audita (sine tit. 13, al. 11). Nun ist freilich gewiß, daß kaum Jemand in jener Zeit authentischere Berichte über die Zustände am Sitz der Curie geben konnte, als er, der so viele Jahre in und bei Avignon gelebt und in den maßgebendsten Kreisen verkehrt hatte. Gleichwohl wird man ein gut Theil dieser gewiß vielfach zu sehr ins Schwarze malenden Schilderung auf Rechnung jener Erregung und Ueberspannung setzen müssen, welche ihn so oft hinderte, die Dinge in ihrem wirklichen Lichte zu sehen. Ein anderes Theil setze ich auf das Conto jener Neigung zum Pathos und zur Declamation, zu bombastischer Rhetorik, die dem Dichter als Erbtheil des Stilus Romanus anhing. Es bleibt dann des Beklagenswerthen immer noch genug übrig. Aus diesen Anklagen auf eine principielle Opposition gegen das Papstthum schließen zu wollen, wäre ganz verfehlt. Alle Kritiker der Gegenwart sind darin einig, daß Petrarca ganz mit Unrecht von Paolo Vergerio d. J. und Flavius Illyricus unter die Vorläufer der Reformation gezählt und von Fleury hinsichlich seiner Orthodoxie verdächtigt wurde. Nicht eine antikirchliche Gesinnung, sondern gerade seine Liebe zur Kirche flößt dem Dichter so harte Worte über diejenigen ein, welche das Verderbniß derselben herbeigeführt haben; um keinen Preis möchte er je einen Papst beleidigen oder der Ehrfurcht und Liebe gegen ihn ermangeln (Sen. XIII 3, vergl. Fracass. II 63). Freilich, einen tiefern Einblick in die Ursachen des kirchlichen Verfalls können wir Petrarca nicht zuschreiben. In dieser Hinsicht steht er weit hinter Dante zurück, der, einzig unter allen Menschen des Mittelalters, mit voller Klarheit er-

kannt und in den letzten Gesängen des Purgatorio dargelegt hatte, daß die Quelle des Verderbens in dem Ueberwuchern des politischen über den religiösen Katholicismus liege: machen wir Petrarca keinen zu schweren Vorwurf daraus, daß er dies nicht gesehen, denn es hat mehr als fünf Jahrhunderte gedauert, ehe dieser Satz wieder ausgesprochen wurde. Sein eigenes Recept konnte nur ein Stück der Krankheit heilen. Er sah in der Lostrennung des Papstthums von Rom die Ursache alles Uebels und meinte, wenn das Pontificat dem Einflusse Frankreichs entzogen und Rom wiedergegeben werde, so sei damit Alles geschehen. Man kann ihm Glück wünschen, daß er die Zeiten nicht mehr erlebt hat, welche auf die Rückkehr des Papstthums nach Rom gefolgt sind und welche die Illusionen derjenigen rasch zerstören mußten, die Petrarca's Standpunkt getheilt hatten.

X.

Zu den Lichtseiten in Petrarca's Charakter und Leben zählt sein Gefühl für Freundschaft und die Art, wie er mit den Freunden verkehrte. Er legt den größten Werth darauf und gibt auch Unbekannten den Rath, sich möglichst viel Freunde zu gewinnen (Fam. III 15). Mit Begeisterung schildert er den Segen wahrer Freundschaft (Fam. XII 4). Sie ist ihm ein innerer Seelenbund, den körperliche Abwesenheit und Trennung nicht zu zerstören vermag (Fam. II 6, Sen. XVI 4); unter den Freunden darf keine Unwahrheit noch irgend ein Verdacht herrschen. Wie es ihm höchster Genuß ist, durch Ohr und Auge mit den Freunden zu verkehren (Sen. XVI 4: „die Augen zeigen uns wie zwei Fenster das Innere des Freundes"), so ist ihm die Correspondenz mit ihnen ein Bedürfniß, weil sie ihn in die geistige Gegenwart der Abwesenden versetzt (Sen. III 9, Var. 22). Rangunterschied kennt er unter Freunden nicht (Sen. XVI 4). Den Freunden bietet er alles, was er hat, an (Sen. XI 14), einige derselben lädt er geradezu ein, in seinem Hause mit ihm

zusammenzuleben (Fam. VIII 4). Er findet die Freundschaft mit Alten stabiler als die mit Jungen geschlossene (Sen. XI 5); nichts ist ihm angelegener als die Pflichten der Gastfreundschaft (Fam. XVIII 10, XIX 5) und lange vor Kant übt er die Varronische Vorschrift: man solle zu Tisch stets wenigstens soviel Gäste als die drei Grazien, nicht mehr als die neun Musen laden. Bitter beklagt er den Tod seiner Freunde (Sen. III 1, Var. 54, 58). Unter den Freunden verlangt er, daß größte Offenheit herrsche; er selbst bekennt ihnen jede Regung seiner Seele kund zu geben (Fam. XVIII 8), das Gefühl für sie gewinnt bei ihm zuweilen einen Charakter von Zärtlichkeit, die der Liebe zum Weibe gleicht (Fam. XXII 4: tu me tuis affectibus, ego te complector meis). Wo die Freunde sich untereinander veruneinigen, stiftet er Frieden (Fam. XX 13, 14, 15). Die Ermordung eines derselben versetzt ihn in die größte Aufregung und er setzt Himmel und Erde in Bewegung, diese Unthat zu rächen (Var. 53, 54, 58). Die Ermahnungen der Freunde nimmt er willig entgegen (Fam. XVIII 6), wenn er auch nicht sehr beflissen erscheint, denselben zu gehorchen.

Petrarca's Freunde und Bekannte gehören verschiedenen Nationen an. Seine Abneigung gegen Frankreich hinderte ihn nicht, mit manchen Franzosen herzlich zu verkehren (Sen. XVI 7). Ein Italiener von Geburt, aber in Paris als Lehrer der Theologie und als Dichter thätig, war Dionysius von Borgo S. Sepolcro[1]), dem Petrarca, seit 1333 mit ihm befreundet, seinen Bericht über die Besteigung des Montventoux widmete und der unleugbar einen bestimmenden Einfluß auf des Dichters Sinneswechselung ausübte. Dionysius besuchte Petrarca 1339 in Vaucluse und brachte ihn auch mit König Robert von Neapel in Beziehung. Er starb 1342 als Bischof von Monopoli. Mehr vorübergehender Natur waren die Beziehungen zu dem englischen Gelehrten und Staatsmann

[1]) Geiger, S. 59 nennt ihn Dionysius von Burgos (!), gibt aber S. 60 Florenz als seine Vaterstadt an. Beides ist falsch.

Richard von Bury oder Angerville, dem Verfasser des merkwürdigen Philobiblion, der 1345 als Bischof starb. Unter dem Namen Sokrates verehrte Petrarca einen anderen Ausländer, Ludwig von Kempen, also einen Niederländer — wir wissen nicht, ob aus dem holländischen oder rheinpreußischen Städtchen gebürtig — den er in Lombez bei dem Bischof Jakob Colonna hatte kennen gelernt (1330), und dem er dann die Sammlung der Briefe ad Familiares und das Buch De rebus familiaribus widmete. Sokrates starb 1361 an der Pest. Ueber Petrarca's Beziehungen zu der erlauchten Familie der Colonna ist schon oft gesprochen worden. Sie datiren seit 1330, wo er mit dem genannten Bischof von Lombez nach den Pyrenäen ging und längeren Aufenthalt dort nahm. Letzterer starb 1341. Von den übrigen Mitgliedern des Geschlechtes werden in den Briefen genannt Agapeto der Aeltere wie der Jüngere, Ascanio, Benedict, die Schwestern Hagar und Giovanna, Giovanni a. S. Vito, der ältere Stefano, das Haupt der Familie, der jüngere, Giordano, endlich der Cardinal Giovanni, dem er am nächsten stand. Der Cardinal starb 1348 ebenfalls an der Pest. Daß politischer Dissens Petrarca's Verhältniß zu den Colonnesen in den Tagen Cola's aufhob oder mindestens beeinträchtigte, ist bereits erwähnt worden und ebenso, daß sein Verhalten in dieser Angelegenheit von den Einen schnöden Undanks geziehen, von den Andern immerhin befremdlich gefunden wird. Ein treuer Anhänger der Colonna war Lello, der uns ins Petrarca's Briefen als Lälius entgegentritt und der bis 1363 lebte. Dem neapolitanischen Kreise gehörten Barbato, der Kanzler des Königs an, mit dem Petrarca 1341 und 1343 in Neapel verkehrte, um ihn dann bis zu dessen Tode (1363) nicht wieder zu sehen. Ihm sind zahlreiche Briefe und die Sammlung der Epistolae poeticae gewidmet. Weniger vertraut war der Dichter mit Giovanni Barili, der am Hofe zu Neapel eine einflußreiche Stellung einnahm. Erst spät lernte er den Seneschall des Königreichs, Nicola Aniajoli, kennen, mit dem er manchen brieflichen Austausch gehabt, und der ihn

auch in Mailand besuchte. Aus den höchsten kirchlichen Kreisen stehen unserm Dichter am nächsten Philippe de Cabassoles, Bischof des der Vaucluse benachbarten Cavaillon, der 1361 den Titel eines Patriarchs von Jerusalem, im selben Jahr den Cardinalshut und 1369 das suburbicarische Bisthum Sabina erhielt; er starb in Perugia 1372; weiter sein alter Schul- und Jugendfreund Guido Sette (nicht Settimo, wie Koerting schreibt), der 1368 als Erzbischof von Genua starb. Häufig waren die Beziehungen zu dem Cardinal de Talleyrand, der, ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, schon seit 1331 den Purpur trug, seit 1348 Bischof von Albano und vom höchsten Einflusse am Hofe zu Avignon war, wo er bei den Wahlen Benedicts XII. und Clemens VI. eine maßgebende Rolle spielte. Petrarca, der ihn erst 1351 kennen lernte, scherzte einmal über den Cardinal, indem er meint, Päpste zu creiren sei doch noch mehr, als selber Papst sein (Fam. XIV 2). Dem gelehrten Stande gehörten unter Petrarca's Correspondenten u. a. an Zanobi de Strada, der gleich ihm sich dem Studium des Homer widmete und den Kaiser Karl IV. zum größten Verdrusse Nelli's mit dem Dichterlorbeer krönte; Guiglemo de Pastrenzo in Verona, auch ein Homerbeflissener, dem Petrarca seinen Sohn zum Unterricht übergab; Lombardo da Seta, sein getreuer Secretär und Mitarbeiter; die beiden Aerzte Donato de Albanzanis und Francesco di Bartolomeo; Casini da Siena, der 1364 in Siena, 1374 in Perugia lehrte und Leibarzt Innocenz VI. wurde, ein Correspondent auch der hl. Caterina von Siena, welche ihn als einen „Arzt von großem Ruf“ bezeichnet (Sen. XVI 3). Aber näher als diese standen Petrarca in der zweiten Periode seines Lebens zwei andere Männer, Francesco Nelli, Prior von St. Apostoli in Florenz und Giovanni Boccaccio. Dem erstern sind die „Seniles“ und zwei der „Epistolae sine titulo“ gewidmet. Er ist der einzige unter Petrarca's Freunden, dessen Briefe uns wenigstens zum guten Theil erhalten sind; schon vor Jahren war die Publication derselben durch Hortis angekündigt, jetzt besitzen

wir sie in einem eleganten Bändchen, mit welchem uns Henry Cochin kürzlich beschenkt hat. Es sind dreißig Briefe, denen der Herausgeber vortreffliche Noten und Einleitungen beigegeben hat, und aus denen wir die Persönlichkeit des Briefschreibers und manche interessanten Details erst recht kennen lernen. Nelli, etwas jünger als Petrarca, war Florentiner von reinstem Blut und bereits Prior von St. Apostoli, als ihm Petrarca zuerst schrieb (1351). Ein Mann von guter Bildung, keinem außergewöhnlichen Talent, aber erfüllt von Liebe zu der Literatur und zum Alterthum. Einer von den Wenigen — unus ex paucis — die sich hinlänglich beglückt fühlen, wenn sie die Achtung der Besten und durch diese diejenige der Nachwelt gewinnen, unbekümmert um das Urtheil der Masse. Hatte Petrarca ihm einmal geschrieben: vale et temne vulgaria (Fam. XXI 13), so antwortet Nelli: „ich bin mir um so mehr werth, je weniger ich mit der Menge übereinstimme“ (tanto mea mihi fit opinio carior, quanto longius a vulgo dissentit, S. 19). In den dreizehn Jahren seines Verkehrs mit Petrarca hat Nelli unstreitig an Vertiefung des Geistes und an Reinheit seines Stils gewonnen; zugleich sehen wir seine Verehrung für den großen Meister den höchsten Grad der Zärtlichkeit annehmen. Cochin bemerkt mit Recht, daß man erst aus Nelli's Briefen ersieht, welch' unglaubliche Fascination der Sänger Laura's auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Nelli nennt sich glücklich, in dem Jahrhundert, welches jenen hervorgebracht, geboren zu sein; er bedeckt dessen Briefe mit Küssen, Petrarca gilt ihm als ein vollkommener Mensch, er ist ihm das Steuer seines Lebens, theurer als alles Andere, sein einziger Trost. Er erscheint ihm als der Schönste unter allen Menschenkindern, schöner als eine edle, geschmückte Frau. Die Anreden an Petrarca gleichen einer Litanei, die man vor einem Heiligen recitirt — spricht doch Nelli von des Dichters „nomen et numen“ fast wie von einem himmlischen Wesen. Die Ankunft eines Briefes von Petrarca ist für Nelli's Haus ein Ereigniß. Er genießt das Schreiben zuerst und schließt

sich einen ganzen Tag mit demselben ein; dann werden die Freunde zusammengerufen und die Epistel wird ihnen vorgelesen. Im Grunde ist sie ja auch für ganz Florenz oder Neapel geschrieben. Nelli gibt uns auch manche neue Einzelheiten über Petrarca's äußere Erscheinung, seine Kleidung, die bis zuletzt eine gewisse Eleganz bewahrte, über die Art, wie er seine eigenen Schöpfungen vortrug (L. 13). Danach zu urtheilen, kannte unser Dichter sehr gut die Geheimnisse der Declamation und die Kunst des rednerischen Vortrags, auch hinsichtlich der Unterstützung desselben durch die körperliche Haltung und Bewegung. Desgleichen erfahren wir, daß sich in Florenz eine Art Petrarchesker Akademie gebildet hatte; die Freunde vereinigten sich, um des Dichters Werke miteinander zu lesen und zu erklären, und dieser „Cetus" der „Legio devota" schloß seine Zusammenkünfte nicht selten mit einem gemeinsamen Mahl, bei dem man Varro's Vorschrift und Petrarca's Beispiel beobachtete. In dieser Bewunderung war vieles übertrieben; aber sie war löblich, denn sie ging über die Person hinaus und galt im letzten Grunde dem ästhetischen Ideal und der Sache der Wissenschaft.

Giovanni Boccaccio war unstreitig unter allen Freunden Petrarca's der glänzendste Name. Sein Verhältniß zu unserem Dichter kann nur demjenigen verglichen werden, welches zwischen Schiller und Goethe bestand. Die beiden Freundschaftsbündnisse werden ein Stolz der Menschheit sein, so lange es noch Menschen gibt, denen das poetische Ideal etwas gilt. Petrarca war der Aeltere; Boccaccio war um neun Jahre jünger (Sen. VIII 1), hat jenen aber nur um fünf Monate überlebt, da er 1375, am 21. December starb. An Ruhm, Wissen, Einfluß und Wohlstand überragte Petrarca den Meister von Certaldo; aber an all' diesen Vorzügen und Gaben ließ er ihn großmüthig Theil nehmen. Er unterstützt und tröstet Boccaccio in seiner Armuth, er tröstet ihn und richtet ihn auf, wo der alternde und kranke Dichter durch die Erscheinungen eines unheimlichen Bußpredigers beängstigt, nicht bloß die schlüpfrigen Schöpfungen

seiner Jugend bereut, sondern an der Beschäftigung mit Poesie und Literatur überhaupt irre zu werden droht (Sen. I 5; der Brief fällt 1362). Die Beziehungen zwischen beiden Dichtern, welche mit Boccaccio's Reise nach Pavia 1351 beginnen, sind für die Wendung der humanistischen Studien zu der Pflege der griechischen Literatur entscheidend gewesen, wie denn überhaupt ersichtlich ist, daß die Interessen, welche beide Männer verbanden, zunächst die gelehrten, auf Erforschung und Wiedererweckung des Alterthums ausgehenden Bestrebungen waren. Die poetischen Versuche beider traten in den Hintergrund. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß Petrarca erst ganz spät, 1373, in Arqua mit Boccaccio's berühmtestem Werke, dem Decamerone, bekannt wird (Sen. XVII 3), das er mit größtem Genusse liest. Er verhehlt dem Freunde nicht, daß er an manchen zu freien und lasciven Erzählungen Anstoß genommen, entschuldigt ihn aber in Ansehung des Sujets, der Leser, für die und der Jugend, in der er geschrieben. Nichts kann graziöser sein als die Art, wie Petrarca ihm ankündigt, daß er die letzte Novelle des Werkes, die rührende Geschichte der Griseldis, ins Lateinische übersetzt habe, ein Tribut an Boccaccio's Talent, den dieser selbst nicht nach seiner ganzen Bedeutung mehr ermessen konnte. Denn diese lateinische Bearbeitung der Griseldis ging durch Chaucer in die englische Literatur über und sicherte Boccaccio sein Eintreten in die Weltliteratur.

Ich muß es mir leider versagen, die langjährigen Beziehungen der beiden großen Dichter hier eingehend zu behandeln[1]), dafür sei noch ein Wort gestattet über das Verhältniß Petrarca's zu Dante, dessen glühendster Verehrer, dessen Biograph und Commentator Boccaccio geworden war. Seit Ugo Foscolo ist die gemeine, auch von Fracassetti vertheidigte, von Cantù,

---

[1]) Man findet des Nähern über diesen Punkt bei Fracassetti in den Noten zu den Fam. (s. Adnot. p. 513); Koerting S. 253, 360, 445· Bartoli p. 297; de Nolhac (vergl. Ind. p. 435). Vergl. jetzt auch Cochin Boccaccio Par. 1894 und Landau Boccaccio, 1894.

Voigt u. A. übernommene Ansicht, daß Petrarca Dante gegenüber von Neid erfüllt war und daß er aus diesem Grunde die Divina Commedia nicht geliebt und nicht gelesen habe, so daß ihn erst Boccaccio durch Uebersendung einer Copie des Gedichtes mit demselben näher bekannt machen mußte (Fam. XXI 15). Petrarca hat sich bekanntlich gegen den Vorwurf des Neides selber zu vertheidigen gesucht; es ist ihm aber nicht ganz gelungen, sich nach dieser Richtung völlig zu rechtfertigen, und erst die neuesten Untersuchungen Carducci's, Hortis' und de Nolhac's[1]) haben sein Andenken von dem Makel gereinigt, als ob niedrige Beweggründe sein Urtheil über Dante bedingt hätten. Um den Dichter der Divina Commedia nach seiner ganzen Größe und Bedeutung zu ermessen, dazu fehlte freilich dem einseitigen Verehrer der Antike der richtige Maßstab, und Petrarca stand auch zeitlich noch Dante zu nahe, als daß er den rechten Standpunkt zur Beurtheilung seines Werkes zu gewinnen vermocht hätte.[2])

Eine ganz verschiedene Frage ist diejenige nach dem thatsächlichen Einflusse, welchen die Dichtungen Dante's auf diejenigen Petrarca's gewonnen haben. Anklänge an jene sind in des letztern Canzonen und Sonetten längst gefunden worden[3]); in der neuesten Zeit tritt aber auch die Ansicht auf, es bestehe

---

[1]) Nach Marco Giov. Ponta, der 1848 seinen „Dante e il Petrarca" schrieb (neu aufgelegt in Passerini's Collez. di Opuscoli Danteschi, Città di Castello 1894, u. 6) widmete G. Carducci dem Gegenstand eine einschneidende Untersuchung in s. Studi letterari, Livorn. 1874, p. 312 f., in der neuen Aufl. Bologn. 1893, p. 223 f.), deren Resultate sowohl von Bartoli (p. 298) als de Nolhac (p. 420) angenommen worden sind. Zu dem nämlichen Resultat sind auch Hortis (Rivista Europ. VI, 2, und Studi, p. 303) und Gaspary gelangt.

[2]) Petrarca hat Dante noch, aber nur einmal, als Knabe gesehen (nunquam mihi nisi semel idque prima pueritiae meae parte monstratum. Fam. XXI 15). Leider sagt er nicht wo. Wäre die Begegnung nach Avignon oder Carpentras zu setzen, so hätten wir damit den ersten sichern Beweis für Dante's Reise nach Frankreich. Aber die Art, wie Petrarca sich ausdrückt, läßt eher vermuthen, daß er Dante zwischen 1305—1311 in Ancisa oder 1311—12 (?) in Pisa gesehen habe.

[3]) Das Verzeichniß dieser Anklänge u. s. f. ließe sich noch um ein

ein viel engeres, inneres Verhältniß zwischen Petrarca und Dante, und es verhalten sich des erstern Trionfi zu seinem Canzoniere, wie Dante's Commedia zu der Vita nuova, ja Petrarca sei in seinem Liederbuch geradezu durch die Vita nuova und den Canzoniere Dante's inspirirt worden.[1]) Mit voller Sicherheit läßt sich in diesen Dingen kein Urtheil fällen, so lange die Entwickelung des „Stil nuovo", dem Dante gefolgt ist, nicht vollkommener klar liegt und so lange auch die Echtheit so mancher in den Canzoniere Dante's aufgenommener Lieder nicht feststeht. Daß eine starke Einwirkung der Dante'schen Liebeslieder auf Petrarca stattgefunden, wird man auch heute schon bei aller Wahrung seiner Originalität behaupten dürfen, und ebenso ist mir gewiß, daß der eigentliche Inhalt von Petrarca's Canzoniere und der wahre Charakter seiner Liebe zu Laura ohne Berücksichtigung der Vita nuova und Beatricens nicht zu verstehen ist.

XI.

Laura's Name wird in den Briefen nicht ausgesprochen. Und doch wäre unsere Betrachtung nicht vollständig, gingen wir an der Liebe vorüber, der Petrarca seine unermeßliche Popularität verdankt. Gerade der Umstand, daß der Dichter von dem Gegenstande seiner Liebe und seiner Lieder in den Briefen so beharrlich schweigt, verlangt eine Erklärung, und wir kommen daher an einer kurzen Erörterung dieses Themas nicht vorbei, so wenig auch daran gedacht werden kann, hier eine systematische und erschöpfende Behandlung desselben einzuflechten.[2])

Merkliches vermehren; ich hoffe an einem andern Orte ausführlicher auf dieses Thema zurückzukommen.

[1]) Vergl. Cesareo Dante e Petrarca, im Giornale Dantesco, I, q. XI—XII. (1893). A. Moschetti Dell' ispirazione Dantesca nelle rime di Petrarca. Urbino 1894, und dazu Volpi im Bullettino della Società Dantesca Italiana, N. 5, I 182 f. (1894).

[2]) Vergl. hierzu jetzt Foscolo p. 7—91. Geiger S. 211—257. Mezières p. 41 f. Koerting S. 112, 119, 233, 631 u. f. f. Bartoli

Petrarca hat uns in dem Brief an die Nachwelt selbst versichert, daß er in jungen Jahren „an einer einzigen und ehrenhaften Liebe gelitten", welcher der Tod der Geliebten ein Ende bereitet habe. („Amore acerrimo, sed unico et honesto in adolescentia laboravi, et diutius laborassem, nisi iam tepescentem ignem mors acerba, sed utilis, extinxisset.") Die Einzigkeit und Ausschließlichkeit dieser Liebe wird auch sonst, sowohl in dem Secretum, als in den Canzonen (z. B. in „Amor se vuo' ch'i torni al giogo antico", Förster S. 89, und: „Quell' antico mio dolce empio Signore", Förster S. 106) betont und der Versuch einer spätern Liebe, sich nach dem Tode der ersten Geliebten einzuschleichen, als mißlungen hingestellt. Von jeher ist nicht bezweifelt worden, daß diese eine große Liebe Donna Laura galt, welche der Dichter 1327 kennen lernte und welche laut Sonett „Tornami a mente" zc. (Förster S. 264) am 6. April 1348 (vgl. Trionfo della morte, I. v. 133—135) starb. Die Jahre dieser Liebe werden in den Sonetten oft gezählt, so das elfte, vierzehnte, siebzehnte, zwanzigste, einundzwanzigste. Mit dem Tode der Geliebten wachte die schon etwas eingeschlafene Leidenschaft von Neuem auf; wenn die Canzone „Stando mi un giorno solo alla finestra" (Förster S. 90) wirklich 1361 gedichtet und 1364 überarbeitet ist, so hat die Liebe zu Laura den Tod derselben um viele Jahre überlebt. Der Dichter selbst bekennt (Sonett „Tennemi Amor", Förster S. 275):

„Amor ließ einundzwanzig Jahr' mich jagen,
In Gluthen froh und hoffend im Entbehren,
Zehn andre Jahre gab er nichts als Zähren."

Die Geschichte dieser Liebe, welche nie Erhörung fand, hat der Dichter selbst sowohl in dem Secretum, wie man annimmt, als in der Canzone „Quell' antico mio dolce empio Signore" (Förster S. 103) und namentlich in dem zweiten Gesang des Trionfo della morte (Förster S. 347) erzählt. Viele andere

p. 186—254 f. D'Ovidio Madonna Laura (in Nuova Antologia, 1888. XXIII. 209 f., 385 f.).

Züge und Details, welche das Verhalten der Geliebten malen, finden sich in anderen Gedichten (vgl. Förster S. 128, 147, 161, 206, 233, 256, 257, 290, 300 u. s. f.). Jeden Zweifel schien die Eintragung in dem Virgilcodex der Ambrosiana zu Mailand zu zerstreuen, welche Petrarca unmittelbar nach dem Tode der Geliebten vollzog und in welcher er erklärt, daß er die durch seine Gesänge berühmt gewordene Laurea (so nennt er sie) zuerst am 1. April 1327 in der Kirche der h. Clara zu Avignon gesehen, daß dieselbe am nämlichen Jahrestage 1348 zur Zeit, wo er in Verona weilte, starb und noch am selben Tage in der Minoritenkirche zu Avignon beigesetzt wurde.

Schon die älteren Petrarcaforscher, wie Allessandro Vellutello (um 1550), hatten sich alle Mühe gegeben, in und um Avignon Nachrichten über die Person Laura's einzuziehen. Es war ein großes Ereigniß für die Petrarchisten, als 1764—67 der Abbé de Sade mit seinen Mémoires sur la vie de Pétrarque hervortrat, in welchen der Nachweis geliefert wurde, daß Laura um 1307 als Tochter eines Edelmanns Audibert de Noves geboren und 1325, 16. Januar, Hugo de Sade in Avignon angetraut wurde. Diese Behauptungen erschienen gestützt durch eine Reihe von Documenten und durch das im Jahre 1533 in dem angeblichen Grabe Laura's gefundene Sonett Petrarca's. De Sade's Aufstellungen fanden im Allgemeinen Beifall; sie sind im vorigen Jahrhundert von Tiraboschi und Baldelli, in unserem von Ré, Fracassetti, Mezières, Koerting angenommen, zuletzt am eingehendsten von d'Ovidio geprüft und im Wesentlichen gebilligt worden. Der Engländer Woodsonselee (1810), Marsand, Blanc, auch Geiger bestritten sie ganz oder theilweise und wollten nicht zugeben, daß Laura eine verheirathete Frau war. Die Erzählung von dem Grabfund ward auch von Koerting bezweifelt, von Bartoli als Erfindung erklärt. Doch halten alle diese Kritiker an dem historischen Charakter des Kerns der Erzählung und also an der Realität Laura's fest. Diese ist aber ebenfalls schon in älterer Zeit, in neuerer

durch den Marquis de Valori (1851) bekämpft worden. „Heute," meint Herr Mezières, „wird die Existenz Laura's von Niemandem mehr bestritten, ausgenommen vielleicht von einem jener hartnäckigen Skeptiker, deren Unglaube durch keine Beweisführung erschüttert wird." So einfach liegen aber die Dinge doch nicht. Was zunächst die de Sade'sche These anlangt, so bin ich weit entfernt, ihrem Urheber die bona fides absprechen und behaupten zu wollen, das Bestreben, Laura zur Ahnfrau seines Geschlechtes zu machen, habe ihn zu bewußter Unehrlichkeit verführt. Aber etwas anders ist es mit der Stichhaltigkeit seiner Beweisführung. Daß, was von der Eröffnung des Grabes 1533 erzählt wird, mehr als verdächtig ist, wird jeder Kritiker zugeben müssen; das in dem Grab „gefundene" Sonett Petrarca's ist eine Farce. Die Leichtgläubigkeit, mit der de Sade und seine Parteigänger diesen Dingen gegenüberstehen, erweckt keine günstige Vorstellung von ihrer Zuverlässigkeit in anderen Dingen. Die von dem Abbé de Sade vorgebrachten Documente sind heute verschwunden, seine Argumentation ist demnach nicht controlirbar. Die Berufung auf die notarielle Bescheinigung, welche er seinen „Urkunden" angedeihen ließ, kann nur bei demjenigen verfangen, welcher von dem Zustand der Kritik im 18. Jahrhundert und von der Geschichte der zahllosen Fälschungen, von denen alle Jahrhunderte zu erzählen wissen, keine Ahnung besitzt.

Läßt man nun aber die de Sade'sche These als wissenschaftlich nicht verwerthbar auf sich beruhen, so ist damit noch lange nicht erwiesen, daß Laura überhaupt nicht existirt habe. Selbst wenn der Eintrag im Mailänder Virgilcodex unecht wäre (was vielfach behauptet wurde, aber Angesichts des ganz Petrarchesken Tenors der Notiz und des Charakters der Handschrift kaum anzunehmen ist), blieben Argumente genug übrig, welche für Laura's Realität sprechen. Sie sind oft, am Vollständigsten zuletzt durch d'Ovidio vorgelegt worden, so daß es hier einer erneuerten Zusammenstellung derselben nicht bedarf.

Gleichwohl bleiben Schwierigkeiten zu lösen; sie liegen

wesentlich in dem Verhalten, welches Petrarca diesem Gegenstand gegenüber in seiner Correspondenz beobachtet, und in der höchst auffallenden Art, wie seine Liebe überhaupt hier erwähnt wird.

In den Briefen begegnen wir nur äußerst seltenen Anspielungen auf Petrarca's verliebten Zustand. Er deutet darauf hin (Fam. VIII 3) in dem an Olympius gerichteten Schreiben, wo er erzählt, daß die Einsamkeit der Vaucluse die Flammen seiner Leidenschaft nicht gedämpft, und daß in ihr jene in der Volkssprache gedichteten Jugendlieder entstanden seien, deren er sich jetzt schäme, die aber den an derselben Krankheit Leidenden sehr willkommen gewesen seien (Fr. I 420). Die Schilderung dagegen, welche er in seinem Briefe an den Cardinal Giovanni Colonna († 1343) von seinem Treiben in Vaucluse entwirft, schweigt ganz von irgend welchem Liebesharm und sagt ausdrücklich, des Dichters Stimmung sei von Fröhlichkeit wie von Trauer gleich weit entfernt gewesen (Fam. VI 3; Fr. I 336). Auch in dem Briefe an seinen alten Schulfreund, den Erzbischof Guido von Genua, dem er eine Uebersicht seines Lebensganges entwirft, bestätigt Petrarca, daß er an der Quelle der Sorgue viele Jahre in größter Seelenruhe zugebracht, in solchem Frieden und solch' seliger Ruhe, daß er wohl sagen dürfe, die Jahre, die er dort verlebt, habe er wirklich gelebt und alle andern seien nur Pein gewesen (Fam. Sen. X 2, Fr. II 94). Erst in einem früher unbekannten, zum erstenmal von F r a c a s s e t t i (Append. 6, zu III 523) aus einer Handschrift der Barbarini'schen Bibliothek (XXX 184, vergl. zu Adnot. p. 146) mitgetheilten Brief erfahren wir etwas mehr. Es ist dies die ingens Epistola, welche Petrarca laut Fam. VIII 7 (Fr. I 448) an Luca Cristiano richtete, den Freund, welcher in Begleitung des bald darauf im Apennin ermordeten Mainardo Accursio (Olimpio) im Jahre 1349 unsern Dichter vergebens in Parma aufsuchte. Hier wird etwas ausführlicher erzählt, was bereits in dem Brief an Mainardo (VIII 3) angedeutet war: er, Petrarca, sei

in jungen Jahren oft in die Vaucluse geflüchtet, um die jugendliche Leidenschaft, welche ihn viele Jahre hindurch verzehrt („iuvenilem aestum, qui me multos annos torruit“) in dem Schatten des Thales zu lindern, in der Einsamkeit sei er aber nur um so heftiger entbrannt, so daß die Flamme seines Herzens in seinen Gesängen ausgebrochen sei. Nun (1349) habe er in einem einzigen Schiffbruch (das ist also Laura's Tod 1348) Alles verloren: sein blühender „Lorbeer“ sei plötzlich ihm durch die Pest verdorrt[1]), gerade das, was ihm die Sorgue und selbst die Durance theuerer als den Tessin gemacht; und so sei nun der Schleier weggenommen, der sein Auge zugedeckt und ihn verhindert habe, die Vorzüge des herrlichen Italien gegenüber dem Vennaissin zu sehen.

Dem gegenüber ist die Thatsache sehr merkwürdig, daß man, wenigstens lange Zeit, in Avignon selbst nicht wußte, ob Laura eine Person von Fleisch und Blut oder eine Fiction und wer sie eigentlich sei. Das geht unzweideutig aus dem Briefe hervor, den der Bischof Giacomo Colonna 1336 (also 9 Jahre nach Beginn des Verhältnisses) Petrarca schreibt und den dieser (Fam. II 9) eingehend beantwortet. Der Dichter vertheidigt sich hier gegen die scherzhaften Anklagen seines Freundes. Colonna hatte ihm vorgeworfen, er führe die ganze Welt etwas an der Nase herum („quod mundum in aetate adhuc tenera sic artificiose decipiam, ut scilicet ars haec sit tam experientiae quam naturae“) und so unterhalte er auch das Publicum mit der Fiction einer Liebe, der er den erdichteten Namen Laurea beilege und die Niemand kenne („finxisse me mihi speciosum Laureae nomen, ut esset et de qua ego loquerer,

[1]) Dem in den Gedichten immer wiederkehrenden Wortspiel der Laurea-Laura begegnen wir auch sonst in den Briefen; vergl. Fam. I 210, 212, 213, 215 (ed. Frac.). Es muß beachtet werden, daß Petrarca in den Prosaschriften nie anders als „Laurea“ oder „Laurus mea“ schreibt; so hier, so Fam. II 9. Wo, in dem Secretum Dial. III (ed. Basil. p. 358) der h. Augustin den Namen der Geliebten Petrarca's ausspricht, heißt es ebenfalls nur „dominam Laurum“ (!)

et propter quam de me multi loquerentur; re autem vera in animo meo Lauream nihil esse, nisi illam poeticam, ad quam adspirare me longum et indefessum studium testatur; de hac autem spirante Laurea cuius forma captus videor, manu facta esse omnia, ficta carmina, simulata suspiria“). Petrarca beschränkt sich darauf zu erwidern:

„Ja wohl, wäre das Alles nur Erfindung und nicht wirkliche Liebesraserei („simulatio esset utinam et non furor“)! Glaub' mir, so etwas zu erkünsteln, würde Mühe kosten, und es umsonst zu thun, wäre Tollheit. Man kann sich krank stellen, aber man wird von bloßer Simulation nicht bleich[1] . . . Soll der Augustinus, den ich gegen die sinnliche Laurea ins Feld geführt, auch nur simulirt sein?“

Es läßt sich gegen diese Simulation ein weiterer Grund anführen. Eine innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß bei Petrarca ebenso Platz greife, was wir bei Goethe, was wir bei Chateaubriand, bei Milton, nicht zuletzt bei Dante beobachten: der wahre Dichter bildet seine Gestalten nach dem Leben; das von ihm selbst Erlebte fließt in seine Dichtung über oder ist und bleibt die eigentliche Quelle derselben. „Wir sind überzeugt“, äußert sich der Verfasser von „Atala“, „daß jeder große Schriftsteller in seinen Werken seine eigene Geschichte niederlegt. Man kann, mit voller Meisterschaft, nur sein eigenes Herz malen, wenn man es auch einem Andern zuschreibt, und das Beste am Genie sind immer seine persönlichen Erinnerungen.“ Auch Bartoli gibt zu, daß in einem Lyriker Kunst und Leben sich nicht von einander scheiden lassen (S. 234); aber er kommt auch zur Erkenntniß, daß, wie de Sanctis es ausgedrückt hat, „Laura

[1]) Hierzu ist das Sonett „Quando giugne per gli occhi al cor profondo“ (Förster S. 153) und des Castelvetro Commentar zu demselben zu vergleichen, welch' letzterer sich eingehend über das „Impallidire“ der Liebenden verbreitet (Castelvetro Le Rime del Petrarca, Basil. 1582, p. 179). Dasselbe Thema behandelt Boccaccio im IV. Buch seiner „Fiammetta“: („la palidezza del volto esser segno d'innamorato cuore“).

kein Wesen ist, das auf sich selbst beruht.“ Und damit treten wir der Wahrheit näher, die trotz Petrarca's Einsprache, sein geistvoller Freund Giacomo Colonna im Wesentlichen getroffen hat.

Schon Bartoli hat richtig erkannt, daß Laura eine doppelte Existenz hat: eine historische, die an vielen Stellen des Liederbuches hervortritt; und eine ideale, psychologische, die mit derjenigen ihres Dichters zusammenschmilzt und alle Transformationen seiner Seele miterlebt (S. 255). Er erinnert auch mit Recht (S. 283) an Quinet's Ausspruch: was Petrarca der Kunst Neues hinzugebracht, sei die ihm zuerst aufsteigende Empfindung, daß jeder Augenblick unseres Daseins die Substanz eines Gedichtes in sich trägt, jede Stunde eine Unsterblichkeit birgt. Es muß aber diese Erkenntniß mit jener weitern combinirt werden, welche de Nolhac[1]) zuerst vorgelegt hat: der Erkenntniß, daß Petrarca seinen Canzoniere als ein Ensemble, als Fragment eines großen, seinem Ruhm dienenden Werkes angesehen hat. Darum betitelt er es selbst nicht anders als „Rerum vulgarium fragmenta“, d. h. als Materialien zu einem Gebäude, das er selbst schließlich aufzuführen nicht mehr im Stande ist.

Verbindet man diesen Satz mit der durch die neuesten Forschungen (s. o.) gewonnenen Einsicht in den Parallelismus des „Canzoniere“ und der „Trionfi“ mit der „Vita Nuova“ und der „Commedia“ Dante's, so gewinnt man mit einem Schlage den vollen Blick auf Petrarca's poetisches Lebenswerk. Dante's unsterblicher Gesang auf die idealisirte Liebe seiner Jugend hat ihm als Vorbild vorgeschwebt: in anderer Form unternimmt er es, sein Ideal des Weibes und der Liebe zu singen; der „Canzoniere“ ist die Sammlung der „Materialien“ zu einem Bau, den zu vollenden ihm nicht gegeben war, die „Trionfi“ sollen für das Fehlende einen Ersatz bieten.

Von diesem Standpunkte aus gewinnt die Frage nach der

---

[1]) P. de Nolhac Le Canzoniere autographe de Pétrarque, Par. 1886, p. 28, Anm.

Realität Laura's ein anderes Gesicht. Die Laura der Liebeslieder und der „Trionfi" hat unzweifelhaft Realität, aber nur eine subjective. Sie lebt im Geiste des Dichters und ist der Inbegriff alles dessen, was seiner Empfindung nach dem Idealweibe zukommt. Was er liebt und leidenschaftlich liebt, das ist ein ideales, geistiges Wesen; in ihm finden sich alle Züge der Schönheit, Anmuth, der Vollkommenheit vereinigt, welche wir hienieden nur zerstreut in den einzelnen und wechselnden Gegenständen unserer Liebe kennen lernen.[1]) Die Frau, welche Petrarca 1327 zuerst in der S. Clarenkirche zu Avignon erblickte und welche 1348 an der Pest starb, hat er ohne Zweifel geliebt: aber sie war nur das Substrat einer andern, unendlich mächtigeren Liebe zu einem jener verwandten geistigen Wesen, die das Phantasma seines Lebens, wie ihre Verherrlichung ihm das Piedestal zur Erreichung jenes Lorbeers wurde, welcher den Inhalt seines ganzen Strebens gebildet hat. Ein künstlerisches Ziel hat Petrarca in Allem vorgeschwebt und zu diesem künstlerischen Ziel brauchte er eine Creation wie die seiner Laura. Wäre ihm die Erscheinung in der S. Clarenkirche nicht geworden, so hätte ihm eine Andere als „Beatrice" gesessen.

Petrarca ist nicht der einzige große Dichter, dessen Leben

---

[1]) Es kann Niemandem entgehen, daß auch Simone de Martino's berühmtes Porträt der Laura nichts Anderes als die Schilderung eines Idealweibes war: Petrarca spricht das selbst in dem bekannten Sonett „Per mirar Policleto a prova fiso" (Förster S. 145) aus

> „Mein Simon aber war in Himmelshöhen,
> Die meiner hohen Herrin Wohnsitz waren;
> Da sah er sie und eilt, ihr Bild zu wahren."

Im „Secretum" wirft Augustin dem Dichter vor, daß er stets das Bild einer geliebten Frau bei sich trage. Was aus der Simone'schen Miniatur geworden ist, weiß Niemand. Daß keines der vielen Laurabilder einen Anspruch auf Authenticität hat, bedarf jetzt kaum der Versicherung. Man vergl. über die „Ikonographie Laura's" H. Cochin Pétrarque ennemi des femmes (in „Les Lettres et les arts", 1886, Julih.); Zefirino Re I ritratti di Mad. Laura, Fermo 1857. De Nolhac p. 375. Müntz Gazette archéol. 1887.

und Werk von einem solchen „Phantasma“ getragen wird. Dante war ihm vorausgegangen, und es ließen sich Analogien bis in die neueste Zeit nachweisen.[1])

Das „Werk“ des Dichters ist mit dieser Annahme, mit der hier vorgelegten Combination erklärt; es erklärt sich jetzt auch, weshalb der Briefwechsel, der von realen Vorkommnissen berichtet, fast gänzlich von Derjenigen schweigt, die, wie man glauben sollte, Sinn und Gedanken des Autors völlig in Banden geschlagen; es erklärt sich das künstlerische Interesse, das den Greis Nachts heraustreibt, um Verse zu verbessern, die er vor zwanzig oder dreißig Jahren zu Ehren seiner „Laurea“ gedichtet. Das und manches Andere erklärt sich; die Untersuchung der Lebensumstände und der Familie der Geliebten, die Frage, ob sie Gattin oder Jungfrau war, ob sie wirklich „Laura“ geheißen, oder ob dies ein „nom de guerre“, ein „schermo“ war, wie wahrscheinlich der Name Beatricen's es ebenfalls gewesen ist, — alle diese Fragen sinken zu dem Rang literargeschichtlicher Curiositäten herab, welche für das Verständniß des Dichters wenig oder gar keinen Werth haben.

XII.

So viel auch über Petrarca geschrieben wurde, Niemand hat noch daran gedacht, seine „Pensée's zusammenzustellen. Und doch hätte ein Schriftsteller, der den größten oder doch einen großen Theil seiner Thätigkeit moralphilosophischen Erörterungen widmete, zu einem derartigen Versuche einladen sollen. Freilich, jener Condensirung des Gedankens, wie sie uns in der französischen Literatur seit Pascal entgegentritt, mußte bei unserm Dichter die rhetorische Declamation hinderlich sein, in welcher sich der Nachahmer Cicero's und Seneca's nur zu sehr gefiel. Aber trotzdem begegnen wir auch bei Petrarca und zwar sowohl

[1]) Sehr merkwürdig und den Fall Petrarca's seltsam illustrirend ist das in seinem Realismus gewiß abstoßende Bekenntniß Flauberts, welches uns das Journal de Goncourt II 177 aufbewahrt hat.

in den Tractaten und Dialogen als in den Briefen trefflich gedachten und markig ausgeprägten Sentenzen, welche uns über seine oder seiner Zeitgenossen Art und Weise, Menschen und Dinge anzusehen, willkommenen Aufschluß geben. Manchmal kleidet der Verfasser seine Weisheit in Anekdoten (Fam. XX 12, Sen. XIII 16) oder Fabeln (Fam. XVII 13 „rudis fabella, sed efficax“), öfter noch citirt er Sprüchwörter (z. B. Ed. Frac. Fam. I 36, 106, 142, 342, 347, 375, 380. III 382, 472. Sen. II 470), für deren Literatur die Schriften unseres Poeten auch noch durchzuarbeiten sind. Eine Zusammenstellung der Sentenzen Petrarca's aus seinen übrigen Schriften muß ich ebenfalls Anderen überlassen: von dem, was die Briefe in dieser Hinsicht bieten, ist in unserer Darstellung Vieles mitgetheilt worden; ich will zum Schlusse nur eine kleine Nachlese geben, welche nicht den Anspruch erhebt, vollständig zu sein; es soll damit bloß das Bild vervollständigt werden, welches wir im Vorstehenden von der Geistes- und Sinnesart des Dichters zu gewinnen gesucht haben.

Von allem, was Gott geschaffen, hat unsern Poeten nichts mehr interessirt als der Mensch selbst; nun freilich hat auch er diesem Wesen sehr verschiedene Seiten abzugewinnen gewußt. Einmal nennt er ihn das Wunderbarste, was es auf Erden gibt; („nihil homine mirabilius in terris fecit“; Fam. V 4); der Revers der Medaille zeigt ihm denselben Menschen als das wildeste Thier, und wiederum als das hinfälligste, weichlichste, kurz elendste Wesen (Sen. XV 3). Bei all' dem ist es doch der Mühe werth und nicht unangebracht, dies sonderbare Wesen zu lieben, wobei wir uns freilich, abgesehen von den allgemeinen Pflichten der Humanität, auf einige durch Blutsverwandschaft und Freundschaft empfohlene Exemplare dieser Rasse zu beschränken pflegen (Fam. VI 3). Die eine schönere Hälfte Menschheit erfährt durch Petrarca eine überaus verschiedenartige Beurtheilung. Man sollte meinen, daß ein Dichter, der den größten Theil seines Lebens damit zugebracht hat, das Lob einer von ihm geliebten Frau

zu singen und das Idealweib als Inbegriff alles Schönen und Guten zu feiern, wohl nur freundliches und gutes von deren Geschlecht zu behaupten hätte. Weit gefehlt. Zwar enthalten auch die Briefe manches zum Lob der Frauen (so die Schmeicheleien, welche den beiden Colonnesischen Damen gegenüber zum Besten gegeben werden, Fam. II 15) und das lange Loblied, welches der Gemahlin Karl's IV. gesungen wird (Fam. XXI 8). Aber in den Herzensergießungen an die Freunde wird den Frauen meist nur Uebles nachgesagt. „All diese Weiber", schreibt Petrarca an Dionisio di Borgo S. Sepolcro, „sind von derselben Art eitel in ihren Wünschen, lächerlich in ihrer Angst vor Nichts" (Fam. IV 2). Einen von Weiberliebe geplagten Unbekannten sagt er: nur dessen thörichte Höflichkeit oder dessen totale Blindheit im Urtheil könne das verständlich machen, was er zur Entschuldigung seiner „Mulierculae" vorbringe. Er, Petrarca, bekenne sich mit Plautus' berühmtem Ausspruch (Aulularia) einverstanden: „es gibt keine beste Frau, wie wohl eine schlechter als die andere ist: (optimam feminam nullam esse, alia licet alia peior sit)".

Die greulichen Dinge, welche die Ep. III des Fracassettischen Appendix über die armen Frauen enthält, kommen nun zwar nicht auf Petrarca's Rechnung, da der betreffende Brief wie man jetzt weiß, nicht von ihm, sondern von Lombardo da Seta herrührt. Aber immerhin sind die Frauen, auch nach dem Dialog. LXIX des Tractates „De Remediis utr. Fortunae", es nicht werth, daß man sie liebe, sintemalen sie ein lüsternes, leichtfertiges Geschlecht sind, welchem Lügen und Betrügen zur Gewohnheit und eifrig betriebenen Beschäftigung geworden ist. Danach scheint unser Dichter in seiner Jugend mit den Damen von Avignon recht trübe Erfahrungen gemacht zu haben. Es ist nicht zu verwundern, wenn er unter solchen Umständen der Ehelosigkeit den Vorzug gibt (Dial. LXV). Eine Frau zu haben, ist ihm eine Charybdis (Fam. V 14), nichts erscheint ihm angenehmer und ruhiger als der Cölibat (Fam. XXII 1). Indessen muß man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß

er auch zu wiederholten Malen Vortheile und Nachtheile des ehelichen wie des ledigen Standes ruhiger Erwägung zu Gunsten seiner Freunde unterzieht (ebd. und Sen. XV 3). Von der Liebe weiß Petrarca natürlich Manches zu sagen. Es ist schon hervorgehoben worden, daß seine Denkart in diesem Punkte nicht frivol war; ausdrücklich tadelt er Ausgelassenheit, unsittlichen Wandel und alles Obscöne (Fam. IV 18. 19). Daß Liebende im Urtheil blind sind und mit offenen Augen nicht sehen, erörtert er mehrmals. (Fam. VII 14. XVII 9: „coeci sunt amantes").

Das Leben des Menschen und dessen Bedingungen liefern Petrarca nimmerausgehenden Stoff zum Nachdenken. Lange vor Calderon hat er es „einen Traum" genannt, („totam mihi vitam nihil videri aliud quam leve somnium fugacissimumque phantasma"; Fam. II. 9; „somnus est vita quam degimus, et quidquid in ea geritur somnio simillimum. Sola mors somnum et somnia discutit"; Fam. VIII 7), aus dem uns der Tod herausschüttelt. Ein anderesmal wird das Leben einem Vogelflug verglichen, oder „besser, der rasche Lauf desselben gleicht dem Flug des Pfeils, der, nicht von einem Bogen, sondern von einer Balestra gedrückt wird" (Sen. XII 1). Und wiederum erscheint dem Dichter das Menschenleben wie eine Blume, die rasch aufblüht und noch rascher verdorrt (Fam. I 2). Aber dies Leben, dieser Traum ist nichts weniger als leicht; es ist „ein großes Stück Arbeit und Mühe", zu leben, („magnus labor est vivere"; Var. 25) und zugleich ein großer Schmerz („magnus dolor est vivere"; ebd.); „eine Wanderschaft, auf der es heißt Hitze und Kälte, Hunger und Durst, die Betäubung und die Unruhe des Schlafes ertragen, allerlei Umwege auf sich nehmen" (Fam. II 5). In einem Briefe, den wir als Niederschlag der Unterhaltung zwischen Petrarca und Lombardo da Sete betrachten dürfen (Fam. VIII 8. Sen. XI 11), heißt das Leben u. a. ein Labyrinth von Irrthümern, eine greuliche Wüste, die Wohnung wilder Thiere, ein dorniger Wald (es ist die selva oscura Dante's, Inf. 1.) u. s. f. Wie elend dies Leben ist, hat der

Dichter nun endlich auch an seinem eigenen Fleische — handgreiflicher als an irgend einer fremden Leiche — erfahren; „jetzt sieht er, was für ein erbarmungswürdiges und niedriges Geschöpf dieser Mensch wäre, würde die Misère dieses Körpers nicht durch den Adel des Geistes wettgemacht“ (Fam. XI 1). Und was dies Elend recht voll macht, das ist die Armuth und Kurzsichtigkeit unseres Geistes. „So oft ich kraft meiner Vernunft zu jener höchsten ätherischen Burg des Geistes aufsteige, die uns wie die Höhen des Olymp die Wolken tief unter uns schauen läßt, wird mir klar, in welcher Finsterniß, in welchem Nebel von Irrthümern wir hier auf Erden wandeln; . . es sind Hirngespinste, die uns ängstigen, Larven, die wir altgewordene Kinder fürchten, ein Windeshauch, der uns umwirft oder wie ein leichtes Rohr in die Höhe hebt“ (Fam. XI 3). In diesem Leben sind wir Einer dem Andern ein Schauspiel, was schon Epikur vermerkt hat: „alter alteri theatrum“ (Fam. VIII 7). Und das ist seit Jahrtausenden dieselbe Geschichte: der Mensch bleibt sich im Wesentlichen ganz gleich (Sen. XVII 2).

Dem Alter, das sahen wir schon, gibt Petrarca den Vorzug vor der Jugend. Es sei, sagt er (Sen. XVII 2), ein großes Uebel für den Leib, aber eine ebenso große Wohlthat für die Seele; erst im Alter lernt man den Werth jeder Minute schätzen (Fam. XV 1). Von allen Gütern des Lebens ist keines vornehmer als die Freiheit des Geistes; wer nicht frei sein kann, verdient nichts Besseres als Knechtschaft (Fam. XV 7). Darum schätzt auch Petrarca den Vorzug des Klosterlebens, wenigstens desjenigen des Karthäusers, der, zu ununterbrochenem Schweigen verpflichtet, jene süße Muße — jenes „dulce otium“, gewinnt, welche die Grundlage innerer geistiger Freiheit ist (Fam. X 3), wie denn überhaupt, wer Frieden haben will, sich am Besten in völliger Abgeschiedenheit zurecht findet (Fam. V 18). Nirgends ist Petrarca glücklicher als in der Einsamkeit (Fam. XIX 3), und er ist es ganz zufrieden, ein Jahr lang zu schweigen, wofür er sich denn freilich, wenn die Freunde ihn be-

suchen, durch tagelanges Plaudern entschädigt (Fam. XIX 16). Aber auch mitten unter den Menschen seufzt er immer nach innerer, geistiger Einsamkeit (Var. 52). Freilich hat auch die Einsamkeit ihre Gefahren. Sie taugt nicht für eine traurige Gemüthsart („moesto animo male committitur solitudo"; Fam. XVI 7), und ebenso wenig dem, dessen Geist von Leidenschaften besessen ist. Einem solchen steigen denn freilich, wenn er lange allein ist, sinnliche Gedanken, heftige Anfechtungen auf, auch die Liebeskrankheit, jene Pest aller müßigen Seelen, wird nun erst recht schlimm. Auch das hat er an sich selbst erfahren (Fam. XVI 14). Wie sehr Petrarca das Landleben demjenigen in den Städten vorgezogen, haben wir mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er hat dies Thema aber auch in einem langen Briefe ex professo behandelt (Fam. XIII 4). In andern führt er aus, welchen Segen das Reisen für Geist und Leib bilde. Der allgemeinen Anschauung der Romanen entgegen behauptet er, Abwesenheit von Hause sei an sich kein Uebel (Fam. II 3) und selbst die Verbannung aus der Heimath sei ein Gegenstand, über den man sich schließlich auch trösten könne (ebd. II. 4). Was vor Allem zu meiden sei, wolle man sich das Leben nicht durch eigene Schuld noch trüber als es ist gestalten, das sei das Unmaß der Leidenschaften und unter diesen bekämpft der Dichter außer den Verirrungen der Sinnlichkeit hauptsächlich Geiz und Trunksucht. Er weiß sehr Schönes zum Lob der Armuth zu sagen (Fam. VI 3); wir haben indessen gesehen, daß er für seine Person von den Vorzügen dieser „Tugend" doch nur einen sehr beschränkten Gebrauch zu machen geneigt ist. Anderseits war Petrarca frei von Geiz und er hat nicht Ausdrücke genug, um dies Laster an Anderen, namentlich an Greisen, zu tadeln (Fam. VI 1. Sen. VI 7). Das Allerwiderlichste ist ihm, an Greisen die Verbindung des Geizes und der Lascivität zu beobachten (Fam. V 9). Eigenthümlich ist, wie er, freilich in einem gewissen Anschluß an den Weisen des Alten Bundes und an Augustin, die Versuchungen des Lebens gruppirt.

Es sind deren, sagt er, im Wesentlichen vier. Die erste besteht in der Versuchung durch Irrthum, Unwissenheit, Armuth unserer Rede. Die zweite entspringt der Schwierigkeit, das Gute zu vollbringen und die böse Begierde zu überwinden. Die dritte Versuchung ist das Gegentheil der ersten: sie liegt in der Unlust an jeglicher Arbeit und der Entmuthigung. Die vierte kommt uns von den Krisen und Stürmen, welche die gegenwärtige Leitung der Kirche den Seelen bringt (Sen. XVI 8). Die letztere Aeußerung ist bemerkenswerth, weil sie eine der wenigen ist, die den Einfluß der kirchlichen Situation auf die religiöse Ueberzeugung bei Petrarca documentiren. Er wird persönlich durch den Anblick der Corruption der Curie nicht an seinem Glauben irre gemacht; wohl aber gibt er hier zu verstehen, daß die Dinge objectiv allerdings so liegen, um die Gläubigen in ihrer Ueberzeugung zu erschüttern.

Neben dem Geiz ist, wie bemerkt, die Trunksucht dasjenige Laster, gegen welches Petrarca am Entschiedensten auftritt (Fam. III 9, IV 17). Er hat den Eindruck, zu seiner Zeit werde mehr als früher getrunken. „Meiner Ansicht nach", fügte er hinzu, „gehört der erste Becher dem Durst, der zweite der geselligen Freude, der dritte führt zur Wollust, der vierte zur Trunkenheit, der fünfte zum Jähzorn, der sechste zum Streit, der siebente zu Wuthausbrüchen, der achte zum Schlaf, der neunte macht krank". All' diesen Excessen gegenüber wird die Mäßigkeit und die Mäßigung als bestes Recept verschrieben. „Die Stimme aller Weltweisen, vielmehr die Stimme der Natur selber sagt uns: „nichts was über das Maß hinausgeht, nichts Heftiges hat Dauer" („nihil violentum diuturnum"; Fam. III 7).

Petrarca nennt, wie bemerkt, das Leben einen T r a u m; aber er kommt auch dem Gedanken nahe, den Traum ein Leben zu nennen. Man lese den Brief Fam. V 7, um sich zu überzeugen, wie starke Wurzeln „die Symbolik des Traumes" bei ihm geschlagen.

Die K ü r z e d e s L e b e n s ist ein Gegenstand, den unser

Dichter oftmals berührt. „Wir stehen niemals still, wo wir glauben zu ruhen, laufen wir, nämlich dem Tode entgegen; ja es ist kein Laufen, eher ein Fliegen“ (Fam. XVI 5). Ausführlicher führt er dies Thema in dem Schreiben an den Bischof von Cavaillon (Fam. XXIV 1) aus. Den Tod soll man aber nicht fürchten, nicht mehr als den Schlaf oder die Ruhe (Fam. III 10. Sen. I 5). „Das, was uns an demselben entsetzt, liegt nicht in der Sache, sondern in der falschen Beurtheilung derselben Seitens der Menschen“ (ebd. II 3). Fortlaufen kann man dem Tode doch nicht. „Die Flucht vor ihm ist bei einem Jüngling eine Thorheit, bei einem Greise eine Lächerlichkeit“ (Fam. XXII 12). „Den Tod mögen diejenigen fürchten, welche nicht zu leben gewußt haben“ (ebd. XXIII 5). Es sei ein seltsames Ding, und hierin glaube er dem Cicero mehr als den kirchlichen Schriftstellern: unser Leben selbst ist nur ein Sterben („haec nostra quae dicitur vita, mors est“), und daher kommt es, daß wir den Tod sowohl über Alles hassen als lieben, sodaß das Wort des Komikers uns gilt: „volo nolo, nolo volo“ (Fam. X 5). Denjenigen, welche vor der Pest fliehen, sucht er Muth einzusprechen (Sen. XV 10), und ruft ihnen zum Schluß zu: „das einzige Mittel vor dem Tode zu fliehen, ist, zu sterben. Addio“. Bei all' dem sehen wir, daß seine Tapferkeit in diesem Punkt nicht übermäßig war und er dem angerathenen Mittel persönlich gerne aus dem Wege ging. War Petrarca, wie er wenigstens sich selbst vorredete, wirklich der Ansicht, daß der Tod Niemanden unglücklich mache, — „nemo fit morte miser“ — so huldigte er jedenfalls hinsichtlich des Begräbnisses einer Auffassung, die für seine Zeit aufgeklärt erscheinen muß. Er hält an dem Virgil'schen „sepulchri facilem esse iacturam“ fest und erklärt es für eine Altweibervorstellung, daß die Seligkeit des Geistes durch die Art der Bestattung beeinträchtigt werden könne (Fam. II 2).

Daß Petrarca trotz einiger vorübergehender demokratischen Anwandlungen keine hohen Vorstellungen von dem Werthe der

Volksmeinung hatte, haben wir auch bereits gesehen. Sie ist ihm ebenso beweglich als ungerecht (Fam. I 1). Die sog. „Oeffentliche Meinung" ist ihm „eine Pest, die die Welt, so weit und breit sie ist, krank macht; denn nur Wenigen gelten Tugend und Wissen etwas, die Meisten sehen nur auf Erfolg, Reichthum, Genuß" (Sen. VIII 3). Die höheren Stände, das ist weiter seine Ansicht, sollen sich mit der Menge auch nicht zu sehr einlassen, denn aus der Vertraulichkeit erwachse begehrliche Mißachtung („nascens ex familiaritate concupiscentia"; Fam. I 1). Hatte Boccaccio die Besorgniß ausgesprochen, Petrarca verliere durch seine Beziehungen zu Galeazzo Visconti seine Freiheit, so gibt ihm dieser zurück: er wisse nicht, ob sein Joch schwerer sei als des Freundes: die Tyrannei eines Einzelnen sei weniger hart, als die eines ganzen Volkes (Sen. VI 2).

Den Werth der Zeit weiß Petrarca namentlich mit zunehmenden Jahren aufs Eindringlichste zu schildern. „Daß die Tage kostbar seien, wußte ich; wie unbezahlbar sie sind, ahnte ich nicht (noveram caros dies, inaestimabiles non noveram). Hört auf mich, ihr Knaben, die ihr noch euer ganzes Leben vor euch habt: die Zeit ist unersetzlich. Das wußte ich leider nicht in dem Alter, wo es mir am Nützlichsten gewesen wäre. Ich rechnete wohl mit der Anstrengung des Körpers, mit der Ermüdung des Geistes, mit Ausgaben in Geld; an die Zeit wurde zu allerletzt gedacht, und das wäre doch, wie ich es jetzt sehe, das Erste gewesen" (Fam. XVI 11). Abgesehen von dem Uebelstand, daß sie rasch verrinnt und nicht mehr einzubringen ist, hat die Zeit aber auch gute Eigenschaften: sie macht (was ein Dichter zu schätzen wissen wird) „Gedichte wie den Wein von Tag zu Tag besser" (ut vina sic poemata meliora dies reddit; Fam. I 1).

Daß die Welt im Argen liegt und die Zeiten schlecht sind, hat auch Petrarca gewußt. Jene meint er, wäre so schlimm nicht, „wären die Gaben der Natur nicht durch Schuld der Menschen verdorben (was ja unser Schiller bestätigt hat); der

Rauch und Staub, den der ewige Krieg der Menschen unter einander aufwirbelt, verdirbt uns den schönen, heitern Himmel" (Sen. III 9). „Ueber die schlechten Zeiten" sagt Petrarca, „hat laut Seneca jegliches Jahrhundert zu klagen gehabt" (Fam. XX 1); dem seinigen hat aber unser Dichter doch manchen besondern Vorwurf zu machen. Seit langer Zeit, findet er, seien elementare Katastrophen, wie diejenige, welche sein Zeitalter betroffen, nicht erhört worden. Und in diesem Punkte hat er sicher Recht, denn es waren nicht bloß schreckliche Erdbeben (Fam. XI 7), sondern vor Allem Pestseuchen von nie gesehener Heftigkeit, von welchen die Zeitgenossen Petrarca's heimgesucht waren. Er hat das Wüthen des „Schwarzen Todes" mit angesehen und ein Vierteljahrhundert später die Meisterschaft anerkannt, mit der der Certaldese im Eingang des Decamerone „dies großartige Unglück des Vaterlandes" geschildert hatte (Sen. XVII 3). Nicht minder war über die geistlichen und sittlichen Zustände zu klagen. Die allgemeine Unsittlichkeit, die Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse hatten gewaltige Fortschritte gemacht (Fam. IX 4). Der Sinn für Wahrheit und Freiheit war, wenn wir dem Dichter glauben, völlig abhanden gekommen („nihil saeculis nostris invisius quam duo haec: veritas et libertas"; Fam. XX 6). Seinen tiefen Ekel an der Gegenwart verräth Petrarca in den harten Worten, die er an Olympius schreibt: „von dieser ganzen Rasse von Menschen seid Ihr Wenige nur noch übrig, mit denen ich leben und sterben möchte" (Fam. VIII 4). So herb diese Aeußerungen lauten, ich glaube nicht, daß sie wörtlich zu nehmen sind; denn im Grunde seines Herzens dachte Messer Francesco wahrscheinlich genau so, wie einer meiner Pariser Freunde. Wir hatten einst, unter den herrlichen Platanen des Luxemburg wandelnd, dies Thema von der Schlechtigkeit der Zeiten weidlich abgehandelt und stimmten auch darin überein, daß es unserseits äußerst ungeschickt war, gerade in solche Zeiten hineinzufallen; „et

pourtant“, meinte am Schlusse mein berühmter College, „c'était bien amusant de vivre“.

Als Petrarca starb, feierten ihn die Freunde in Ausdrücken überschwenglicher Begeisterung. Fra Bonaventura de Peraga, dem einst (1369, 1. Nov.) der Dichter seinen ersten Brief aus dem Landhause von Arqua mit dem schönen Datum: „tua in domo rustica collis Euganei“ gesandt, derselbe, der 1378 Cardinal geworden, bald darauf (1385?) auf der Engelsbrücke zu Rom von unbekannter Hand erschossen wurde, hielt die Leichenrede, in der er von dem Sänger Laura's wie von einem Heiligen sprach. Boccaccio nennt ihn in seiner „Genealogie der Götter" eine Quelle der Wahrheit, Zierde und Freude der Tugend, Vorbild christlicher Heiligkeit, einen frommen, milden, gottesfürchtigen, eingezogenen Mann („venerabile sacrario di verità, decoro e letizia di virtù, norma della santità cattolica, pio, mite, devoto, verecondo“). Die Freunde mögen nach Freundesart sich getäuscht haben, indem sie Petrarca in ihren Katalog der Heiligen aufnahmen. Darin führte sie ihre Liebe irre; aber worin sie nicht geirrt haben, das war diese Liebe selbst: denn sicher hat die Erde wenige Menschen getragen, welche mehr als jener geliebt worden und liebenswerther gewesen wäre. Unter dem Bildnisse des Dichters, welches Zabbora seinem „Petrarca in Arqua“ beigab, steht geschrieben: „vixit omnibus dilectus“. Nimmt man einige Cardinäle in Avignon, die Doctoren der Medicin und etliche politische Gegner aus, so war das sicher das allgemeine Urtheil seiner Zeitgenossen, und was die Nachwelt anbelangt, so dürfen wir auf ihn die Worte anwenden, mit denen er selbst seinem treuen Simonides die Unsterblichkeit zugesichert hat: „sie kann ihn nicht kennen, ohne daß er ihr theuer wird. Er lebt im Himmel und in unserm Andenken, solange wir leben; nach uns aber in der Erinnerung der kommenden Generationen, denen er, irre ich mich nicht, in meiner Liebe für ihn, theuer sein wird, wo immer sie ihn kennen lernen werden" (Sen. III 1).

Inhaltsverzeichniß.

Druck von G. Bernstein in Berlin.